Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neuere Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Von Goethe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege.

Zweite Auflage.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1844.

Digitized by Google

Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Fünfter Theil.

Von Goethe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege.

Zweite Auflage.

Mit einem Register über das ganze Werk.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1844.

Digitized by Google

830.9
G39g
v.50

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Vorwort.

(Zur ersten Auflage.)

Ich übergebe hier den letzten Band meiner Literargeschichte dem Publikum, und wünsche nun um so herzlicher dem ganzen Werke ernste und uneingenommene Leser, je seltener diese in einer Zeit und vollends in einer Materie sind, in der Jeder sein eigenes Urtheil gebildet hat und in jedem Buche wieder sucht. Die Strenge des Urtheils, an den Lieblingsdichtungen der neuern Zeit geübt, die bald da bald dort enthusiastische Kenner und Verehrer haben, muß nothwendig in den letzten Bänden noch mehr misfallen, als sie in den ersteren den Forschern des deutschen Alterthums misfallen hat. Diese Strenge im Kunstgeschmack ist aber überall räthlich, und zumal, wenn die Massen der Kunstwerke so ins Ungeheure anwachsen, wie bei uns; was uns Schönes für den Genuß geboten wird, verdient die relative Schätzung am allerwenigsten. Was Horaz in dieser Beziehung gesagt hat, das hat auch Göthe empfunden; nicht allein schrieb er vor, in aller Art Kenntniß überhaupt nach dem Höchsten zu streben, auch in der Kunst besonders fand er alles Vorliebnehmen zerstörend. Am allerwenigsten aber war jene Urtheilsstrenge nach großem Maßstabe und jenes stete Augenmerk auf das Bedeutendste in einer geschichtlichen Behandlung der Dichtung zu entbehren. Auch dies sage unser Meister der Kunst für mich: „Nur auf dem höchsten und genauesten Begriffe von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war,

376024

Digitized by Google

kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt nahm.“ Ich überlaſſe mein Buch ſeinem Schickſal, gleichgültig gegen ſeine Erfolge. Was es mir geweſen iſt, habe ich zu ſicher, um ein Anderes zu bedürfen. Ich glaube das wahre Mark unſerer poetiſchen Schöpfungen, und, was ſo nahe daran liegt, den Kern der ſchönſten Empfindungen, und wie Vieles von wahrer Weisheit unſeres Volkes, ſo weit es ſich in den Dichtungen niederlegte, darin geſammelt zu haben, ſo daß Einer den ganzen reichen Vorrath mit verhältnißmäßig kleiner Mühe zu ſeinem Eigenthum machen kann. Der Geiſt des Volkes ſteht in dieſer raſchen Ueberſicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und ſpricht uns aus tauſend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verſtand, daß wir in ihm uns ſelbſt liebhaben, uns ſelber niemals aufgeben ſollen.

Es wird für die Benutzung meiner Literargeſchichte keine kleine Erleichterung ſein, daß dieſer letzte Band mit einem Regiſter ausgeſtattet iſt, welches ſich mit Vollſtändigkeit über das ganze Werk verbreitet. Die Herren DD. E. E. Seiler und C. Jacobitz in Leipzig hatten die verdienſtliche Güte, dieſes Verzeichniß zu redigiren, wofür der Leſer dankbar ſein wird, weit mehr aber der Autor ſich aufgefordert fühlt, öffentlich ſeine Erkenntlichkeit auszudrücken, da er ſelbſt zu einer ſolchen Arbeit, die ſo viele achtſame Betrachtung ſeines Werkes verlangte, vielleicht zu wenig Einbildung auf deſſen einzelnen Inhalt, gewiß zu wenig Ausdauer und Fleiß für eine ſo genaue Sektion gehabt haben würde.

Heidelberg, im Juli 1841.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Pag.

XII. Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

3) Wieland's Schule 3
Heinse 4
Mauvillon 8
Unzer 8
v. Nicolay 19
Alxinger 21
Meißner 21
4) Klopstock's Schule (die Göttinger) 22
Boie 23
Bürger 30
Claudius 38
v. Schönborn 42
Cramer 42
Hahn 43
Hensler 43
Hölty 43
Brückner 43
Miller 45
Gebr. Stolberg 45
Voß 60
Hebel 72
Grübel 74
Sailer 74
Usteri 75
5) Göthe in Italien und Schiller's Jugend 76
Wekhrlin 137
Schubart 137
Schiller 141

XIII. Uebersicht der schönen Prosa (Romanliteratur).

1) Humoristische Romane 157
Selbstbiographie von Moritz 170
= = Brandes 171
Bode 173
Lichtenberg 174
Hermes 185
Hippel 190
Musäus 198
Lafontaine 200
Müller, Joh. Gottw. 201
Wezel 202
v. Thümmel 205
Jean Paul 209

Digitized by Google

P
3) Unmittelbare Einwirkung der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände
Sebaldus Nothanker (Roman)
Bahrdt's Leben
Jung (Stilling)
Lavater
Jacobi's und der Fürſtin v. Gallitzin Kreis
Herder's Briefe über d. Stud. der Theol.
Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte
Herder's Humanitätsbriefe
Herder's chriſtl. Schriften
Wieland's Göttergeſpräche
= Peregrinus Proteus
= Agathodämon
Baſedow
Peſtalozzi
Campe
XIII. Schiller und Göthe.
1) Geſchichte der Politik (Göthe)
Georg Forſter
2) Philoſophie (Schiller)
3) Gemeinſame Thätigkeit
4) Schauſpiel
Eckhof
Gotter
Schröder
Iffland
Engel
v. Kotzebue
Weimarer Bühne (Schiller)
XIV. Romantiſche Dichtung
Novalis
Werner 595.
Fr. und A. W. Schlegel
Baggeſen
Roſegarten
Tiedge
Matthiſſon
Tieck 653.
Gebr. Collin 663.
Fouqué 666.
Oehlenſchläger
Falk
Seume
Zſchokke
v. Kleiſt
Körner
Uhland
Hoffmann
Müllner
Grillparzer
Houwald
Rückert
Göthe's Alter

Geſchichte
der
deutſchen Dichtung.

Digitized by Google

XI.

Umſturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

3. Wieland's Schule.

Wenn man Klinger's Roman von ſeinem Drama abgeſondert verfolgt, ſo führt er uns geſchichtlich auf Wieland zurück. Sehen wir auf die Lebenstendenzen in den Schriften beider Männer, ſo finden wir, daß wenn Wieland eine Karrikatur von Sokrates' Plato vorſtellen ſollte, die zwiſchen Stoicismus und Epikureismus eine gewiſſe Mitte hielt, Klinger nach der Seite der Stoa hin einſeitig und eben ſo karrikaturartig abwich. Einen Gegenſatz zu ihm ſcheint das Geſetz der Entwickelung zu verlangen, und wir haben ihn ganz normal in Heinſe, der den ſinnlichen Epikureismus Wieland's eben ſo verzerrt und durch Beimiſchung cyniſcher Elemente karrikirt einſeitig ſteigerte, wie Klinger den Zug nach Vereinſamung und ariſtokratiſcher Abſonderung von der verderbten Welt. Beide waren Wielanden im Mangel eigentlich poetiſcher Gabe, im Bedürfniß poetiſcher Genüſſe, in heidniſcher Wegwendung vom Chriſtenthume, in vielen andern Stücken ähnlich und verwandt; Klinger's Verhältniß zu ihm war ſpäter, bei eingetretener Mäßigung von beiden Seiten näher, Heinſe's war anfangs enthuſiaſtiſch und weiterhin kühler; die Schreibart der Proſe Klinger's iſt der wielandiſchen ähnlich, die von Heinſe ganz ungleich. Klinger neigte ſich zu den wielandiſchen Produkten im orientaliſchen Gewande, Heinſe zu den italieniſch und griechiſch gekleideten; jenen führte ſein Nachdenken auf die moraliſche Seite des Menſchen, dieſen reizte die Kunſt; das Verhältniß des Weltlaufs zur Vorſehung, der Herrſchaft des Böſen zu dem idealen Hintergrunde der Moralität und Tugend beſchäftigte Klinger'n; die Gegenſätze von Natur und Kunſt, von Wirklichkeit und Ideal begegnen uns in Heinſe's Schriften überall. Wie jener mit dem Glauben an Sitt-

lichkeit doch vorzugsweiſe auf der Schattenſeite des Gemäldes von der moraliſchen Menſchheit ruhte, ſo neigte Heinſe in der Kunſt mit der Verehrung des antiken Ideals zu der niederländiſchen derben Naturwahrheit. Dem Einen war es gleichſam Bedürfniß, mit dem Blick auf den quälenden Partien der Geſchichte zu weilen, weil ihn Mitgefühl mit der Menſchheit bewegte, den Andern iſolirte ſeine Genußſucht und der extremſte Egoismus; jener hätte wohl gern mit militäriſcher Disciplin Ordnung in die ſchlechte Welt gebracht, dieſer möchte die unſchöne Welt gern mit dem Hineintragen der künſtleriſchen Licenz geſtalten. Beide untereinander hatten nur im Anfange der Genialitätszeit Gemeinſchaft und ſchrieben ſich wunderliche Briefe (unter andern über das Schauſpiel, das Heinſe'n auch ſpäter noch ſchriftſtelleriſch beſchäftigte), perſönlich aber ſtießen ſie ſich in Rom einander ab.

Wilhelm Heinſe (aus Thüringen **1749 — 1803**) war arm und ohne alle Erziehung auferwachſen. Alles ſchien bei ihm zuſammenzutreffen, ihn zu einem der ausſchweifendſten jener Jünglinge zu bilden, die damals die Welt zu reformiren gedachten. Seine erſten literariſchen Anregungen empfing er durch Hoffmannswaldau und Wieland's Schriften der zweiten Periode; er ward in Erfurt mit Wieland bekannt, der ihm als ein Genius geſandt ſchien die Menſchen zu beglücken. Seine jugendlichen „Sinngedichte" (**1771**), die ſchon von Cynismus nicht frei waren, empfahlen ihn Gleim, der ihn nicht allein materiell unterſtützte, ſondern auch den ſchädlichen Leichtſinn hatte, ihn in allen Extravaganzen zu beſtärken, weniger als er in Halberſtadt mit ihm lebte, als ſpäter, da Heinſe mit Wieland zerfiel und den Einflüſſen der Jacobi bei ſeinem Aufenthalte in Düſſeldorf folgte. Wieland täuſchte ſich über Heinſe nicht lange; er hatte nicht die Unbekümmertheit Gleim's, dem Heinſe allein gefiel; auch kam er nicht weiter in die Lage, die Toleranz des perſönlichen Umgangs gegen ihn auszuüben, wie Jacobi, der mit ſeinem ganzen Kreiſe ihn ertrug, ohne Vertrauen zu ihm zu faſſen. Wielanden mishagte bald die Sitte dieſes ingenium luxurians, über die geſunde Vernunft und Unterſuchung „wie über ein Paar altgefrorene Weiber" zu ſpötteln; er mochte nicht im Jünglinge die Timonie und die geſetzloſe Denkungsart, die unruhige Wachſucht und das tobende Blut; und wie ſehr er die ſinnlichen Empfindungen in Schutz nahm, ſo entſetzte er ſich doch vor den grellen Sätzen in Heinſe's Jugendſchriften, nach denen die Leidenſchaften den größten Stoff zu unſerer Glück-

seligkeit darboten, in denen Haß und Verachtung auf Alle geworfen wird, die sich der unwiderstehlichen Affekte der Jugend und Natur schämten. Wieland haßte den moralischen Zustand, der sich auf diese Weise äußerte, und nannte ihn Seelenpriapismus; ihm, in dem einförmigen Glücke der Häuslichkeit, ekelte vor dieser unersättlichen Ungeduld und Unruhe, die „vor Gleichgültigkeit sterben wollte, wenn sie jeden Tag das Nämliche thun, reden und sehen mußte." Im Jahre **1771** reiste Heinse mit einem Hauptmanne, der ein Religionshasser, dessen Phantasie, wie Heinse sagt, ein ewiger eunnus war, der ihn zu den Ausschweifungen in seinen Schriften verführte, „in seinem Petron das Abscheulichste mit schänderischer Hand schrieb, und stündlich an seiner Seele, wie ein Lavater oder Jakob Böhme des Priapus, arbeitete." Dieser Umgang scheint Heinse's Charakter und Schriften völlig entschieden zu haben. Um dies zu verstehen, muß man sich des Zustandes der Officierwelt erinnern, die damals in die Sekten Klopstock's und Wieland's sich eben so wohl, wie das ganze civilistische Deutschland, theilte. Die Nachkommenschaft Kleist's im preußischen Heere wandte sich zu jenem; die französische Freigeisterei griff aber in andern Kreisen desto tiefer ein. So hat Göthe angedeutet, von wie schädlichem Einflusse die Bekanntschaft mit dem Militair in Straßburg auf Lenz war; so hat die Bekanntschaft mit einem Officier auf Schiller's Sitten in der Zeit seines Austritts aus der Karlsakademie nachtheilig gewirkt; so werden wir unten sehen, wie ein Militair, Mauvillon, einen ordentlich fanatischen Cirkel von Religionshassern um sich sammelte; und so haben wir zur alleinigen Gesellschaft für Heinse in der Literatur einen Militair, den Freiherrn von der Goltz (geb. **1738**), an dessen „Gedichten[1]) in Grécourt's Geschmacke" (**1771**) eben so wohl wie an Heinse die nächsten Wirkungen von Wieland's frivolen Schriften am leichtesten zu veranschaulichen sind, und ebenso die Rückwirkungen dieser Uebertreibungen auf

---

1) In spätern Ausgaben hießen sie Gedichte nach Leben, und zuletzt: Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe. **1798. 1 — 4.** Sie sind fast immer dem königsberger Scheffner zugeschrieben worden, allein ganz mit Unrecht. Vergl. dessen Selbstbiographie: „Mein Leben," Leipzig **1823**, p. **93**, und die kurze Biographie von v. d. Goltz in dem dritten Bande der Natürlichkeiten. Scheffner's Landsmann, Hoffmann, wollte herausgebracht haben, daß sie trotz all dem doch von Scheffner seien, allein wer die wirklich ihm angehörigen Gedichte vergleicht, wird es nie glauben.

Wieland ſelbſt. Heinſe und v. d. Goltz wollten eben ſo wohl wie dieſer ohne Ruchloſigkeit und ohne Schuld ihre wollüſtigen und üppigen Gemälde entworfen haben; der Letztere erſcheint auch in der That bei aller groben Sinnlichkeit zugleich in ſchwermüthiger Schwärmerei und ſiegwartiſirender Empfindſamkeit; er ſchreibt in elegiſchem Ernſte, oder in einem Tone des Scherzes, der bis zur Feierlichkeit, man weiß nicht ob im Ernſt oder ironiſch, geſteigert iſt. Es iſt eine wahre Poeſie des cunnus, um in Heinſe's Weiſe zu reden. Wie Johannes Secundus, deſſen basia in den ſpätern Ausgaben der goltziſchen Gedichte überſetzt ſind, Lippen und Küſſe beſingt, in derſelben Fülle wird hier der Thron noch tieferer Liebesfreuden beſungen, und man ſollte nicht glauben, daß eine dichteriſche Phantaſie dorthin Gold- und Purpur- und Honigſtröme zaubern würde. Die Verrichtungen der Sinnlichkeit werden hier wie Andachtsübungen behandelt, wie ein Naturdienſt; myſteriſche Hymnen und offene Litaneien feiern die Heiligthümer der Liebe in ſolch einem Tone, daß man begreift, wie in den Vorreden der ſpäteren Editionen Wolluſt und Andacht Schweſterkinder genannt werden konnten. Ganz dieſer Art nun waren die erſten Schriften Heinſe's; Roſt und Wieland waren die einheimiſchen Muſter hier und dort, und Heinſe ward im Kreiſe ſeiner jungen Freunde ſogar Roſt genannt. Die Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyrikon des Petron (1773) ſind für dieſe Zeit ſchon als Ueberſetzung charakteriſtiſch, da dieſes Buch im Alterthume die Gattung der picariſchen Romane vertritt, die in dieſen Jahren ſich bei uns erneuten. Die übermüthigen Vorreden und Noten griffen die triefäugigen Dudeldummianer und die Diſtelgeiſter in Wien an, die den Agathon mit Füßen traten; ſie erlaubten dem Genie, das Häßlichſte wie das Schönſte zu malen; ſie preiſen das Alterthum um ſeiner nackten Sitten willen; ſie nennen unſere ſinnlichen Fehler nothwendig, natürlich, verzeihlich, und die heutigen Verehrer Heinſe's mögen ſich wundern, daß er das nur noch Fehler nennt. In den Kirſchen (1773) ſoll ein Stoff poetiſch beluſtigen, der in der Geſchichte der Borgia empört, ein Thema, das Grécourt, Verville, Dorat (dem Heinſe folgte) behandelt haben, und das noch Clamer Schmidt in den Aktäontiſchen Nachkommen (1789) reizte. Dazu hatte Gleim aufgefordert, der in Heinſe'n Arioſt ſah, der von ein Dutzend Gellerten nichts hoffte, aber in eben ſo viel Heinſes und Göthes das Heil unſerer Literatur ſah, der unvorſichtig an jenen ſchrieb, er ſolle ſich,

„von keinen Sittenlehrern verführen lassen, es sei ein dummes böses Volk!" Laïdion und die Erzählungen (1774—75) fuhren in demselben Tone fort; sie kündigen schon an, daß wir mit den Künsten die Leidenschaften, die beste Nahrung für unser Wesen, verschönern und versüßen sollen; sie eifern gegen die hassenswürdigen Schultyrannen, die, wenn das Feuer in allen Sinnen der Jugend tobt, ihr nichts zu empfinden geben. Wieland empfing hier den ersten schnöden Lohn für seine Schriftstellerei. Der Verfasser der Gedichte des Grécourt dedicirte sie ihm, Wieland nahm es übel, der Autor erinnerte ihn an ihre gemeinsame Gefahr, wenn man sie nach ihren Schriften beurtheilen wollte, und warnte ihn, nicht weiter zu schimpfen und nicht Veranlassung zur Beantwortung der Frage zu geben, ob Crébillon oder Grécourt schädlicher sei. Hierauf lenkte Wieland ein. Mit Heinse ging es ebenso. Der Merkur und Privatbriefe tadelten den Petron und die Laïs, und Heinse, den der Beifall Göthe's und der ganzen Jugend, ja selbst Klopstock's sicher machte, kündigte Wielanden in einem sarkastischen Briefe gleichsam auf. Er schob darin den Petron halb auf Rechnung jenes Hauptmanns; die verführerische Scene in dem Anhange der Laïs habe Ariost und Wieland eben so wenig zu schildern vermieden; eine Dame von unverdächtiger Tugend habe ihm gesagt, Wieland würde dies nicht so stark und natürlicher gemacht haben. Er habe sich bei diesem Gedichte vorgesetzt, mit Ariost an Phantasie, mit Tasso an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philosophie zu wetteifern! dies solle die Hauptarbeit seiner Jugend sein, dann wolle er der deutsche Lucian werden! Sein Herz wolle er sich nicht verurtheilen lassen. „So sehr Schüler bin ich nicht, fährt er fort, daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie verstehen sollte. Ihnen selbst habe ich (in den Erzählungen) den Vorwurf machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Alcina! Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen. Ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne. Bei diesem Allen gelobe ich Ihnen heilig an, in Zukunft keine Zeile zu schreiben, die nicht — von den Vestalen gelesen werden könnte, welchen man Ihre komischen Erzählungen und Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiermit angelobt!"

Eine Weile ſchien dieſer ſpöttiſche Entſchluß Ernſt werden zu wollen; Heinſe beſchäftigte ſich zunächſt ſeit 1775 mit der Ueberſetzung des Taſſo (1781) und Arioſt (1782). Dies iſt die Seite, von der er weſentlich dem Kreiſe Gleim's und der Halberſtädter angehört, wo zuerſt der lyriſche Geſchmack von Horaz zu Petrarca überglitt, und wo man ſich um die italieniſche Glätte der Verſifikation bemühte. Die Vorliebe für die italieniſche Poeſie fand in den 70er Jahren, als ſich Deutſchland weltbürgerlich um die Literatur der ganzen Welt bemühte, als Wieland der deutſche Arioſt zu heißen anfing, eben ſo wohl ihre eigenthümliche Stätte, wie die für die Engländer. Als man die Franzoſen und mit ihnen im Grunde auch die Lateiner abwarf, wies man in dem königsberger Kreiſe (Hamann und Herder) auf die orientaliſche Poeſie, als den Mittelpunkt aller urſprünglichen Volksdichtung, in dem göthiſchen auf die Engländer, in dem göttingiſchen auf die Griechen; auf die Italiener und Südländer überhaupt fielen eine Reihe von Dichtern und Literaten in dem mitteldeutſchen Striche von Franken, Thüringen und dem Harz. Unter dieſen war Meinhard aus Erlangen, den wir ſchon erwähnten, der Früheſte; ſeine Verſuche über die Werke der beſten italieniſchen Dichter erſchienen 1763. Sein Vorgang wirkte beſonders lebhaft auf Jakob Mauvillon (aus Leipzig 1743—94), jenen Kriegsmann und Literaten, der, in Ilfeld, Kaſſel und Braunſchweig lebend, eine Zeit lang eine mehr heimlich minirende, als öffentliche oder laute Wirkung in unſerer Schriftſtellerwelt ausübte. Sein überſetzter Roland (1771) war ſchon ein Vorläufer für Heinſe; weit wichtiger aber waren die Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter (1771. 1—2), die er mit L. A. Unzer aus Wernigerode ſchrieb, und die in Nachahmung Herder's und Gerſtenberg's eine ganz revoltirende Richtung nahmen. Unzer war aus einer jener harziſchen Familien, in denen, wie in Clamer Schmidt's Verwandtſchaft, die Poeſie zu Hauſe war: ſein Oheim Johann Auguſt, Arzt in Altona, war Dichter, und ſeine Gattin (geb. Ziegler) war eine bekannte und gekrönte Dichterin; ſein Vater dichtete und pflegte ſeinen Kindern des Abends Gleim's und der Karſchin Sachen vorzuleſen; von ſeinem ältern Bruder Joh. Chriſtoph (1747—1809) ſind zwei Bände hinterlaſſene Schriften, z. Th. Poeſien ohne allen Werth, gedruckt. Mit beiden Brüdern, und beſonders mit Ludwig Auguſt, der frühe wegſtarb, war Mauvillon bekannt. Beide Freunde hatten an den Italienern ihr Ohr

gebildet und wandten sich eifrig weg von den ungehobelten Dichtern des alten Schlags in Deutschland; sie waren von den Franzosen so wenig erbaut wie Lessing, aber auch wenig von den Engländern; sie wollten an diesen werden, was Lessing an jenen; sie fanden an Shakspeare auszusetzen, und griffen Young heftig an, bei dem die Religion den Menschen nichts als Thränen lehre; sie bedauerten, daß Meinhard nicht 20 Jahre früher aufgestanden wäre und so vielleicht die Anglomanie von uns abgehalten hätte. Ihr Abgott unter den Dichtern war Arioſt. Aus diesem italienischen Standpunkte sind jene Briefe sämmtlich geschrieben, und sie sind um so rücksichtsloser, als die beiden Verfasser die entschiedensten Starkgeister waren. Sie verwarfen aufs bestimmteste allen moralischen Maßstab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; die Dichtung soll nur belustigen, indem sie unsere Ideen erweitert, unsere Leidenschaften erregt, unsere Gefühle nährt, unsern Geschmack bildet. Alle Didaktiker und sogar den Satiriker lassen sie nicht als Poeten gelten, wie Horaz: neque si quis scribat uti nos sermoni propiora, putes hunc esse poetam. Sie neigen sich schon zu dem phantasievolleren Glauben der Südländer von ästhetischer Seite, da sie religiöserseits gleichgültig, und sogar Erzfeinde des Christenthums waren: sie wollten, daß Denis geistliche Lieder schreibe, da die protestantischen Lehrbegriffe für den Dichter nicht die günstigsten seien; und Unzer selbst versuchte sich an dergleichen. „Erschrecken Sie nicht, schrieb er darüber an Mauvillon, es geht Alles mit natürlichen Dingen zu: der Geist der Salbung, der auf mir ruht, ist nur ein kleines Geschöpf der Einbildungskraft.“ Unter den deutschen Dichtern räumen sie in ihrer bittern Kritik ganz in dem Sinne des neuen Geschlechtes auf: außer Klopstock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim erkennen sie Niemanden an, nicht einmal Lessing. An zwei Hauptpunkten lernt man ihre starkgeistigen Tendenzen am schärfsten kennen, an ihrem Urtheil über Gellert und die erotischen Dichter. Das erste ist so scharf, daß es selbst Göthe'n und Gleim eine Blasphemie schien, und nicht allein den Landpastorentöchtern, oder den leipziger Kunstrichtern, deren engherzige Moral zu verspotten auch Heinse sein Jugendwerk so pikant anlegte. Gellert ist ihnen ein durchaus mittelmäßiger Autor ohne einen Funken von Genie; wie alle Stümper habe er sich in allen Gattungen gleich stark gefühlt und getrost geschrieben. Mit lächerlicher steifer Affektation strebe er nach Witz und Artigkeit, seine Briefe

seien Muster von Abgeschmacktheit, seine Lustspiele unter aller Kritik, seine Fabeln gereimtes Geschwätz, seine Erzählungen keine Puffbohne werth. In Leipzig habe er als der infallibelste Papst des Parnasses gegolten, allein Obersachsen sei eben die Provinz, die am reichsten an schwachen Seelen, am ärmsten an freidenkenden Köpfen sei; die Empfindung des Kleinen und Weichlichen sei da zu Hause, hier würden Rabener und Gellert am längsten angebetet werden; sie aber freuen sich, diese Abgötter der Nation zu stürzen, und setzen Gellert die Grabschrift: lusisti satis, tempus abire tibi est. Nicht genug, daß sie seine Poesie angriffen, sie verdächtigten auch seine Moral. Er preise die Temperaments- und Erziehungstugend, deren Schwäche bekannt sei. Die Folgen seien, daß jeder Geck von gutem Herzen und sanften Empfindungen rede, daß es als der Gipfel menschlicher Tugend angesehen werde, eine mitleidige Thräne zu weinen. Alles sei nun voll von diesen wimmernden Seelen, diesen zärtlichen Freunden, diesen herzbrechend verliebten Mädchen. Bei dieser Tugend laufe Alles auf Worte hinaus, nicht auf Rath und That; wenn das Vaterland Beschützer brauche, so werde man Gellert's Schule nicht aufbieten; der Staat sei unglücklich, der lauter Gellerts enthielte, tausendmal glücklicher mit lauter Catonen. Gellert bilde die Menschen zu einem hohen Grade von weibischer Kleingeisterei; und gegen diese gerade lehnen sich diese männischen Starkgeister auf. Voll bitterer Satire auf das ganze deutsche Wesen sind daher ihre Bemerkungen da, wo sie die guten Seiten der Erotiker hervorheben. Schon bei Gellert machen sie in gutem Ernste die treffliche Bemerkung, daß seine Moral die wohlthätigen Folgen gehabt, die Zahl der rohen barbarischen Menschen zu schmälern, die vorher die deutsche Nation den gesitteten Nachbarn fürchterlich gemacht. Sarkastischer aber werden sie bei den erotischen Dichtern, die uns nur Menschen von wollüstiger Gesinnung bildeten, fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, keinem Menschen Leids thun, ihrem Nächsten helfen, so gut es ohne Unbequemlichkeit angeht, und sich übrigens die Zeit so wohl vertreiben, wie sie können. Die Dichter, die diese sympathetischen Gefühle rege machten, stifteten heutzutage größern Nutzen, als die, welche Grundsätze lehren und feste, strenge Charaktere bilden. Sie machten die Menschen schwach, aber gut, begierig nach Vergnügen, ungeneigt nach Großem zu trachten. Bei unseren Regierungsformen aber brauche man nothwendiger gute, als starke

Seelen. Was dieſe letzteren nur für Wenige in höherem Grade thun, thun jene für Viele in geringerem; was jene kalt aus Pflichtgefühl, das thun dieſe warm aus Inſtinkt und gutem Herzen. Große Thaten laſſen ſich jetzt nicht mehr thun, bei unſeren Geſinnungen müſſen lauter kleine Seelen ſein; was ſie weich und ſchwach macht, macht ſie auch gut, und wären ſolche kleine Seelen ehrgeizig, ſo würden ſie boshaft und tückiſch. Dennoch will der Kritiker, der dieſen Brief ſchreibt (Mauvillon), ſeine Freunde nicht aus dieſen Schwachen wählen; eine Geſellſchaft ſtarker Menſchen ſcheint ihm doch beſſer; und am beſten die Klaſſe von Menſchen, die aus Grundſätzen und Empfindungen zugleich handeln, und die für ſtarke und weiche Poeſie gleich empfänglich ſind.

Das kritiſche Hinweiſen dieſer Männer auf die italieniſchen Muſter traf zuſammen mit den Neigungen der Clamer Schmidt und Wieland, die die Poeſie von den Anforderungen der Moral freizuhalten und jenen melodiſchen Wohlklang der Südländer ihrer rauhen Sprache einzuimpfen ſuchten. Petrarca ward eine Zeit lang eine Angelegenheit und Beſchäftigung für die Dichter dieſer Kreiſe: wir ſahen ſchon, daß Clamer Schmidt, Gleim und Jacobi ſich mit ihm abgaben und ihn nachahmten. Mauvillon's Freunde, Schmidt und Benzler, überſetzten die Memoiren über ſein Leben, Wieland forderte Heinſe auf, die Poeſien ſelbſt zu übertragen, und wirklich verſenkte ſich Heinſe ſo ſehr in die muſikaliſche Sprache, daß ihm bald Boccaz nicht einmal bei den Grazien ausgelernt zu haben ſchien, Metaſtaſio dagegen ihm wie ein Gott vorkam. Friedrich Schmit aus Nürnberg (**1744—1813**) wetteiferte bald mit dem halberſtädter Schmidt um das Verdienſt, der deutſche Petrarca zu heißen, einer der erſten Lyriker, der das Sonett zurückführte, und der in ſeinen „Gedichten" (**1779**) jenes gleichgültige Nachahmen aller möglichen Formen verräth, das weiterhin die Fertigkeit des Mechanismus und der Mangel an ſelbſtändigem Berufe immer mehr ſteigerte. Er gab **1778** eine italieniſche Anthologie und überſetzte ſpäter Taſſoni's geraubten Eimer (**1781**) und Fortiguerra's Ricciardetto (**1783**). Mit ihm auf Einer Linie ſtehen die Bemühungen Fr. Juſtin Bertuch's (aus Weimar **1747—1822**) um die ſpaniſche Literatur, aus der er Manches noch ſehr form- und geſchmacklos überſetzt gab; ſein Magazin (ſeit **1780**) wollte Heinſe einmal in einer italieniſchen Bibliothek nachahmen. Die Romanenbibliothek (**1778** sqq.) von Reichard aus Gotha, der ein Freund Mauvillon's war, darf man hierhin

zählen; ebenſo die Ueberſetzung Gozzi's (1777 sqq.) von Fr. A. Clemens Werthes (aus Buttenhauſen (1748—1817), der auch mit Heinſe wetteiferte, den Arioſt zu übertragen, auf den ſich der letztere mit Mauvillon's Vorliebe warf, den er in ſich fühlte wie ſein eigenes Leben, den er nicht wie Taſſo aus materiellen Urſachen überſetzen wollte, ſondern „aus Verlangen, das Schöne und Vortreffliche fortzupflanzen, und gutartigen Buben und Mädchen manche frohe Stunde zu machen.“ Werthes wagte es, ſeine Proben im Merkur in Octaven zu überſetzen; die ſanfte Seele ſchien Heinſe'n nicht geeignet, dieſem Großgeiſtigen nachzuſprechen, und der Verſuch, ihn im Deutſchen zu verſificiren, kam ihm wie ein ganz unüberſteigliches, ja wahnwitziges Unternehmen vor. So weit war man damals noch von der Fertigkeit der Malsburg und Gries entfernt! und noch der ſpätere Dietr. W. Soltau (1745—1827) in ſeinen Ueberſetzungen ſpaniſcher und italieniſcher Proſaiſten lag von dieſen ſo weit ab, wie Eſchenburg im Shakſpeare von Schlegel. Heinſe's proſaiſche Ueberſetzung der italieniſchen Epiker iſt nicht ohne Merkmale von ſeinem eifrigen Intereſſe an den Dichtern geblieben[2]). Doch aber liegt ſie unendlich weit ab von jener Anmuth, die er ſelbſt ſo ſehr in den Originalen zu bewundern ſchien. Dies kam nun daher, daß Wieland bei uns die Grazie mit einem Faun vermählt hatte, in deſſen Geſellſchaft ſie immer mehr die Züge grober Natur annahm; es kam daher, daß der Bund zwiſchen italieniſcher und deutſcher Natur immer etwas Widerſtrebendes in ſich hat; und daher, daß die Sitte der 70er Jahre, die die niederländiſche Naturwahrheit in der Kunſt, und die ſtudentiſche Unmittelbarkeit und Ungenirtheit im Leben herzuſtellen ſuchte, diametral der idealen Dichtung des Arioſt und ſeinem höfiſchen Weſen entgegen lag. Dies war der hauptſächlichſte Grund, daß über-

2) Auch J. W. Brortermann (aus Osnabrück 1771 — 1800), deſſen Werke erſt jetzt von Wedekind geſammelt ſind (1840), beſchäftigte ſich mit einer Ueberſetzung des Arioſt. Auch Er ſtand mit Wieland in Beziehung, doch geſtaltete ſich der Ton ſeiner Dichtungen abweichend, zu Schiller übergehend. Sein Verhältniß zu Wieland beruht, außer auf äußerer Verbindung, weſentlich auf ſeiner freiſinnigen, politiſch-praktiſchen Richtung, und auf der Neigung zum Epiſchen; ſein Wittekind, der nur Fragment geblieben iſt, ſollte der Mittelpunkt ſeiner Leiſtungen werden; die nordiſche Natur geſtaltete aber Alles hiſtoriſch-patriotiſch, was in Wieland's ſonſtigem, ſüdlichem Anhange romantiſch blieb.

haupt die südliche Poesie in jenen Jahren noch nicht durchdringen konnte, und daß sie erst nach dem Verlauf der revolutionären Stürme in Staat und Literatur in der Zeit der Restauration für ihre reineren Formen und ruhigen Charaktere Raum fand. Für jene Stimmungen paßte durchaus nur der englische und nordische Geschmack in der Kunst; dies eben zeigt Heinse am besten. Er hatte in Düsseldorf eine entschiedene Richtung nach den Künsten empfangen, wie Winckelmann in Dresden; die dortige Gallerie weckte das Kunstinteresse in dem ganzen Kreise der Jacobi; alle Privatbriefe, alle Zeitschriften und bald alle Reisebeschreibungen wurden jetzt von Berichten über Bilder gefüllt, und auch Heinse lieferte dergleichen in den Merkur. Der herrschende Geschmack war im Allgemeinen für die niederländische Malerei, bis Georg Forster in seinen rheinischen Ansichten mit der Bestimmtheit einer ganz klassischen Geschmacksbildung dieser Gattung ihre Stelle anwies, und auf die Italiener zeigte, ohne Italien gesehen zu haben. Heinse sah Italien, und hinfort drehen sich seine Worte immer um die Kunst herum; er stellte Griechen und Italiener fortwährend am höchsten, allein der niederländische Geschmack und der nordische Charakter herrscht doch gleicherweise in dem Bau seiner Romane, wie in seinen Urtheilen vor.

Wir wollen aus seinen späteren Romanen nur die zwei charakteristischsten und bekanntesten hervorheben, um Heinse näher kennen zu lernen, der für die Anschauung des offen getragenen Cynismus jener starkgeistigen Jahre außerordentlich ergiebig ist. Als Kunstwerke sind seine Romane sämmtlich so unbedeutend wie Jacobi's, ohne Kostüm wie Wieland's, geringer als Klinger's, und ganz saftlos, sobald man ihnen „den poetischen Schwung, den die bloße Begier zu nehmen fähig ist," entzöge. Wenn man die Wollust aus dem Leben nimmt, sagt Heinse selbst, so bleibt nichts als der Tod; so ist's wenigstens hier. Stilistisch sind namentlich im Ardinghello (1787) nur rhapsodische Briefe, voll lyrischen Taumels, Accente der Natur, wilde unbestimmte Phrasen, Alles in der Unmittelbarkeit und Formlosigkeit gehalten, wie es jenes Geschlecht verlangte. Daher liegt auch dem Stoffe nach der Hauptwerth dieser Schriften, wie bei Jacobi und Klinger, in dem unmittelbaren Abbild des schreibenden Menschen, das wir empfangen. Im Ardinghello treten wir in eine Gesellschaft, in der jenes

Wegspringen über alle Ordnungen, jener Jugendtrotz gegen die Sitte der Welt zu Hause ist. Die Ehe gilt als lebendiger Tod, und wird auch sonst bei Heinse als das furchtbarste Strafgericht, als eine vieltausendjährige Sklaverei angesehen, da sie doch die Natur selbst dem Thiere gegeben; Alles in der Natur sei glücklicher als der Mensch, dem die Vernunft als ein tyrannischer Zuchtmeister beigegeben ist; Gewohnheiten und Gesetze sollen nur für den Pöbel da sein; Wegsetzen über Vorurtheile ist Flug über die gemeine Welt. Daß diese Moral zuletzt auf den extremsten Egoismus, auf die gröbste Genußsucht hinausgeht, läßt sich errathen; nur daß Vieles hier noch in schöne Worte und Formen gekleidet ist, was in den späteren Schriften oft viel derber und deutscher gesagt wird. So machte er der sokratischen Philosophie den Vorwurf, daß sie Alles auf den Nebenmenschen beziehe und nichts für sich brauche, was doch natürlich vorangehe; und wie in dieser feinklingenden Maxime jene Selbstsucht versteckt liegt, so heißt er es Streben nach kräftiger Nahrung für Geist und Herz, wenn man dem Naturgesetze folgt und alles Genossene schnell verläßt, um neue Genüsse zu suchen. Dies System, das Schöne und Angenehme überall zu haschen und in keiner Gestalt zu verschmähen, macht auch allein den Dichter und seine Helden zu Liebhabern der Kunst, die das Leben verschönern soll. Dies System macht sie auch so wenig ekel in ihrem Geschmack, daß sie das Mittelmäßige eben so hoch halten, wie das wahrhaft Große; denn Heinse ruft sein Wehe über den, dem die richtigsten Ideen von Vollkommenheit hienieden allen ohnehin kurzen Genuß vergällen. Dies System macht, daß sie gleichgültig Leben und Kunst vermischen. Schönheit nennt Heinse die unverfälschte Erscheinung des ganzen Wesens, wie es nach seiner Art sein soll; Flecken darin und todter Stoff ist der Anfang des Häßlichen; Schönheit ist Dasein in Vollkommenheit. Statt daß er nun diesen richtigen Satz an die Werke der Kunst mit Konsequenz gehalten hätte, so legte er den Maßstab der Naturwahrheit daran, und fand die Genrebilder der Niederländer so schön wie die Italiener; und umgekehrt, statt die Wirklichkeit an das Leben zu halten, trug er jene idealen Begriffe der Schönheit hinein, fand, daß das Christenthum und die Tracht uns Wintermännern unser häßliches unvollkommenes Dasein vorschreibe, und verzweifelte im Grunde an aller neueren

Kunſt. Demnach wagte Heinſe im Ardinghello den großen Sprung über die Bedingungen unſerer Exiſtenz weg, er will das nackte Leben der Alten in iſolariſcher Lage mit alter Religion und Naturdienſt herſtellen, um die Kunſt herzuſtellen; die Helden ſcheinen recht für ein ſolches Naturleben gemacht, denn ſie üben dieſe nackten Sitten ſchon vorher, und ſtreifen an Blutſchänderei nur kaum ſo vorüber, wie Heinſe in der Vorrede zum Petron an einer Lobrede auf die Knabenliebe; ſie üben dieſe Sitten auch glücklich, denn obgleich es einigemal ſcheint, als ſollte ihr leidenſchaftliches Weſen das Unglück nach ſich ziehen, das blinder Affekt immer mit ſich führt, ſo gleicht ſich doch alles angeſtellte Unheil wieder aus, und die Glut, die in Abgründe riß, führt zuletzt zu paradieſiſchen Höhen. Wenn ſinnliche Skandale zum Kunſtleben nöthig oder fördernd ſind, ſo wären dieſe Helden wie zum Naturleben auch zum Kunſtleben gemacht; aber dies muß Heinſe'n zuletzt ſelbſt nicht ſo geſchienen haben, denn das ganz ſonderbare Ende vom Lied iſt, daß dieſe Kunſtjünger auf ihren Cykladen ein Korſarenleben führen, das ihrem Weſen ſehr gemäß iſt, die Kunſt aber gewiß völlig ausſchließt.

Dies bezieht ſich auf das Faktiſche des Ardinghello, den Schiller eine Karrikatur nannte; eine zweite Seite bildet das Didaktiſche, die eingeſtreuten Urtheile über Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat. Was die beiden letzten Rubriken angeht, ſo wird Niemand dort Staatsweisheit ſuchen, wo kein Sinn für Staatsbande iſt, und keine wiſſenſchaftlichen Aufſchlüſſe, wo über die Philoſophie der Alten von zwei Rednern disputirt wird, die im Ariſtoteles „geblättert" haben, und die in unverſtandenen Phraſen Funken aus ſich ſchlagen, wie angehende Muſenſöhne beim Gelage thun, um mit der Rede den Wein zu verdunſten. Dagegen hat man Kunſtweisheit oft in dieſen Büchern geſucht, weil Sinn, Intereſſe, Auffaſſungsgabe, Phantaſie und Feuer für die Kunſt vielfach darin vorleuchtet. Genauer betrachtet iſt aber Alles Irrlicht, wie das Gerede über Staat und Wiſſenſchaft auch; und vergebens bemänteln die Noten das Abenteuerliche, Läppiſche und Zielloſe des eiteln Hin- und Herplauderns. So viel ſieht man wohl heraus, beſonders wenn man Heinſe's Briefe und übrige Schriften hinzunimmt, daß er ein Gegner von Winckelmann iſt, daß er die Natur, die Landſchaft, das Genre gegen ihn vertheidigt, daß er

Rubens, zur großen Freude des Maler Müller und aller solcher Naturmänner, in eben der Weise hervorzieht wie Winckelmann den Raphael, daß er das Studium der Antike gegen das Studium der Natur verwirft, und die Schönheit des Jahrhunderts eben so ergriffen haben will wie die des Alterthums, daß er das Romantische rettet neben dem Antiken, daß er sich gegen jede Einseitigkeit wehrt, Natur und Kunst, Musik und Plastik, Vollkommenes und Geringes gewürdigt und geschätzt wissen will. Dies Alles wäre recht gut, wenn nicht des Wirren, Uebertriebenen und Launischen so viel wäre, wenn nicht überall der verwilderte Sinn auf Trostlosigkeit in den Verhältnissen der Gegenwart stieße. Verzweifelte Resultate ermuthigen zu keinem lebenschaffenden Wirken; wer das Gute bezweckt, muß an gute Erfolge glauben. Und wenn unser Leben der Veredlung bedarf, um Kunstsinn zu empfangen, so muß man gewiß nicht mit Genrebildern in der Kunst und mit Genrecharakteren und wüster Natur im Leben beginnen, denn aller Cynismus ist der Kunst Verderb und Untergang.

Wenn man die groteske Vermischung niederländischer Natur mit der heroischen und antiken, die Heinse immer im Munde führt, deutlicher als im Ardinghello will kennen lernen, so muß man das Gegenstück, Hildegard von Hohenthal (1795), in seiner Komposition betrachten. Es ist dies ein musikalischer Roman, wie Ardinghello ein malerischer; nicht so, daß, wie in Göthe's Meister in Bezug auf das Schauspielwesen, kunstsinnig die Natur der Musik in ihren Leistungen auf die Genießenden und Ausübenden, Musikerleben und Musikwesen geschildert wären, sondern es werden nur eine Reihe von Tonstücken in dürren Kritiken besprochen, die bis aufs Trockenste der Technik herab und in allgemeine Phraseologie obenauf gehen, und die sich mit dem Mittelmäßigen der neuen italienischen Opernmusik eben so bereitwillig zufrieden erklären, wie mit dem Höchsten des Oratoriumstils, und überhaupt eben so inkonsequent und inkonsistent sind wie die Ausbrüche über Malerei im Ardinghello. Held und Heldin sind wieder solche freisittige Charaktere, die über die angeborenen Verhältnisse gern hinausmöchten, sie finden sich aber hier ganz unmotivirt fein praktisch in die Dinge, und meistern ihre genialische Leidenschaft, wie auch in der Fiormona, einem späten Nachklang von Werther, ein solcher psychologischer Heroismus in Aussicht genommen wird. Wenn

ſchon dies das Harmonieloſe in dem Künſtler und dem Kunſtwerke bezeichnet, ſo noch vielmehr das Verhältniß der Charaktere zu den Situationen, in die er ſie bringt. Hildegard iſt eine ſeiner vollkommenen Lieblinge, ſie ſollte ein Muſterbild der Keuſchheit ſein, ſie heißt bald Pallas, bald Diana, bald Venus; wie harmonirt es nun hiermit, daß ſie faſt nur in ihrer Schönheit aufgeführt wird, um mit bräutlichen Handgriffen beſchmuzt zu werden? wie paßt es zu dem zarten Formſinn, daß ſich jene nackten Badeſcenen in ekle Spei- und Würgſcenen verwandeln, daß alſo die grobkomiſchen Situationen der niederländiſchen Genrebilder hier aufs widerlichſte unter Figuren im heroiſchen Stil der Antike ſpielen? daß die moderne Lüſternheit und der gemeinſte Sinnenkitzel uns begegnet, wo man uns auf die Unſchuld und Naivetät alter Sitten ſpannt, und umgekehrt, daß, wo wir die ſinnliche Gluth im Werther wieder zu finden vermuthen, uns ſeelenkalte Marmorbilder abſchrecken? Denn vergleiche man nur, wozu Heinſe anfangs neigte, und was er endlich leiſtete, ſo ſieht man den ungeheuren Abſtand zwiſchen ſeinem eigentlichen Talente an ſich, und dem Feuer, daß die aufgeregte Zeit der 70er Jahre hinzugab. Damals trug er ſich, ſchien es, mit der erotiſchen Aufgabe, die Göthe einmal in den Frankfurter Anzeigen ſtellte: er wollte, ſchrieb er, eine Lydia auskundſchaften, und von ihrer Grauſamkeit, Liebe, Treuloſigkeit, Wiederliebe und Wiederuntreue ſo lyriſche, elegiſche, ſtürmiſche und zärtliche Geſänge ſingen, daß alles Herz entzückt, zerriſſen, und wieder zuſammengeſchmolzen werde, und wieder zerfließen, und in Strahlen- und Feuergüſſen durch alles Weſen blitzen und ſtrömen ſolle; Alles wollte er in Feuer und Brand ſtecken, und keine moraliſche Spritze ſolle löſchen können. Und nun, in der Hildegard von Hohenthal, erhalten wir nicht etwa eine Ausführung dieſes Entwurfes, ſondern für einen andern Dichter ein andres Thema, das Heinſe's Ideale von Philoſophie und Poeſie in ſich ſchließt. „Das Glück des Lebens, ſagt er, beſteht in Abwechſelung. Die Veränderungen, welche die Poeſie und alles Geſchriebene gewährt, ſind die ſchwächſten; dann kommt der Strahl des Lichts, die bildenden Künſte für das Auge; ſtärker wirkt die Luft durch Muſik auf das Ohr; körperlicher die Blumen und Blüthen des Frühlings auf den Geruch; ſtärker Getränk und Speiſe auf Zunge und Gaumen u. ſ. w. Die allerſtärkſten Empfindungen aber hat das Gefühl, der Sinn der Liebe. Harmonie und Abwechſelung unter

allen dieſen Veränderungen, ſo viel unſere Kompoſition verträgt, deswegen entſtand die Schöpfung, das iſt die Seligkeit auf dem Erdboden. Die eigentliche wahre Liebe iſt der Drang, ein Kind zu zeugen! Sie dauert ihrer Natur nach ſo lange, bis das Kind geboren iſt! Wenn man nun unſere Heldengedichte, Schauſpiele und Romane lieſt, ſo findet man dieſe Leidenſchaft faſt nie in ihrer Fülle. Alles iſt darin gewiſſermaßen nur Vorſpiel dazu. Von Kindern ſelbſt, und was ſich darauf bezöge, kommt wenig vor. Dieſe Leidenſchaft hat alſo in ihrer Tiefe noch volle mannichfaltige Neuheit für den Künſtler. Alles Andere, was noch den Namen Liebe führt, iſt Freundſchaft, Geſelligkeit, Wolluſt, welche letzte ſelbſt bei dem höchſten Reiz einer Ninon ein unbedeutendes Spiel iſt gegen den göttlichen Ernſt und Ungeſtüm dieſer Leidenſchaft. Wenn ein Dichter ein Mädchen der Liebe ſchildern will, ſo kommt es wahrlich nicht darauf an, ob es einen kleinen Fuß hat, ſondern ob der Bau ihres Körpers vortrefflich iſt, Kinder zu empfangen und zu gebären, ob ihre Lenden gut gewölbt ſind, u. ſ. w. Nach dieſen Regeln, die doch wohl die einzig wahren ſind, prüfe man nun die Schreibereien unſerer Dichter, und man wird ſich wundern, wie wenig Ahnung ſie von dieſen Regeln hatten!!" Hier ſieht man leicht, daß jene Poeſie des Cunnus nur noch plumper, proſaiſcher und materieller geworden iſt, daß das Sinnliche in den Schriften eines Mannes, der ſolches Zeug ſchreiben kann, noch mehr als bei Wieland Sache des nüchternen Kopfes ſcheint, daß das Naturgeſchichtliche noch weit mehr als bei dieſem an die Stelle des Poetiſchen gerückt iſt. Wenn ein Dichter mit Unbefangenheit die gekünſtelte Welt des Anſtandes und der Konvenienz aufgeben kann, wenn er uns in eine Welt einfältiger Sitte zurückzuführen vermag, ſo erlaube er ſich immer mit dem Frieden der Muſen die Natürlichkeiten, die wir in unſerer Geſellſchaft Unſitte nennen: aber er kleide ſie auch ganz in die Unſchuld und Natur ein, die von den Ausbrüchen der durch Sittenzwang gehemmten Begierde nichts wiſſen kann; er begleite ſie mit den analogen Zuſtänden der Einfalt, und ſetze ſie nicht neben Künſte, Wiſſenſchaften und allen Luxus des Geiſtes, neben dem ſie nicht beſtehen können, ohne den widerlichen und eklen Gegenſatz des Thieriſchen gegen das Freie und Geiſtige zu bilden, der alle zügelloſen Werke dieſer Art äſthetiſch nicht minder als ſittlich ganz verwerflich macht.

Wieland's Schule machte genau die Schritte seiner eigenen Entwickelung nach. Seine freisittigen Schriften in den 60er und Anfangs der 70er Jahre halfen die Erregung jenes jungen Geschlechtes hervorbringen, unter dem v. d. Goltz und Heinse in der besagten Weise den angegebenen Ton nachahmten und steigerten. Auf diese Erfahrungen vielleicht noch mehr, als auf die Anfechtungen, die er erfuhr, nahm sich Wieland mehr zusammen, und lehrte gleichsam die Kunst der naiven Schilderung sinnlicher Dinge in den Rittererzählungen, die er in den 70er und Anfangs der 80er Jahre schrieb. Wieder an diese lehnte sich ein anderer Schlag Leute an, die mehr oder minder mit Wieland selbst jene alten Frivolitäten vermieden. Sie trugen Wieland's Erzählgabe und den Geschmack an Ritterepen in die großen Hauptstädte des Ostens, wo dergleichen unschädliche Gattungen immer am wohlsten aufgenommen sind, während Heinse am Rhein blieb, zuletzt in Mainz, und seinerseits bestätigte, was er selbst anführte, daß die schöne Literatur am Rhein nicht gedeihen wollte, ein Satz, den die Erfahrungen im Elsaß und Baden, in Mannheim und Mainz, in Westphalen und in Düsseldorf völlig bestätigten. Aus Straßburg zog sich L. Heinrich von Nicolay (1757—1820) nach St. Petersburg, und Er ist Wieland's treuester und ähnlichster Anhänger. Schon seinem Alter nach steht er ihm am nächsten, und so auch nach seiner Denkart und seiner Manier zu schreiben. Er hat sich noch in Fabeln und Erzählungen in Gellert's Manier versucht, deren meiste Schwänke sind, die auf die Rittererzählungen von selbst überführen. Zuerst trat er 1760 in Elegien und Briefen auf. In jenen bekennt er sich nur gemacht zu der Poesie, der sanfte Regungen edler Seelen den Stoff geben; und solche stille Gemüther fanden ja auch im Mittelalter den Weg zu jenen harmlosen, wenn auch oft muthwilligen Erzählungen aus der Ritterwelt, die Heinse höchstens übersetzen konnte, die er selbstversuchend ganz aus ihrer Sphäre gerückt hätte. In den Episteln v. Nicolay's legt sich denn auch ganz derselbe gutmüthige Charakter zu Tage, den wir bei den Halberstädtern fanden, in derselben Philosophie vom Mittelweg, vom Maße der Dinge, die sich gegen Cyniker und Sybariten gleichmäßig wehrt, die das wahre Menschenglück in dem gesunden Gemüthe sucht, das die Natur zur Regel nimmt, die sich nicht durch die rousseau'schen Einwürfe irren läßt, die vielmehr gegen diesen kranken Geist Opposition macht, der vom größten Ueberfluß zum größten Mangel fieberhaft übersprang, im Staate

nichts, als Wilder Alles missen wollte, in der Stadt nur Teufel, in der Höhle nur Engel sah. Von diesen moralisirenden Gedichten machte nachher Nicolay wie Wieland den Uebergang zu den rein darstellenden, und das schon Anfangs der 70er Jahre. Er behandelte eine Reihe Episoden aus dem Ariost (Richard und Melisse, Galvine, Alcinens Insel u. A.) ganz in Wieland's Manier, ganz in jener wohlmeinenden und bescheidenen Gesinnung, die das kleine Vergnügen des Schreibenden dem Leser wieder bereiten will, der trauliche und stille Lektüre vor lauter Freude liebt; wie Thümmel zu den Musen gezogen durch das Zauberband des Selbstgenusses; dichtend aus reinem Herzen für reine Herzen; die jungen Leser abwehrend, die beim Lesen freier Lieder ein geiler Kitzel steche, aber auch die Sittenrichter, die von dem Dichter nur Predigten begehren. Nachdem er den Ariost auf diese Weise zerpflückt hatte, wandte er sich in ein klippenvolleres Meer, zu der unreineren Fluth des Bojardo; ihn behandelt er mit mehr Freiheit, und ergötzt sich an dem Versuche mehr auf eigenem Fuße zu stehen; Ariost soll ihn mahnen, des Bojardo Leier der Klugheit und Ehrbarkeit getreuer zu behandeln, nur attisch zu lächeln, wo jener sardonisch lacht. Hier wagt er sich auch schon in größere Räume; Reinhold und Angelika (1781 ꝛc.) füllen 12 Gesänge und in den vermischten Gedichten (1773 — 86) drei Bände. Hier begeisterte ihn Oberon, und im fünften Gesange bietet er sich Wielanden geradezu auf seiner Bahn zum Gesellschafter an, wo noch Raum für ihn und einen Dritten sei, beneidet ihn wie Thümmel um seinen Bilderreichthum, um seine Kunst die spröde Sprache zu zähmen, die sich ihm sträubt, um seine Zaubergabe, die Blumen des sanfteren Himmels im Norden stärker duftend zu ziehen, und fragt ihn, ob ihm schon von seinen Dichtungen etwas zugekommen sei? [3]) — Als den Dritten auf jener Bahn [4]) bot sich Wie-

---

3) Vermischte Gedichte t. 7. p. 7.

Zuletzt und unter uns gestehe mir,
o Wieland, hat die Sage dir
noch keines meiner Lieder von der Ritter Thaten
und von der Feien Macht verrathen?
und hat sie's, welchen Rath ertheilst du mir? —
Dein süßes Lächeln stärket mich ꝛc.

4) Alxinger's Werke (10 Bände) VII, 166.

Und weil ich schon die Bahn, die schöne Bahn beschritten,
die du (Nicolay) mit Wieland tratst, ihr beide lang allein,

landen und v. Nicolay Joh. Baptiſt Alxinger an (aus Wien (1755 — 97), ein Mann von dem ähnlichen gutmüthigen Charakter (nur mit dem Beiſatze des höfiſchen, ariſtippiſchen Lebens der wiener Welt), der ſich den herzloſen, egoiſtiſchen, ſtarkgeiſtigen Genialitäten entgegenwarf, und vor ihnen auf jene Ritterſtoffe ſich zurückzog, in denen ihm die Stimme der Tugend vernehmbar blieb. Er war durch Eckhel für die claſſiſche Literatur eingenommen und verachtete das Seinewaſſer und den engliſchen Punſch; er dichtete noch lateiniſch, und in ſeinen Ueberſetzungen und Dramen merkt man die antike Richtung durch, leider aber auch die Umgebung der Riedel und Haſchka, der Blumauer, Retzer, Leon, Ratſchky u. A., in deren Geſellſchaft kein Aufſchwung, keine Poeſie und keine Moralität zu erbeuten war. Wie perſönlich, ſo ſtellt ſich auch literariſch Alxinger in unerquickliche Freundſchaften: Uz, Weiſe, Göckingk ſind ſeine Lieblinge, Adelung ſein Ideal, und daß er ſich Wieland's Herz erſang, iſt ſein höchſter Triumph. Seine Rittergedichte Doolin (1787) und Bliomberis (1791) haben lange nicht einmal Nicolay's oder Wieland's Darſtellung, und in den eingeſchobenen didaktiſchen Stellen weit nicht ihre Lehrgabe, ſie ſind noch viel farbloſer, ſie ſchöpfen ſchon aus der unlauterſten Quelle von Florian, deſſen Numa Pompilius der wiener Dichter in 2 Bänden verſificiren mochte! Er behandelt dies Alles ernſt, wie Wieland nie; dafür erhielt er an Blumauer ſeinen Gegenſatz in Wien, der ganz auch in Wieland's Nachfolgerſchaft gehört. Er ſagte dieſem ſelbſt, daß er ſeine Luſt zu Dichten ihm zu danken habe; dafür ſchien Wielanden die traveſtirte Aeneis genug, um damit den Ruhm von zwanzig Anderen zu erwerben! In Wien ſchien überhaupt, wie noch viel ſpäter, ſo auch ſchon jetzt für das romantiſche Epos eine vorwiegende Neigung zu liegen. Zu Alxinger gehört noch Fr. Aug. Müller (aus Wien 1767 — 1807), der gleichfalls im wieland'ſchen Geſchmack einen Richard Löwenherz, einen Alfonſo (beide 1790) und Anderes gedichtet hat. Bei ihm, bei Alxinger und bei deſſen Freunde A. G. Meißner (aus Bautzen 1753 — 1807), der auch von Florian Vieles gelernt hat, verwäſſerte dieſer Rittergeſchmack ſo, und ging wörtlich und figürlich ſo in Proſa über, daß die Reaktion der Romantiker eine Art Nothwendigkeit ward, die dieſen Stoffen

---

ſo denk', auf dieſer Bahn ſei auch für einen Dritten noch Raum genug, und mich laß dieſen Dritten ſein.

ihr Kostüm reiner herzustellen trachteten. Meißner hängt von zwei Seiten mit Wieland zusammen, durch seine Geschichtsromane, auf die wir wohl noch mit einem Worte zurückkommen, und durch seine Skizzen (seit 1778). In dem Sinne, in dem man Wieland mit Ariost verglichen hat, durfte man Meißner's Skizzen mit dem Dekameron des Boccaz vergleichen; sie stellten sich gegen die gereimten Erzählungen unserer Gellert, Pfeffel und Nicolay wie das Dekameron gegen die versificirten Fabliaux und brachten die erzählende Prosa in ungeheuren Fluthen über uns, die vorher selten und gering war. Wie in jenen alten Stücken, ist Alles nur nacherzählt, und es mischt sich darin Alles, was nur unterhalten kann: Novellen, Anekdoten, Dialoge, Schwänke, Kriminalgeschichten und Allegorien. Die flache Aufklärungssucht drang hier mit am ersten in unsere Poesie ein und öffnete den Kotzebue und den sächsischen Romanenfabrikanten Thür und Thor; was Alles nur eine Modelektüre begünstigen kann, war mit richtigem Takte benutzt, und bekanntlich wurden diese Skizzen verschlungen. Alles ging nur auf schönen, fließenden, bequemen Vortrag aus, der das Pikante und Schlüpfrige nicht verschmähte, ohne dadurch Charakter zu gewinnen; es wird ausdrücklich der Geniemänner gespottet, die die Deutlichkeit als Seichtigkeit verdächtigten, und die wie Herder ihrer Schreibart eine Kürze und Rauhigkeit gaben, die sie Männlichkeit nannten; und ebenso wird auf die Bunkels gestochen, auf den sternischen Nachahmertrupp, Alles zum Ruhm der prosaischen Verständlichkeit. So sieht man wohl, daß die Impulse, die Wieland nach verschiedenen Seiten hin gab, nicht eben die erfreulichsten waren, und daß namentlich die Selbständigen unter seinen Nachfolgern selten sind. Unter diesen hat man besonders oft Thümmel genannt; allein nur sein kleines Gedicht, die Inokulation der Liebe (1771), könnte an dieser Stelle angeführt werden, das ein leichtfertiges Schema zu einem Schwanke behandelt, und worin Wieland selbst seine Manier abgestohlen fand. Das Hauptwerk Thümmel's, die Reisen, gehörte einer anderen Gattung an, die Wieland nur von fern angedeutet hat.

4. Klopstock's Schule. (Die Göttinger.)

Nirgends ist Wieland heftiger angefeindet worden, als in dem Kreise junger Dichter, die sich im Anfang der 70er Jahre in Göt-

tingen[5]) zuſammenfanden und zu einem dichteriſchen Jugendbunde vereinigten. Ihre ſtarken Angriffe halfen nicht wenig ſeine Nuditäten zurückzudrängen, obwohl ſie vorübergingen; denn mit Recht hatte Wieland vorausgeſehen, daß die jungen Männer in ruhigern Jahren ihren Eifer ebenſo bereuen würden, wie er ſelbſt ſeinen Jugendzorn über die Anakreontiker. Er durfte nur ſein Leben aufweiſen und ſein ſchmiegſames Talent ſpielen laſſen, ſo ward er mit all ſeinen Feinden fertig; vor ſeinen Freunden beſchützt zu werden, durfte er dagegen aufrichtig zum Himmel flehen. Was jene Göttinger zu dem energiſchen Gegenſatz gegen Wieland beſtimmte, war der Nachdruck, den Klopſtock im Hintergrunde ihrer Verbindung und ihren Tendenzen gab. Ehe Klopſtock's Einfluß auf ſie mittelbar und unmittelbar begann, exiſtirte ſogar weder eine eigentliche Verbindung, noch eine beſtimmte, ſcharfe Tendenz unter den Männern, die J. Chriſtian Boie (aus Meldorp **1744—1806**) zu dem berühmten Muſenalmanache verſammelte. Als er **1770** mit Gotter die Herausgabe deſſelben begann, arbeitete Wieland ſelbſt mit, und Gotter zog ſpäter ſeine Beiträge zurück, weil man Wielanden angriff. Boie war damals ſelbſt noch ohne entſchiedene Geſchmacksrichtung; er lies ſich in ſeinem Unternehmen von Käſtner unterſtützen; er ſuchte Verbindungen mit den wiener, den preußiſchen, den leipziger Dichtern; er geizte nach den Beiträgen von Götz und Ramler, er nahm für Jacobi gegen die Berliner Parthei. Als aber die revolutionäre Jugend um ihn her überhandnahm, und das Talent ſo wucherte, daß er um Beiträge nicht verlegen zu ſein brauchte, fixirte ſich ſeine Tendenz immer mehr und mehr: er kam zuerſt von den Erotikern und ihren Tändeleien ab, überwarf ſich mit Jacobi über ſeine Delikateſſe, die keine Schnurre und keine Poſſe, ſondern nur Erhabenheiten und Süßigkeiten geſtatten wollte. Er kam, als nicht allein Klopſtock, als auch Leſſing ſich mündlich bei ihm mehr, als er dachte, gegen Wieland erklärte, auch von dieſem ab, der nur einen Begriff von Numerus und Rhythums gehabt, deſſen Muſe nicht eine Tochter der Empfindung und der Harmonie ſei, ſondern der Phantaſie, Philoſophie und Laune. Er kam von Ramler ab, von dem er ſehr Vieles gelernt zu haben bekannte, von dem er den richtigen Takt überkommen hatte, mit dem er oft die Gedichte ſeiner Freunde — ihre eigenen Korrekturen anticipirend — verbeſſerte, der ihm aber nur ein

5) Vgl. Prutz' Göttinger Dichterbund.

Nachahmer des Horaz schien, als ihm Klopstock zuletzt unser einziger Dichter schien, als ihn dessen deutscher Patriotismus ergriff und die Vorliebe zum Bardenthum und zu den Alten. Der Almanach nahm mehr und mehr die Farbe der jüngsten Zeit an, als ihn Boie von 1771—75 allein redigirte; und Er, der bescheiden seine Stellung kannte, der sich über einige Liedchen und Uebersetzungen französischer Einfälle nicht hinauswagte, und sich ganz den feineren und gröberen Geschäften des Redaktors widmete, verwaltete das Amt eines Intendanten des deutschen Parnasses, das ihm Gleim zudachte, so gut, daß dieser Almanach eine der wenigen Zeitschriften geworden ist, die eine innere Bedeutung für unsere Literargeschichte haben. Man hoffte mit ihm einen guten Ton und Geschmack allgemein und dem Sektiren ein Ende zu machen, denn in der That ward er, wie es die allgemeine deutsche Bibliothek im Kritischen werden sollte, im Produktiven und Musischen ein literarischer Sammelplatz für alle jungen Talente, die hier gehoben und unterstützt werden, hier eine Niederlage für ihre vereinzelten Produkte finden sollten, was von außerordentlicher Wichtigkeit in jener Zeit war, wo man jedes einzelne Gedichtchen auf der Goldwaage wog, wo jede gute Strophe ein Schatz war, der nicht verloren ging, wo einzelne Gedichte, wie Miller's Bauernlied, wie Vossens Pfeifenkopf, wie Schönborn's pindarische Ode, den Verfassern einen Namen machten und hundert Nachahmungen hervorriefen. Alle jüngern Dichterkreise näherten sich auch aus der Ferne, und es begann auch hier eine neue Aera. Die Leipziger, Wittenberger und Züricher freilich verschwanden; die kritischen Vertreter des alten Regimes, die Schirach und Riedel, wurden angefeindet; die alten Herren in Göttingen[6]) machten sich bald lustig über die jungen Bärenhäuter, die nach ihren witzigen Bemerkungen Nachts beim Bier auf dem Ochsenberge den Musen opferten; Kästner mit seinen Ausfällen auf Göthe, auf die Volks- und Freiheitsdichter, Lichtenberg mit seinen Angriffen auf Voß sprechen diese Stimmung in der Literatur aus; der französirende Gellert und sein wässeriger Gesellschaftston, der

---

6) Ha! Dein, Lenorens Harfener, schämte sich
Die Lein-Augusta! Aber Germania
Nennt dich den Unsern, trau'rt an deinem
Male, du Edler, und sagt's der Nachwelt! Voß.

phäakische Wieland, „der die Bildsäulen des olympischen Jupiters zertrümmert und seine koische Venus allein angebetet wissen wollte," wurden von dieser Jugend verworfen; allein überall sonst reichte man sich her und hin die Hand, und verschmolz Länder und Stände. Zuerst binden Gleim, Göckingk, Michaelis und Clamer Schmidt das Band mit den Halberstädtern, das sich späterhin lockerte; auch die Braunschweiger Ebert, Eschenburg, Lessing u. A. schickten von ihren Produkten ein. Besonders lebhaft war anfangs die Verbindung mit Preußen: in Potsdam, wo Kleist ehedem seine Poesie versteckte, setzte sich eine Schule von Kleist und Ramler unter dem Militair fort; Knebel erscheint dort unter Männern, wie Winancko, Diericke, Knobloch, Boguslawsky u. A., als eine Art Mittelpunkt; Gleim sah in ihm Kleist wieder erwachen, Boie wollte ihn in die Mitte von Klopstock und Ramler stellen, wo nachher Voß stand; er suchte nicht allein seine Beiträge zu gewinnen, sondern er hatte auch das Auge auf allen preußischen Dichtern, die, wie unbedeutend sie seien, irgendwo auftauchten: auf Blum, den wir schon oben erwähnten; auf J. G. Scheffner (aus Königsberg **1736 — 1820**), der **1767** jugendliche Gedichte und **1764** unter Ramler's Feile freundschaftliche Poesien eines Soldaten herausgegeben hatte, und ganz in Kleist's Spuren einherging ohne alles Talent; auf G. W. Burmann (aus Lauban **1737 — 1805**), der in Günther's Fußtapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpressen dachte; auf W. Großmann (aus Berlin **1746 — 96**), der als Lustspieldichter und Schauspieler bekannt ist, übrigens sich selbst das Talent zum Dichter absprach. Aus zerstreuten Entfernungen schickten Gemmingen, Fr. Schmit und viele unbekannter Gebliebene ihre Beiträge ein. Göthe, Lenz, Herder, der Maler Müller erlaubten, sie als Mitarbeiter zu nennen; Gluck, Bach, Reichardt, Weiß waren zugesicherte Komponisten. Die um die Schleswiger Merkwürdigkeiten Versammelten, und Alles, was mit Klopstock verbündet war, Gerstenberg, Schönborn, Resewitz, Hensler, u. A. standen fortwährend in Beziehungen mit den jungen Dichtern des Hainbundes; mit dem Wandsbecker Boten tauschten sie ihre Produkte.

Der das Leben und die Begeisterung in diesen Kreis trug und den eigentlichen Bund gründete, war Voß. Er schickte aus der Noth des Hofmeisterthums seine Erstlinge an Boie, der ihn **1772** nach Göttingen zog, für seine Unterkunft sorgte, sein Freund und

ſpäter ſein Schwager ward. Voß fand ſich hier zuſammen mit Wehrs, Esmarch, Ewald, Seebach, beiden Miller, Hölty, Fr. Hahn aus Zweibrücken, und Bürger, der allgemein als der beneidete Dichter vorleuchtete, im übrigen aber nicht in den Ton des Bundes paßte und immer fremdartig dazwiſchen ſtand, ſo daß Göthe einen großen Misgriff that, als er von Bürger auf die Sitten der jungen Göttinger ſchloß. Sie perhorrescirten ſelbſt den jungen Cramer, mit deſſen wildgenialiſchem Weſen ſie nur ſchwer ſich verſöhnten, und den man nur auf wiederholtes Anſinnen in den Bund aufnahm. Weiterhin traten die beiden Stolberge zu; der Paſtor Brückner in Groß-Vielen, Voſſens Jugendfreund, aus der Ferne; Leiſewitz, mit dem ſie ihre dramatiſche Blöße decken wollten: denn der Bund ſollte in Deutſchland obenan ſtehen, und man eiferte im Hervorbringen größerer Dichtungen. Zuletzt geſellten ſich auch noch v. Cloſen aus Zweibrücken und Sprickmann aus Münſter hinzu. Wenn ſchon der Beitritt der freiſinnigen, von deutſcher Vaterlandsliebe glühenden Grafen die jungen Bündner enthuſiasmirte, ſo mußte es ihre Begeiſterung zur höchſten Blüthe treiben, als ſelbſt Klopſtock ſich als Gleichen unter Gleiche aufnehmen lies. Ehe Voß kam, exiſtirte nur die äußerliche Verbindung mit dem Almanach; und es herrſchte ſelbſt von dieſer Seite ein Geſchmack, der ihm misfiel. Bürger, ſchrieb er, habe viel Gutes, aber auch viel Böſes geſtiftet; ſein Geſchmack ſei zu einſeitig und weichlich geweſen (denn zu den kräftigeren Balladen ermuthigte er ſich erſt ſeit Erſcheinung der fliegenden Blätter von Herder, und Gleim nannte ihn in ſeiner erſten Periode nur den deutſchen Greſſet); Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boie franzöſirte noch. Seit Voß kam, durfte der feurige Hahn frei ſingen, und Hölty auch, Boie ward glühend deutſch und hieß nun Werdomar unter den Barden, und Klopſtock ſagte, Göttingen ſei voll junger Patrioten. Am 12. Sept. 1772 Abends beſchwuren Hahn, Hölty, beide Miller, Wehrs und Voß in einem Eichengrund den Bund der Freundſchaft, der Dichtung, der Tugend[7]); ſie verſam-

---

7) Wem anvertraut ward heiliger Genius,
den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchaun,
was gut und ſchön ſei, was zum Aether
hebe von Wahn und Geluſt des Staubes.

melten ſich an beſtimmten Tagen: dann lagen Klopſtock's Oden und Ramler's Gedichte auf dem Tiſch, und dabei ein Bundesbuch, in das die gebilligten Gedichte eingetragen wurden; bei ihren Gelagen lebte Klopſtock, und ſtarb Voltaire; ſie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondſchein; ſie lagerten ſich beim Rheinwein auf Roſenblätter und ſalbten gleich Anakreon den Bart mit Balſam; ſie ließen ihre griechiſchen Kollegien hängen, um Epen zu dichten und zu überſetzen. Vaterlandsliebe, innige Freundſchaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig, hier und da halb rührend, halb komiſch ins Pathetiſche geſteigert und nicht ohne Empfindungszwang, aber doch ſo, daß jene Seligkeit, die aus Voſſens und Hahn's Briefen ſpricht, durchaus lauter und rein von dem gehobenen Streben in dieſem Kreiſe zeugt. Sonderbar, daß eine ganz unbegründete Volksſage, die bis heute dauert, gerade dieſen Klopſtockianern, den Verfechtern der Tugend, den ſchmuzigſten Wetteifer in obſcönen Geſängen Schuld gibt, deſſen angebliche Früchte noch in Kaſernen und Wachſtuben kurſiren ſollen! Klopſtock ward ihnen mehr und mehr heilig als Weltmann, Geſellſchafter, Philoſoph, Chriſt, Deutſcher und Dichter; ſie ſchickten ihm ihre Gedichte und er einem Jeden durch Stolberg einen Kuß zurück; ſie feierten ſeine Geburtstage; **1773** auf der Stube: da ſtand ſein Stuhl ledig, ſeine Werke waren bekränzt, unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerriſſen, und mit den Blättern wurden die Pfeifen angezündet; im Rheinwein ward Klopſtock's, Luther's, Hermann's, des Bundes, Ebert's, Göthe's, Herder's Geſundheit getrunken; zuletzt Wieland's Bild und Idris verbrannt. **1774** war dies Feſt im Freien. Wir gingen zur Bundeseiche, ſchrieb Hahn, uns Zweige zu brechen; wir riefen dabei dreimal unſern Vater Klopſtock: und plötzlich rauſchte es hoch durch die Eiche herunter, daß die nieder-

---

Voll ſtiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,
die Menſchen einwohnt, weiſeres Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat.
Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
und Ordnung, unbiegſam dem Anſehn,
Frank, ein Verächter dem Neid', und ſchamhaft.
So Wort und Handdruck. Voß.

schwankenden Aeste unsere Häupter verhüllten! Klopstock, der in der Gelehrtenrepublik auf diese Jünglinge anspielte, hätte von dem Bunde aus eine ungeheure Wirksamkeit haben können, wenn er sich nicht in eben diesem Buche und in seinen späteren Dichtungen Deutschland ganz entfremdet hätte. Man muß nur sehen, wie eingesenkt sein ganzes Wesen in diesem Bunde war und massenweise wieder ausschlug, wie seine getheilten Richtungen aufs Patriotische, aufs Antike und aufs Christliche in großen Gruppen hier wieder auftauchten! Man muß nur überschlagen, wie außer jener Jugend auch die um Göthe her nur zu Klopstock schwur, und wie sie die Gelehrtenrepublik als einen Kanon für ihre Naturästhetik ansah. Allein dies Buch war nur für eine kleine Oligarchie geschrieben; wäre es eben so popular gewesen, so würde es, so ganz im rechten Momente (1774) gekommen, das Feuer, das gerade in allen jungen Köpfen zündete, ungeheuer vermehrt und verbreitet haben. Dieses Werk stellte sich wie ein Symbol der republikanischen Freiheit unserer Literatur hin gegen alle Absolutie des Königthums und der Hierarchie, gegen alle französischen Diktaturen und mäcenatischen Joche, gegen den Druck der blinden Verehrung der Alten, gegen „das Regulbuch" der Aesthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht. Wäre das Buch nicht von Grillen und anfangenden Alterschwächen, durch wunderliche Formen und Formeln entstellt und verdunkelt, und wäre der Sinn faßlich, klar, durch Beispiele und Geschichte verständlich, durch Satire und Invektive lebendig gemacht, so würde es für die späte Literargeschichte eine Fundgrube, für die damalige Kritik ein epochemachendes Werk geworden sein, während nun der Ruhm der revoltirenden Kritik auf Herder und auf Lessing ruhen blieb, dessen Laokoon (wie man in dem Abend zur Poetik sieht) wesentlich auf die ästhetischen Theorien Klopstock's influirte[8]). Klopstock fühlte seine

---

ß) Seine Theorie ging früher ganz von der Empfindung aus, jetzt heißt es: ein Gedicht ohne Handlung und Leidenschaft sei ein Leib ohne Seele! Um das lyrische Gedicht, seine Stärke, in diesen Grundsatz einzupassen, sagte er, es genüge diesem die Leidenschaft allein, doch schließe es die Handlung nicht aus, da mit der Leidenschaft beginnende Handlung verbunden sei. Auch andere Sätze über Darstellung, Beschreibung, Unterschied von Malerei und Dichtung zeigen die lessing'schen Ideen. Die letzten und feinsten Linien zur Charakterisirung klopstock'scher Dichtung und Dichtungsansicht aber zieht folgender Satz: „Ist die Reizbarkeit der

Stellung damals wohl: die Dedikation seines Hermann an den Kaiser und die Gelehrtenrepublik zeigten dies; sie zeigten aber auch, daß er nicht der Mann war, seinen Einfluß zu behaupten. Er hatte damals mit dem Bunde selbst große Dinge vor; er wollte die Gerstenberg, Schönborn, Göthe, Resewitz u. A. darin versammeln, mit Gesammtkraft sollte eine Wirksamkeit beginnen, bei der die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, die Vertheidigung der Würde der Poesie gegen andre Wissenschaften, der Sturz der Götzenbilder des Pöbels, und des Schemels der Ausrufer nur Nebenabsichten sein sollten! Er mit dem Bunde, der Bund mit ihm schien sich nichts unmöglich zu glauben. Allein diese großen Aussichten zerrannen wie ein Traum. Wie man in Wieland's Schule die Schicksale des Meisters an dem Gang der Schüler wiedererkennt, so auch hier. Auf die anfängliche Anspannung und den Enthusiasmus folgte plötzliche Erlahmung und Kälte. Man ging im ersten Rausche ganz in die himmelstürmerischen Ideen der Zeit ein, man wollte sich an die Spitze der Dinge stellen, aber plötzlich waren die jungen Titanen zerstreut, gestorben, verdorben, und Alles dahin. Wie ganz anders artete Bürger, als es die Gesinnungen des Bundes wollten; wie ganz anders Stolberg, der die Religion der Väter verließ; wie ganz anders Miller, der anfangs am schnellsten zum Ziel zu laufen schien und dann plötzlich stockte. Nur Voß hielt die ersten Gesinnungen fest, er scheuchte den Gedanken, daß Jugendverblendung und Dünkel ihnen den Anhauch ihrer schönen Begeisterung gesandt habe; aber er stand bald allein, sah sich von Allen getäuscht und hatte nach den kühnen Jugendträumen eine gedrückte Laufbahn zu durchleben: dies mußte den früherhin sanften und stillen Jüngling verbittern. Sieht man von den Personen ab, so kann man auch an den Früchten der Bundesdichtung erkennen, wie anders sie arteten, als es nach der ersten Blüthe schien. Man ging ganz auf die Genie- und Natur-

---

Empfindung etwas größer als die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und ist die Schärfe des Urtheils größer als beide, so sind dies vielleicht die Verhältnisse, durch welche das poetische Genie entsteht." Bei Göthe würde dies lauten: Ist die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft etwas größer als die Reizbarkeit der Empfindung, und ist die Schärfe des Allgemeingefühls größer als beide, so u. s. w.

theorien jener Jugend ein: man sympathisirte mit Göthe und Lenz, man bewunderte den Ugolino und Menoza, Voß fand damals den Hofmeister (von Lenz), den man Göthe'n zuschrieb, für weit würdiger als den Clavigo, da er „eben so empörerisch gegen das Regulbuch und eben so nackter Natur sei, wie Götz;" man enthusiasmirte sich an Werther und den Blättern von deutscher Art und Kunst; mit Klopstock's Beifall verachteten sie die ganze Welt, pochten auf ihre Einsicht zum Trotze „alles gelehrten Viehs und aller ungelehrten Schafe, die gegen sie aufblökten," und auf die Stimme der Natur, die für sie sei, und auf ihr Gefühl. Sie verachteten Gelehrsamkeit und Schulweisheit aus Grundsatz, und nahmen sich Claudius zum Muster; der Gesang der Einfalt, der Natur, des Landlebens stammte daher aus diesem Kreise, und die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren. Und doch wirkte aus eben diesem Kreise noch bedeutungsvoller die Belebung der klassischen Literatur auf die Nation! Man glaubt es kaum, daß derselbe Voß, der mit jener merkwürdigen Energie sein Leben der griechischen Dichtung widmete, in seiner Jugend zweifelte, ob es außer Mutter Natur noch andere Lehrer der Dichtung gebe, die Griechen selbst nicht ausgenommen; daß Er, der den Homer bei uns einbürgerte, damals sagte, der Schotte Ossian sei ein größerer Dichter als der Jonier; und daß Bürger, der das rechte Urbild des Genies schien, kleinlich nach Korrektheit strebte und von Schiller sich bei allem Unmuth an seiner Naturdichtung irren lies.

Der ungeheure Zwiespalt, den die Stimmung der Zeit damals in der Natur der Menschen vielfach hervorrief, die Kluft, die sie zwischen verschiedene Altersstufen legte, die Zerrissenheit und Verworrenheit, die sie über reine Gemüther und gerade Köpfe warf, die Irrungen an Beruf und Fähigkeit, die Widersprüche in den Bestrebungen und Handlungen, in Zwecken und Mitteln, die sie veranlaßte, ließen sich schon bisher an so manchen Individuen beobachten; wir haben diese und ähnliche Zerrüttungen in traurigen Extremen, in widerlichen oder lächerlichen Karrikaturen gesehen; in einer gewissen mittlern Fülle, und in einer Art Gleichgewicht von glücklicher Kraftäußerung und tragischen Irrgängen, finden wir sie in Gottfr. Aug. Bürger (aus dem Halberstädtischen 1748—94). Mit ihm und Gotter war Boie anfangs in Göttingen allein; er fühlte sich aber abgestoßen von ihm, denn Bürger

hatte aus Halle und aus der Schule von Klotz den ſchlechten Ton der Studentengeſellſchaft feſtgehalten, den wir bei Günther und Heinſe und ſo manchen jungen Talenten gewahrten, und den Bürger's beſte Freunde weder aus ſeinen Gedichten noch aus ſeinem Leben wegleugnen wollten. An geordnete Lern- und Lebensweiſe war er nie gewöhnt, er ſchwärmte und ſtudirte in Halle abwechſelnd nach dem Beiſpiele ſeines Lehrers, und gab ſchon dort ſeinem Freunde Clamer Schmidt Proben ſeines Talentes zur Dichtung[9]); Michaelis übte Einfluß auf ihn, und in Göttingen verkehrte er mit Boie, Sprengel u. A. ſo luſtig, wie man in dem ſtraßburger Kreiſe lebte: ihr Held war Shakſpeare, ſie ſprachen in ſeinen Ausdrücken, ſie feierten lärmend ſeinen Geburtstag. Dieſes freie und luſtige Leben, ſchrieb Boie ſchon **1771**, eben das, was, auf edle Zwecke gelenkt, den Mann von Genie ſo ſehr über gemeine Menſchen erhebt, führe auch auf der andern Seite weiter als dieſe, wenn nicht Umgang mit Männern edler Denkungsart den Charakter ſittige, und dies ſei Bürger's Unglück. Erſt nach Gotter's Weggang näherte ſich ihm Boie mehr und hoffte, daß ſich das Rohe abſchleifen würde, denn in Bürger ſtritt ſich Leichtſinn mit Gutmüthigkeit, Ausgelaſſenheit mit bravem, biederem Sinne; die Tiefe und Wärme ſeines Herzens verführte auch ihn, wie ſo Viele jener Zeit, über die Schranken der Sittlichkeit und über die Grenzen

---

9) Schmidt's Werke II, 422.

O ſchon damals entſtob der Jünglingslyra
mancher leuchtende Funke, all die lichte
Feuergeniusflamme prophezeihend,
die den kühneren Mann, nun ganz gewappnet,
auf romanziſchem Renner weit umhertrieb,
raſtlos ſchnaubend im Vollgalop der Keckheit,
die, von Keinem erreicht, dem Ziel vorantrotzt,
daß Unkundige Maul und Naſ' aufreißen,
und, mit heiligem Kreuze ſich verwahrend,
bänglich ſtottern, es ſei hier nicht geheuer.
Auch das kleinere Spielzeug deines Herzens
bleibt der Laune der Zeiten unzerbrechlich,
ob auch mancher Geſchäftsmann aus der Urzeit
daß darob die Perücke hin- und herſchiebt,
vornehm glaubt, ein Extenſum mit Dahero,
Alldieweilen und ſintemal altfränkiſch
überfrachtet, das ſei doch ganz was anders.

des konventionellen Lebens wegzuſpringen. Solche Männer, die nur ihre Leidenſchaft Natur nennen, und, weil ſie ihr blind gehorchen, der Natur um ſo näher zu ſtehen glauben, ſind doch immer am wenigſten fähig, auch nur ahnungsweiſe ihrem Abgotte die Geſetze der Wechſelwirkung abzulauſchen, die zwiſchen Natur und Schickſal des Menſchen geheimnißvoll walten. Wer Bürger's Selbſtſchilderungen an Boie und an ſein ſchwäbiſches Mädchen geleſen hat, der kennt ihn beſſer als durch alle Charakteriſtiken und Biographien, und wird leicht einſehen, auch wenn er nicht der kalte Vernünftler iſt, über den der Dichter klagt, daß über den verſchuldeten und ſcheinbar unverſchuldeten Schickſalen des Mannes nur Eine Nemeſis ſchwebt, die ihre Warnungen und Strafen ganz aus ſeiner Natur und ſeinem Weſen nahm. Der Grundſatz, daß den Naturgang kein Wenn und Aber wende, iſt gar bald leichtſinnig angenommen und in menſchlicher Willkühr falſch angewandt: ihm folgt dann in den Wirkungen des Handelns der tragiſche Erfahrungsſatz in unabwendbarer Strenge nach, daß der Schickſalsgang ſich nach dem Naturgang richte. Es war nicht wohl möglich, daß er in den Verhältniſſen zu ſeiner Schwägerin und zu ſeiner dritten poetiſchen Gattin Gold und Seide ſpann, denn die Phantaſie, wenn ſie in die Fäden des wirklichen Lebens greift, weiß ſie nur zu verwirren und zu zerſtören; und ſo war auch des Dichters Hoffnung auf ein reiferes Talent[10]) bei wärmerem Sonnenſtrahl des Geſchicks eben ſo eitel, wie ſie bei Günther war, da das beſſere Schickſal des geiſtigen Menſchen in ihm ganz mit dem des moraliſchen zuſammenhing. Vieles Reizende und Rührende in ſeinen Dichtungen iſt ganz pathologiſch und nur eben dieſen tragiſchen Schickſalen des Dichters zu danken; ſein

---

10) Zwar ich hätt' in Jünglingstagen,
mit beglückter Liebe Kraft
lenkend meinen Götterwagen,
Hundert mit Geſang geſchlagen,
Tauſende mit Wiſſenſchaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
und der Gram, der mich verzehrt,
hatte Trieb und Kraft zerſtört;
meiner Palme Keime ſtarben
eines beſſern Lenzes werth.

Leben und Seelenzuſtand bildet ſich durchſichtig in ſeinen Gedichten (zuerſt geſammelt 1778) ab; ſie ſind, wie ihm Schiller ſagte, oft Produkt ſeiner ganz individuellen Lage; nicht allein Gemälde, auch Geburten derſelben; ſein Leiden iſt nicht blos der Gegenſtand, ſondern auch die Muſe des Dichters. Aber der erzürnte Schauſpieler ſtelle gewiß den Unwillen ſchlecht dar, der Dichter müſſe nicht Schmerz im Schmerz ſingen, nicht leidender Theil ſein. Aus der ſanfteren und fernenden Erinnerung möge er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, je mehr er an ſich erfahren habe, was er beſingt; aber nie ſolle er unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts ſein, den er verſinnlichen will. Dies Urtheil iſt auch von Schlegel beſtätigt worden, und es iſt überall ſichtbar, daß in ſolchen pathologiſchen Gedichten nicht eigentlich gefaßter Sinn die Aufregung und Leidenſchaft regiert, obwohl es damit in einer Art Widerſpruch ſteht, daß oft wohl die äſthetiſche Kritik die Hand zu regieren ſcheint. Dieſer Widerſpruch durchdringt und charakteriſirt die ganze bürger'ſche Dichtung. Er ſcheint auf der Einen Seite mehr als irgend ein deutſcher Dichter das Naturgenie zu ſein, das jene Zeiten ſuchten, das die Gabe der Dichtung nur ſo anweht und anfliegt: denn nichts ſcheint ſich weniger lernen zu laſſen, als jene Wahrheit und Kraft, jene phantaſievolle Lebendigkeit, jenes eigenthümliche Feuer, das wir in Bürger's Gedichten theilweiſe finden; nichts ſcheint ſo weit von Ueberlegung abzuliegen, als jene Naturkraft, die über alles Schematiſiren und alle Ordnung wegſpringt, die das Tragiſche und Komiſche, Ernſt und Scherz, Erhabenes und Groteskes in Einem Ganzen faßt; nichts ſcheint alle Regel ſo zu verſchmähen, als ſein Hohn gegen Batteux und die Batteuſianer, als ſeine Manier und ſeine anfänglichen Grundſätze, die der alten Romanzen ohne Zweck und Leben, ohne „glücklichen Wurf," ohne Sprung der Bilder und Empfindungen ſpotteten. Ganz auf dieſer Seite liegt ſein Beſtreben nach Popularität: er hielt ſie in einem poetiſchen Werke für das Siegel ſeiner Vollkommenheit; er wollte die Kunſt nicht in enge Zellen gezogen, ſondern auf dem Markt des Lebens gelaſſen wiſſen; er ſuchte hier die Muſterſtücke der Naturpoeſie, verſchmähte die Götterſprache und die Witz- und Lehrdichtung, und ließ die „ſogenannte höhere Lyrik laufen, wohin ſie wolle." Er hielt ſich an das Volkslied, nach dem er auf Bleichen und Spinnſtuben lauſchte, in dem er die wahren Ausgüſſe der einheimiſchen deutſchen Natur in Phantaſie

und Empfindung gewahrte, die er aus dem Leben selbst wieder schöpfen und in solche Gesänge ausstreuen wollte, welche wieder auf der Bleiche so wohl gefallen sollten wie in der Adelstube. Zu allem diesem bildet es aber einen sonderbaren Gegensatz, daß er diese Volkspoesie doch gleichsam gelernt hat. Er ward auf die ganze Gattung erst durch Percy's reliques hingeführt, in denen die moderne Hand des Sammlers so viele alte Natur verwischt hat; die dunkle Neigung zu dieser Art Poesie belebte ihm erst Herder in den fliegenden Blättern, und ewig Schade, daß in diesem Momente, wo Bürger sich ganz in seinem Elemente fühlte, nicht Herder's reine, geschmackvolle Sammlung schon erscheinen konnte, die ihm mehr gewesen wäre, als alle ästhetischen Aufsätze. Die erste Frucht seiner gesteigerten Stimmung war die Lenore, die berühmteste der Balladen, die Bürger'n berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnsten, am übermüthigsten, am meisten dem blinden Zuge des Genius überlassen und jener shakspeare'schen Natur und Urkraft nahe zu kommen scheint. Kein neuerer Dichter hat in diesem Zweige so anschaulich gemacht wie Er, daß die Ballade die Anfänge der dramatischen Kunst gleichsam in sich schließt[11]) und in dem Wechsel der verschiedensten Leidenschaften und Regungen ihren Gesetzen folgt, so daß auch zur Deklamation nichts so gerne gewählt wird wie bürger'sche Balladen; keiner hat in diesem kleinen Raume so sehr die Quintessenz einer Handlung, den Fünftelsaft, wie Bürger sagt, so zusammengepreßt, daß ein größeres Dichtungswerk damit geistig zu beleben war; keiner hat darin jene alten romantischen Gegenstände mit solcher burlesker Keckheit geschmeidig für ein mittleres Publikum gemacht, ohne sie zu zerstören, oder die dürftigen Handlungen der Gegenwart in jener Weise zu heben gesucht, wie neuere Künstler unsere widerstrebenden Trachten unter den Meisel zwangen. Sieht man aber Bürger's Produktion näher zu, so finden wir in der Entstehungsgeschichte der Lenore am stärksten jenes Zwiespältige in seinen Gaben und seinem Verfahren vorliegen. Er begann das Gedicht

---

11) Etwas Aehnliches scheint Göthe gefühlt zu haben, als er sagte, an einer Auswahl Balladen ließe sich die ganze Poetik vortragen, „weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern wie in einem lebendigen Urei zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen in die Lüfte zu steigen."

in einem inneren Jubel, arbeitete aber Monate lang daran, Götz von Berlichingen kam anregend hinzu und begeisterte ihn -- zu drei neuen Strophen, er fühlte sich in übermüthiger Ueberlegenheit als den Kondor des Hains, und doch nahm er die Korrekturen des Bundes an, unwillig, daß sie oft Recht hatten; er erstaunte über sich, aber eben so oft über den göttinger Bund, wenn ihm Boie auf seinem Dörfchen die neuesten Produkte desselben vorlas, und er wollte wohl zu Zeiten darüber verzweifeln. So hatte er mit Herder vom ersten Wurf gesprochen, als er sich von Ramler und Boie seine Gedichte korrigiren lies. Er soll es selbst geäußert haben, daß er seinen Dichterruhm nicht ungemeinen Talenten, sondern der unverdrossenen Feile und seinem delikaten Geschmack zu danken habe; seine besten Gedichte seien mit den meisten Anstrengungen ausgebessert, und sein lessing'sches Geständniß, er fühle nicht die lebendige Quelle der Dichtung in sich, kann vollends jeden Gläubigen an das unmittelbare Genie irren. Daher kam es denn auch, daß Bürger'n selbst die scharfe und höchst schlagende Beurtheilung Schiller's irrte, daß er zwar in seiner Replik bei seinem niederländischen Standpunkte beharrte, allein die Idealität doch ins Auge faßte, die ihm Schiller entgegenhielt; daß er vom Stoffartigen auf das formale Verdienst überging; daß ihm die Korrektheit, zu der er immer neigte, bald höher zu stehen schien als die Popularität; daß er auf die glatte Eleganz der Italiener übersprang, und nun nicht allein Blumauer sein Lieblingsjünger ward, sondern auch A. W. Schlegel; daß er das Sonett kultivirte, welches er früher mit der höheren Lyrik verabschiedet und ohne Zweifel selbst in der Reihe der Anagramme und Akrostichen gesehen hatte; daß er über Reim und Vers zu philosophiren anfing und ein Musterstück kleinlicher Kritik in seiner Selbstbeurtheilung der Nachtfeier schrieb, die er einmal formell so vollenden wollte, daß sie für prosodische Richtigkeit, für Euphonie und Harmonie der deutschen Sprache das werden sollte, was der Kanon des Polyklet für die Bildnerei gewesen. So erscheint denn Bürger als ein pathologischer und kritischer Dichter zugleich, als Natur- und Kunstpoet, als Volks- und Minnesinger, wie sein Landsmann Gleim, aus nordischer und südlicher Schule zugleich, beherrscht von Empfindungen und von Ueberlegungen; die Naturwahrheiten seiner Gemälde scheinen uns nachlässig mit grobem Griffel hingeworfen, und sind, in der Nähe betrachtet, wie so viele niederländische

Bilder, mit dem feinsten Pinsel ausgemalt. Das Ungleiche der Behandlung, der Streit von Kunst und Natur, von Allgemeinheit und Besonderheit, von Begabtheit und leichtfertiger Benutzung des Talentes, von Poesieglanz und Plattheit, fiel Schiller'n in unserem Volkssänger auf, der an Homer emporsah und die Frau Schnips besang, der unter das höchste Maß der Kunst gehalten zu werden verdiente und sich selbst so oft herabwürdigte, der eine Popularität in jenem höchsten Sinne anstrebte, nach dem er mit der Größe seiner Kunst die Kluft zwischen den gebildeten Ständen und dem Volke auszufüllen hoffte, und dabei sich mit dem Volke vermischte, zu dem er sich herablassen sollte. Auch Göthe hat gleich hart mit ein paar Worten über Bürger's Plattheit sich erklärt; ihn hätte schon der parodistische Sinn geärgert, „der das Große und Edle herabzieht, und ein Symptom abgibt, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern." Jene ächte Popularität, die Bürger empfahl, die Bürger selber bezweckte, hat Schiller wie kein anderer deutscher Dichter erreicht; er war also gewiß wie kein Anderer berechtigt, den talentvollen Dichter, den er so weit über alle seine lyrischen Rivalen setzte, wie er ihn hinter dem höchsten Schönen zurückbleiben sah, über den Gebrauch seiner Fähigkeiten zur Rede zu setzen. Daß er dabei nur das Fehlerhafte, wenn man wolle ungerechterweise, hervorhob, gestand er selbst: er that es, nicht allein um die Würde der Kunst kräftig zu verfechten, nicht allein um den schlummernden Dichter aufzuwecken, von dem er wußte, daß man ihm die Kritik empfehlen durfte, ohne seinen Genius zu zerstören, er that es auch, um nach den eigenen Erfahrungen, die er an sich selbst gemacht hatte, den Menschen zu erschüttern und zu nöthigen, sich zusammenzuraffen; denn er legte einen schweren Accent auf jene inneren Unebenheiten der Gedichte, „die das Urtheil aufdrängen, der Geist, der sich hier darstelle, sei kein gereifter vollendeter Geist." Wie wenig haben doch die Menschen Urtheil und Unbefangenheit! Hinter die Ausgaben von Bürger's Werken druckt man Schlegel's Beurtheilung mit Seitenblicken gegen Schiller, und in guter Meinung für den beurtheilten Dichter, da doch Schiller's Urtheil diesem in der Art und in der Sache weit mehr Ehre thut als Schlegel's, was nur Jemand leugnen könnte, der den Rahmen für das Bild nähme, und vom süßen Rande des Gefäßes sich wie ein Kind über den Inhalt täuschen ließe. Schiller sprach dem lebenden Menschen

zu und that ihm wehe, um ihm wohl zu thun; Schlegel hatte freilich die sichere Wirkung für sich, da er auf dem Grabe die ohnehin tropfenden Augen reizen konnte. Alles ohne Ausnahme, was Schiller Bürger'n verwirft, wirft ihm auch Schlegel, und zum Theil viel greller vor, nur daß er zugleich Schiller'n vorzuwerfen scheint, daß Er es vorwarf. Schiller deutete nur auf plebejische Abfälle, während Schlegel mit feineren Ausdrücken das viel Gröbere sagte, Bürger sei sehr oft nicht popular, immer aber — demagogisch. Schiller mißt den Dichter von der höchsten Höhe der Kunst herab, und lehrt uns den Poeten und den Menschen zugleich zu fassen, voll von der edlen Absicht, diesen Genius und dies biedere Herz auf immer gleiche sittliche und ästhetische Grazie und männliche Würde hinzuweisen; und dies nennt Schlegel kalte Eleganz und Erstorbenheit, der nur das hohle Gehäus der Formen nach dem kleinen ästhetischen Regulbuch beurtheilt, und der dabei nach der Reihe die Balladen wie grobe Parodien blosstellt, von denen die Nation anders geurtheilt hat, von denen Schiller urtheilte, es werde ihm's Keiner so leicht darin zuvorthun, was doch von dem Dichter des Ibykus noch mehr sagen wird, als wenn es der des Arion gesagt hätte? Wir wollen übrigens noch einmal erinnern, daß Schiller nur auf dem Tadel weilte, wie er bei Matthisson nur auf dem Lobe ruht; wir müssen beifügen, daß, wenn hier die poetische Landschafterei in Schutz genommen wird, bei Bürger'n das Genre und die Bambocciaden mindestens den gleichen Schutz verdienten. Und aus unserm historischen Gesichtspunkte müssen wir zur Erklärung der Ungleichheiten in Bürger mildernd anführen, daß sie auch auf Rechnung der norddeutschen Natur kommen. In ihm ist Klopstock's pathologische Poesie, Ramler's Korrektheitsprincip und Herder's simpler Geschmack, die ächt norddeutschen Poesieelemente, vereint, und durch die heißen Jahre der Geniezeit ist diese halb Empfindungs- halb Verstandesdichtung bei ihm zu einem vorübergehenden Glanze gekommen, der die Mühseligkeit, Berechnung und Technik verdeckt, die bei Bürger wohl noch stärker waren als bei Voß. Mit dieser zur Kunst schwerfälligeren Natur hängt das Entgegengesetzte zusammen: sowohl die Liebhaberei an dem einfachen Volksliede, die in neuerer Zeit über ganz Norddeutschland verbreitet ist, als auch das Auftragen in Sprache und Bildern, und die Anwendung von allerhand Reizmitteln. So fiel Klopstock auf seine Erhabenheit, Voß auf seine Schwere, der ganze

Bund in seine pathetische Feierlichkeit; in Bürger's Balladen führte dieser Zug zu den Schreckmitteln, die er wie ein ächter Bänkelsänger so weit trieb, daß er bei Vorlesung der Lenore mit äußeren Zurüstungen und Hülfsmitteln den Schauder zu erhöhen strebte.

Ein entschiednerer Volksmann als Bürger, frei von dessen Zwiespalte, in seinen wenigen Poesien entfernt von dessen Effekthaschen, ist Matthias Claudius (aus Reinfeld im Holsteinschen 1740—1815), ein untrennbares Glied in der Kette dieser nordischen Dichterschule, die sich um Klopstock sammelte, obgleich er nicht in den göttinger Bund gehörte. Er studirte zur Zeit der Literaturbriefe in Jena, schrieb nach Gerstenberg Tändeleien, und ward dafür sehr mishandelt; desto entschiedener gehörte er seitdem nach seinen Gesinnungen Klopstock an. Religionsgefühl und Tugend, Freiheits- und Vaterlandssinn verband ihn mit diesem und seinen Freunden; er war ganz Christ und bedurfte des Glaubens, auf dem er sicher ruhen konnte; ganz Patriot und betete nur am Neujahrstag für alle Menschen; ganz von jener poetischen, bardischen Freisinnigkeit voll[12]), die aber in der Zeit der Revolution wie bei Klopstock den Rückschritt nahm, wo er dann die Preßfreiheit anfeindete, und die Obrigkeit von Gott eingesetzt nannte, die er früher von einer Tugendwahl abhängig gemacht hatte. Ganz schwur er auch auf Klopstock's poetische Theorien, stimmte in das Lob der Gelehrtenrepublick ein, spottete der aristotelischen Regeln zu Gunsten des Shakspeare, lobte nach dem Hange der Zeit den Ossian vor Homer[13]), die Natur vor

---

12) Und deine Fürsten (sollen sein) groß und gut,
und groß und gut die Fürsten;
die Deutschen lieben, und ihr Blut
nicht saugen, nicht Blut dürsten.
Gut sein! gut sein! ist vielgethan,
erobern ist nur wenig;
der König sei der beff're Mann,
sonst sei der Beff're König.
Dein Dichter soll nicht ewig Wein,
nicht ewig Amorn necken,
die Barden müssen Männer sein,
und Weise sein, nicht Gecken. — u. s.

13) Was kümmert mich ihre (der Griechen) Kultur?
ich lasse sie halter dabei,

der Kunſt, und blickte ſcheel auf die Griechen, die aus der Muſik und Dichtung ſchöne Künſte gemacht hätten. Mit dieſen Anſichten nicht weniger, als durch ſeine beſchränkte äußere Lage und durch ſeine innere Natur, die ganz Beſcheidung war, fiel auch Er auf eine Schreib- und Dichtungsart, die nach äußerſter Popularität ſtrebte, das Abbild der höchſten Simplicität in Sitte und Denkart, und die der klopſtock'ſchen Manier ganz entgegen war. Wie er Kunſt überall nicht mochte, ſo auch nicht in Sprache und Vortrag; er ergriff daher und ſchuf vielleicht die neue Vulgarſprache der Genialitäten, obwohl man den Zwang auch ihm abſieht, der unvermeidlich iſt, wenn in einer Zeit der Kultur die Einfalt ſich laut macht, der daher bei Hamann noch in Fülle obenauf liegt, bei Claudius in heimlicheren Reſten. Er braucht in ſeinem Wandsbecker Boten (1770 — 75) gleich anfangs ſchon zwei Schreibarten, ſeine eigene und die ſeines Vetters, um über alle Gegenſtände angemeſſen zu reden, und ſpäterhin rückte er immer mehr unter die Honoratioren der Literatur, vertauſchte die drolligen Späße, die ſchalkhaften Mienen und den flauen Humor mit größerem Ernſte, und „zog die Fahne etwas höher auf.“ In ſeinen Poeſien iſt er von dem einfachſten Vortrage nie gewichen; Bürger vereinigte gleichſam, was nach zwei Seiten hin Claudius und Stolberg darſtellten: das Beſcheidene, Deutſche, Bäuerliche und Idylliſche, und das Stolze, Klaſſiſche, Ritterliche und Romantiſche. Viel ſagen wollen wir von den Gedichten des Wandsbecker Boten nicht, wie es ſeine eigene Sache nicht war; ſie ſind überall hausbackene Nahrung, gar oft ein bischen ſehr ſchwer verdaulich. Wie ächte Volksmäßigkeit hie und da durchblickt, gewahrt man da am beſten, wo er an Hans Sachs erinnert, oder wo er auf Bürger influirt hat (Phidile); die gereimten Späße zwiſchen Kunz und Hinz ſtechen dagegen freilich ſehr ab. Schon aus Bürger's Gedichten ſind nur wenige voll ächtem poetiſchem Golde im Volke geblieben, von Claudius noch weniger, und dieſe einzelnen (Bekränzt mit Laub — Der Mond iſt

---

und trotze auf Mutter Natur;
ihr roher abgebrochner Schrei
trifft tiefer als die feinſte Melodei,
und fehlt nie ſeinen Mann:
videatur Vetter Oſſian.

aufgegangen u. a.) wiegen wohl den ganzen Rest der Habseligkeiten des Asmus auf. Selbst an dem Besten aber ist aller Glanz, im Gegensatz zu den bürger'schen Gedichten, wie absichtlich gelöscht; und von pathischen Reizmitteln ist nur etwas Rührung und Sentimentalität angewandt. Der eifrige Anhänger des Ossian und Yorick sucht gern das Dämmerungsartige und Schwermüthige, er lächelt und weint in Einem Zuge, er hat eine Freude an der Trauer, er sieht gern begraben, schon die Dedikation an Freund Hain, und zwar ausdrücklich nicht an den schönen Jüngling mit der gesenkten Fackel, ist charakteristisch. Aus seinen sinnvollen Albernheiten, aus seinen rührenden Scherzen spricht nur jene christliche Fröhlichkeit, um die es eine so eigene Sache ist, wie um die heidnische Finsterkeit, von der uns die Theologen sagen; dem kann es nicht viel ums Scherzen zu thun sein, der den Menschen nur empfangen und genährt sieht, um sich zu seinen Vätern niederzulegen, dem „nur Anfang und Ende natürlich scheint, die Mitte Rausch und Traum ist." Mit diesen Stimmungen war auch Claudius mehr zum christlichen Boten gemacht, als zum Mitgliede des Parnasses, und er erkannte dies auch zuletzt als sein Gewerbe, das er, an Thür und Fenster treuherzig anklopfend, zu bestellen gehabt: daß er auf seine Art, durch Scherz und Ernst, an die Religion erinnerte, und durchs Beispiel zeigte, man könne ein rechtgläubiger Christ sein, ohne ganz und gar ein Ignorant und ohne allen Menschenverstand zu sein. Wenn Einer hierzu geeignet war, so war gewiß Er es, der alle Eigenschaften hatte, auf den ursprünglichen Kinderglauben ganz zurückzugehen, wie es Hamann nicht konnte, und wie es ihm Jacobi beneidete. Er war unter allen den Stillen und Kontemplativen mit obenan, in deren Gesellschaft der Merkur damals ihn und die Hamann, Herder, Klopstock, Göthe, Lavater und die Göttinger zusammenwarf; er hatte, wie nur irgend Hamann konnte, jenen Zug zu dem Urmäßigen und daher zu dem ganzen Wesen dieser Genialitäten hin; bei ihm galt unbesehens alles Aeltere mehr als das Neuere; Orientalisches, Musik, Volkspoesie, Sitten der Unkultur, alles dies reizte ihn, und er glaubte mit eben so viel Ruhe, als Bürger mit Aufregung, an Geister und Alles, wovon die Philosophie nicht träume. Er neigte daher zu Lavater's Lehren von der Kraft des Gebets, wenn er auch nichts entscheiden wollte; er nahm sich

Swedenborg's ausdrücklich an; er war ganz eingenommen für das Mitternächtliche und die goldenen Sterne in Hamann, zu dem er gern nach Kurland Schlittſchuh gelaufen, mit dem er ſich beinahe in Darmſtadt begegnet wäre, wenn nicht ein ähnlicher Spleen Beide von da vertrieben hätte. Ganz war er auch für Herder eingenommen, ſo lange deſſen erſte Wärme und Entdeckungsunruhe dauerte, ſeine Urkunde war ihm eine Erſcheinung in den Wolken, an den Provinzialblättern fand er beſonders Behagen; allein gegen ſeine Abhandlung vom Urſprung der Sprache hatte er ein Aber: ob er ernſtlich meine, daß alle Sprachen dieſen Weg Rechtens entſtanden ſeien, oder ob er eine Sprache ausnehme, die Moſes erwähne, und die den Weg der Güte gekommen? Weiterhin drohte eine Art Bruch zwiſchen Beiden zu entſtehen, als Claudius das unverſtandene Buch des erreurs et de la vérité (vom Marquis St. Martin) überſetzte und empfahl, und nun mit Lavater ganz zuſammengeworfen ward; Voß ſah ihn damals unrettbarer in Pietiſterei verſinken, als den frühe dazu ausgeprägten Stolberg; Herder entfernte ſich immmer mehr von ihm, je mehr er die Vernunft und Naturreligion mit dem Chriſtenthume zu verſöhnen ſtrebte, während Claudius mit einer großen Verachtung das Alles verwarf. Die Religion aus der Vernunft verbeſſern kam ihm vor, als ob er die Sonne nach ſeiner hölzernen Hausuhr ſtellen wollte; die Philoſophie ſei ein Hafenfuß, mit dem man die Statue abkehren, aber nichts daran bildhauen könnte; ihm war die Philoſophie ſo entbehrlich zur Religion, wie die Kunſt zur Muſik und Dichtung; er haßte daher auch eben ſo ſehr das Kopfbrechen an den Religionsgeheimniſſen; er dachte, ſie ſeien eben darum Geheimniſſe, daß wir ſie nicht wiſſen ſollen, bis es Zeit iſt, und er hörte gar nicht, daß man fragte, ob das denn wirklich Geheimniſſe ſind, die man dafür ausgibt. In den chriſtlichen Briefen (an Andres), die mit das Bezeichnendſte aus ſeinen Schriften ſind, argumentirt er ſo: Er habe nur Ein Geheimniß, Tinte zu machen; nun ſolle die Vernunft doch a priori ſein Recept rathen! was Einer aber nicht wiſſen könne, darüber könne er nicht urtheilen. Daß aber nicht blos aprioriſche Philoſophie, ſondern auch chemiſche Zergliederung an ſeine Tinte gerathen könnte, fällt ihm gar nicht ein. Und findet es die Vernunft dann aus, fährt er fort, habe ich darum mein Recept weniger, wird es darum keine gute Tinte machen? Gewiß!

nur könnte sie vielleicht durch jene Analyse noch gebessert werden, und ganz gewiß wäre das Recept dann kein Geheimniß mehr, und die Tinte, wenn sie die beste der Welt sein sollte, erst in Folge dieser Analyse als die beste anzuerkennen.

Wunderbar kämpfte, wie in Klopstock selbst, so auch in dieser klopstock'schen Schule der Ungestüm des Genies, der patriotischen Begeisterung und des Freiheitssinnes mit der Ruhe des Fleißes und dem Quietismus oder auch der Reizbarkeit der Frömmigkeit und des Religionsgefühls, theils successiv in einem und demselben Individuum, theils in den Persönlichkeiten gegeneinander; bald nach innern Vorgängen in dem Seelenleben der Dichter, bald nach den Anregungen der äußern Begebenheiten. Wie Claudius in dieser Hinsicht gegen Bürger überliegt, so gruppiren sich andre Charaktere jüngerer und älterer Dichter gegeneinander. In Fr. Ernst von Schönborn (aus Stolberg **1737—1817**) und in dem jungen unglücklichen Karl Cramer (aus Quedlinburg **1752—1807**) stieg die Unruhe, die Ueberspannung, die politische Exaltation, der Geniezwang und die Originalitätssucht bis zur Karrikatur. Der Erstere entzückte die Stolberg, Gerstenberg und die Göttinger mit seinen schwungreichen Freiheitsoden, er schmeichelte den Letzteren, als er auf der Reise nach Algier (als dänischer Konsulatssekretär) **1773** durch Göttingen kam, daß der Bund Revolution auf dem deutschen Parnasse machen werde; die gewaltigen Fittige seines poetischen Genies ließ er zwar in Algier ruhen, desto eifriger aber hing er den Ideen von Freiheit und Menschlichkeit nach, und es brannte ihn der Gedanke, von Algier nach Petersburg zu reisen, um Rußland zu bewegen, die Raubstaaten zu vertilgen. Für die Welt blieb er nutzlos, und gewährte ihr, wie der Graf Schlabrendorf und ähnliche Sonderlinge, nur das Bild einer wunderlichen Originalität, als er später mit der Gräfin Katharina von Stolberg in gemeinsamem Zusammenleben mit seiner Erscheinung in Verwunderung setzte. Niebuhr fand, als er ihn in London sah, daß ihn Eingezogenheit und Gleichgültigkeit der Welt entfremdete; er erkannte Außerordentliches in seiner Metaphysik, nichts Befriedigendes für das wirkliche Leben. Der überspannte Revolutionsenthusiasmus K. Fr. Cramer's ist übel genug berüchtigt; er ist mit seinem versuchten Werke über Klopstock (**1779** ꝛc.), das der Ausdruck des sonderbarsten und angestrengtesten Enthusiasmus

iſt, mit ſeinen verſchiedenen Denkwürdigkeiten, und mit ſeinen in aller Wärme für Rouſſeau und deſſen Art Menſchenkenntniß geſchriebenen Ueberſetzungen der Heloiſe und des Emil in der Literatur bekannt geblieben. Seine Jugenddichtungen blieben in den Almanachen verborgen; ſie misfielen ſchon den Bündnern durch die ſonderbare lyriſche Unordnung, mit der er ſeinen ungeordneten Kopf verbergen wollte, ſowie er perſönlich, das eigentliche Kraftgenie in dieſem Kreiſe, mit ſeinem übermäßigen Selbſtgefühle und Dünkel abſtieß. Auch Fr. Hahn's († 1779) Gedichte[14]) waren nicht ohne ſolche geniale Verzuckungen, er ſtarb unreif, immer ein Menſchenhaſſer, ſagt Voß, der ſonſt auf ſein Talent am meiſten hielt. Das Schickſal eines frühen Todes hatte auch P. W. Hensler (aus Preez 1747—79) und L. H. Chr. Hölty (aus Marienſee 1748—76), deren Gedichte ihr Freund Voß (1782—83) herausgegeben hat. Hensler, wie er nicht zum Bunde gehörte, gehört auch in ſeinen Epigrammen und Erzählungen mehr der ältern Zeit an, und nur in ſeinen Romanzen ſucht er ſich Bürger'n zu nähern, ſo weit es ſein heiterer Sinn zuläßt. Hölty macht in ſeinem Charakter zu Hahn und Cramer einen Gegenſatz, wie etwa ſeine ſanften elegiſchen Lieder den pomphaften Oden oder ſchaurigen Romanzen dieſes Kreiſes gegenüberliegen, die ihm daher beide misriethen, ſo oft er ſie verſuchte. Noch weicher, ſentimentaler, frömmer, liegen jenen Genialitäten in größerer Trivialität F. Th. J. Brückner (aus dem Mecklenburgiſchen 1746—1805) gegenüber und J. Martin Miller (aus Ulm 1750—1814). Brückner, ein Mann von weicher Gemüthsart, lebte dürftig, ſiech, ohne Freude in Groß-Vielen als Paſtor, verſuchte ſich an Schauſpielen, wohl wiſſend, daß es ohne Beruf geſchah, und hat nur einige Bedeutung in der Idylle, die in dieſem Bunde eine Art kanoniſcher Gattung wurde, und vortrefflich die häusliche Seite der patriotiſchen Geſellſchaft darſtellt. Ihm misfielen die großwortigen Oden und die freigeiſtigen Heldengeſänge der Schönborn, er vermißte das Chriſtenthum darin; und ſo verließ auch Miller ſeine anfängliche Richtung, gab ſeine zärtlichen Minnelieder und einfältigen Naturgeſänge auf, artete im Lyriſchen in Künſtelei aus,

14) Es ſcheint, ſie ſind 1786 geſammelt; ich kenne ſie aber in dieſer Ausgabe nicht.

und warf sich auf sentimentale Romane. Wie wenig unter diesen die sinnliche Leidenschaft und der Sturm und Drang der göthe'schen Schule war, sieht man daraus, daß Miller, der ganz zu Zärtlichkeit geschaffen schien, der schon seines Vaterlandes halb als der Vorsinger der Minne, als der Eingeweihte, als der Dichter der Liebe in dem Bunde galt, gelegentlich Voß fragen muß, ob wohl sein Gefühl gegen ein gewisses Mädchen Liebe sei! Man begreift daher auch seinen gleichgültigen Uebergang zu den „mittelmäßigen Romanen voll Tugendpredigt und Nutzstifterei," der Voß ein Verrath an dem Bunde schien. Bekanntlich stammt jener Siegwart (1776), der viel berühmter geworden und geblieben ist, als er verdient, aus seiner Feder, und viel schwächere Produkte folgten diesem schwachen, das sich mit seiner Sentimentalität an den Messias und Kleist so anlehnt, wie Werther an Ossian, und mit seinen Naturaccenten an Maler Müller und Aehnliche, während die späteren wohl gar in den Stil des Richardson und der gleim'schen und gellert'schen Briefe zurückgehen. „Richte deine Ohren wieder auf, schrieb ihm Voß (der ihn ungern verlor, der ihn für die Enkel der Enkel wollte singen hören, und später noch Bundestage mit ihm feierte), horche auf die olympische Harfe Apolls; deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volks und dem Frohlocken der Buchhändler; deine Freunde, deren Urtheil dir mehr gelten muß, als Hans Hagels, sind unzufrieden mit deiner Arbeitsamkeit." In seinen ältern Liedern hat Miller die meiste Familienähnlichkeit mit Hölty, dessen Gedichte außer Vossens jetzt gewöhnlich allein jene Lyrik des Bundes vertreten, „die Gott und seine Natur, herzliche Brudertreue, Einfalt, Freiheit und Unschuld, deutsche Tugend und Redlichkeit die Enkel lehren wollte." Unter ihnen weilt man mit Vorliebe auf den elegischen; er sang im Vorgefühl seines Todes, und der lastende Kummer senkte die Schale des Harms gegen die der Freude; er wandelte stillen Tritts neben seinem Voß, ahnend, daß man bald über seiner Gruft sein Lied lesen werde. In den geselligen Liedern, den Natur- und Landgesängen trafen Er und seine Freunde aus gleicher Seelenstimmung und gemeinsamer Uebung einen gleichen Ton, und zwar denselben, den schon vor mehr als hundert Jahren Dach und die Königsberger getroffen hatten, einen Ton, der schon darum doch

wohl der wahre Laut der Natur ſein muß, und der auch Jedem ans Herz ſpricht, der ächte Freude an der Natur kennt, und unter weltbürgerlichen Chimären nicht die Empfindung für das Glück der Beſchränkung verloren hat. Wenigſtens die deutſche Dichtung hat in dem Naturliede dieſen Ton immer angegeben, der der ſchalen Flachheit der romaniſchen Hirten- und Wieſenlieder entgegenliegt. Das Naturleben dieſer Jünglinge gab ihren Liedern dieſer Art mehr unmittelbare Darſtellung; ihre Gewöhnung an das Volle in Formen und Gedanken bei den Alten gab ihnen mehr Fülle an Bildern und Anſchauungen, und auch an gewichtigen Worten und Klang. Man achte nur darauf, wie in allen Gedichten dieſer Schule die dünnen Worte unſrer Sprache gemieden werden, wie man vollwiegende Ausdrücke ſucht, wie man abſichtlich nach überraſchenden neuen Reimen ſtrebt, deren bei Voß und Hölty nur durch den Gebrauch von Flexionen eine große Zahl gewonnen worden ſind, von denen man nicht leicht ſagen wird, daß ſie gezwungen ſeien. Die Lyrik dieſes Kreiſes hat weſentlich nach den beiden Seiten der Ode und des Liedes, des Feierlichen und Elegiſchen, des Klaſſiſchen und Sentimentalen fortgewirkt, und gleich in den nächſten Zeiten, in denen die lyriſche Virtuoſität über ganz Deutſchland ausging, weiſen die Halem, Koſegarten und Baggeſen, die Overbeck, Matthiſſon und Salis vielfach auf dieſe Schule zurück, an die ſie auch äußerlich ſich theilweiſe anreihen laſſen.

Wenn die Elemente von Klopſtock's Dichtung und Charakter in den einzelnen Perſönlichkeiten des Hainbundes verwirrt, verändert und zerſtreut liegen, ſo liegen ſie bei den Brüdern Stolberg in gerader Reihe beiſammen, verringert an Talent und Geiſt, geſteigert und bis zur Karrikatur übertrieben in der Aeußerung. Genauer zu reden, nur bei Friedrich Leopold (1750—1819); Chriſtian (1748—1821) iſt immer beſcheiden im Hintergrunde geblieben, wo beide Brüder zuſammen genannt wurden. Niebuhr hieß ſie Herkules und Iphikles zuſammen, und machte wohl einen zu großen Unterſchied unter ihren Gaben. Chriſtian ſelbſt geſtand es ſeinem Bruder ein, daß ihm die Muſe den ſtolzern Lorbeer reiche, doch ſprach er auch die große Uebereinſtimmung und Uniformität ihres Geiſtes aus: Mutter Natur habe ihrer Zwillingsſeelen immer tönende Harmonie geſtimmt, daß Keinem je ein Gedanke keimte, deſſen Hülle nicht Jeder gehoben hätte. Seine Gedichte ſind wenige neben Friedrich's; ſein herbſt-

liches Produkt, die weiße Frau (1814), ist freilich am unrechten Ort und zu übler Zeit ein Nachklang von dem Spaßton der bürger'schen Romanzen. Dagegen ist doch Christian's Sophokles (1787) neben so vielen treueren Uebersetzungen gelesen geblieben, da Friedrich's Ilias, oder wenn sich dies durch Vossens Uebersetzung erklärt, seine äschyliſchen Stücke vergessen sind, und jener wird sich in gewissen Kreisen, in denen es mehr gilt, den alten Dichter uns, als uns ihm zu nähern, immer erhalten. Und wenn in der Gattung des Dramas, in dem beide Brüder mit einander wetteiferten, ihre beiderseitigen Produkte nicht so werthlos wären, daß es kaum der Vergleichung lohnte, so würde man leicht den Belsazer und Otanes von Christian dem Theseus von Friedrich vorziehen. Beide Brüder waren in ihrer Jugend zuerst von den harziſchen Dichtern, von Lichtwer und Gleim angeregt, von Klopstock erschüttert und ganz hingerissen. Sie entfalteten eben ihre frischeste Jugend, als der Geniesturm losbrach, und sie gingen ganz auf die neuen Sitten ein, durch ihren Stand und ihre dichteriſche Phantasie losgebundener als Andere. Göthe zählt sie unter das herkuliſche Centaurengeschlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte, wo aus und ein; sie sprudelten beim Wein ihren Tyrannenhaß und ihre Herzensangelegenheiten aus; sie spotteten der damaligen Landesgewohnheiten und sollten ihres öffentlichen Badens wegen am Bodensee arretirt werden, und in Zürich hielten die Bauern sie für Wiedertäufer, die der harrende Lavater am Ufer bekehren wolle. Lavater freilich, der in seiner Physiognomik mit seinen wunderlichen Exklamationen die Portraitzüge beider Brüder verwischte, die er erklären wollte, durchsah in der nüchternen Minute der Beobachtung das Gemachte in diesen Kraftmenschen wohl, und äußerte sich sogleich, man habe ihm den jüngeren Grafen als einen Heroen und Herkules geschildert, er habe aber nie einen weicheren, zarteren und, wenn es darauf ankomme, bestimmbareren Menschen gefunden. Dieses Wort ist bekanntlich wahr genug geworden; schon daß poetisch Friedrich Stolberg ganz in Klopstock aufgeht, belegt diese Bestimmbarkeit völlig. Ihm war, wie Klopstock, die Poesie im Leben unentbehrlich, und seine ganze innere Geschichte ist nur eine Ausführung dieses Satzes. Er bedurfte nicht allein, wie die phantasiegereizten Jünglinge jener Zeit, in seinen früheren Jahren, sondern auch im Alter dieser poetiſchen Ingredienzien, die er ins Leben trug. Wein, Liebe,

Freiheitsgeſpräche, Freundſchaft, Natur und Reiſen füllen ſeine Jugend aus; wie das Vermögen zu dichten ſich erſchöpfte, griff er zum Ueberſetzen; als er das erſte Jugendfeuer ausgetobt hatte, ergriff ihn der Reiz des häuslichen Lebens; eine vortreffliche Gattin ſtarb ihm, und nun, des Sinnentandes ſatt, warf er ſich in eine Sehnſucht nach dem Künftigen, klagte ſich an, daß er ſeine Agnes mehr geliebt als Gott, und daß er ſie ihm eben darum genommen habe; nun wollte er nur noch wie nachreifende Frucht im Sande des Trübſals mürbe werden, zeitig für die ſchöne Stunde des Feſtes, und dennoch bedurfte es nur einer poetiſchen Zeit wie **1813**, um den Greiſen noch einmal für das Irdiſche lebendig zu machen. Die Naturtheorien jener Jahre verlangten, daß der Dichter nur aus vollem Herzen ſchreibe, daß Bedürfniß und Drang der Liebe und Kraft ihn nöthige; das heimliche Gefühl des Mangels dieſes Dranges trieb nun die ehrgeizigen jungen Männer, ſich dieſe poetiſche Exaltation ſelbſt durch einen Zwang der Einbildung anzutäuſchen. Sie fanden daher ihre Einbildungen ſchöner, als die Werke ihrer Einbildungskraft; der Zuſtand des Empfangens iſt dieſen paſſiven weiblichen Seelen ſüßer als der des Gebärens; jenes nennen ſie dichten, dies darſtellen; und im befriedigten Selbſtgefühle ſingen ſie von dem Feuer, dem Toben in der Bruſt, dem Staunen, das jede Nerve durchzittert, „wenn ſchon die Seele werdender Lieder das Haupt umſchwebt, ehe noch das nachahmende Gewand der Sprache ſie umfließt.“ Ihre phantaſtiſchen Jugendträume umfaßten ſie daher mit größerer Liebe, als irgend ein geſchriebenes Werk; ſie ſprechen von dem Zuſtande der poetiſchen Begeiſterung, die unabhängig ſei von dem, der ſie beſitze, wie aus der genaueſten Kenntniß[15]). Sie gebe dem Dichter das Original, ſeine Schöpfung ſei immer nur Ueberſetzung! Sie gebe dem

---

15) In einem Aufſatze **über die Begeiſterung** von **1782**, im **10**ten Th. der geſammelten Werke p. **405**: „Das Anwehen der Begeiſterung iſt für die meiſten Menſchen mit einer ſüßen Empfindung verbunden, für die Edelſten mit einer Entzückung, welche der Wonne des Begeiſterten nahe kommt. Oft iſt ihr Wehen mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher der Begeiſterung fähig iſt, begleitet. In Solchen trifft er oft feuerfangende Ideen, die bald in Flammen auflodern, bald unter der Aſche glimmen, bis das Säuſeln der Begeiſterung oder ihr Sturm auch ſie zur Flamme anfachen“ u. dgl. m.

Begeisterten schnelle Blicke, schöpferische Kraft, Ahnungen von Ideen, Wahrheiten, Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes des Menschen liegen, sie mache den Dichter zum Seher, und diese Seherkraft stehe in einem Verhältniß mit derjenigen Kraft Gottes, mit welcher er freie Handlungen des Geschaffenen vorausſehe. Wir bemerken wohl, wie hier Klopstock's Sätze von dem schöpferischen Genie auf eine Höhe getrieben werden, auf die es am wenigsten Jemand getrieben hätte, der sich in den geheimnißvollen Tiefen dieser schöpferischen Kräfte innewohnend gefühlt hätte; und es drängt sich die Uerzeugung auf, daß, wie sehr Fritz Stolberg der Dichterlinge spottet, die dieser Begeisterung nachrennen, wie arg er sie in dem Satyrspiele, Apollons Hain, gegen die von den Musen Geweihten herabsetzt, doch die Hauptmerkmale, mit denen er sie charakterisirt, besonders ihn selbst bezeichnen; daß er sich mit eigenen Pfeilen trifft, wenn er über das Lesen und Wiederlesen und Kopiren von Dichtungen scherzt und über den Zwang zum poetischen Enthusiasmus. Seine eigene Ekstase über diese Dichterbegeisterung erinnert uns an unsere alten Schlesier, die sich in Orpheus' Seele zurückphantasirten. Aus dieser Quelle nun fließt der feierliche Bombast, den Stolberg in seine Poesien trug, die Salbung und Würde, die von dem geistlichen Priesterdichter auf den Ritter überging. Sie ist besonders auffallend in den patriotischen Liedern, der ersten Richtung, die er von Klopstock überkam. Wenn Er, der seine Enkel gegen die Tyrannen wüthen sah, aber nachher freilich gegen die fränkischen Freiheitskämpfer wüthete, der sich für das Vaterland zu sterben sehnte, aber dann im Schooß der Kirche starb, wenn Er in seiner Jugend sein Vaterland sang, so sollte der Belt erstaunen, denn er fühlte schon als Kind die erbliche Tugend ein Deutscher zu sein, fühlte sich seines Vaterlandes Sohn, dessen Jünglinge Blitze Gottes sind, fühlte sich neben seinem Bürger früh auf dem Pfade des Ruhms, ja an dem Ziele des Pfades! Er war mit der ganzen Brutwärme der humanen Regungen jener Jahre aufgewachsen, sein Vater gab in Holstein das erste Beispiel, den Bauern seiner Güter Freiheit und Eigenthum zu lassen, unter jenem nordischen Adel der Bernstorf, Schimmelmann, Reventlow, Schönborn u. A. glühte der Trieb nach Edlem und Gutem, der Dichter des Nordens reichte diesem Adel die Hand, fachte sein Vaterlandsgefühl an, und dem cheruskr

Edling, Hermann's Enkel, ſtand es nicht an zurückzubleiben. Jene Lieder, die er in den 70er Jahren ſang (mein Arm wird ſtark; Sohn, da haſt du meinen Speer; in der Väter Hallen ruhte u. ſ. f.), griff man in der teutoniſchen Zeit von 1813 mit Begeiſterung wieder auf, wo Fouqué Stolberg's Freund ward. Selbſt die Schauſpiele der Brüder ſind ganz von ihrem freiſinnigen Patriotismus diktirt; ſie entſtanden in den 80er Jahren vor der Revolution. Schon die Stoffe ſagen dies: jener Theſeus, der freie König im freien Volk; jener Otanes, der Fürſprecher der Volksherrſchaft, der ſich vor der Tyrannei durch Pakten ſchützte; die Art und Weiſe ſagt es, wie im Belſazer die Tyrannengreuel, im Timoleon der Tyrannenmord behandelt iſt; die Noten ſagen es ſogar, die beigefügt ſind[16]). Seit dem Ausbruche der Revolution wirft ſich aber dies Feuer auf die Demagogen; und in den Oden ſchwindet nun nicht allein jede Spur des alten Freiſinns, ſondern auch aller poetiſcher Anſtand, völlig wie es bei Klopſtock der Fall war. Wenn Stolberg die politiſche und publike Seite des Vaterlandsgefühls mit Klopſtock theilte, ſo dagegen die häusliche, heimathliche und idylliſche mit Voß und den Göttingern, unter denen er mit den unteren Ständen gemein war, unter denen man das Talent in dem Naturdichter, dem Grenadier Dick, ebenſo ſchätzte, wie in dem Grafen Stolberg. In der ſchönen Zeit ſeiner Verbindung mit Agnes gelangen ihm Naturlieder, Genrebilder, die Gemälde des häuslichen Glückes, die ihm früher nicht gelingen wollten, die er in den 70er Jahren noch ordentlich mied. Die Gegenſeite zu dieſen patriotiſchen Sympathien nun bilden die antiken, wie bei Klopſtock: die altklaſſiſchen Dichtungen waren gerade im friſchen Aufleben begriffen, und gaben dem Hang zu würdevoller Poeſie in Klopſtock's Schule Nahrung. Friedrich überſetzte ſchon ſeit 1776 an der Ilias, in den 80er Jahren und noch ſpäter fielen beide Brüder auf die Tragiker und Anderes. In dieſer Zeit entſtanden die

16) Zu Otanes heißt es in der Note: „Ach hätten auch unſere deutſchen Vorväter mit mehr Eifer für das ihnen eigene Recht geſtrebt, nur vaterländiſchen Geſetzen, denen ihre eigene Stimme oder die Stimme ihrer gewählten Bevollmächtigten das Siegel aufdrückte, zu gehorchen, und nur von Richtern gleichen Standes, und denen ſie den Spruch willig übertrugen, ein Urtheil anzunehmen. Ein Recht, das ihre Söhne in England ſich ſo rühmlich zu erhalten gewußt haben."

Schauspiele (1787), die nach antikem Schnitte waren und den Ton der sophokleischen Uebersetzung festhielten; sie beurkunden uns am besten, daß diese Männer, wenn sie nicht auf diese oder andere zubereitete Formen gestoßen wären, gar nichts bedeuten würden: man gleitet von der anspruchvollen Form gar zu sehr in die Leere des Gehaltes ab. Die Brüder scheiterten an dieser Gattung wie Klopstock; sie hatten, wie Er, ein Ideal vor sich, an dem sie selbst verzagten. Nur dadurch sind sie uns interessant, daß sie neben Klinger's Schauspielen der zweiten Periode den Rückgang von den Irregularitäten und Ausschweifungen der Kraftgenies andeuten, der innerhalb dieses klopstock'schen Kreises auf vielerlei Art eingeleitet ward. Aus eben dieser Zeit und in eben diesem Charakter sind auch Friedrich's Jamben (1784). Niebuhr hielt sie ungemein hoch und meinte, sie würden ewig leben; allein schon seine Generation hatte sie vergessen, und die unsere will sich ihrer nicht erinnern. Allerdings sind sie das Wohlthuendste, was wir von Stolberg besitzen; sie führen die Satire aus der elenden und schwächlichen Gestalt, die sie bei Rabener empfangen hatte, ungefähr so zu dem naiven Standpunkte zurück, wie Voß die Idylle aus Geßner's Ton rettete. Auch ist die Gesinnung hier noch kräftig, und „Archilochos' Geißel" fährt auf die faulen Bauchpfaffen, auf schwülstige Dichter und auf die Nachahmer der Franzosen, die von unempfundenen Empfindungen singen, auf Hofschranzen, auf die ganze weichliche Zeit, der die Thaten der Alten ein Mährchen sind. Die Satire der Rath ist noch ein Hauptstück zur Bezeichnung des freieren Geistes dieser Zeiten, und wirklich entstand im Anfang unter den Dichtern, Gelehrten und dem Hofpöbel, wie Boie sagt, besonders über dieses Stück ein gewaltiger Lärm. Uebrigens hat der Satiriker nur selten ein reiches Detail zur Hand, es fehlt ihm an Fülle und Helle; großartiger Pomp wechselt mit kriechender Prosa und selbst mit unedlen Stellen[17]); der Ton ist auch hier zu überangestrengt, und der Dichter fühlt es selbst, daß er zuweilen über das Ziel schießt: er habe dieser Zeiten Nebel nicht getraut, dem Schützen gleich, der in feuchter Luft die Senne stärker

---

17) Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß, und so nennst Du mit Recht Jamben das hinkende Werk.
Xenien.

ſpannt und höher zielt. Hart auf der Grenze der antiken Richtung ſteht ſchon die Inſel (1788), ſie leitet in die romantiſch-chriſtliche über. Eine Kolonie vornehmer Herren, romantiſcher Robinſone, träumt ſich räumlich aus unſerer Welt auf eine Inſel im Süden, zeitlich aus unſerer Kultur ins heroiſche Ritterthum, aus unſerer gebildeten Sprache in eine kindlich lallende, aus Schießpulver und Wiſſenſchaften zu Dichtung und Bogenkampf, aus dem heutigen Religionsritus in einen einfacheren herrnhutiſchen zurück. Das zweite Buch enthält Gedichte, wie ſie auf jener Inſel entſtehen könnten; es ſind Idyllen, nicht ohne Geſchick aus oſſian'ſchen, klopſtock'ſchen und theokrit'ſchen Farbentönen gemiſcht; hier erträgt man die Inſel lieber, als in den Reden der modernen Jünglinge; man ſteht auf poetiſchem Boden, und das häusliche Naturell, die elegiſche Empfindungsweiſe, die griechiſchen Studien des Dichters wirken hier nicht ſo ungleichartig zuſammen. Noch aus eben dieſem Jahre (1788) ſind die Gedanken über Schiller's Götter Griechenlands; und dies iſt der Wendepunkt, wo Friedrich Stolberg, nach dem Ausdruck der Xenien, von dem Parnaſſe gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam, wo er die Poeſie mit der Wiſſenſchaft und Proſa vertauſchte, die Phantaſie auf den Glauben richtete, wo er die dritte klopſtock'ſche Richtung, die chriſtliche, einſchlug. Hier plötzlich wird die Schwäche des Stabs ſichtbar, an dem ſich ſeine Poeſie hielt. Er, der das Leben in der Phantaſie ſo enthuſiaſtiſch geprieſen hatte, der es behauptete, daß die Begeiſterung den Dichter ſeines Ichs entäußern, und daß man Zeus, nicht aber den Sänger ſeines Geſangs zeihen müſſe, was zeiht er mit einem armſeligen Realismus dieſen Dichter einer Sünde, der ſich mit dem Fluge der Einbildungskraft zu den „Weſen aus dem Fabelland" zurückſehnt und dieſe Welt gläubig belebt, im Bedürfniſſe des Dichters, der lieber in der Jugend der Welt weilt, die die Hülle der Dichtung um die Wahrheit zu winden wußte, als in der proſaiſchen Zeit, die in der Natur nur das Geſetz der Schwere ſieht und in Gott ein Weſen verehrt, zu dem die unendliche Kluft wieder ein halber Gott ausfüllen muß? Ein Jahr nach dieſem Angriffe ſtarb Agnes, und nun änderte ſich das äußere Leben in Vornehmheit und das Innere in Abgezogenheit; es folgen die Werke, von denen ſich immer die verſchiedenſten Betrachter abgewandt haben: die italieniſche Reiſe (1794), die ſowohl Niebuhr

mit ihren Kunsturtheilen ärgerte als Göthe'n, welche die Xenien als einen Kreuzzug gegen die alten Marmorbilder und eine Wallfahrt nach dem Arsenal verspotten, in welchem die Artillerie für das jüngste Gericht gegossen wird; die auserlesenen Gespräche Plato's (1796), deren Vorrede Schiller'n durch ihre „vornehme Seichtigkeit, anmaßungsvolle Impotenz und gesuchte Frömmelei" empörte; weiterhin die Geschichte der Religion Christi, die weder den kritischen Ansprüchen Niebuhr's, noch auch den katholischen Friedrich Schlegel's genug that. Seit seinem Uebertritte zum Katholicismus gehörte Stolberg dem Kreise der Fürstin Gallitzin an, den wir noch anderswo kurz berühren: er sah nun, wie die alten ritterlichen Sänger, auf die Zeiten, wo er mit seinen Gesinnungen dem geistigen Faustrecht der Genieperiode huldigte, reuig zurück, und nannte die Ehre der Welt einen Götzen und Feind des Evangeliums, während er früher von Ruhmgedanken feierlich erfüllt war. Seine Sinnesart dieser Zeit spricht er letztlich in dem Büchlein der Liebe aus, in dem er wohl den Thomas a Kempis nachahmen wollte. Auch in diesen heiligen Regionen fuhr er fort, sich Formen anzutäuschen; und sein Uebertritt zu einer Religion, die ganz hohle Form geworden ist, bezeichnet in höchster Potenz eben diese Eigenschaft, die seine ganze Poesie ausmacht, und die ein Phantasieleben ohne Sinn für die wirkliche Welt und ohne verständige Grundsätze immer begleiten wird. Niebuhr, der diesen Abfall entschuldigte, bedauerte doch dabei den Irrthum, daß diese schwachen Uebertreter meinen, mit der Form den Geist wieder zu erwecken, der uns entflohen ist. Aber eben dieser Irrthum, wenn er von Männern öffentlichen Charakters in Schriften ausgebreitet wird, wird zur Irrung, und ich sollte meinen, dies müsse die Angriffe von der andern Seite entschuldigen.

Die Fähigkeit und Uebung, sich in fremde Formen einzuschießen, hat die ganze göttinger Schule von Klopstock überkommen; wir haben die Anlage dazu in ganz Norddeutschland seit dem Beginnen des neueren Kunstcharakters gefunden, und ein Norddeutscher brachte sie in diesen Zeiten des Hainbundes zur Reife. Diese größere Gabe der Reception machte zu originalen Schöpfungen untauglicher, nach denen daher in diesem Kreise das Verlangen gar nicht so groß ist wie in Göthe's Gesellschaft; zu Uebersetzungen, zur Aneignung fremder Dichtungen befähigte sie um so mehr. Daher hat dieser Bund norddeutscher Dichter, trotz dem Vorbilde Klopstock's und der

Meſſiade, nichts größeres Selbſtändiges producirt. Im Anfange der begeiſtertſten Thätigkeit und des friſchen Wetteifers war zwar die Ausſicht auf größere epiſche Gedichte unter den Jünglingen allgemein. Boie war der Tändeleien der Anakreontiker müde und wies die jungen Männer aufs Epos. Bürger ſuchte nach dem Zauberſtabe der epiſchen Dichtung, er betrachtete ſeine Balladen als die Vorläufer des Epos, er hoffte von ihnen aus ein deutſches Nationalgedicht, wie Arioſt's, Oſſian's und Homer's, entſtehen zu ſehen, und Herder hoffte eben einen ſolchen Helden- und Thatengeſang voll aller Kraft und alles Ganges dieſer Balladen gerade durch ihn, durch Bürger entſtehen zu ſehen. Hahn trug ſich mit einer Hermanniade, Cramer mit einem Brutus, Stoffe die Klopſtock's Eingebung beide verrathen. Selbſt Voß, der, unter allen dieſen excentriſchen Jünglingen geſehen, von Anfang an bei der größten inneren Wärme die größte Mäßigung zeigte, blickte in ſeiner Jugend über das Lyriſche hinweg nach einem Größeren, das Noth that, obgleich er es zu ahnen ſchien, daß dieſer Wetteifer mit den großen Epikern zu unrechter Zeit und am unrechten Orte und unter den unrechten Leuten Statt hatte; er warnte Cramer'n aus dem Stegreife mit einem lateiniſchen Epigramme vor ſeinem Entwurfe[18]), und hielt ihm Wieland's geſcheiterte Verſuche vor. Er fühlte weiterhin mit richtigem Takte, daß Zeiten ohne geſchichtliche Bewegung nur innere Vorgänge, nur äußere Zuſtände zu ſchildern geſtatten, daß Menſchen von heimathlicher Beſchränkung nicht Weltepopöen zu bilden fähig ſind, und er fiel auf das einzig Zeitgemäße und den geſelligen Verhältniſſen Entſprechende, auf die Idylle; und er hat ſich durch dieſe weiſe Beſcheidung das mittelbare Verdienſt erworben, die Entſtehung eines kleinen originalen Epos, wie es in unſeren Tagen noch möglich ſchien, durch einen größeren Dichter und in einem bewegteren Jahrzehende veranlaßt zu haben. Wie ſehr nun die Ausſicht auf Entſtehung eines Originalepos unter dieſen verſchwand, ſo war doch ihre Achtſamkeit auf dieſe Gattung von dem unſchätzbaren Erfolge, daß man auf Homer fiel, da man ſchon von Ramler und Klopſtock her für die Alten überhaupt begeiſtert war. Der Ueberſetzungseifer war gleich anfangs unter den Jünglingen ſo allgemein, daß Boie

18) Brutiadem fingis? finxit Wielandius olim
brati Amadis bruto carmine scorta canens.

ſchon 1773 die Rollen ſo vertheilte: Blum ſolle die Aeneis, Knebel die Georgika, Bürger den Homer, Voß den Pindar überſetzen. Es kam ſo, daß alles dieſes und Mehreres auf Voß allein fiel, den Pindar ausgenommen, der in den 70er Jahren von Gedicke in Proſa übertragen ward. Die Hauptſache war, daß ſich der ganze Wetteifer um Homer koncentrirte; um den rhapſodiſchen Dichter, den ſich ſieben Städte aneigneten, ſtritten ſich, wenn man Alles zuſammenſtellen wollte, mehr als ſieben rhapſodiſche Ueberſetzer. Wie zeitgemäß und von wie glücklichem, ja unberechenbarem Erfolge dies war, hat Göthe theils ſelbſt geſagt, theils mit Dichtungen bewieſen. In Homer ſchien endlich der lange, mit ſo vieler Erbitterung geführte, der ſo eitle Streit über Regel und Natur ſich aufzulöſen, und in der That war ſeine Verdeutſchung der Moment, der Göthe's vollendetſte Dichtungen in das richtige Verhältniß zu Natur und Kunſt fixirte. Man hatte immer mit dem Worte: klaſſiſcher Dichter, antike Dichtung, den Begriff der ſchulmeiſterlichen Regel verbunden; hier ward endlich der Sänger eingebürgert, den bisher nur die Schulmeiſter gekannt hatten, und in dem nun die gebildeten Leſer und die Dichterjugend ſelbſt ſehr wenig Regel zu erbeuten fanden und ſo viel Natur, daß man wohl gar, um dieſe richtig zu verſtehen, die Kenntniß der wilden Völker und ihrer Sitten für nöthig hielt. Herder und Leſſing hatten den Dichter anders zu betrachten gelehrt, als durch die Brille der Scholiaſten, Bürger ſah in ihm nur den Gipfel der Natur- und der Volksdichtung. Es war ein höchſt erfreulicher, anfangs gar nicht ſo leichter Sieg, daß es der Jonier über den ſchottiſchen Barden davontrug, den die Bardenzeit allgemein höher hielt, mit dem ſich Bürger beſchäftigte, und zu dem Stolberg in ſeiner chriſtlichen Zeit zurückfiel. Wie ſehr der Trieb der Zeit aber die Wiederbelebung dieſes Dichters begünſtigte, ergiebt ſich aus dem plötzlichen inneren Intereſſe an ihm, das in dieſem Kreiſe ſo wuchernd ſich zeigt, wie in Göthe's die Begeiſterung für Shakſpeare: was die deutſche Dichtung werden konnte, mußte ſie, die Lernbegierige, wohl im Angeſicht dieſer beiden Dichter werden. Bürger begann ſchon gleich nach Herder's Auftreten (um 1771) die Ilias in Jamben zu überſetzen, noch ſo eigenſinnig auf dieſen Vers erpicht, daß er es ſeine ewig unüberwindliche Anſicht nannte, ein deutſcher Homer in Hexametern würde eine Ohrenfolter ſein; auf Klopſtock's Einrede und Voſſens Beiſpiel gab er ſo ſehr nach, daß er ſpäter ſelbſt

eine hexametriſche Ueberſetzung verſuchte. Wenn irgend etwas die Unfähigkeit der neueren Zeit und der nordiſchen Gegenden für eine reine und tiefe poetiſche Form bezeugt, ſo iſt es die Art und Weiſe, wie der Kampf um den Hexameter bei uns geführt, und der Vers ſelbſt iſt behandelt worden. Ein Mann wie Bürger ſträubte ſich gegen dieſes Maß; ein Dichter wie Göthe quälte ſich Jahre lang damit herum, ging zu Voß in die Schule, und machte den Lehrer lächerlich, da doch der bloße Einfall des Schülers lächerlich war, das durch Unterricht lernen zu wollen, was das Ohr nicht lehrte. Auf dem langſamſten Wege ſchritt man von Klopſtock bis zu Voß vor, und ſelbſt das Anſtellen Jener, die Voſſens Zeitmeſſung nicht befriedigte, die den Hexameter noch reiner machen wollten, und der techniſchen Strenge die natürliche Leichtigkeit des Verſes opferten, ſelbſt dies belegte die Unbehülflichkeit des nordiſchen Gehörs. Nur die ſprachgewandteſten Dichter der Folgezeit, wie Rückert und Platen, erkannten Voſſens Verdienſte gern an, weil ſie ihn nicht zu beneiden hatten, die Andern hielten ſich nur an die Theorie, die ſie von dem gefährlichen Maße befreite. Knebel fand die voſſiſche Zeitmeſſung vortrefflich, dennoch fragte er, ob der Aufwand an Fleiß und Mühe, der zur Nachahmung der antiken Maße verlangt wird, nicht zu groß ſei, ohne daß es ihm nur einfiele, daß bei einem wahrhaften Formſinne, der weiter hört als auf ramler'ſchen Periodenklang und auf zierliche Reime, kein Aufwand an Fleiß und Mühe nöthig ſein dürfe. Und Knebel gehört doch noch ſelbſt zu denen, die Voſſen glücklich nachgeeifert haben, und er erkannte es an, daß durch den Hexameter allein ſich unſere Sprache erhoben und einen poetiſchen Vortheil über andere erlangt habe. Und gewiß, wer da Bürger's jambiſchen Homer, der bei allem Zorn des Dichters gegen Pope gar oft popiſch klingt, mit ſeinem hexametriſchen vergleicht, wer ſich erinnert, daß vor den Bemühungen dieſer Griechenfreunde Alles in Proſa ſchrieb, Göthe ſelbſt ſeine Iphigenia — ein unfaßlicher Gedanke für uns — in Proſa geſchrieben, daß Niemand einen Begriff von einer poetiſchen Sprache hatte, er mußte ihn denn gleich, wie Klopſtock in den Oden, überſteigern, der wird dieſen Ausſpruch nicht für eine bloße Redensart halten. Bürger verfocht übrigens ſchon bei ſeiner jambiſchen Ueberſetzung anſchließende Treue und den Gebrauch der alten Sprache, und verwarf die moderne Zurichtung des Homer unter Franzoſen und Engländern; doch hatte er hierin nicht den Takt wie ſeine Neben-

buhler: er trat dem Rechte der heutigen Sprache zu nahe, wenn er einzelne allzu gebrauchte Worte wie ſeit, oder mit ſint und or vertauſchte, und der Farbe des alten Gedichts, wenn er mit Beiworten wie Güldenſchwert, Schwanenarm u. a. einen romantiſchen Ritterton anſchlug. Den Stolbergen und Voß misfiel dieſe ungleiche Miſchung edler Töne mit wunderlichen, altfränkiſchen und kräftelnden, Solberg wetteiferte ſchon ſeit **1776** in der Ilias in Hexametern; es ſchien ſich Streit zu erheben, den jene Tenzonen ausſprechen, die ſie wechſelten; aber „dieſe Helden kämpften mit heißer Begierde des Ruhmes, und dann ſchieden ſie wieder in Freundſchaft auseinander.“ Bürger und Stolberg arbeiteten mühſam, der letztere mit Voſſens Unterſtützung; er gewann es über ſich, ſpäter trotz einiger Empfindlichkeit edel vor Voß zurückzutreten; auch Bürger erklärte ſich zufrieden, ein Vorläufer zu ſein des, der da kommt. Bodmer lieferte **1778** Homer's Werke ganz unerwartet; ſie waren ohne gehörige Sprachkenntniß überſetzt, übrigens hielt auch er den Ton ungefähr feſt, den Alle gleichmäßig dem ioniſchen Sänger liehen. Man konnte es mit Wahrheit Allen vorwerfen, daß ſie den ſchlichten Sänger „etwas reiner hätten nachempfinden“[19]) ſollen; allein man bedachte nicht, daß Homer für unſere Zeiten in unſerer Sprache ſelbſt nicht dieſen Grad der Naivetät hätte behaupten können. Auch Bodmer war übrigens der Erwartete noch nicht. Aber indeſſen fiel Voß auf die Odyſſee (**1777**), und man ſpürte ſogleich durch, daß hier eine Begeiſterung arbeitete, die im Homer das höchſte Ideal der poetiſchen Darſtellung erkannte, die ſich gegen Bürger's Aeußerungen empörte, „Homer ſei oft nicht mehr, oft noch weniger als unſer eins,“ die vielmehr behauptete: ihn übertreffen zu wollen ſei die Frechheit des gefallenen Engels, es zu wähnen, ſeine Verfinſterung. Man fand im Laufe der Zeit, daß ſich zu dieſer Wärme eine Beharrlichkeit, Ausdauer und Hingebung geſellte, die allein die Vollendung und Vollkommenheit dieſer Arbeit möglich machte. Nicht allein der Ruhm der deutſchen Ueberſetzungskunſt war mit ſeinem Homer gegründet, auch ein Kanon war ihr darin gegeben, und es ward ſeitdem ein allgemeiner

---

19) Dies war auch Schlegel's Meinung. Aber wer wollte ſeine „farrenäugige Juno“ und ſtatt Voſſens „Väterchen“ ſein „lieber Papa“ und dergl. vorziehen, wo die allzu große Treue die höchſte Untreue wäre.

Lobspruch, an einem fremden Werke ein Voß zu werden. Es gibt außer Luther's Bibel in keiner Sprache und Literatur ein Uebersetzungswerk, das mit diesem zu vergleichen wäre; es gibt in der unsern kein Werk, das einen solchen poetischen Sprachschatz geöffnet hätte. Wie tief sinkt ein so reich und eitel gewordener Uebersetzer wie Pope, wie tief ein so berühmter Sprachmehrer wie Johnson neben Voß herab! Die Anfechtungen, die sein Homer gehabt, hat auch Luther's Bibel gefunden; die Spöttereien, die man sich über den Dolmetscher erlaubte, wären wirksamer auf Luther anzuwenden. Es ist recht komisch, wie Göthe Vossen über dem Burkard Waldis excerpirend schildert und die guten Kernausdrücke ad notam nehmend, aber es ist gewiß noch komischer, wie Mathesius von Luther erzählt, er habe sich etliche Schöpse abstechen lassen, um von dem Fleischer die Benennungen zu lernen. Der Vorwurf des emsigen Sammelfleißes ist einem Werke nur Lob, das durch einen bloßen Dichter so wenig entstehen konnte, wie durch einen bloßen Philologen. Der Vorwurf des Fremdartigen ist längst weggeräumt durch die Nation, in deren obere Schichten diese Uebersetzung als ein Volksbuch eingedrungen ist, in deren untere Lagen es unter keiner Gestalt hätte dringen können. Wieland's parodische Uebersetzungen, die den fremden Geist in eigenen umwandelten, sind trotz ihrer Planheit und Deutlichkeit nicht so weit gedrungen. Gegen ihn bildete Voß auch von dieser Seite einen schroffen Gegensatz: er verlangte an den Leser, wie an sich selbst, daß er seine Eigenthümlichkeit aufgebe und sich dem fremden Geiste nähere. Dazu, sagte Göthe, muß sich die Menge erst bilden; und Voß befriedigte zuerst nicht, bis man sich hinein bequemte (die Weimarer selbst lernten erst durch Voß den deutschen Homer in den 90er Jahren lesen). Wer aber jetzt übersieht, fährt er fort, was für Versatilität dadurch auf den Deutschen gekommen ist, was für rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile zur Hand kamen, welche eingebürgerte Dichter aus der Fremde, der darf hoffen, daß die Literaturgeschichte es aussprechen werde, wer zuerst diesen Weg einschlug. Voß hat die siegreiche Gegenrede gegen Schlegel's Vorwurf der Undeutschheit selbst gemacht: Meine Arbeit muß sich selbst vertheidigen oder hinschwinden. Sie ist es aber vielmehr, durch die Voß sein unsterbliches Werk begann, die Alten, wie Niebuhr sagte, als gleichzeitige, räumlich Entfernte uns nahe zu stellen,

was ihm der Kinder Kindeskinder allerdings nicht vergeſſen werden; denn mit Recht nannte Humboldt dieſe Einführung des Alterthums in die deutſche Sprache die größte und wohlthätigſte Einwirkung auf die Nationalbildung, die vielleicht in einer ſchon hochkultivirten Zeit möglich ſei. Und in der That, was war dieſer Nation, die nun der Literatur der ganzen neueren Welt mächtig war, noch weiter zu geben, als zu der modernen Fülle die Simplicität des Alterthums, zu der Ausbreitung, die uns Neueren eigen iſt, die Koncentration, und zu der Schrankenloſigkeit, nach der wir ausſtreben, die Ordnung und Mäßigung der Alten? Wie der wiederbelebte Homer gleichſam auf einen Schlag die ſo lange rathlos umgeirrte Dichtung ſicherer zu leiten begann, werden wir ſogleich weiter erfahren; und wie ſich das ganze Leben der höhern Klaſſen plötzlich umgeſtaltete, ſeitdem der klaſſiſche Unterricht menſchlicher ward, wie unter der Einwirkung der heitern Kunſt und Lehre der Alten der Sinn ſich aufſchloß, der Geiſt ſich regelte, Geſchmack und Schönheitsgefühl ſich verbreitete, das lehrt Ein Blick, der die Generation an der Scheide der Jahrhunderte mit der vorhergehenden vergleicht. Um dieſe Wiederbelebung der Alterthumskunde, um ihren Eingang in die Bildungsſphäre der Nation hat auch auf der Schule Voß gegen die übrigen Philologen ein ähnliches Verdienſt, wie Winckelmann den Archäologen gegenüber um die Kunſt. Denn er ergriff das Alterthum mit unmittelbarer Anſchauung, drang auf ſeine lebendige Wiedergebärung durch Aneignung ins Deutſche, durch Verbannung lateiniſcher Scholien; auch auf der Schule zürnte ſein feierlicher Ernſt gegen „das Rundum vom Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge, vom nichtigen Lateinlallen zum nichtigen Lateinverſtehn.“ Seid gewarnt, rief er, in dieſer Art Menſchenbildung war der Jeſuit euer Meiſter! Ihm aber war es um den ächt antiken Geiſt zu thun, den er weder in Schulformen gelehrt wiſſen, noch in modernen Weltton umgebildet haben wollte.

Wie Voß in ſeinen Ueberſetzungen aus dem Alterthume[20])

---

20) Plato's Apologie 1776. Odyſſee 1781. Georgika 1789. Homer's Werke 1793. Virgil's ländliche Gedichte 1798. Verwandlungen des Ovid 1798. Virgil's Werke 1799. Tibull 1810. Horaz 1820. Ariſtophanes 1821. Aratus 1824. Hymnus an die Demeter 1826.

fortfuhr, wie er sich erst zur Geläufigkeit übte, dann, des Erfolges sicher, sich stets an das Schwerere wagte, im Schweren die Forderungen an den Uebersetzer steigerte, die Zumuthungen an die Sprache und Prosodie zuletzt übertrieb, wollen wir, als unserm Gegenstande fremder, übergehen. Wie er übrigens hier über seine göttinger Rivalen hinwegragte, so auch, wenn wir von Bürger's Balladen absehen, in den eigenen Gedichten. Diese landschaftlichen Lyriker, Brückner, Miller, Hölty, Claudius, Voß, kannten keine andere Poesie, als daß sie in der Natur umherblickten, mit offenem Sinne befangen, was sie fanden, und was ihr Herz dabei empfand, und sie standen aller Dichtung entgegen, die mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammenreiht, über die man konventionell einig geworden ist, sie poetisch und schön zu finden. Dies bedingt die zwei Haupteigenschaften, die den Kern dieser Dichtungen bezeichnen: auf der positiven Seite ihre Beschränkung auf die nächste Umgebung, ihren landschaftlichen, heimathlichen, häuslichen Charakter, aus dem sich sowohl ihre beschreibend-idyllische, als ihre lyrisch-musikalische Natur herleitet; auf der negativen ihren Gegensatz gegen das Unvaterländische, das Weltschweifende, Katholische, Romantische, woraus sich die Polemik gegen alle Poesie des Kopfs, gegen alles Unmusikalische, das Sonett, und alles Stehende der romanischen Dichtung erklärte, die mehr Poesie der Form als der Materie ist. Diese Lyrik steht, wenn nicht auf dem niederländischen Standpunkte, so doch ihm sehr nahe; sie vermeidet das absolut Häßliche und die Karrikatur, aber nicht die Landschaft, das Stillleben, das gemüthliche Genrebild; sie hat Achtung vor der Form, aber keine Wahl des Inhalts; sie entschuldigt mit Empfindung für den Mangel an Phantasie, für das fehlende Schöne mit dem Wahren, Edlen, Verständigen. Sie ist nicht gerade gegen den idealischen südländischen Standpunkt, aber doch kennt sie das einseitige Idealisiren nicht, sie verabscheut die Entfernung von aller Natur in der Schäferpoesie, die leere Schönheit, den musikalischen Klang ohne den Anschlag des Gefühls und Affekts; sie würde in jenem musikalischen Streite der Picciniſten und Gluckisten gegen die italienische Manier, welche die Tonkunst an sich blos für das Ohr ausbildet, ohne die übrigen Seelenkräfte anzusprechen, ohne Bezug auf innere Wahrheit und das Gesetz der Empfindung zu nehmen, als ächte Deutsche entschieden haben. Wo diese Dichter

daher die muſikaliſche Gewalt der Sprache entfalten wollen, iſt es nicht durch petrarchiſchen Periodenfall und Wortfluß; ſie verließen das Minnelied bald, unbefriedigt von ſeiner muſiſchen Steifheit; ſie hielten aber die Ode feſt, in der wir ſagten, die Poeſie wetteifere mit der Muſik, deren rhythmiſche Maße ſchon muſikaliſche Themen ſind, wo ſich Inhalt, Gedanke und Sache mit der Form mannichfaltig verſchlingen, nicht dürftige Grund-Sätze in geſchmeidigen Variationen eintönig wiederholt werden. Sie reichen daher von ihrem modernen Standpunkte gegen das Romantiſche aus zugleich dem antiken Gegenſatz gegen daſſelbe die Hand, und aufs innigſte vermählt ſich, wie es in der Reformationszeit ſchon geſchah, die nordiſche Verſtändigkeit, Gemüthlichkeit und Simplicität mit der Sophroſyne des Alterthums, und wie damals folgte daraus der Widerſtreit des Proteſtantismus gegen den Katholicismus, des Vaterländiſchen gegen das Italieniſche, ſelbſt hier und da des adoptirten Helleniſchen gegen das Römiſche.

Wollen wir uns dieſe allgemeinen Umriſſe an dem Leben und den Gedichten von Joh. Heinrich Voß (1751 — 1825 aus Sommersdorf in Mecklenburg) etwas auszeichnen, ſo treffen wir, wie uns bei faſt allen unſern Dichtern begegnete, ſchon in dem Knaben die Elemente beiſammen, die ſeine ſpätere Bildung trugen. Der Sinn für Rhythmus war ihm angeboren; Hagedorn's Lieder fielen ihm am frühſten in die Hände; an die Hausbibel gefeſſelt, ward er mit der alterthümlichen Sprache vertraut, aus der er gern die alten Nerve entlehnte, die unſere Sprache in der Verbildung durchs Franzöſiſche und Lateiniſche verloren hatte; die Klaſſiker lehrten ihn ihre Kürze und gedrungene Kraft in Verdeutſchungen nachahmen; auf ländlichen Feſten zogen ihn die Lieder der Mägde und Burſchen an, und er ſammelte ſolche Gaſſenhauer noch in Göttingen. Er hatte eine mühſelige Jugend zu durchleben, an Lob war er nicht gewöhnt worden; Solche werden grundſätzlich und feſt von früh auf, und haben am eitlen und leichtfertigen Gebrauche des Lebens keinen Theil. Er mußte zeitig lernen auf eigenen Füßen zu ſtehen, und da es ihm gelang, gab es ihm Selbſtvertrauen und Selbſtgefühl: er ward in Göttingen die Seele des Bundes, trat über den ältern Boie hinaus, ſtand Klopſtock nahe, er konnte, als er Boie's Schweſter zur Lebensgefährtin nahm, auf den Muſenalmanach ſeine Subſiſtenz gründen, eine bis dahin unerhörte

Sache! Daß dieſes Selbſtgefühl nicht ausartete, wie bei Bürger, der immer ſeinen Scheitel zu den Sternen erhob, daß es nicht mehr oder nicht früher ausartete, als es die göttinger Profeſſoren ſpäter fanden und empfanden, dies lag in ſeiner beſcheidenen Natur, die Boie an dem Jüngling rühmt, und in der Kenntniß und glühenden Empfängniß für die Alten, die alle Einbildung zu dämpfen bei ihm wie bei Göthe wirkſam waren. Er lernte aus Homer nicht Uebermuth wie Bürger, und aus Pindar nicht wie Cramer kecken Wetteifer mit kraus verworrenen Dithyramben; als er den böotiſchen Dichter überſetzen wollte, zog er lieber den ſtrengen Herder zu Rath, als ſeine lobpreiſenden Freunde. Seine erſte Liebe fiel auf dieſen hochgehendſten aller alten Poeten; ſie ſtellt den Fortſchritt von Horaz zu der griechiſchen Ode, von dem römiſchen zu dem griechiſchen Geſchmack dar. Dieſe Schule erklärt ſogleich den frühen Gegenſatz, den Voß gegen Gotter und die halberſtädter Tändeleien machte; er verwarf dieſe Galanterien und Epiſteln ſchon als Gattungen, in denen kein Dichter je unſterblich geworden. In ſeinen zornigen patriotiſchen Oden fühlte er ſich gleich anfangs dieſem läppiſchen Stile ganz entgegen, und es zeichnet bekanntlich ſeine Gedichte, auch ſeine einfachen idylliſchen Lieder ſo auffallend aus, daß ſie überall einen gewiſſen ſchweren Kothurn feſthalten. Klopſtock's Vorgang beſtätigte ihn darin, zwiſchen Proſa und Poeſie ſcharf zu ſcheiden; er wollte weiter gehen, in Worten und Satzbau die dichteriſche Sprache zu erhöhen, als Ramler und Klopſtock; er wies, wie dieſe, die Mäkler an ſeiner Undeutlichkeit zurück; er verlangte an den Dichter nur, daß er ſeinen Gedanken die deutlichſte Sprache gebe, nicht aber, daß er höhere Gedanken der allgemeinen Verſtändlichkeit wegen ſolle fahren laſſen; er verfocht wie Aeſchylus beim Ariſtophanes, daß großer Gedanke und großer Sinn ſich gleich anbilde den Ausdruck. Der Gefahr, wie Gellert und Schmolke platt zu werden, entging er freilich mit dieſen Grundſätzen, aber nicht ſo ſehr dem Gegentheile, einfacheren Gedanken ein allzu ſtolzes Gewand zu geben, beſcheidenen Gegenſtänden zu aufgetragene Farben. Etwas von der ungeſchickten Miſchung des Antiken mit dem niederländiſchen Stile, was wir bei Heinſe fanden, ſtreifte auch in dieſe Schule herüber, wo von Michaelis und Bürger aus die Parodie des Virgil angeregt ward, wo Ewald den Apollo nach Burſchenweiſe als Gott des Knaſters beſang u. dgl. Uebrigens

würde man weit irren, wenn man die eigene Verbindung von Ländlichem und Alterthümlichem, Kothurn und Sokkus, Idylle und Ode, Volkston und Kunst der Schule in Voß blos auf Rechnung des Schulmannes, des gelehrten Volksdichters und nachahmenden Uebersetzers stellen wollte. Der Süddeutsche kennt die ernste Natur der nordischen Landleute von unverdorbener Natur und Freiheit nicht, unter denen Voß eine Zeit lang in Otterndorf (1773—82) im Lande Handeln lebte, und die er in der Bestätigung der stolbergischen Umtriebe schilderte; ein Volk von strenger Abgeschiedenheit, das alles Geestland als eine barbarische Fremde betrachtet, ohne poetischen Sinn, ohne erheiternde Feste und gemeinsame Freude, ohne Gesänge und Scherze in Feierstunden, wie es Voß nachher wohlthuender in Eutin fand; ein Schlag Menschen von ganz ernster praktischer Richtung, unter denen der Landmann wohl Virgil's Georgika in landwirthschaftlichem Interesse las, der Bürgermeister von dem Schulmeister homerische Alterthümer gegen die alten Geschichten der Marschbauern eintauschte. Aus diesem Stamme ging Carsten Niebuhr hervor und Carsten's Sohn, dessen lakonischem Sinne ein Volk thätiger Bauern ohne Kunstsinn genügte, und der gleichsam von Geburt und Herkunft aus berufen war, die Geschichte jenes Volks, welches als Urbild alles ausschließenden Staatssinnes, Nationalgefühls, Gemeingeistes und praktischer Entwickelung ohne feinere geistige Bedürfnisse in der Welt steht, bis zu der Zeit zu schreiben, wo die fremde feinere Bildung den alten Volksgeist untergraben hatte; sowie es in dieser Umgebung ein Drang und eine Freude sein mußte für Voß, das ächteste römische Gedicht, Virgil's Landbau, mit einem meisterhaften Kommentare begleitet zu übersetzen. Was von diesem zeitweiligen Wohnlande Vossens gilt, gilt in gewissem Grade von dem ganzen äußersten Norddeutschland. Von der Ordnung und Gewissenhaftigkeit in dem Gemeindewesen vieler nordischer Gegenden, von dem Gemeinsinne selbst in den größesten Städten, wie in Hamburg, hat man in Süddeutschland, in Frankfurt, und in den meisten süddeutschen Ländern so wenig Begriff, wie von den strengeren Familienbanden und der gleichsam bürgerlichen Anhänglichkeit an die Religion des Landes. In solchen Verhältnissen lernt der Einzelne fest stehen, bildet seinen Charakter kräftiger aus, schließt sich vollständiger in sich ab, und dorther haben wir neben Voß auch die Niebuhr,

Dahlmann und Schlosser in die Literatur ausgehen sehen, „Kerneichengewächs," dessen eigenthümlich kräftige Erscheinung in jedem Geschlechte, das für Männlichkeit mehr Sinn hätte, noch weit anders geschätzt sein würde als bei uns. Das Kernige oder Gedrungene oder Kunstlose ihrer Prosa ist immer der ähnliche Ausdruck einer ähnlichen abgeschlossenen Kräftigkeit wie das Verwandte in Vossens Prosa oder Poesie. Nicht allein hält der Mensch in solchen Umgebungen und Verhältnissen auf das, was er ist, und wird dies in Rede und Schrift nicht verleugnen, er hält auch auf das, was er hat; er gibt dem Lande und dem Geschäfte, das ihn nährt, der Gegend, die ihn geboren hat, desto mehr Bedeutung, je weniger sie vielleicht in sich haben, wie der Wohlhabende, der sich mühselig einen Besitz errungen hat, stolzer auf ihn ist als der zufällig Reiche. Daher scheint uns im Süden, die wir mühloser von der Natur erhalten und versorgt werden, der erhöhte Ton, mit dem Voß Naturleben, ländliche Sitten, Geschäfte und Freuden besang, vielleicht mehr als dem Norddeutschen über das Maß hinauszugehen, und wir finden die Rechtfertigung für dieses römische Pathos in dem Volksliede nicht so, wie in der horazischen Ode, wo nach Göthe's Ausdruck, derselbe Geist dieselbe Gestalt wieder hervorzubringen schien. Aber das Landlied Vossens hat immer den ernsten Bezug auf das Leben selbst, und im Scherz und muthwilligen Schäkern bleibt ernste Haltung. Wie sich dies Leben um die Natur und ihre Perioden dreht, so auch dies Lied. Seine Poesie gemeinnützig zu machen, war des jungen Mannes erstes Ideal, als er mit Hölty in Deutschland und Italien wandern wollte, um das Leben der Landbewohner veredelt in Idyllen und Liedern darzustellen, und, wie es der „Abendgang" (an Erneſtine) schildert, ungefälschte Natur und des goldenen Alters Sitten zu suchen, und Samen zu edlen Thaten auszustreuen. Wie Voß in dieser Individualdichtung, wie sie Göthe benannte, alle Geschäfte, die Stände, die Tagstunden, die Jahreszeiten, die Freuden und Feste des Landes besingt, so gingen dorthin auch seine theoretischen Bekümmernisse, und er hatte für all dies, für religiöse, bürgerliche, Geschäfts- und Jahreszeitfeste ebensowohl seine Philosophie oder seine Agende zur Hand, wie seine Poesien. In diesen erhebt sich seine Phantasie selten über das poetische Malen; er gibt blos Schilderungen und Abbild; „rechts und links wird Alles gerühmt, was

das ſpähende Auge entdeckt;" Verkörperung, Belebung, Verwandlung der Erſcheinungen und Geſchöpfe der Natur begegnet hier nicht; es iſt das bloße Abzeichnen der Natur und das Widerſpiel der Empfindung in des Beobachters Seele; ein reiner, ganz proteſtantiſch geläuterter, poetiſcher Naturgottesdienſt. Es iſt, als ob ſich dort im Norden die Laſt des Winters, die entſchädigende Wonne des Sommers, die häuslichen Freuden, die den bald wiederkehrenden Winter aus dem Sinne ſchlagen ſollen, dem Auge zu nahe drängten, um eine andere Ausſchmückung zu verlangen oder zu dulden, als die geſchickte, erhöhte, maleriſche oder muſikaliſche Bezeichnung in der Sprache. Wie vortrefflich Voß jenes Onomatopoetiſche den Alten abgelernt, wie trefflich er nach den Gegenſtänden Rhythmus, Wortwahl, Klang und Reime getroffen hat, wie hoch bei ihm gleichſam Versmaß und Sprachgewalt allein poetiſch hebt, iſt bekannt genug. Hierin bildet er jenes Streben der Schleſier nach dieſer Seite hin auf der höchſten Spitze aus; ſie hatten bei dem Eintritte des neueren Kunſtcharakters angefangen, auf Form und Versbau zu achten: hier ſind wir am Ziele. Unſere Rhythmik erhielt im Weſentlichen durch Voß die Geſetze, die aus unſerer Sprache und Dichtung allein reſultiren; er gab die Muſter hinzu, die vor ihm Keiner erreicht hat; er behandelte Rhythmus und Sylbenmaß aus jenem tiefſten Geheimniß ſeines Verhältniſſes zu dem Gedanken, deſſen innere Nothwendigkeit an die Reinheit des Sylbenmaßes gebunden ſcheint, während wir bei rhythmiſchen Freiheiten immer die Laune und Willkühr auch in dem Gedanken durchfühlen. So ſteht Voß in dem Wendepunkt der Zeiten, wo vorher trotz aller Anſtrengung die Verskunſt nichtig war, der Inhalt für Alles galt, bald nachher aber die Verskunſt Alles und der Gehalt trotz allem genialen Anſtellen nichtig ward. Unſer größter Dichter hat mittelbar und unmittelbar durch ihn erſt ſich proſodiſch gebildet; der gerühmte Proſodiker vor Voß, der Alles mit ſeiner Feile bedrohte, Ramler, ward durch Voß wieder bedroht, er ſolle ſich vor ihm hüten: auch Er habe eine Feile! Und Klopſtock, empfindlich über Voſſens rückſichtsloſen Fortgang in Theorie und Praxis, war mehrmals geſpannt mit ihm und mußte durch nachgiebige Pietät begütigt werden. Voſſens Zeitmeſſung hat er nicht mehr geleſen, ſie würde ihn vielleicht verſöhnt haben. Mit ihr ſchloſſen und endigten, wenn man will, jene Poetiken der Schleſier, die ſich über die deutſche

Proſodie vorbereiteten. Dies iſt nicht zufällig: die Heimath Voſſens hing immer mit Schleſien und Preußen literariſch zuſammen; perſönlich kann er in höchſter Potenz jenes züchtige und ehrbare Geſchlecht vertreten, das zwiſchen patriarchaliſchem Proteſtantismus und der Begeiſterung für das Alterthum ein ſchönes Einverſtändniß ſtiftete, das der Dichtung in rührender Liebe anhing, aber das Edle, Gute, Nützliche um das Angenehme nicht aufgab, das den Grazien in genügſamer Emſigkeit nachſtrebte und die zarten Göttinnen nöthigte, dem Kantigen und Schroffen des deutſchen Charakters etwas nachzuſehen. Iſt allen Stücken faſt iſt Voſſens Lyrik ein Höhepunkt der ſchleſiſchen, ſie iſt eine geſteigerte, verallgemeinte Gelegenheitspoeſie. Seine Oden, ſeine Idyllen, ſeine Elegien, die Natur-, Trink-, Gelag- und Gelegenheitsgedichte, die bräutlichen Liebeslieder, die praktiſchen Erbauungsgeſänge, Alles haben wir dort erlebt; und wenn wir bei den Schleſiern zerſtreute Anklänge an Hagedorn, an Klopſtock, an Claudius u. A., und wieder an die hackbretmäßigen Volkslieder fanden, ſo haben wir denſelben Anklang an alles dieſes bei Voß. Und ſo auch die ähnlichen Verhältniſſe zur Muſik. Unſer Volksdichter weiß nicht gern von einer Lyrik, die nicht geſungen ſei; Ode heißt Geſang, ſagt er, was ſoll eine geleſene Ode? Ganz früh ſtand er mit Forkel in Verbindung, den er nachher ſteif, erfindungs- und gefühllos fand; er lauſchte auf Gluck, den vaterländiſchen Tonkünſtler; Bach wollte aus ihm gern einen ganz muſikaliſchen Dichter haben, ſehr vertraut ſtand er mit Schulz aus Lüneburg, dem Nebenbuhler Reichardt's, einem ſimplen Manne der guten alten Zeit, deſſen Volkslieder Voß für ein Ideal von Liedermelodien hielt, an denen er den reinen Ausdruck der Empfindung liebte ohne Zuſatz von Modegeſchmack und Virtuoſeneitelkeit. Seine Kompoſitionen ſättigten Voß nie, bei einigen ſeiner Melodien glaubte er ſeine eigenen Lieder beſſer zu verſtehen. Bei all dieſer Neigung zur geſungenen Lyrik ſtritt übrigens, wie bei den Schleſiern, ſo auch in Voß der Gedanke in den Liedern zu ſehr mit der Empfindung. Wie gern er dem Komponiſten in die Hände arbeiten möchte, ſo will er denn doch nicht den beſſeren Ausdruck des Gedankens dem Schönklang der Muſik opfern; er war neben dem Muſikaliſchen zu ſehr ein korrekter, ein ſprachlicher Dichter. In ſeiner Jugend meinte er zwar, daß Natur die einzige Dichtkunſt ſei, und Alles andere Seifenblaſe; man empfinde nur ganz und ſage dann ſeine Empfindung auch in

Hans Sachſens Sprache her, es werde mehr Eindruck machen, als alle prächtigen Päane der lächerlichen Nachahmer Ramler's und Klopſtock's. Aber weiterhin predigte er, wenn nicht nonum, doch novum prematur in annum; er ging mehr auf die Sachen, die Geſtalt, die Würde der Gedanken und die ſprachliche Einkleidung aus; ſo kam denn manches Gedicht, in dem, wie Göthe ſagte, bei aller Gottesfurcht Mangel an Poeſie war; manche Strophe, die nur ein Repertorium für ein und das andere gerettete, geſchaffene, neugebildete Kernwort war, unter denen manches „bäuerliche," unpoetiſche mitlief. Schiller und Göthe, ſo voll aufrichtiger Anerkennung ſie Voſſens Verdienſte rühmten, ſo voll Lobes ſie über ſeine Idylle waren, daß faſt ſein Name allein und einzig in den Xenien geprieſen wird, haben ſich zu Zeiten über einzelne Seiten oder einzelne Produkte von Voß hart und ſchroff geäußert. Die bekannte Recenſion von Göthe iſt in der Zeit des guten Vernehmens, aber darum nicht in der Meinung gemacht, in der ſie der treue Heinrich aufnahm[21]), der in der Reihe der Bezauberten um Göthe herum ein ganz eigenthümliches Bild macht und mehr als Andere in ſeiner harmloſen Weiſe auf den unwiderſtehlichen Reiz blicken läßt, welchen die freundliche Humanität eines großen Mannes in geſchickter Paarung mit impoſanter, diplomatiſcher Ferne und Würde auf unſelbſtändige Menſchen ausübt. Voſſens Angehörigen hätten dieſe Ausfälle nicht ſo hart auffallen ſollen; denn Voß urtheilte zum Theil ſelbſt ſo über ſich. Mit dem Maße gemeſſen zu werden, unter das jene Beiden gehören, hätte er ſelbſt nicht begehrt. Er hat in der Auswahl letzter Hand bewieſen, daß er ſelbſt den Stab über einzelne ſeiner Sachen zu brechen wußte, er las zu Zeiten ſeine Gedichte von wenigen Jahren vorher und erſchrak darüber, daß er das für Poeſie gehalten

---

21) Sie ward unter ſeinen Augen geſchrieben; Heinrich's eigener Bericht darüber iſt zu Göthe's Charakteriſirung köſtlicher, als ganze Bände ſonſt. Die Scene iſt vortrefflich, wo Göthe, kundig, wie man die Voſſe faſſen müſſe, den argloſen Heinrich in Begeiſterung verſetzt. Noch naß war die Stelle, wo er den Dichter im Kampfe gegen ausſchließende Meinungen, Macht- und Bannſprüche darſtellt; er kommt zu Heinrich, bleibt im Zimmer ſtehen, ſtemmt den rechten Fuß voraus, und lieſt in ſeinem kräftigen Baſſe, ſtets feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel ſenkt er das Blatt und ſieht Heinrich mit ſtarren, aber freundlichen Augen an, als wolle er ſagen: Hab ich's recht gemacht?

habe. Er geſtand es ſchon in ſeiner Jugend, daß ein großer Dichter mehr Außerordentliches an ſich haben müſſe, als er von ſich wiſſe. Klopſtock ſei 18 Jahre geweſen, als er den Meſſias anfing, das ſei der große Dichter; Genie zu einem künftigen Dichter eigne ihm ſein Stolz in gewiſſen Stunden zu, und auch daran zweifle er in andern; er fand es richtig, was man ihm von der geringen Phantaſie in ſeinen Gedichten ſagte. In mehr als Einer Hinſicht möchte man finden, daß in ſeinen Produkten, wie in ſeinem Charakter verſchiedene Adern aus Klopſtock's und Leſſing's ganz heterogenen Weſen zuſammenlaufen. Aus dieſer Miſchung iſt jener Charakter von unerſchütterlicher Feſtigkeit, von männlicher Selbſtändigkeit, von rückſichtsloſem Wahrheitseifer, von geſundem unumnebeltem Blicke geworden; ſchwer wäre aus ihr ein großer Dichter hervorgegangen, auch wenn andere, glücklichere Verhältniſſe den Mann umgeben hätten. So aber litt er auch noch von dem Drang der nordiſchen Natur, und ſeufzte unter dem Joch der Schulämter; „des Lyäus Rebſchoß pflanzte der hyperboreiſche Sänger nahe dem Nordgeſtirn, pflegte ihn, abwehrend Luft und Ungeſchlachtheit, unter dem Glas in erkargter Sonne, wo er ihm bald Blüthe, bald grünen Herling, bald geröthete Traube brachte.“ Worte, die eben das ſagen, was Schiller gelegentlich in derberen Ausdrücken von dem ungleichen Werthe voſſiſcher Gedichte bemerkt. Im Gefühle des äußeren Drucks richtete Voß in jener Ode an ſeinen Genius, die Niemand ohne Wehmuth leſen kann, die bittere Apoſtrophe an Mäcenas: er ſolle ſeinem Virgil und Flaccus ein Amt geben, Venuſias Anwachs zu ziehen, und dann Wettgeſang mit Homer und den Lesbiern von ihm fordern[22]). Die Ehrbarkeit, mit der er ſich durch dieſen äußern Druck durchrang, die „Lebhaftigkeit, mit der er empfand, daß es kein Fluch ſei, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu eſſen,“

---

22) Noch bitterer der Schluß:

Deß wird ewiger Ruhm, Gönner der Wiſſenſchaft,
dir im Buche der Zeit; ja die Verherrlichung
weckt Nacheiferer künftig,
die mit hellerem Sinn verſtehn:
Nicht ohn' alles Verdienſt ſie der Kaſtalia
Weisheitsquelle, gelehrt, Mühlen zu drehn, die Brod,
Brod uns ſchaffen und Brennöl,
Und was menſchliches Wohl erheiſcht.

spricht seine ganze Lebensgeschichte und alle seine Gedichte aus. Daß er dabei zu Zeiten erkrankte und litt, daß er grämlich, schwer zu handhaben, durch Einsamkeit reizbar, im Menschenverkehr leicht verletzlich ward, hat ihm nur der ein Recht übel zu nehmen, der im gleichen Falle, bei gleichen Verdiensten gefaßter blieb; in Abrede stellen müssen es übrigens seine unbedingten Verehrer nicht wollen, da die Schilderungen und Milderungen seiner ehrwürdigen Gattin es selbst am stärksten bezeugen, wie er, der ein Muster der Hausväterlichkeit darstellen konnte, zugleich eine Hausqual war, die nur solche deutsche Frauen so leicht ertragen, deren edle Aufopferung bis zur Verleugnung von Gram und Sorgen geht. In so abgeschlossenen, bestimmten Naturen, die in so vieler Hinsicht so beneidenswerth sind, ist eine erhöhte Reizbarkeit nur allzu gewöhnlich; sie sind in ihrem Gange nicht zu irren, aber desto eher zu stören. Wer sich in einer weise gewählten Beschränkung glücklich bewegt, der hat sich gegen zwei Feinde zu wehren: gegen Beengung und gegen Erweiterung seiner Grenzen. Und so sehen wir Voß immer für Vaterland, Religion und Humanität vorkämpfen, aber Alles verfolgen, sowohl was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift. In der Mitte steht er in jener Sicherheit fest, die die Freude an gegebenen Verhältnissen und deren Reinhaltung mittheilt, die Göthe an den Alten beneidete, und die eine Seite in Voß bildet, von welcher ihn Niebuhr mit Recht einen verspäteten Griechen nennen konnte. So hing er mit warmer Liebe an der Heimath und der trauten Vaterhütte, und über die Grenzen weg reicht er nur dem verwandten Briten die Freundeshand, der welschen Erbfeinde Feind, kein Feind von dem, der sich zur Menschheit bildet und am Staube nicht festklebt. So wies ihn seine Natur an Familie und Haus, und nur ein Freundekreis, der nicht störend in die häusliche Denkart eingriff, verband ihn mit der Welt, der störende setzte ihn in feindliche Aufregung. Aus einem familiären Bunde für das Vaterland zu wirken, war sein Ideal, er lebte später gleichsam das Bundesleben fort, und hielt die Rücksichtslosigkeit fest, mit der er, wie in der Jugend, so im Alter der Wahrheit Alles nachsetzte, die Rücksicht auf Klopstock, und die auf Stolberg, der zuerst über Vossens Tadel an seinen Dichtungen empfindlich ward und über seine homerischen Siege. Wie ein eifriger Bündner er aber auch war, ein Sektirer wäre er nie geworden. So blieben ihm die zwei

Pole, um die ſich unſere Erziehung und Schule bewegt, die Bibel und die Klaſſiker, ſein ganzes Leben anziehend, wie ſie es in der Jugend waren. Er hielt ſich an den Einen Homer, den er in der Schule empfing, ungeirrt von der Autorität Wolf's oder Klopſtock's, „der ſich freute, daß Homer nicht Homer ſei, Er aber Klopſtock;" es wäre ihm aber, ſo viel an ihm war, nicht eingefallen, den Unterſuchungen über die homeriſche Gedichtentſtehung entgegen zu treten. So hing er mit ganzem Herzen an der Bibel und an dem ächten Lutherthum, er ſchlang die häusliche Verfaſſung, die ihm lieb war, um das Univerſum, und ſah im Himmel einen Vater, der uns künftig wieder, die Lieben zu den Lieben, häuslich verſammelt. Wer darum zu der Konfeſſion überging, die hier ausſchließende und liebloſe Satzungen predigte, der griff ihn damit in ſeinem innerſten Herzen an, und ſein Ausfall auf Stolberg war gleichſam eine ſpäte Nothwehr ſeines ganzen Weſens, die immer Jene zuerſt zu verdammen pflegen, die die betreffenden Schriften nicht geleſen haben, am wenigſten aber die inneren Bewegungen zu fühlen vermögen, die ſein feſter, ſteter und einfacher Freundſchafts- und Religionsſinn unter dem Schwanken und dem Fall des Freundes zu leiden hatte. Gut handeln war ihm ſchlechterdings die einzige Religion und ſein kurzer Katechismus; mit ihm war er gleich geſtimmt zur Duldung, wie zur Intoleranz gegen Unduldſamkeit, und mit dieſer hatte ihn Stolberg noch in der Zeit des perſönlichen Verkehrs häufig gequält. Immer in dem gleichen geſunden Sinne für reine, runde, glatte Verhältniſſe, der Leſſing's Liebe zu reinen Begriffen ähnlich und an Konſequenz gleich iſt, liebte er keine ſymboliſche Weisheit, die chriſtliche und orientaliſche und griechiſche Götterlehre durcheinanderwürfelte, und keine Unterſuchung, die unhiſtoriſch die Zeiten zuſammenwarf, und keine romantiſche Poeſie, in der er richtig die wilde Miſchung unverſöhnter Elemente ahnte. Ebenſo berechnete er ſeine Dichtung im Ganzen zu beſtimmten Zwecken, wie er bei den Alten fand, ja vorherrſchend für einen beſtimmten Stand, und im Einzelnen dachte er bei ſeinen Gedichten an beſtimmte Perſonen, denen er eine angenehme Empfindung erregen wollte; ſeine Poeſie war daher den „Trugidealen des neueren Genius," der Verſchwendung von Leidenſchaft und Geiſt mit und ohne Abſicht entgegengeſetzt.

Daß dieſes Dichters Stärke die Idylle ward, die ſich fern von dem Geräuſche der großen Welt in engeren Zuſtänden bewegt und

das Glück der Natur und der Beschränkung preist, war wohl natürlich. Voß wagte es, dieser Gattung den Naturinhalt, den er in seiner Heimath und seinem Wohnorte empfing, in einfacher Wahrheit einzuverleiben, und führte sie dadurch zu einem ganz reinen Standpunkte zurück; praktisch that er in dieser Gattung, was Lessing theoretisch mit allen versuchte; und er reiht sich darin dem jungen Bestreben jener Zeit ganz an, das überall auf simple Verhältnisse zurückging. Theokrit machte ihn zuerst auf die eigentliche Bestimmung der Idylle aufmerksam, da er bei diesem die Idealwelt der arkadischen Schäfer vermißte, und nur gute sicilische Natur fand. Er ging der Idylle historisch nach, und entdeckte, wie sie Virgil nur dem Sicilier entlehnt, wie er sie umgebildet und verbildet, und ein Ungeheuer daraus gemacht hatte, das nirgends zu Hause war. Die spanischen Dichter, die ihre Welt noch undichterischer fanden als der Römer die seinige, zogen mit ihrer Muse nach Arkadien, Geßner folgte diesen und malte Schweizernatur mit arkadischen, idealen, d. h. chimärischen Einwohnern. So, glaubte er, würde man wohl in allen Dichtungsarten zu reformiren finden, wenn man ihrem Ursprung und Endzwecke nachspüre. Voß stellte sich auch hier in eine richtige Mitte; er verließ jene läppische Idealität, ohne in die Bauernmanier des Maler Müller oder einiger englischen Idyllendichter zu verfallen; er gab in dem Musenalmanach „Pferdeknechtsidyllen," worin Michel und Hans, nach der Aeußerung Schubart's, doch nicht ganz wie die schwäbischen Stallknechte sprechen. In seinen kleineren Idyllen blieb manches Herbere hängen, was aus didaktischer Berechnung herrührte; den ländlichen Frieden störte die Fürsprache für die Leibeigenen und der Blick auf die Verhältnisse der Frohnenden und der Herren, was in Satiren besser am Platze gewesen wäre. Aber in das Lob, das der Luise (1785) und dem siebenzigsten Geburtstag von unseren Dichtern und von der Nation gezollt ward, bei der die Luise immer eins ihrer wenigen poetischen Handbüchlein geblieben ist, müssen wir einstimmen. Das Lob der Idylle ist immer ein relatives Lob; auch in dieser Gattung ist es, wie Voß bei Andern fand, schwer unsterblich zu werden; und es ist merkwürdig, daß Göthe, ohne es zu wissen, die Luise nachahmend, aus der Idylle ins Epos stieg, so wie Voß, wenn er seine Absicht ausgeführt hätte, mit Göthe in dem Stoff von Hermann und Dorothea zu wetteifern, höchst wahrscheinlich aus dem Epos in die Idylle zurückgefallen

sein und Handlungen in Zustände und Schilderungen umgewandelt haben würde. Man wird mit Niebuhr leicht die Wärme für die Luise theilen, ohne darum mit ihm zu hoffen, daß Voß für unsere Nachkommen sein werde, was Homer für die Griechen, ohne, wie Er, bei Voß, Homer und Sophokles den Dichtern aller Welt entsagen zu wollen. Niebuhr, indem er aus ächt nordischer Verwandtschaft dem Dichter der Luise, der ihm Klopstock ganz in Schatten warf, diese übergroße Ehre anthut, thut ihm in Einem Athemzuge die Unehre, daß er den „andern deutschen Griechen, Geßner," mit ihm zusammenstellt. Ganz anders Schiller, dessen Urtheil über Geßner wir oben angeführt haben. Seine Forderung war, daß ein Idyllendichter sich zwischen Individualität und Ideal entscheiden solle. „Denn beiden Forderungen zugleich Genüge zu leisten, fährt er fort, so lange man nicht am Ziele der Vollendung steht, ist der sicherste Weg, beide zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, in der naiven Dichtung zu ringen, so thue er es ganz; erreichen zwar dürfte er sein Muster schwerlich, zwischen dem Original und dem glücklichen Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist gewiß, ein ächt poetisches Werk zu zeugen. Mit einem solchen Werke hat Voß unsere Literatur nicht allein bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obwohl nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zu dem naiven Geschlechte, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu großem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, sie muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren." Diesem Urtheile wissen wir nichts zu- noch abzuthun.

Mit seiner entschiedenen Richtung nach dem Volk hin suchte Voß von früh auf eine Bedeutung für die untern Volksklassen zu gewinnen; seine Idylle arbeitete auf die Emancipation der gedrückten Klasse hin, und in seinem ersten Jugendeifer trug er 1775 dem edlen Markgrafen von Baden seine Dichtkunst an, die seine Landsleute in Mecklenburg beleidigt hatte; dem Fürsten, der den Bauernstand als die Grundlage des Landeswohls betrachtete, empfahl er sich, wie es ehedem Hofpoeten gab, zum Landpoeten, der die Sitten

des Volkes beſſern, die Freuden eines unſchuldigen Geſangs ausbreiten ſolle. Sonderbar, daß gerade in dem Lande dieſes Fürſten ein anderer Idyllen- und Volksdichter aufſtand, der dieſer Abſicht etwas ſpäter völlig nachkam. Wir ſchieben Joh. Peter Hebel (aus Baſel **1760—1826**) hier ein, weil er an jedem Orte iſolirter ſtehen würde als hier. Denn er war ganz aus ſich ſelbſt Dichter geworden, und kann, wenn er irgend Jemanden verpflichtet iſt, nur Theokrit und Voß verpflichtet ſein. An dieſer Stelle aber dient er uns vortrefflich, um den Unterſchied zwiſchen nord- und ſüddeutſcher Dichternatur noch einmal recht fühlbar zu machen, die ſich hier verhalten wie markgräfler Wein, reines Naturgewächs der beſten Lage, zu dem nordiſchen Nationaltrank, „den Bacchus aus der Quinteſſenz der Kinder heißer Zone bereitete und Vulkan mit dem Stahle glühte.“ Wenn irgend ein Volksdichter über ſeine beſchränktere Sphäre, oder was man ſonſt ausſetzt, unangefochten geblieben, irgend einer nur Eine Stimme über ſich gehört hat, ſo iſt es Hebel. Dies liegt darin, daß er menſchlich noch mehr zu dieſem Berufe geſchickt war und dichteriſche Vortheile durch Schickſale und Geburtsland voraus hatte, wie kein Anderer. Er war aus den unterſten Kreiſen in dem badiſchen Oberlande aufgewachſen, in einem einfachen, frommen, geweckten Völkchen ſelbſt fromm, ſelbſt gemüthlich, liebenswürdig, witzig und heiter geworden; ſpäter dieſen Naturumgebungen entnommen (ſeit **1791** in Karlsruhe), blieb er ihnen durch Naturſtudien gleichſam in einer höheren Region treu; ihn zertheilte nicht wie Voß die Einmiſchung in die Literatur und in das Leben, die polemiſche; hätte ſein Freund den Glauben gewechſelt, er hätte wie bei ſeiner Freundin, Feldberg's Tochter, gedacht: es iſt nun ſo, was ſoll jetzt Zanken und Schmähen! Er war friedfertig, ſchüchtern, beſcheiden, ohne Sinn für Politik, vergnüglich gefaßt, ganz gemacht für alle Anforderungen einer friedlich idylliſchen Dichtung, die ihre Wurzeln in einer freundlichen Heimath ſchlug. Noch mehr: er dichtete ſeine allemanniſchen Gedichte (**1801. 2.**) aus räumlicher und zeitlicher Entfernung von dem Lande und den Jahren, wo ihr Stoff empfangen war; eine Art Heimweh war die Stimmung, die ſie erzeugte, die poetiſchſte Seite aller patriotiſchen Empfindungen, weil ſie, aus der Ferne wirkend, nothwendig idealiſirt; die Jugenderinnerung dichtete, eben der Seelenzuſtand, in dem wir früher einmal meinten die Keime zu den ächteſten Idyllen zu entdecken;

der wahre Kinderſinn des Dichters iſt der wahre Segen über ſeinen Gedichten, wogegen in Voß überall das Kräftige und Männiſche in einem größern Widerſpruche mit der ländlichen Ruhe ſteht, in die nichts Leidenſchaftliches eindringen ſollte. Und was weiter hinzu kam: Hebel erzwang ſeine Stimmungen nicht, er breitete ſich nicht unklug aus, er lies ſich kein Lob und keine Aufmunterung irren, er machte aus der Poeſie kein Gewerbe (was man theilweiſe von ſeinen Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes, ſogleich zu ihrem Schaden, eher ſagen könnte); er lies ſich nicht bewegen Allemanniſches ins Oberdeutſche, Oberdeutſches ins Allemanniſche zu überſetzen; was er korrigirte und nicht korrigiren wollte, that er nur aus dem eigenſten eigenſinnigen Triebe. Er hatte dabei freilich die Vergünſtigung, daß er mit dem gediegenen Sinne des vorigen Jahrhunderts ſchon in die Zeit traf, wo das Formale der Poeſie bereits im feſteren Beſitz war; es ward ihm daher leicht, die dialogiſche Idylle Theokrit's in ſeinen Ton umzubilden, oder gelegentlich ein hochdeutſches Volks-, ein Soldatenlied im alten Stil zu ſingen, das vielleicht Alles hinter ſich läßt, was wir von Akkommodationen dieſer Art beſitzen. Denn des Ideenkreiſes des Volkes war er mächtig wie Keiner; er wußte, was dort Eingang fand, und drängte nach der Einen ſchmalen Stelle mit dem ſtets Gleichartigen hin. Er kannte die Anhänglichkeit des Volkes an das wenige Liebgewonnene von Poeſie, er hütete ſich daher, mit Vielem zu zerſtreuen, und das Wenige durch Länge langweilig zu machen. An Voſſens Luiſe iſt es ein Hauptfehler, daß ſie zu lang iſt. Zuſtände ohne Bewegung wollen wir raſcher genießen, und wenn es wirklich ſeine Abſicht war, nach dem erſten Plan eine noch größere Reihe Idyllen hineinzuweben, ſo wäre es deſto ſchlimmer geworden. Wir wollen auch in der Form die beſcheidene Begrenzung wieder ſehen, die der Idylle Weſen und Inhalt iſt. Das hat Hebel beſſer gefühlt, und vielleicht exiſtirt keine lieblichere Idylle, als ſeine Wieſe. Wie intenſiv reich iſt dies Gedicht geworden, wie hat es gleichſam einen unendlichen Inhalt gewonnen, durch die Art und Weiſe, wie der Dichter die kleine Nixe erzieht und mit wechſelndem Tone durch die Alterſtufen der Jugend geleitet! Wie hat er überhaupt ſeine kleine Welt durch jene anthropomorphiſche Belebung in tauſendfältiger Geſtaltung reich und voll gemacht, die in Voſſens Gedichten durchgängig fehlt! mit welchem erſtaunlichen Takte führt er dieſe keckſten Perſonifikationen von Sonne, Mond und Sternen,

die Verbauerung der ganzen Natur, wie Göthe sagte, durch, ohne kindisch und schief, ohne gesucht und affektirt zu werden! welche Veränderung und Modulation gewinnt nicht seine anmuthige Geschwätzigkeit durch die gleiche Geschicklichkeit, zu des Landmannes Gemüth mit elegischen Anklängen, mit naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen, mit vertrauten, heimathlichen Witzreden und Bildern zu sprechen! Was diese im Wesen der idyllischen Dichtung gelegene Beschränkung bei Hebel vollendet, ist die dialektische Sprache. Sie scheint den Wirkungskreis seiner Lieder gegen Vossens verengern zu müssen, und hat ihn dennoch erweitert; denn alles in sich richtig Geschlossene, von keiner Unebenheit Gestörte, von keinen fremden Bestandtheilen Angesteckte macht seinen Weg durch die Welt ohne Widerstand. Wenn Voß sich an irgend einen Theil des Nordens sprachlich und sachlich so eng angeschlossen hätte, wie Hebel an sein Ländchen, so hätte er an der platten Mundart eine nicht weniger anheimelnde, zuthuliche, obwohl vielleicht minder phantasievolle und bilderreiche Sprachweise gewonnen. Voß hatte seine plattdeutschen Idyllen anfangs hamburgisch gehalten, und schon dies war schwerlich eine glückliche Wahl; später bildete er sich ein Abstraktum und Ideal des Niederdeutschen, wie es bei normaler Ausbildung des Niedersächsischen hätte werden können, und dies hat gewiß dem Eindrang dieser Gedichte ins Volk geschadet. So haben wir denn nichts Dialektisches, was sich mit den allemannischen Liedern vergleichen könnte. Die Gedichte von dem Stadtflaschner Joh. Konrad Grübel (1756—1809) in nürnberger Mundart zeigen, neben Voß und Hebel gehalten, welch ein Unterschied zwischen Armuth und Einfalt, und wie reizend das Landleben vor dem Stadtleben, Natur vor Stube, Bauerthum vor Philisterthum ist; hier ist ein beengender, von dicker Luft unheimlicher poetischer Krempelladen voll Stubenbedürfniß, und dort der freie Himmel, das große Blachland und Meer, und die gesegnete Fülle der Natur. Man würde sich dann noch lieber für die schwäbischen Poesien von Sebastian Sailer (aus Weißenhorn 1714—1777) entscheiden, die auf das Erscheinen der Gedichte von Grübel (1798 ꝛc.) und Hebel hervorgezogen wurden, und die doch wenigstens durch das ironische und burleske ins Ungeheuere gesteigerte Schwabenthum ergötzlich sind, das sich als eine Welt für sich ansieht und jenseits Gott Vaters und der Schöpfung des übrigen Menschenvolks gelegen denkt. Am nächsten

ſteht Hebel und Voß noch Joh. Martin Uſteri (aus Zürich 1763 — 1827), der die Relation, die wir vielfach zwiſchen der Schweiz und Norddeutſchland fanden, fortſetzt, indem er lange nach der Zeit, da Bodmer (1796) Balladen aus Percy überſetzte, in Zürich noch ein Gegenſtück zu den göttinger Lyrikern bildet, bald den Ton des Claudius, den er kennen gelernt hatte, bald Bürger's und Voſſens anſchlägt, romantiſche Neigungen in ſeinen altdeutſchelnden Erzählungen verräth und die Idylle zu ſeiner Lieblingsdichtung nahm. Ein beſcheidener und harmloſer Mann, hielt er mit ſeinen Dichtungen, wie mit ſeinen Zeichnungen, zurück; denn er war auch Maler, und, wie Voß im Hainbunde, die Seele eines Künſtlervereins, in dem man Geßner verehrte, wie Klopſtock in Göttingen, und aus dem eine größere allgemein ſchweizeriſche Künſtlergeſellſchaft hervorging. Wie wir bei Geßner und Müller auf die Beziehung der Idylle zur plaſtiſchen Kunſt aufmerkſam machten, wie Tiſchbein beide Künſte verbinden wollte und Idyllen zeichnete, zu denen Göthe erklärende Verſe ſchrieb, ſo gehört auch Uſteri in dieſe Reihe maleriſcher Dichter: ſeine beiden größeren Idyllen ſind auf Bilder berechnet, er hat Zeichnungen entworfen oder entwerfen wollen, woran die Idyllen ſich erzählend feſthalten. Sein zeichnendes Talent aber neigte ſich zu Genrebildern nach dem Geſchmacke Hogarth's und Chodowiecki's, er hat ganze humoriſtiſche Romane in Bildern komponirt. Dies macht nun, daß ſeine beiden Gedichte (der Vikari und der Herr Heiri) ganz eigen zwiſchen der Idylle und der komiſchen Epopöe in der Mitte liegen, die wir der Idylle Gegenſatz genannt haben; ſie neigen weit mehr zu der komiſchen Karrikatur als zu der Elegie, die ſonſt leicht mit der Idylle verſchmolzen wird. Dieſe Eigenheit erklärt das Land der Entſtehung, dieſe Miſchung iſt eine Art Nothwendigkeit in der Schweiz, wo die Konvenienz des Pfahlbürgerthums dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widerſprechende ſich die Hand reicht, die ſimple Natur und der Despotismus des „Bruuchs." Geßner entfloh dieſem Zwieſpalt lieber nach Arkadien; Uſteri verließ den verehrten Meiſter und behielt den Zwieſpalt bei. Er trat auf den naiven Standpunkt der Idylle, blieb mit ihr in der Heimath und in dem Volksdialekt, tadelte alle Kunſt, die ſich um fremde Empfindung rankt und die Ideale anderer Zeiten nachahmt, er ſchilderte die Natur, wie ſie iſt, wie Voß auf das Sittliche ganz gerichtet. So blickt denn auch

Stadt und Land, Simplicität und Verkehrtheit treulich abgeſchildert durch. Das gewandte Maß des Hexameters, das hier die mangelnde Poeſie verdecken zu wollen ſcheint, und das ſich bei dieſen unklaſſiſchen Erzählern übrigens in der That als unentbehrlich für allen ächten Laut der Natur erweiſt, bildet deutlich den Schweizeraccent ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten, in klarer Proſa abfließenden Perioden verſinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen; alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die franzöſiſchen Brocken iſt genau obſervirt. Aber die kleinſtädtiſche Leere und Geſchwätzigkeit ſcheint nur zu treu abgeſchildert, und wie ergötzlich einzelne Züge ſind, ſo iſt doch das Ganze auch hier durch unendliche Breite ermüdend und abſtumpfend geworden.

5. Göthe in Italien und Schiller's Jugend.

Wir haben Göthe'n in Weimar verlaſſen in einem Zuſtande innerer Belebung zwar, beglückt durch ehrende Stellung, wirkend in einem Kreiſe ausgezeichneter, empfangender und produktiver Geiſter, aber auch durch eine innere Bedrängniß gedrückt und in ſeinen Entwickelungen gehemmt. Wir hörten aus den Briefen an Lavater, daß derſelbe ſtrebende Geiſt fortwährend über den kühnen Entwürfen und Ideen brütete, die er aus der aufgeregten Jugendzeit mit in die neuen Verhältniſſe gebracht hatte, allein eben ſo oft hörten wir auch, daß die lärmvolle Umgebung ihn auf Seitenwege riß, ihn zerſtreute, beläſtigte, zu humoriſtiſchen Ausfällen auf die bunten Thorheiten, die er mitmachen mußte, veranlaßte. Seine mitgebrachten unvollendeten Arbeiten blieben liegen, neu begonnene nicht minder, kleine Gelegenheitsſtücke und Operetten, die dem weimarer Geſchmack huldigten und für die Liebhaberbühne des Hofes berechnet waren, gelangen im ſchnellen Entſchluſſe, das Größere ward unternommen ohne den alten friſchen Drang, und ohne Befriedigung ausgeführt. Abſpannung und neue Anregungen begegneten ſich in dieſer Zeit auf eine eigene Weiſe, die Nachklänge der früheren Periode, die Urſprünge der ſpäteren lagen nebeneinander. Gelingen und Segen fehlte zu Allem. Egmont und Fauſt lagen als Fragmente, Iphigenie und Taſſo waren in Proſa geſchrieben, Gelegenheitsſtücke wurden mit Anderen gemeinſam hervorgebracht, in Singſpielen (Scherz, Liſt und Rache) mislungene Verſuche angeſtellt. Eine Lebensbeſchreibung Herzog Bernhard's von Weimar verdarb

viele gute Zeit, Mancherlei, was, wie die Vögel und anderes Erhaltene, für die Feste in Ettersburg bestimmt war, ging verloren. Elpenor entstand in diesen Jahren, von dem zwar Zelter meinte, die Nachwelt werde es nicht glauben, daß unsre Tage ein solches Werk hervorgebracht, den aber Schiller, ohne zu wissen, daß er von Göthe sei, für ein dilettantisches Produkt erklärte. Die Idee zu Wilhelm Meister ward rege, blieb aber ganz in die Ferne gerückt. Kaum taucht unter so vielen Planen und Proben ein einziges kleines Stück, wie die Geschwister, auf, das in sich vollendet ward und reine Freude gewährte, und die Frucht einer Schweizerreise war das liebliche Spiel Jery und Bätely. Als Göthe 1786 nach Karlsbad ging, nahm er seine sämmtlichen Schriften mit, um sie zusammenzustellen für eine neue Ausgabe, und er dachte die letzten vier Bände mit all diesen Fragmenten und unfertigen Versuchen zu füllen, als ihn seine Freunde und besonders Herder noch glücklicherweise bestimmten, sie zur Umarbeitung mit nach Italien zu nehmen, wohin eben jetzt die Reise beschlossen war. Mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen, sagt Göthe, hatte sich seine Unart vermehrt, Vieles anzufangen und liegen zu lassen, doch drückte ihn die innere Unzufriedenheit und Unbefriedigung selbst. Er hatte in dem behaglichen Wohlleben die Spannkraft verloren und das Interesse an der Welt, es hatten sich ihm Falten in das Gemüth gedrückt, er fühlte sich halb und sich selbst entfremdet, er trat schweigend in sich zurück und ließ es sich gefallen, „für krank und bornirt" gehalten zu werden. In seiner Natur lag ein ungesättigter Trieb des Lernens: was ihm abging, war die runde geschlossene Natur, die er in Winckelmann bewunderte, die sich immer das Rechte vorsetzt, immer die rechten Mittel und Wege ergreift; er ließ sich von zu Vielem an- und abziehen, und fühlte sich doch in seinem „Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen" unbehaglich und verstimmt. Zwei Kapitalfehler entdeckte er, als er in Italien war, in seinem ganzen Leben, die kein Fremder schärfer hätte ausspähen können: den einen, daß er nie das Handwerk einer Sache lernen mochte, die er trieb, daß er dadurch mit seinen Leistungen weit unter seinen Anlagen blieb, so daß das, was er leistete, entweder, wo es durch die Kraft des Geistes rasch erzwungen ward, nach Glück und Zufall gelang oder misglückte, oder, wo er furchtsam und mit Ueberlegung verfuhr, nicht fertig ward; den andern, daß er

sich nie die erforderliche Zeit zu seinen Arbeiten nahm, daß ihm die schrittweise Ausführung langweilig war. Er fand, daß es nun endlich Zeit sei, diese Fehler zu korrigiren. Sehen wir uns in der deutschen Dichtung um Göthe her in dieser Periode um, so gewahren wir wohl, wie die verschiedenen Schulen in demselben Zwiespalt, wie die gleichen Fehler allgemein waren, wie gegen den augenblicklichen ungestümen Schöpferrausch die überlegte und bedächtige Bildungskraft ankämpfte, und wie man hier und dort nicht die richtige Mitte fand. Sehen wir von dem Verfahren der Dichter auf den herrschenden Geschmack, auf die maßgebenden Muster, auf die Ideale der Dichtung zurück, so haben wir gefunden, daß Männer wie Klinger, daß ganze Schulen, wie die göttinger, den ausschließlichen Geschmack an der nordischen Naturpoesie, an Ossian und Shakspeare, aufgaben, und nach dem klassischen Alterthume zurückgriffen. Daß Göthe auf diesem Wege von Regellosigkeit zur Ordnung und Klarheit, von nordischer Barbarei zur südlichen Kultur nicht zurückbleiben, daß er vielmehr zielzeigend vorangehen werde, dazu war er durch seine gemäßigte, im Taumel der Leidenschaft gefaßte Natur vor Allen angewiesen. Wie in Weimar der Grund zu seiner Entfernung von jenem Geschlechte gelegt ward, in dem der Geist unbändig schwelgte und unter Rohheit edle Sitte lag, wie er die Gebrechen dieser Kreise fühlte und still sich von ihnen schied, das hat Göthe selbst im Gedichte angedeutet; der Umgang mit dem Hofe und den Gliedern höherer Stände schränkte nach und nach die kühne Seele ein, und Hoffnung und Aussicht ward, daß bei so viel Sinn für das Wahre die Zeit dieser Ueberkraft die rechte Richtung geben werde. Einer der merkwürdigsten Wendepunkte bereitete sich in ihm vor, den vielleicht je ein Mensch in so vorgerücktem Alter durchlebt hat. Er hatte in seiner ersten Periode, wo sich der innere Mensch leiten und von außen bestimmen läßt, dem eindringenden Geschmacke nachgegeben, er hätte auch den großen Eindrücken der englischen Dichtung bei seiner allgemeinen Empfänglichkeit für jede Aeußerung menschlicher Art und Natur nicht widerstehen können. Jetzt aber, sich selbst überlassen, und da er sich dem Zudrang jener „auffallend verrückten Menschen," die ihm in der ersten Jugend Genüge gethan hatten, entzog, jetzt ward er das Mangelhafte aller nordischen Kunst, die zufälligere Natur, die roheren Gestalten gewahr, und eben ging die

griechiſche und italieniſche Dichtung auf, in deutſcher Sprache neu geboren. Neben Shakſpeare trat Arioſt, über Oſſian weg ſchritt Homer; Beide traten Göthe'n nahe, aber ſie waren ihm nur halb lebendig. Alles drängte ihn jetzt auf das Alterthum und nach Italien hin; ihm war aller überlieferte Begriff ein Greuel, denn nur das Angeſchaute exiſtirte für ihn. In dem kunſtliebenden Kreiſe der Herzogin Amalie war es herkömmlich, „daß Italien als das neue Jeruſalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde;" ſo ward in ihm die Sehnſucht nach dieſem gelobten Lande ſtets neu unterhalten. Der Vorſatz ſchob ſich hinaus und ward überreif, die Begierde ward zur Krankheit: einige Jahre lang machte ihm jede Erinnerung an Italien den entſetzlichſten Schmerz; er konnte keinen lateiniſchen Autor anſehen, und Herder ſpottete über ihn, daß er all ſein Latein aus Spinoza lerne; noch Wieland's überſetzte Satiren machten ihn ganz unglücklich. Es war der Drang einer ſüdlich organiſirten Natur, die ſich nach der Atmoſphäre ſehnte, in der ſie geboren hätte ſein müſſen; der Trieb einer lange verſchloſſenen Knospe, die der Froſt des Nordens drückte.

Und gleich anfangs, als er die ſüdliche Sonne fühlte und mildere Luft athmete, preßte er dieſe Sehnſucht in einen Seufzer, der die Wohlthat eines freundlichen Himmels als eine ewige Naturnothwendigkeit für die Menſchen anſprach, während ſie ihm nur als Ausnahme gegeben war. Aber auch für dieſe Ausnahme dankbar, ſchien er zugleich mit einem Seufzer der Erleichterung alle Sorge von ſich abzuwerfen. Er war nun der ſtörenden Geſellſchaft, den zerſtreuenden Anforderungen, den lähmenden Verhältniſſen entriſſen, und noch gegen das Ende ſeiner Reiſe ſuchte er ſich die Herzogin, die nach Italien wollte, abzuhalten. Er fühlte gleich beim Eintritt in das Land, wie abſpannend nur die äußere Lebensart in Weimar auf ihn gewirkt hatte; „daß er ſich nun ſelbſt bedienen, überall ſelbſt gegenwärtig und aufmerkſam ſein mußte, gab ihm eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes: er mußte ſich um den Geldkurs bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, da er ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und diktirte." Er ſchrieb, unter dem milden Himmel könne man doch wieder einmal einen Gott glauben; er ließ ſich die neue Welt gefallen, als ob ſie ſein Vaterland ſei, als ob er aus cimmeriſcher Verbannung dahin zurückkehre; bald kam ihm alles Tramontane düſter vor, da er ſich

ſeiner leichtern Exiſtenz zu freuen begann. Er war ganz Sinn für die neuen Erſcheinungen, die herrlichen Umgebungen in Natur und Kunſt verdrängten ihm nicht, wie die bisherigen Zuſtände, den poetiſchen Geiſt, ſie riefen ihn vielmehr hervor[23]). Wie es die römiſchen Elegien beſangen, ſo war es: da wo ihn der Glanz des hellern Aethers umleuchtete, rief Phöbus Formen und Farben hervor, ganz anders, als da er unter dem trüben Himmel des Nordens über ſich brütete, „des unbefriedigten Geiſtes düſtre Wege zu ſpähen.“ Die Art und Weiſe, wie er Italien aufnahm, wie er ſeine Beobachtungsgabe ausbildete, wie er die mannichfaltigſten Eindrücke gerade und geſund auf ſich wirken ließ, liegt in ſeinen Reiſebriefen vor. Er ſcheint uns darin nichts Neues zu ſagen, weil das Geſagte ſo einfach, wahr und ohne Abſicht hingeſchrieben, weil es in den Mund aller Reiſenden übergegangen iſt; wer aber vergleicht, was in jenen Zeiten Heinſe, Stolberg, Herder u. A. über Italien berichteten, der wird den großen Unterſchied zwiſchen den Reiſenden finden, die nur immer ſich ſelbſt im Auge haben, und dem Anderen, der ſein Auge den Dingen gibt. In Göthe lag der offene Sinn und die hingebende Verehrung für das Große und Schöne von Natur aus; dieſe Gabe an den würdigſten Gegenſtänden Tag für Tag zu bilden, nannte er das ſeligſte aller Gefühle; es ſchwand ihm alle Prätention, er fand, für ſich hinlebend, im ſtillen Aneignen des Dargebotenen ſein größtes Glück, und ſpricht es in den knappen Berichten an ſeine Freunde ſo wohlthuend aus: hier herrſcht noch immer dieſelbe Strebſucht, wie in den Briefen an Lavater, aber ungleich größere Ruhe, Weisheit, und innere Befriedigung. Er gab ſich mit dem klarſten Bewußtſein dieſer neuen Welt hin: er wollte anfangs, ſo lange ihm die Kunſt noch fremd entgegentrat und zu übermächtig war, nur ſehen, nicht urtheilen, nur die Augen offen halten und die Dinge ſich einprägen; er wehrte ſich gegen jede ſchriftliche Mittheilung, und wenn er Worte ſchreiben wollte, ſtellten ſich ihm immer Bilder vor die Augen; er fühlte täglich mehr, wie tiefe Erkenntniß in der

---

23) — Wer dichtet nicht,
dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht.
Klaudine.

bloßen Anſchauung liegt, wie Vieles gewonnen iſt, wenn uns die Gegenſtände nicht mehr Tradition und todte Worte ſind. Er entzog ſich den Menſchen und lebte ganz in ſich; und Jeder, der Italien mit Erfolgen geſehen hat, weiß, was dieſe Iſolirung für ſtilles Glück bereitet, ſo lange man ſich noch mit den Dingen zu ſetzen hat, und wie peinigend der Umgang mit der Menſchenklaſſe iſt, die ſich leider im fremden Lande am häufigſten zudrängt. So war Göthe in Neapel, ſchreibt er, „nach ſeiner Art ganz ſtille, und machte nur, wenn es gar zu toll ward, große große Augen.“ Je mehr er aber weiterhin der Objekte in Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft Meiſter ward, deſto mehr geſellte ſich zur bloßen Beobachtung und Auffaſſung, beſonders bei dem zweiten Aufenthalt in Rom, auch wieder die Schöpfungsluſt: und eben hier liegt das unbegreiflich und doppelt Anregende, was Italien für uns nordiſche Söhne hat, wenn wir in dies Land der Genüſſe, in dieſe Schule des leichten Lebens, in dieſe berauſchende Atmoſphäre unſere friſche Leibes- und Geiſteskraft mitbringen, und unſere deutſche Natur, zu ſchaffen und uns fleißig umzuthun, nicht ablegen. Göthe's Thätigkeitskreis erweiterte ſich in Italien ins Ungeheuere. Er ſetzte ſeine Dichtungen fort, er machte die freudigſten Fortſchritte in ſeinen naturhiſtoriſchen Forſchungen, er zeichnete und modellirte, er gewann Sinn für Alterthümer, für Geſchichte und Münzen, von denen er ſonſt nichts wiſſen wollte, er ſchien das einzige Mal ſich für Geſchichte zu intereſſiren, die er meinte von Rom aus ganz anders zu leſen als in jedem andern Orte der Welt; er ſtudirte ſich mit Kayſer in die Natur des Singſpiels ein, mit Meyer in die Kunſtgeſchichte und in das Techniſche, und theilte die etymologiſchen Grillen von Moritz. Er hörte auf, die Menſchen, wie anfangs, ſich abzuhalten: er hielt ſich zu den Genannten, zu Angelika Kaufmann und andern Untergeordneten, wie er ſonſt nicht pflegte, er nahm von ihnen auf, er gab ihnen wieder, und eben da fühlte er „die Geſundheit und die Ausbreitung ſeiner Natur“ im vollſten Selbſtgefühle, da er die unmittelbare Frucht der Mühe, und den Lohn der Mühe in ſich ſelbſt zugleich erfuhr, da er in beſcheidener Anerkennung und Toleranz jene Freunde alle auf guten und tüchtigen Wegen erkannte, und nicht das Höchſte und Größte an ſie forderte, um von ihnen zu lernen, oder ſie zu lehren; er kannte den unendlichen Vortheil, der in dem Tauſche der Geiſter liegt;

wenn man sich selbst lehrt, sagte er, so ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer sein. In den Strom dieses energischen geistigen Lebens eingeschifft, in dieser Umgebung der größten und würdigsten Gegenstände zusammengerafft, um sich ihnen gleichzustellen, fühlte sich unser Dichter neu geboren, neu erzogen, und der Gedanke und die Hoffnung füllten ihn ganz aus, seinen Freunden als ein Anderer wiederzukommen, sich selbst aber ganz und völlig wiedergegeben zu werden, sich von innen neu aufzubauen, alles Fremde in sich zu tilgen. Von Jugend auf war es seine Plage, daß er „verdient und unverdient das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldete, jetzt wollte er das Thunliche thun, da er an sich erfuhr, daß er jetzt erst zur Ruhe und Klarheit gekommen war, und daß nicht allein die Schwaben 40 Jahre brauchten, um klug zu werden.“ Er fand jetzt seine erste Jugend bis auf die größten Kleinigkeiten wieder, da ihn nicht mehr die fremdartigen Anforderungen störten; und wieder trug ihn die Größe und Würde der Umgebungen so hoch und weit, „als seine letzte Existenz nur reicht.“ „Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit, schreibt er, ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten. Ich habe die höchste Zufriedenheit meines Lebens genossen, und kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz abmessen kann. Ich habe mich selbst zuerst in Rom gefunden, bin übereinstimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden.“ Als er am Schlusse seiner Reise überrechnete, was er gethan, geleistet, wie ihn dieser neue Zustand gestärkt, erstaunte er, und sah die Summe seiner Kräfte zusammengeschossen und geschlossen, und fand sich in der That in einem neugewonnenen Leben. Wirklich war es, als ob er von den zwei Geistern, die sich in der ersten Periode um ihn stritten, wo er in der Natur Böses und Gutes im Gleichgewichte sah, und nichts Höheres wollte, als der Natur gleich sein, den bösen ganz gebannt hätte: so ganz würdevoll stimmten ihn die mächtigen Reste einer poetischen Vorwelt und der Boden, auf dem die Kunst heimisch gewachsen, nicht, wie im Norden, eine Treibhauspflanze war. Der gemeinste Mensch schien ihm hier zu etwas werden, wenigstens

ungemeine Begriffe gewinnen zu müssen. Wer sich hier mit Ernst umsieht, schrieb er, und Augen hat zu sehen, der muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als ob ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte wie hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben. Und anderwärts sagt er: Die Wiedergeburt wirkt immer fort. Ich dachte nicht, daß ich so Vieles verlernen und umlernen müßte. Nun gebe ich mich ganz hin, und je mehr ich verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der ein schlechtes Fundament gelegt hat, und es bei Zeiten gewahr wird und gern wieder abbricht. „Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern, höhern Welt gebracht hat. Ja, es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung erleidet!" Und in der That, die schönsten Regungen sproßten in ihm auf, die ihm früher entfernter lagen, und sie spiegeln sich in seinen Werken dieser Periode wie in seinen Briefen ab. Vaterlandssinn und Freundschaftsgefühl bewegten ihn aus der Ferne; den wertherähnlichen Abenteuern wich er aus: „diese Ader war vertrocknet;" „seine titanischen Ideen waren ihm jetzt nur Luftgestalten, die einer ernsteren Periode vorspukten;" er verwarf die Freunde jener Zeit, die Lavater, Jacobi, Claudius nicht mehr mit dem alten Trotze und Hohne, sondern er schied sich von ihnen mit Klarheit und Ruhe, nicht aus jenem frühern Selbstgefühle, sondern aus dem Geiste der Wahrheit, den sie ihm zu beleidigen schienen[24]).

---

24) Er schreibt: „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch etwas außer sich? würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des

Er hielt ſich dagegen, den perſönlichen Mishelligkeiten entzogen, in den Briefen enger an Herder, der mit ihm den Rückgang von dem erſten leidenſchaftlichen Enthuſiasmus und dunklen Drange zu beſonnener Ruhe machte. Seine Ideen, die ſchon dieſer geſetzten Periode gehören, las er als ein Evangelium; er empfahl ihm ſeine Schriften zur Durchſicht und Beſſerung, er fand ſich ihm ſo nah als möglich in ſeiner Vorſtellungsart, obgleich er bei ihm wie bei Schiller die große Differenz fand, daß jener immer aus ſich ſelbſt ſchöpfte, während Er zu erwerben ſuchte.

Dieſen unaffektirten Herzenseröffnungen wollen wir keinerlei Betrachtung hinzufügen, wir wollen uns, dem Beiſpiele des trefflichen Dichters folgend, an der reinen Anſchauung des Bildes vergnügen, das er uns ſo ſprechend in ſeinen Briefen entwirft. Wir folgen dabei zugleich unſerm eigenen Wege, in hiſtoriſcher Reihe unſern Dichter ſelbſt handelnd und ſprechend vorzuführen, ein Verfahren, das in einem Verſuche franzöſiſcher Kritiker durch die Einfachheit und Unwiderſprechlichkeit der Reſultate Göthe'n ſelbſt einmal in Verwunderung ſetzte. Jene Eröffnungen nun reichen einmal völlig hin, uns die ſittliche Läuterung der Werke dieſer Periode zu erklären, die die moraliſirenden Feinde Göthe's häufig befremdet hat, und die darum ſo oft für bloße Maske gehalten worden iſt. Aber, wie es oben angedeutet war, auch eine äſthetiſche Läuterung fand ſtatt, und aus ihr ging nach der abgeworfenen Hülle aus jener dunklen Drangzeit der ächte und wahre Dichter hervor, der nicht mehr Natur mit Kunſt ſtreiten ſah, der das Wirkliche der Natur nicht mehr allein für das Poetiſche erkannte, der durch die Erſcheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Nothwendigen und dem Weſen, außer der Wahrheit nach der Schönheit ſuchte. Wie ſich dieſe Veränderung in ſeinen äſthetiſchen Principien einſtellte, dies iſt in den italieniſchen Briefen außerordentlich intereſſant zu verfolgen, und es legt den impoſanten Umfang der göthiſchen Natur in ganzer Fülle dar. Mit Einem gleichen Triebe, aus Einer und derſelben Sinnesart faßte er Natur, plaſtiſche Kunſt und Dichtung auf, ſo daß er,

---

Lammes aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie nicht ſich hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?"

zwiſchen alle drei Richtungen getheilt, ſelbſt ſich über die vielerlei Geiſter beſchwert, die den Menſchen verfolgen und verſuchen, und unzufrieden fragt, warum wir Neuern doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen ſind, die wir nicht erreichen noch erfüllen können. Der äußern Wirkſamkeit und Produktion that dieſe Zertheilung auf ſo mannichfache Gegenſtände allerdings Eintrag, die innere Einheit aber ward nur dadurch gefeſtigt, daß ſich um das Eine Centrum immer mehrere und weitere Kreiſe zogen. Hätte der Dichter freilich ſeine Studien in Natur und Kunſt beim Produciren blos in den Dienſt der Dichtung gegeben, wie es ſeine Freunde wollten, ſo wäre es für ſeine eigene endliche Befriedigung, wie für ſeine Wirkſamkeit in der Nation wohl beſſer geweſen. Es ward ihm damals ſelbſt täglich klarer, daß er, der gleichſam jetzt noch einmal den inneren Kampf der Entſcheidung zwiſchen plaſtiſcher Kunſt und Poeſie, deſſen wir uns aus ſeiner Jugend und jenem Loos des geworfenen Meſſers erinnern, durchgekämpft hatte, doch eigentlich zur Dichtkunſt geboren ſei, und daß er in den nächſten zehn Jahren, die er höchſtens noch arbeiten zu dürfen glaubte, dieſes Talent ausbilden ſollte; und noch viel ſpäter war Schiller derſelben Meinung, der ſeine Beſchäftigung mit der Naturforſchung gern nur für einen Umweg angeſehen hätte, auf dem Göthe wieder, wie Er ſelbſt auf dem der Geſchichte und Philoſophie, zur Dichtung zurück gelangen ſollte. Er ſah ihn die äußere Natur umſpannen, die Welt der Steine, Pflanzen und Thiere durchwandern, „von den einfachſten Organiſationen zu den verwickelten aufſteigen, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, praktiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu entwickeln, und dadurch, daß er ihn der Natur gleichſam nacherſchuf, in ſeine verborgne Technik eindringen.“ Wenn Göthe als ein Grieche, ja nur in Italien geboren wäre, meinte er, und wenn er von Jugend auf eine auserleſene Natur und eine dieſer entſprechende idealiſirende Kunſt um ſich gehabt hätte, ſo würde er dieſen Umweg geſpart haben; er hätte bei der erſten Anſchauung Nahrung für jenen ihm natürlichen Trieb gefunden, von der äußeren zufälligen Geſtalt weg auf das innere Weſen der Dinge, auf die Form der Nothwendigkeit, auf das Geſetz der Organiſation vorzudringen; mit ſeinen erſten Erfahrungen hätte ſich der große Stil in ihm entwickelt. Nun, da er mit ſeinem griechiſchen Geiſte

in die nordische Schöpfung geworfen wurde, mußte er in seiner Jugend ein nordischer Künstler werden, bis sein dem Material überlegener Genius das Mangelhafte dieser auswuchsreichen Natur entdeckte und sich, von der Kenntniß der antiken Dichtung und Kunst unterstützt, davon losrang. Wie charakteristisch diese Art, den Gang der göthischen Bildung anzusehen, für Schiller selbst ist, so sehr berechtigen doch auch die vorliegenden Fakten zu dieser Ansicht. Göthe war zu Naturstudien von Jugend auf geneigt und angehalten worden; in dem allgemeinen Bildungstriebe der Zeit blieb er in diesen Wissenschaften nicht zurück; die großen Reisenden, beide Forster, setzten Deutschland in unmittelbaren Antheil an den Erfahrungen, die aus Cook's Weltumsegelungen für Erd- und Naturkunde resultirten; man wetteiferte in Zeitschriften, alle Ergebnisse der physischen Wissenschaften populär zu machen, wofür Lichtenberg und Forster besonders thätig waren; in Merck's Kreise und in Weimar war der wärmste Eifer rege. Göthe war aber in seiner Weise, die Natur zu beobachten, so unterschieden von den Andern, er war dabei so sehr Dichter, daß es gleich natürlich ist, umgekehrt in seiner Dichtung überall den Naturforscher zu suchen. Seit er mit dem phantasiereichen Buffon bekannt geworden war, suchte er im Gebiete der Natur, wie unmittelbar er ihr Detail studirte, immer die allgemeinsten Ideen; er trug sich mit einer „Welterschaffung," mit einer poetischen Gestaltung der Natur und Schöpfung, mit dem großen Gedanken, daß ein großer Mensch den Bau der Erde sollte kennen und beschreiben können, was ihm Buffon im höchsten Sinne gethan zu haben schien. Daß man dessen Werk einen Roman nannte, ärgerte ihn, und er zeigte sich geneigt, ganz an ihn zu glauben; er blieb dessen Methode selbst dann noch getreu, da er schon seine Epochen verwerfen mußte. Ueberall suchte er hier nach Ideen, duldete keine Willkühr, stieg immer von der Höhe herab, betrachtete Steine, Kräuter und Thiere immer aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten, er suchte nach einfachen Typen und Modellen des mannichfaltigen Geschaffenen, wie der Künstler nach den Urformen der Gestalten. Wer daher Phantasie hat, wird seinen „sublimen und seltsamen Naturtheorien," in denen er ganz als ein Dichter „aus Wahrheit und Lüge ein Drittes schafft, dessen erborgtes Dasein bezaubern kann," immer gern zuhören, wie er selbst auf

Buffon lauschte; wissenschaftlich kann man sich, unbeschadet jenes Genusses, von ihm trennen, da er in der That mit seiner künstlerischen oder philosophischen Neigung zum Abschluß, zur allgemeinen Anschauung voreilig in eine Zeit traf, die durch gemeinsame Verständigung erst im Großen die Natur zu beobachten und zu analysiren begann, wozu er nach eigenem Geständnisse nicht geschaffen war, wozu ihn seine dichterische Natur nicht gelangen ließ, der eine gewisse Betrachtung, eine gewisse Seite der Wirkung des Gesetzes schon genügte[25]). So blieb er in seinen botanischen Studien an dem Einen künstlerisch großartigen Gedanken hängen, daß man alle Pflanzengestalten aus Einer entwickeln könnte; er suchte nach dieser Urpflanze, diesem Modelle, aus dem er noch Pflanzen ins Unendliche erfinden wollte, und dasselbe Gesetz wollte er dann auf alles Lebendige anwenden. Die Forschungen über diese Metamorphose, die er in Italien mit äußerster Wärme und den kühnsten Aussichten verfolgte, werden noch durch seine anatomischen Studien an Begeisterung und Feuer übertroffen. Sie bieten uns den Uebergang zu seinen Studien in der plastischen Kunst: von ihr aus kam er auf jene, von ihnen wieder ging er mit neuen Aufschlüssen zu dieser zurück, und überall sieht man, wie das Eine Aufsuchen der idealen Gestalt in der wirklichen, die Absicht der Natur in ihrem unvollkommenen Werke das leitende Princip seiner Thätigkeit ist. Nun hat mich, schreibt er, das A und O aller Dinge, die menschliche Figur angefaßt; das Studium des menschlichen Körpers hat mich ganz, alles Andere schwindet dagegen, das Interesse an der Menschengestalt hebt jedes andere auf, sie ist das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns. Mit diesen neuen Kenntnissen bereichert, fühlte er sich in der Natur nicht allein, sondern auch in der Antike Manches im Großen zu sehen, was dem Künstler entgeht; jetzt erst begriff er das Höchste, was

---

25) Bewährt den Forscher der Natur
ein frei und richtig Schauen,
so folge Meßkunst seiner Spur
mit Vorsicht und Vertrauen.
Zwar mag in Einem Menschenkind
sich Beides auch vereinen,
doch daß es zwei Gewerbe sind,
das läßt sich nicht verneinen.

uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Hier ging ihm das Verhältniß von Kunſt zur Natur klar und lauter auf. Er ſah die geliebte Göttin, die Natur, nun ſelbſt als eine Künſtlerin an, die nach geheimen Abſichten und Ideen im Stoffe wirkt und hinter ihren Intentionen zurückbleibt; und wieder war ihm das Schöne eine Erſcheinung dieſer Naturideen, die Kunſt die würdigſte Auslegerin jener Geheimniſſe, die die Natur den Kundigen deutbar genug entgegenbringt. Hierüber iſt die klaſſiſche Stelle im Leben Winckelmann's. Das letzte Produkt der ſich immer ſteigernden Natur, heißt es dort, iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Macht iſt es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in dem der ſchöne Menſch ſchön iſt. Dagegen aber tritt nun die Kunſt ein. Der Menſch, auf den Gipfel der Natur geſtellt, ſieht ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich wieder einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, und ſich bis zur Produktion des Kunſtwerkes erhebt. Steht es hervorgebracht in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde, höchſte Wirkung hervor. Denn indem es aus den geſammten Kräften ſich erhebt, nimmt es alles Herrliche auf, erhebt, indem es die weſentliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt. Von ſo großen Gefühlen wurden die Beſchauer des olympiſchen Zeus gerührt, der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben.

In der früheſten Jugend hatte Göthe wenig Plaſtiſches geſehen; der mächtige Eindruck aber, den er zuerſt in der mannheimer Sammlung empfing (die auch Leſſing ſo wichtig und für Schiller einen Augenblick mächtig anregend war), zeugte von ſeiner erſtaunlichen Empfänglichkeit dafür. Einzelne Abgüſſe waren ihm ſeitdem immer wie eine Art Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierirte es über ihn zu gewinnen drohte. Dies wird nur der verſtehen, der einmal die unüberwindliche Gewalt der geſunden antiken Natur auch in den Schriften der Alten an ſich erfahren hat. Immer empfand Göthe ſeitdem den brennenden Schmerz der Unbefriedigung, bis er nach Italien kam. Im Anfang merkte er noch

in dem Antikensaale in München und Venedig, wie er auf diese Gegenstände nicht geübt, und in dieser Art Kenntniß zurück war. Daß er sich mit so vieler Hingebung den Weg zur alten Kunst von Palladio wollte zeigen lassen, belegt gleichfalls die Unsicherheit, in der er sich befand, aber auch die Entschiedenheit, mit der er sich ganz der Antike zuneigte. Wie er daher jetzt die Claudius und Lavater und jene Christologen, die er früherhin geduldet, neben denen er sich eigene Religionssysteme bildete, verwarf, so waffnete ihn derselbe Eifer gegen die deutsche Baukunst, die seiner ersten Periode ein Heiligthum war, und er spottete über „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken, die er nun Gott sei Dank auf immer los sei." Denselben Zorn warf er auf die christlichen Gemäldestoffe, die unsinnigen Gegenstände, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabensteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrerseits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." So schien ihm denn der Glaube zwar die Künste in den mittleren Zeiten neugeboren, der Aberglaube jedoch sie wieder zu Grunde gerichtet zu haben, und wie er in politisch-moralischer Beziehung in diesen Zeiten ausnahmsweise von patriotischen Gesinnungen angeweht ist, so äußert er sich in religiös-ästhetischer Hinsicht mehrfach als ein grundehrlicher Protestant. Mit dem Eifer nun, mit dem er sich in Winckelmann's Wege auf die plastischen Künste warf, kam er auch hier im Laufe der Zeit und der Studien zu einer Befriedigung, in der er sich ganz sicher und glücklich wußte. Er ließ sich von Heinrich Meyer aus Zürich, der neben so manchen Tüchtigen aus den Schulen dieser Stadt hervorging und Winckelmann's verdienstlicher historischer Nachfolger ward, das Detail der Kunst eröffnen, und sich von ihm in die Geheimnisse des Machens einweihen; er erfuhr dabei, ganz im Gegensatze gegen die früheren Genietheorien, daß es auch in der Kunst weit mehr Positives, Lehr- und Lernbares gebe, als er glaubte; er fühlte sich immer mehr den rechten Begriff und Erkenntnißpunkt der Kunst zu besitzen. Da er sich in der Skulptur, „obwohl ihm die Schöpfungskraft die Seele füllte und in den Fingerspitzen bildend ward," des eigenen Producirens begab,

so fielen die dorther gewonnenen Einsichten im Grunde ganz seiner Dichtung zu Gute; hier konnte er jenem Talente Nahrung geben, mit dem er die Figuren seiner Gedichte plastisch in festen Formen auftreten läßt, und die Gestalten gleichsam mit körperlichen Linien umzieht, daß wir uns unter ihnen wie in einem Bildersaale bewegen. Er war weit entfernt von einer zufälligen Verschmelzung der plastischen und redenden Künste, zu der ihn z. B. Tischbein zu überreden gesucht, indem er ihm idyllische Gedanken zu gemeinsamer, moralisch-dichterischer Bearbeitung empfahl, von der Natur, daß sie isolirt von keiner der beiden Künste hinreichend dargestellt werden konnten. Ein richtiger Takt hielt Göthe hier zurück. Er zog weit feinere Vortheile von der bildenden Kunst: er sah z. B. Raphael's h. Agathe auf ihre gesunde sichere Jungfräulichkeit ohne Kälte an, prägte sich ihre Gestalt ein und wollte seine Iphigenia nichts reden lassen, was jene Heilige nicht sprechen könnte. So finden wir überall, daß er nicht allein beide Künste vergleichend wägt, daß er auch aus dem Betrachten der Antiken den reinsten Begriff der Kunst, der auch in dem Bilderhauerwerk am nächsten zu ergreifen ist, davonträgt und nach dem gewonnenen seine Dichtungen umgestaltet. Umgeben von den Statuen, empfand er sich in einem bewegten Naturleben, er ward die Mannichfaltigkeiten der Menschengestaltung inne, denn er sah in dieser Antikenwelt das Bestreben, „aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, der vollkommen abgeschlossen ist, und worin kein Hauptcharakter so wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen." Er fühlte sich durch diese Bilder auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, worauf denn der Beschauer selbst geschickter zum lebendigen Erfassen des Reinmenschlichen werden müsse. Das Ideal drängt sich in dem plastischen, gleichzeitig, sinnlich vor Augen stehenden Werke lebendiger auf, der überflüssige Stoff fällt mehr in die Augen, als in dem Dichtungswerke, das successiv vor dem Geiste vorübergeht. Hier vergleicht er die alten Bildhauer mit Homer. „So viel ist gewiß, sagt er, die alten Künstler haben ebenso große Kenntniß der Natur, und einen ebenso sicheren Begriff von dem gehabt, was sich vorstellen läßt, und wie es vorgestellt werden muß, wie Homer. Die wenigen Kunstwerke der ersten Klasse sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht

worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen, da iſt Nothwendigkeit, da iſt Gott!" Man ſieht, wie ihm Homer ſelbſt den höchſten Grundſatz der Kunſt und das Verſtändniß der Antike öffnete; er hat ihn immer zur Vergleichung zur Hand: die Juno in Villa Ludoviſi zu ſehen iſt ihm, wie ein Geſang im Homer zu leſen. Auch Homer war ihm jetzt erſt ein lebendiges Wort geworden. Als ihn die Göttinger überſetzten, war er ihm noch fremdartig; die Gewöhnung an Shakſpeare und ſeine individuelle Wahrheit hatte den alten Dichter immer in einem Lichte von hyperpoetiſchem Pathos erſcheinen laſſen. Jetzt ſollte auch an Göthe der Wetteifer um die Nationaliſirung des Dichterfürſten ſeine Früchte tragen. Er führte die Odyſſee in Sicilien mit ſich und las ſie mit unglaublichem Antheil, die lebendige Umgebung kommentirte ſie ihm. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Beſchreibungen, Gleichniſſe, Alles, was ihm früher nur poetiſch vorkam, war ihm jetzt doch auch ſo unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der er erſchrak. In den Begebenheiten, die uns ſo ſonderbar ſchienen, fand er eine Natürlichkeit, die er nie ſo gefühlt hatte, als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Jetzt ward ihm klar, wie ſich die naive Kunſt der Alten von der neueren ſcheide: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir den Effekt, ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich u. ſ. w., und daher komme Alles Uebertriebene, Manierirte, alle falſche Grazie und Schwulſt. Jetzt hatte ihn alſo auch die griechiſche Dichtung und ihr Geſetz gefangen genommen, und er beklagte nun, daß man unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und auf das geſtaltverwirrende Rom beſchränkte! Nun griff er zu ſeinem Ovid zurück, Martial und Properz traten ihm nah, Anakreon blickt aus verſchiedenen Gedichten, die ſich an „Amor den Landſchaftmaler" anreihen, Elegie und Epigramm führt er auf den naiven und ſimplen Standpunkt zurück, wie er im Drama von der Hiſtorie, der älteſten Form der modernen Zeit, zu der reinen Geſtalt der Griechen überging. So ging ihm mit dem neuen Leben auch eine neue Poeſie auf: plötzlich war er ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, daß an ſeinen alten Fragmenten nichts und am wenigſten die Form bleiben dürfe; es befremdete ſeine Freunde, als er den neuen Weg einſchlug, und ſich in Iphigenie und Taſſo den ſüdlichen Formen näherte; und als er in dieſen Bemühungen eine Strecke

vorgeschritten war, fühlte er selbst, daß dies eine neue, eine ganz andere, eine Hauptepoche in seiner Dichtung sei, die sich von der frühern, und von der, die etwa folgen möchte, rein abscheiden müsse. Er wollte nun mit den letzten vier Bänden der neuen Ausgabe seiner Werke ein „Summa Summarum seines Lebens ziehen," und dann mit Wilhelm Meister eine neue Periode beginnen. Ueber diesen war er sich schon damals ganz klar, daß zu einer so nordischen und deutschen Produktion die südliche Luft nichts mitwirken konnte; er speicherte nur seine Beobachtungen über Kunst und Welt für ihn auf.

In einem so festen und dauernden Zustande des inneren Glücks bei anhaltender Regsamkeit der Kräfte, befand sich Göthe weder früher noch später, wie damals, wo „die Vorwelt lauter und reizender zu ihm sprach," wo er die alten Dichter mit neuem Verständnisse und Genusse las, wo er in glücklicher Begeisterung die Vorzeit nachzuleben meinte. Und auf keine Seite seines Wesens war er später so in gerechtem Selbstgefühle stolz, als auf diese lebendige Einstimmung mit dem Alterthume; er trat mit selbstzufriedener Bestimmtheit Jenen entgegen, die ihm verargten, „daß er die Alten nicht hinter sich in der Schule gelassen, daß sie ihm in das Leben gefolgt, daß er Natur und Kunst schaute, sich von keinem Dogma schrecken ließ, der Heuchelei dürftige Maske verschmähte, und sich von dem Besseren selbst, der gut und bieder ihn anders wollte, nicht irren ließ." Denn er wußte sich nicht allein in dem Kunstleben und Wirken der Alten glücklich, er durchdrang sich auch mit der Sinnesart, er fühlte sich so verwandt mit der alten Sinnesart, die sich an das Nächste und Wirkliche anhielt, bei all seiner modernen Ausbreitung und Zertheilung: denn ihm war das Streben nach dem Unendlichen nur ein Erforschen des Endlichen nach allen Seiten. Wie Winckelmann war Er, der schon Männliche, in ein junges Leben zurückgezaubert worden: seitdem wünschte er, wie Jeder, der nicht in einem ängstlichen und eckigen Vaterlandssinne befangen ist, daß das Studium der alten Literatur immer die Grundlage unserer höhern Bildung bleiben möge, und dort fand er, wie Voß, den ächten deutschen Sinn, wo man Homer und Phidias neidlos willkommen hieß, um von dem Herrlichsten und Besten Gewinn zu ziehen. Darum empfahl er jetzt und nachher immer so nachdrücklich den jungen Künstlern

neben dem Studium der Natur auch das der Alten, denn es sei nichts Kleines, aus dem Gemeinen der Natur das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln. Wie günstig er es ansah, daß in seiner früheren Schule eine freiere Lebensweise gewonnen ward, daß die Herzen in einen gewissen Naturstand zurückkehrten und die äußeren Verhältnisse, die Wissenschaft, die Kunst darnach gestalteten und die Einbildungskraft entfesselten, so nöthig fand er es jetzt, neben dieser Sehnsucht nach Freiheit auch die nach Ordnung, Anstand und Geschmack zu erregen. Er wollte nun zum Frischen, Gesunden und Natürlichen das Schöne[26]), er war jetzt ganz der Verbindung von Natur und Ideal, von Geschmack und Genie, von Kraft und Mäßigung bedürftig; in der Beschränkung erkannte er forthin den Meister, und nur das Gesetz, sang er, kann uns Freiheit geben. Und, wie er oben direkt andeutete, nicht blos in ästhetischer Beziehung, auch für die allgemeine Lebensansicht war ihm das Neugewonnene bedeutend. Er fand bei den Alten jenes Maß, jene verbunden wirkende Willkühr und Ordnung, Gesetz und Freiheit, wie in der Dichtung, so im Leben; nachdenkend über die Metamorphose der Pflanzen und Thiere, fand er dasselbe weit umgreifend in den Gesetzen der Natur; er stellte dies als den höchsten Gedanken der Natur hin, den der Mensch nachdenken könne[27]). Und so entdeckte er in immer größern Tiefen, wie er dem Geiste des Alterthums nahe stehe; betrachten wir es, um uns ernst daran zu bilden, sagt er, „so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir

---

26) Ueberall trinkt man guten Wein,
jedes Gefäß genügt dem Zecher;
doch soll es mit Wonne getrunken sein,
so wünsch' ich mir künstliche griechische Becher.

27) 3, 99.
Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkühr
und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muse,
bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freu dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
nachzudenken.

erſt eigentlich zu Menſchen würden.“ Wie es im Alterthum war, ſo liebte er das lebendige Daſein, nicht die Worte, die Darſtellung alles Lebens und Thuns nicht zu leeren Spekulationen, ſondern wieder zur Anregung von Thun und Leben. Er lebte in der Anſchauung, und ſeine Lieblingskunſt wäre bei günſtigem Verhältniſſe, wie bei den Griechen, die Plaſtik geworden. Er fühlte ſich, wie das Alterthum der ächteſten Zeit, ganz entfremdet aller müßigen Philoſophie, die ihm von gewiſſen Seiten eine Art Hypochondrie und Geiſteskrankheit ſchien, ganz entfremdet allem verkünſtelten Luxus des Geiſtes. Ganz unverſöhnt blieb er, als ob er in Griechenland gelebt hätte, mit aller geſchichtlichen Welt, die dieſem im Rücken lag: mit dem Römerthum, mit dem Chriſtenthum, mit dem unbefriedigten Zeitalter der Romantik, mit der Reformation und Revolution. Im ganzen Umfang hat er ſeine Anſicht des Alterthums in der Einleitung zu Winckelmann's Leben niedergelegt. Der Menſch, ſagt er dort, vermag Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, Außerordentliches durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten, das Einzige und Unerwartete durch Vereinigung ſämmtlicher Eigenſchaften. Das Letztere iſt das glückliche Loos der Griechen, auf das Andere ſind wir Neueren angewieſen. In den Alten wirkte die geſunde Natur als Ganzes, in der Welt, als einem Ganzen, in harmoniſchem Behagen; ſie ſchweiften nicht ins Unendliche, waren hierher geſetzt, hierhin berufen, gaben hier ihrer Thätigkeit Raum. Ihre Autoren ſind die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen und bürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit aller Neigung und Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden wird, einigen Werth zu gewinnen ſcheint. Nach einerlei Art lebten Dichter, Hiſtoriker, Naturforſcher. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt. Das Menſchliche war am wertheſten geachtet, alle ſeine inneren Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne angeſchaut als dargeſtellt. Gefühl und Betrachtung war nicht zerſtückelt, jene kaum heilbare Trennung war noch nicht

in der gesunden Menschenkraft vorgegangen. — Wenn Göthe zu dieser reinen Betrachtung des Alterthums schon in früherer Jugend hätte gelangen können, so würde dies seiner ganzen Bildung eine andere Wendung gegeben haben. Jetzt war ihm das Moderne schon zum Bedürfniß, das Alterthum erst ein später Besitz geworden, über den er nicht einmal ganz Herr werden konnte, und wie wir gewöhnlich thun, daß wir das, was uns geläufig ist, verachten, das, was wir nicht haben, uns nachdrücklicher beilegen, und das, was wir nicht ganz erreichen zu können glauben, auch Anderen als unerreichbar darstellen, so verachtete Göthe weiterhin das Neue allzu sehr, fand die nordischen Elemente allzu unerquicklich, versündigte sich an der christlichen und modernen Kunst und an seiner vaterländischen Sprache, die er den schlechtesten, kraftverderbenden Stoff nannte, und auf der andern Seite hob er schadenfroh das Alterthum zu grell über uns empor, und entmuthigte, indem er anspornte. Der Letzte unter den Homeriden zu sein, dünkte ihm eine Ehre, das Alles unserer neueren Kunst erklärte er für nichts, als Jemand Miene machte, dieses Nichts für Alles zu erklären. Hören wir diese bitteren Ausfälle aus dem Munde des Dichters, der uns dem Geiste der alten Kunst näher gerückt hat, als irgend eine andere Nation der neueren Welt gelangt ist, betrachten wir sie den ungeheuern Anstrengungen gegenüber, die eben dieser Dichter mit seiner Zeit gemacht hat, uns wenigstens den rechten Begriff der Kunst beizubringen, wie ihn die alten Kunstwerke an die Hand geben, so thut es weh, in ihnen kaum einen relativen Werth der modernen Kunst anerkannt zu finden. Wer aber sich in die Tiefe der Bedingungen hinabtaucht, auf denen die alte Kunst ruht, und die uns entzogen sind, wer es erwägt, daß sie jenem glücklichen Zeitalter Bildnerin und Lehrerin war, was uns die Wissenschaften sind, daß jenes jugendliche Volk nicht die mühselige Bürde unseres Wissens zu tragen, das Organ reiner Anschauung noch durch kein künstliches Hülfsmittel gesteigert oder gestumpft hatte, daß kein Despotismus und kein Religionszwang auf die Blüthe der Künste drückte, kein Schwall von Wahn und Vorurtheilen, kein Irrsal der Regeln von dem Künstler erst zu überwinden war, der wird begreifen, daß ein Dichter wie Göthe, dem kein Preis zu hoch war, wenigstens sich selbst diese Bedingungen möglichst herzustellen, die Kluft unausfüllbar fand, die

das Falsche und Wahre, das Manierirte und Natürliche, das einfältig Ursprüngliche und das gekünstelt Nachgeahmte, die die neue und alte Kunst von einander abtrennt.

Wie mächtig Göthe damals die Lektüre des Homer, die lebendige Bekanntschaft mit dem Alterthume durchdrang, würde nichts mehr belegen, als seine Nausikaa, wenn er sie ausgeführt hätte. In Palermo mit der Odyssee beschäftigt, dachte er diesem Stoffe nach; er wollte die Umgebung, der er so verpflichtet war, mit würdigen poetischen Gestalten beleben, und sich aus diesem Lokale eine Komposition in einem Sinne und Tone bilden, wie er noch keine vollbrachte; er hielt es nicht für unmöglich, in diesem Stücke die ganze Odyssee dramatisch zu koncentriren. Er wollte die vielumworbene Jungfrau darstellen, die, sich keiner Neigung bewußt, Alle abgelehnt hat, plötzlich von einem seltsamen Fremdling gerührt aus ihrem Zustande heraustritt, und durch eine voreilige Aeußerung sich kompromittirt, was der Situation die tragische Wendung geben sollte. Die einfache Fabel sollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive, durch das Meer, durch das Inselhafte des Tons und der Ausführung interessiren. Auch hier hätte ihm sein Leben selbst, die eigene Erfahrung diktirt, ohne die Er nichts wagte, der die Natur nirgends diviniren wollte. „Selbst auf der Reise, selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzteren Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren, das Alles gab ihm eine solche Anhänglichkeit an diesen Plan, daß er darüber den größten Theil seiner sicilianischen Reise verträumte.“ In dieser poetischen Stimmung faßte er Alles, was er damals erfuhr, sah, bemerkte, auf, und brachte es in diese erfreulichen Gefäße; leider pflegte er nichts oder wenig aufzuschreiben, und so ging das vielbedachte und durcharbeitete Werk unter kommenden Zerstreuungen bis auf eine flüchtige Erinnerung und ein kleines Fragmentchen verloren. So haben wir denn nichts Anderes, was seine damalige Wärme für das Antike ausspräche, und was aus seinen neuen Seelenzuständen aufsproßte, als die Iphigenie. Denn man glaube nicht, daß dieses Stück, weil es sein

Thema aus dem dramatiſchen Cyklus der Alten nimmt, weil es dem Inhalte nach ſo ganz von den Bedingungen unſeres Lebens abzuliegen ſcheint, und weil es die Oekonomie und den Ton der alten Stücke trägt, darum aus der Reihe der übrigen Werke Göthe's herausträte, die mit ſichtbaren Fäden an ſeine eigene Exiſtenz geknüpft ſind, wie er ſelber auf Weg und Steg mit pragmatiſcher Gewiſſenhaftigkeit nachweiſt. Es iſt kein Spiel eitler Worte, wenn wir ſagen, daß dieſes reine, edle Dichtungswerk voll Milde und Frieden, als ein Symbol ſteht, in dem der zur Klarheit und Ruhe gekommene Dichter, der ſeine titaniſche Zeit und Qual eben abgelegt hatte, deſſen dichteriſcher Eifer ſich ſonſt um den gefolterten Prometheus drängte, der ſelbſt ſeinen Freunden Prometheus hieß, und ſich ſelber das Loos des Tantalus bisher zugeſchrieben hatte, jetzt ſeine eigene Verſöhnung in der jenes Heroenhauſes beſang, welchem, gleich jener himmelſtürmeriſchen Jugend, ſtatt des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit nur wüthende Begierde eigen war. In der ſanften Stimmung ſeiner neugewonnenen Befriedigung ſuchte er nicht ohne den innerſten Trieb das Thema dieſer Verſöhnung unter ſeinen alten Planen zuerſt hervor, ja er dachte ſo eifrig an eine zweite Iphigenie in Delphi, in der noch einmal geſteigert nach einer letzten Gefahr die endlichſte Verſöhnung ſtatthaben ſollte, daß er über dieſen neuen Plan faſt ſeinen Taſſo aufgegeben hätte. Das eigentliche Gewicht der alten Schickſalstragödie in ſein Stück zu legen, dazu war Göthe überhaupt nicht gemacht, und damals am wenigſten geſtimmt. Wenn man daher dies Schauſpiel mit dem griechiſchen vergleichen will, ſo darf man im Grunde nichts im Auge haben, als jene völlige Losſagung von der geſetzloſen Kunſt, die nur nach Naturwahrheit ſtrebt, zu Gunſten der griechiſchen geſetzgebenden, die nach Kunſtwahrheit ringt, und die nach Göthe's eigener Bemerkung auf dieſem Wege zum höchſten Gipfel gelangte, während jene andere hier und da auf die niedrigſte Stufe geführt hat. Blickt man in den inneren Bau und die Motive dieſes Stückes, deſſen Vordergrund (wenigſtens vom 4. Akte an) faſt weniger die Handlung, die ſich entwickeln ſoll, als die Geſinnung der Heldin ausfüllt, ſo treten wir überall aus dem Ideenkreiſe des Alterthums heraus, wie es auch allein natürlich und möglich iſt, wenn man nicht, wie die Stolberge, in eitle Nachahmerei verfallen will. Selbſt die Art und Weiſe, wie in dieſer Sage des Familienhaſſes der

Zug bedeutſam herausgehoben iſt, daß an die Wiederverſammlung der Angehörigen des Hauſes im dunklen Orakel die Entſühnung geknüpft iſt, wie das Gefühl der Fremde, die Liebe der Heimath, ſo ächt griechiſche Züge, Iphigenien geliehen ſind, iſt modern gefärbt; und vollends die Klage über das Frauenſchickſal, der finſtere Blick auf den leidigen Troſt der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchſten Frauenadel geſteigerte Charakter an ſich liegt in dieſer Selbſtbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums. Und dies gibt ja gerade dieſem Werke den erſtaunlichen Reiz, daß der Dichter die reinſte Blüthe der modernen Sittigung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Alterthums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte.

Göthe hatte die Iphigenie in Proſa fertig[28]) mitgenommen und ſchon am Gardaſee die neue Bearbeitung begonnen, in Rom vollendet. Er nannte ſie ſein Schmerzenkind; er arbeitete nicht mehr in dem alten Wurfe; das Verfahren der Göttinger ſchien gleichſam aus dem deutſchen Homer zu ihm heranzureichen; Leſſing's Vorgang im Nathan mußte ihn nicht weniger als Schiller'n im Don Carlos zur Ablegung der Proſa ermuthigen; Moritzens Proſodie war ihm „ein Leitſtern, ohne den er dies Gedicht nicht in Jamben umgeſetzt hätte." Dazu kam, daß ihn auch hier die übrigen Beſchäftigungen ſo ſehr zerſtreuten, daß er das Wichtige nebenher that, daß er wohl gar ungehalten war, wenn ihn das Stück vom Sehen und Lernen abhielt! Als er indeſſen die Arbeit, die ſeine neue Aera beginnen ſollte, vor ſich hatte, gefiel er ſich ſichtbar auf der errungenen Höhe. Ganz anders ſeine Freunde! Die in Rom, „an ſeine früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden." Die in Weimar ſogar waren mit der proſaiſchen zufriedener! ihnen ging es mit dieſem jambiſchen Drama, wie Göthe'n anfangs mit dem herametriſchen Homer. So ſehr war uns die Proſa noch damals (1787) eingewurzelt! ſo ſehr war das Gewicht, das die Schule Klopſtock's auf poetiſche Form und Sprache legte, ſelbſt in ſeinen Uebertreibungen gerechtfertigt! Göthe war übrigens jetzt ſo ſicher in ſeinen neuen Principien, daß er ſich

28) Sie iſt in dieſer Geſtalt von Stahr herausgegeben.

dadurch nicht im geringsten abschrecken lies, auch mit Tasso sogleich die ähnliche Operation zu beginnen, der ebenfalls seit etwa 1777 her in einer poetischen Prose vorbereitet war. Sie hatte etwas Weichliches und Nebelhaftes, das sich sogleich verlor, als Göthe nach seinen neuen Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten lies, den er hier schon weit gewandter handhabte; er wußte voraus, daß es hier noch mehr auszuarbeiten gab, und weder Personen, noch Plan, noch Ton des früher Vorhandenen hatte mit seinen jetzigen Ansichten die mindeste Verwandtschaft. Torquato Tasso ist nächst Faust mehr als irgend Eins von Göthe's Werken aus seinen intimsten Erfahrungen entnommen; dies war es auch allein, was ihn bestimmte, jenem Gedanken nicht Gehör zu geben, der ihm einflüsterte, alle seine alten Fragmente und darunter „die Grillen des Tasso" fahren zu lassen, und die Iphigenia in Delphi zu schreiben: er hatte zuviel seines Eigenen hineingelegt, als daß er ihn aufgeben konnte. Schon äußerlich steht das Stück, das die Verdienste der Herzoge von Ferrara an Italiens größten Dichtern preist, als ein Denkmal für das Haus Weimar da, das die edlen Männer Deutschlands, nicht durch Zufall um sich sammelte, sondern anzog und sie festzuhalten wußte, das jeden großen Namen, den Deutschland nennt, „seinen Gast genannt," und sich auf den schönen Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen." In dem Dichtercharakter, den Göthe darstellt, hat Bouterwek in geschichtlicher Treue die Züge des wirklichen Tasso mit derselben Oberflächlichkeit gefunden, wie Andere das antike Drama in der Iphigenia. Vielmehr eröffnet uns unser Dichter nach seiner Weise bedeutungsvolle Zustände seines letzten Lebens. Er hatte es früher immer eigen, die interessanten Verhältnisse, die er durchlebte, im günstigen Momente des Ablegens zu haschen und mit halb fester, halb noch vom Antheil bewegter Hand ins Buch der Dichtung zu tragen; diese Ergießungen hatten, gegen die fieberhaften Anfälle seiner Freunde gehalten, Maß und Ruhe verrathen, gegen die Werke der zweiten Periode sind sie mehr im pathologischen Interesse geschrieben. Jetzt hatte er eine inhaltreichere Periode voll mannichfaltiger innerer Vorgänge durchlebt, er war in großen Bestrebungen unbefriedigt geblieben, hatte in kühnen Entwürfen tragische Hemmungen erfahren, das literarische Feuer war ausgebrannt, in der Weltrolle, die er spielen wollte, mochte er sich

doch zuletzt kümmerlich fühlen. Innerhalb dieser Zeit innerer Qualen hatte er versucht in verschiedenen Anlagen ihr Bild zu entwerfen, und es mislang; kaum hatte er sie jetzt abgeschüttelt, so griff er mit größerem Erfolge diese Versuche wieder an; er nahm aus größerer Entfernung auf, und idealere Umrisse sprangen heraus, gereinigter vom Individuellen, wie tiefgewurzelt die Vorbilder auch in der Seele des Dichters lagen. Indem er den ähnlichen Zusammenstoß feindlicher Welten wie im Werther schildert, bewährte er noch wie damals, daß ihm die Natur Melodie und Rede, und ein Gott gab, zu sagen, was er litt; aber man konnte hier nicht mehr Geschichte suchen wie dort, weil hier reine Dichtung war. Der Dichter, der auf den Einklang der Natur lauscht, der aufzunehmen sucht, was die Geschichte reicht, das Leben bietet, und der das Zerstreute in sein Gemüth sammelt, der verwöhnte Sohn der Laune und Leidenschaft, der dem schrankenlosen Sinne folgt und an der Enge des realen Lebens anstößt, der im Gefühl der Jugend, des angeborenen Adels und der höhern Natur nicht Ort und Stand und Gesetze achten möchte, der holde Schwächling, der sich zu beherrschen unfähig ist und sich Alles gegen Alle erlaubt, dieser Dichter scheitert an den Ordnungen der wirklichen Welt, deren Vertreter ihm in dem Staatsmanne entgegengestellt ist, der ganz in dem handelnden Leben weilt und mit dessen glänzendem Bilde das Träumerische des Dichters in Schatten zu stellen droht, der dem Schwankenden und Mistrauischen mit seiner Sicherheit imponirt, dem Selbstgetäuschten mit seiner Klarheit, und der sich ernst in den Schranken von Amt und Pflicht bewegt, da jener die äußersten Ende der Dinge zusammenfassen will. Unser Dramatiker, der dies zweiseitige Wesen in seiner Natur nicht ohne Kämpfe verbunden hatte, verstand eben darum so treffend diese gegensätzlichen Charaktere zu schildern, die „darum Feinde sind, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte;" denn wie die inneren Fäden dieser zarten Katastrophe mit feiner Weisheit und Seelenkenntniß geschlungen sind, wie der Kenner des menschlichen Geistes hier durch die Fülle der innern Handlung überreich für den Mangel jeder äußern entschädigt wird, dies ist selten in der Dichtung wieder geleistet worden. Wir erinnern uns, daß dieser Kampf von Poesie und Wirklichkeit, und speciell der Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann das große Thema der Dichtung unserer Genialitäten

war: wie hart, wie schroff, und zerreißend liegt dies bei Klinger vor, was hier selbst im tragischen Ende so mild und versöhnend ist, in welcher Stimmung uns jedes Kunstwerk immer entlassen sollte. Das fühlte Göthe der englischen Dichtung gegenüber so innig, die voll nordischen Ernstes, voll imposanter Gegenstände, überall großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, tiefes Gemüth, leidenschaftliches Wirken aufweist, was nur Alles noch keine Poesie mache; denn sie, „die wahre Dichtung kündige sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns ruhen, daß sie uns in höhere Regionen hebt, und die Irrgänge des Lebens zurückläßt."

Diese Eigenschaften hat, unerörtert den Werth und Gehalt, die Dichtung der Italiener mehr als die der Engländer, und es war billig, daß in einem Thema wie Tasso der Geist dieser Dichtung vorherrsche. In diesem Stücke liegen Ariost und Tasso so im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte. Auch noch von andern minder bedeutenden Seiten fesselte Göthe'n die italienische Kunst, dem keine Gestalt und Form fremd bleiben sollte, in der sich einmal die Dichtung bewegt hatte. Er hatte einige Singspiele in alter Gestalt vorliegen, die ihm nach den neugemachten Erfahrungen Schularbeit schienen; in diese Gattung war seit der Zeit, da Kayser sein Scherz, List und Rache im alten Schnitte, nach den „Mäßigkeitsprincipien, Stimmenmagerkeit, Einfachheit und Beschränktheit" komponirt hatte, durch Mozart ein rascher Umschwung gekommen; sie empfahl sich ihm jetzt als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsarten. Nun kam sein Landsmann Kayser, ein Genosse aus Klinger's Zeit, nach Rom; mit ihm studirte sich Göthe in das Singspiel der Italiener ein, und arbeitete außer Jery und Bätely besonders seinen Erwin und Elmire und Klaudine von Villabella um. Auch in diesen Spielen war Vieles niedergelegt, was von glücklichen und thörichten Stunden seiner Jugend zeugte, auch aus ihnen sollte die Spreu seiner früheren Existenz hinausgeschwungen werden, und die französische Manier des platten Dialogs vor dem Recitativ der Italiener weichen. Doch wollte er nicht wie diese den lyrischen Erfordernissen allen Sinn opfern; er hoffte zu Zeiten seine Operetten für diese Bedürfnisse zu berechnen und doch nicht ganz unsinnig, doch auch lesbar zu machen, wäh-

rend er zu anderer Zeit fühlte, daß das weite Gespinnst einer Oper, ohne die Stickerei, für die es bestimmt ist, nicht gefallen kann.

Auch an Egmont, der zwölf Jahre früher schon entworfen war, und den Göthe jetzt wieder hervorsuchte, merkt man den Einfluß der Beschäftigung mit dem Singspiele; es wurde gleich auf Kompositionen durch Kayser gerechnet. Nicht allein „die Nothdurft des dramatischen Puppen- und Lattenwerks" schadete diesem Stücke, indem es z. B., wie Herder richtig empfand, und Göthe nicht leugnen konnte, die Schattirungen unterbrach, die in Klärchen die Nüancen zwischen Dirne und Göttin ausmachen sollten: die vielfache Zerstreuung wirkte auch hier schädlich ein. Göthe meinte zwar, diese unsäglich schwere Aufgabe mit ganz besonderer Freiheit des Gemüths und Gewissenhaftigkeit gelöst zu haben, allein er wußte doch auch wieder selbst, daß er das Stück ganz hätte umschreiben, nicht blos umändern müssen. Hier stritt sich der Stoff, der in der shakspeare'schen Zeit koncipirt war und eine niederländische Behandlung erforderte, mit den neuen Dichtungstheorien und der neuesten Thätigkeit für das Singspiel; wir haben daher sehr ungleichartige Bestandtheile hier nebeneinander liegen: Dialogen höhern Stils, und eine rhythmische Prosa, die sichtbar nach der Behandlungsart des Tasso neigt, götzische Volksscenen, und Operneffekte. Göthe war schon damals, wie hoch er die Reinheit griechischer Formen schätzte, nicht der Meinung, daß wir darum uns ausschließlich auf sie sollten hinweisen lassen, obgleich er damals diese unpartheiische Stellung zwischen Antikem und Neuerem nicht in der Weise ausgesprochen haben würde wie später[29]); er griff neben Tasso zugleich seinen Faust wieder auf und suchte den Ton und Faden, den er ihm in seiner Jugend gegeben, wieder, und die Holzschnittmanier, die in jenes Zeitalter zurückversetzen sollte. Wie wenig er übrigens mit seinem innern Wesen an diesen nordischen Formen und den Stoffen, die ihnen anpassen, hängt, beweist die Halbheit, mit der er sich ihnen im Götz wie im Egmont nähert, und die charakteristische Aeußerung, daß er sich mit diesen beiden Stücken den Shakspeare „vom Halse schaffen"

29) In den Noten zu Rameau's Neffe.

wollte, der ihm unheimlich war, an dem er zu Grunde zu gehen fürchtete. Schiller in seiner bekannten Recension des Egmont hat ganz vortrefflich ausgesprochen, ohne auf die historische Lage des Stücks in Göthe's Entwickelung Acht haben zu können, wie es zwischen seiner alten individualisirenden und der neuen idealisirenden Methode mitten durchfällt. Der Dichter gibt dem Drama einen Charakter zum Gegenstand, die Einheit liegt in dem Helden, der in bedenklichen Zeitläufen, von den Schlingen einer argen Politik umgeben, in übertriebenem Vertrauen auf sein Recht und seine Unschuld wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze gehe. Diese übergroße Zuversicht und der unglückliche Ausschlag derselben flößt uns Furcht und Mitleid ein und rührt uns tragisch. Der Held ist ein fröhliches Weltkind, lebendig, wahr, individuell gezeichnet, ohne alle verschönernde Kunst; die kleinen Menschlichkeiten stehen mit keinen großen Handlungen in schöner Mischung, in der sie doch allein anziehen können; und man kann hinzusetzen, daß die Häufung schwacher und matter Charaktere, die Göthe'n immer eigen war, hier allzu groß ist (Brackenburg, Ferdinand), als daß sie nicht den in sehr zweideutiger Größe erscheinenden Helden herunterziehen sollte. Und da nun diese individuellere Naturwahrheit in dem Stücke herrscht, die man in solchen politischen Staatsaktionen immer gewohnt war, so wundert sich Schiller auf der andern Seite, daß nicht geradezu mehr Anschluß an die Geschichte stattfand, die in Egmont einen viel schönern tragischen Charakter darbot, als diesen. Erinnern wir uns auch hier, wie bei Tasso, in welchem Verbande dieses Stück mit der großen Masse unserer Tragödien stand. Wir haben bei Klinger die Neigung gefunden, Revolutionen zu Gegenständen seiner Dramen zu machen, Schiller hatte den Fiesco schon geschrieben, dem 1787 Don Carlos folgte. Bei diesen Dichtern warf sich die Sympathie mehr auf die Seite der Völker und ihrer Interessen, sie hoben die handelnden Kräfte hervor, nicht die des Gemüths, sie blickten auf die Schauspiele der Geschichte, gläubig an die lenkende Vorsehung. Allein Göthe'n war der große Ueberschlag der Begebenheiten nach Jahrhunderten nicht gegeben; sein künstlerisches Auge weilte auf dem gesonderten Gegenstand und betrachtete ihn für sich; hier fand er im Egmont das Liebenswürdige untergehen und das Gehaßte triumphiren; denn er war (wenn anders damals dies Alles schon so in seinem Be-

wußtsein lag, wie er es im 4ten Theile seines Lebens darstellt) auf eine neue Religion vom Dämon gerathen, einem Wesen, das er in der belebten und unbelebten Natur walten sah, das nicht göttlich nicht menschlich, nicht teuflisch nicht engelisch, nicht Zufall noch Vorsehung war. Dieses furchtbare Wesen treibt denn hier sein Spiel in den Begebenheiten, wie in den Menschen, und in dem Helden besonders, den er darum verwandelte, zum Jüngling, ledig, unabhängig von allen Verhältnissen machte, ihm Lebenslust, Anziehungsgabe, Volksgunst, Neigung einer Fürstin und eines Naturmädchens, Theilnahme eines Staatsklugen und selbst des Sohnes seines Gegners gab, und Tapferkeit und Selbstvertrauen so zum Grunde des Charakters legte, daß er sich über jede noch so nahe Gefahr blendet. Er verweilt auf dieser einzelnen Figur, die in einer Zeit allgemeiner Aufregung sich isolirte und dadurch unterging, mit einer Vorliebe, die uns nach einer andern Begriffsart dämonisch erscheint: er schien das Schicksal, das ihn bald selbst der französischen Revolution gegenüber unvorbereitet traf, mit diesem Stücke und diesem Charakter ahnungsweise anzuzeigen. Es machte ihm seinen Egmont bei der Bearbeitung sehr interessant, daß gerade der Kaiser mit den Brabantern Händel bekam, und daß sich in Brüssel die Scenen zuzutragen schienen, die er besang. Er rühmte hier die poetische Anticipation, von der er auch sonst in einem dunklen Gefühle zu sprechen pflegt, nirgends in klarem Begriffe. Die Realität des Begriffes liegt darin, daß Alles, was in der handelnden Welt geschieht, in dem Empfindenden, Denkenden, Dichtenden und Schreibenden früher erscheint, daß der Gedanke, der Wunsch, die Divination das Geschehende einleitet und vorbereitet. Dies eben macht die Revolutionszeit unserer Genialitäten so interessant, weil hier der Anflug derselben Ideen sichtbar ist, die einige Lustra später Europa politisch erschütterten. Daher erscheinen die revolutionären Staatsaktionen jener Tragiker so fest in die Zeit verwachsen; sie sind wirklich poetische Anticipationen; und sie sind es eben so sehr in der Art und Weise, wie sie in die Charaktere der Dichter verwachsen sind. Wie Schiller den Weltbegebenheiten sich mit seinen Dichtungen gegenüber legte, blieb der ersten popularen Weise gleich, wie es im Fiesco vor der Revolution geschah; wie sich Göthe vor der Revolution wehrte, durch sie einen poetischen Untergang gleichsam erlitt, weil er in

sich durchaus für solche größere Bewegungen in der wirkenden Welt kein Maß hatte, dies liegt allerdings im Egmont gleichsam anticipirt da. Dieser Charakter drückt den Gegensatz gegen Götz aus, der sich in der anarchischen Zeit wohl fühlte; insofern liegen auch hier die Uebergänge des Dichters von gewaltsamer Unruhe zum Frieden, vom äußern Leben zum Innern abgeprägt.

Sobald sich Göthe dem deutschen Boden wieder näherte, schien er unwillkührlich in die nordischen Stoffe und Formen der Dichtung zurückzufallen. Er ward bei seiner Rückkehr unangenehm von dem Beifalle berührt, den Schiller in der Nation gefunden hatte; er fand durch ihn die Aufregungen der Genialitätszeit und Naturperiode, der er sich jetzt enthoben fühlte, nun schon durch das zweite Jahrzehend unterhalten und genährt, ja zur neuen Energie gesteigert. Dieses Verhältniß traf mit der Zeit zusammen, wo er seinen Faust für die Ausgabe seiner Werke zurichten wollte oder zugerichtet hatte, und es mochte aufmunternd und misstimmend auf diese Arbeit eingewirkt haben. Die Dichtung von Faust zieht sich durch Göthe's ganzes Leben hin und ist in ihrem vollen Umfange zu einer Art Darstellung seiner menschlichen und poetischen Entwickelung geworden. In seine früheste Jugend schlingen sich die ersten Fäden dieses Gewebes zurück, das er Ein Jahr vor seinem Tode abschloß. Mitten in seinen ersten prometheischen Anwandlungen in Straßburg summte ihm das Puppenspiel vor; von Zeit zu Zeit mußte er einzelne Scenen hingeworfen haben, denn als er in Rom das Gedicht aufnahm, hatte er schon ältere Entwürfe als Muster der Einkleidung vor sich liegen. Als er 1790 das ältere Fragment drucken ließ, so war darin der Kern der Sache, das Wesentliche dessen, was wir den ersten Theil nennen, enthalten; die poetische Besonderheit und Ausführung schob nachher manche schöne Scene und Digression ein, aber auch jene Walpurgisnacht, auf die Göthe damals bei frischerer Erinnerung an Italien kaum gefallen sein würde, wo ihm die reinste Menschheit in der alten Mythologie verkörpert so nahe gerückt war, und wo er das „häßliche Teufels- und Hexenwesen" wenn nicht verschmäht, so doch nicht herbeigezogen haben würde, „das nur in düstern ängstlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur Nahrung finden konnte." Erst später, da er in seinen Dichtungen immer gleichgültiger und

rathloser zu werden anfing, wollte er sich sein Recht nicht verkümmern lassen, auch aus diesen Regionen seine Stoffe zu nehmen, wiewohl selbst in der Zeit seines Wetteifers mit Schiller die Luftphantome und das Nebelwerk, das sich in die stets verfolgte Komposition einzudrängen suchte, noch von der deutlichen Baukunst verdrängt ward. Wie Göthe damals diese Arbeit behandelte, so hat er sie vor- und nachher behandelt. Er schrieb in verschiedenen Stimmungen verschiedene Theile nieder; entmuthigt über anderen Versuchen, rettete er sich in dieses Gedicht, in dem er sich spiegelte; er machte es sich mit der „barbarischen Komposition" bequem, und dachte die höchsten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen; er behandelte die Aufgabe bald als Posse, bald fühlte er wieder, daß das Ganze umzubauen sich wohl lohnen würde; dann aber schreckte es ihn wieder, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude seines Lebens verzehre. Er sorgte also nur für Anmuth, Gefälligkeit und Bedeutsamkeit der Theile, weil das Ganze doch immer Fragment bleiben müsse. Bis zu dem Abschluß des ersten Theiles (1807) arbeitete er immer noch gewissermaßen rückschauend auf den ersten Entwurf, obgleich auch hier Alles von Lücken, Räthseln und Widersprüchen voll ist, sobald man den Maßstab einer strengen Folgerichtigkeit anlegt. Was aber den zweiten Theil ausmacht, das ist durch dieselbe Kluft von dem ersten geschieden, die Göthe's Alter von seiner Jugend trennt, bis auf einzelne Theile, die schon vor der Publikation des ersten Theiles behandelt waren. Auch mit diesem Spätwerke seiner Muse verfuhr er, wie mit den früheren Theilen, er ließ sich nöthigen und treiben und zögerte geheimnißvoll hin, bis er im 82sten Jahr mit diesem Lebenswerke zugleich das Leben abschloß.

Daß bei diesem Verfahren das Gedicht nicht allein nicht in seinen beiden Hauptbestandtheilen, sondern auch nicht einmal in dem ersten Theile, oder auch nur in dem ersten Fragmente ein harmonisches Ganze in jenem höchsten Sinne werden konnte, den der entzückte Dichter des Prologs an die Dichtung verlangt, ist wohl begreiflich. In holden Irren schweift das Werk so vieler Jahre nach dem gesteckten Ziele hin: dies blieb das Prognostikon für seine Geschichte und seine Beurtheilung. Daß in dem ersten Theile das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit benei-

denswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefen des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd heraufzuzaubern, darüber hat die Stimme der Welt längst entschieden; und es kann diesem allgemeinen Urtheile keinen Eintrag thun, daß es dem Dichter in seiner Laune gefiel, von so vielen räthselhaften und wunderlichen Einschiebseln, von so mancher liegenden Habe am unrechten Orte gezwungenen Gebrauch zu machen; oder daß ihn seine poetische Gewandtheit hier und da zu jenem Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten verführte, einer Eigenschaft, mit der nachher so viele poetische Obskuranten Haus gehalten haben, und die ein so übles Ingredienz deutscher Poesie überhaupt geworden ist, wie Jean Paul's Witzhaschen und Haarspalten der Empfindungen, und Schiller's rhythmischer Abfluß, der das Ohr überfüllt und den Gedanken hinwegspült. Diese reizenden Bruchstücke nun spielen in dem ersten Theile, von dem wir an diesem Orte allein reden[30]), um einen Grundgedanken episodisch her, ohne ihn vollendend auszuführen, und wie sie an sich selbst, als poetische Einzelheiten, nicht ästhetisch befriedigen, und daher trotz ihrer hohen Vollendung noch keine Nachahmer haben abschrecken können, so ist die Befriedigung des moralischen oder philosophischen Interesses, das sie anregen, noch viel geringer. Das Gedicht, wie es nach Göthe's eigenen Worten aus einem dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen ist, nimmt im größesten Umfange die dunklen Zustände des Zeitalters zu seinem Gegenstande, in dem es empfangen ist, und überläßt den trüben Stoff vorzugsweise der Jugend, die sich in den ähnlichen dunklen Zuständen umtreibt, die ihr eigenes Bild darin sucht und hineinträgt, und den angesponnenen Ideengang willkührlich weiterspinnt. Wir wollen versuchen, die leitenden Momente in den Zeitideen zu finden, die historische Anknüpfung

30) Wir unterscheiden das erste Fragment nicht weiter von dem ganzen ersten Theile, wie er im Besitze der Nation ist, da für unsern allgemeinen Gebrauch die Unterschiede beider wenig bedeuten, und eine so streng chronologische Kritik unnöthig scheint. Wir haben überhaupt diese Rücksicht auf ältere verdrängte Ausgaben nur da nicht bei Seite gesetzt, wo der Unterschied schlechterdings wesentlich war.

anzudeuten, um auf diesem Wege zu einem springenden Punkte zu gelangen[31]), der uns nicht allein das Gedicht aufhellt, sondern auch klar macht, ob es vielleicht so fragmentarisch angelegt werden, unausgeführt und unausführbar bleiben mußte, ohne darum den Dilettantismus zu verrathen, den Göthe selbst an eben diesen Merkmalen so sehr mit Recht bei Andern erkennen wollte.

Wir gehen hierbei von der Ansicht aus, daß die Faustdichtung in einer innern Verbindung mit der Sage steht, und daß, wie wir bei dem Volksbuche früher schon angedeutet haben, der Grundgedanke der Sage, nur zeitgemäß verändert, stehen geblieben ist. Wir haben überhaupt bemerkt, daß das Zeitalter Lessing's und der Starkgeisterei sich in eben dem Verhältnisse an Klopstock und Wieland anreiht, wie die Zeit während und nach der Reformation an das ältere Ritter- und Christenthum; und es ist natürlich, daß sich zwei Zeitalter wieder aufs innigste unter sich die Hand reichen, wovon das letztere nur fortzusetzen bestimmt war, was das frühere begonnen hatte. Die anscheinend sehr verschiedene Aeußerung der Naturtendenzen in dem Narrenwesen jener Zeit wird man dem Originalitätsstreben in dieser sehr verwandt finden, sobald man die nothwendigen Unterschiede abrechnet, die die Bewegung in einem rohen Geschlechte von Pöbel und Bauern und die in einem Kreise gebildeter Männer bedingt. Jene Zeit, in der man die historischen Grundlagen des Faust zu finden bemüht war[32]), und aus der die erste Tradition der Sage stammt, befreite das Volk in einer ähnlichen leidenschaftlichen Aufregung von dem unleidlichen Druck obsoleter Verhältnisse, wie diese neuere literarische Revolution that; sie mischte auf dieselbe Art Aufklärung und Aberglauben in Einem Gefäße, wie es jetzt wieder geschah: der ungestalte Obskurantismus, der sich mitten im Lager der Protestanten bildete, gleicht aufs genaueste der Stellung, die Lavater, Jung u. A. mitten unter

---

31) Daß unsere, hier wie überall geschichtliche, Erklärungsweise keiner andern den Weg vertritt, versteht sich von selbst; es wäre beschränkt, wenn man einem so „inkommensurabeln" Werke nur Einerlei Maßstab anlegen wollte. Wir enthalten uns daher jeder Polemik wie jeder Huldigung gegen die vielen Scholien, die zu Faust erschienen sind, und empfehlen nur, der ähnlichen historischen Betrachtungsweise wegen, Ch. H. Weiße's Kritik und Erläuterung des Faust. 1837.

32) Vgl. Raumer's hist. Taschenbuch 1834.

den befreundeten Freigeistern einnahmen, so wie beidemale die gleiche Erscheinung hervortrat, daß man, unbefriedigt von Zunftweisheit, vom todten Buchstaben der Gelehrsamkeit, von dem dürren Formalismus der Scholastik, für die Bedürfnisse des Gemüths auch im Wissen zu sorgen strebte und auf Geheimlehre und tiefsinnige Naturanschauung gerieth. Der fressendste Skepticismus, der Zweifel an aller Wissenschaft verband sich mit dem kühnsten Glauben an einen unsinnlichen Hintergrund der menschlichen Dinge, und Rousseau, Lavater, Cagliostro liegen im Keim und Wesen in jenen Zeiten des Faust und seiner geschichtlich beglaubigteren Zeitgenossen vorgebildet. Karrikaturen der allerhöchsten Potenz bilden damals das überhobenste Bestreben der rein geistigen Natur des Menschen und das tiefste Versinken seiner thierischen ab, und daß sich Beides, Skepsis und sinnliche Lust, miteinander paart, ist so natürlich, wie daß den entschiedenen Libertinismus des Geistes und der Sitte der Leichtsinn, mit Trübsinn wechselnd, immer begleitet. Und auf diesen Grund ist ja auch bei Göthe das ganze Gemälde gezogen, daß der Wißbegierige, dem die Geister des Diesseits, der Natur, ihre Antwort versagen, auch das Jenseits aufgibt und den Drang des Wissens ablegend den Freuden des Lebens nachjagt, in die ihm der Begleiter, der sie gibt, zugleich die düsteren Schatten wirft. Wie nun dies Alles in den Zeitaltern der ersten Tradition und des göthischen Gedichtes gleichmäßig in den Bildungen der Nation gelegen war, so drückte es sich auch ähnlich in der schriftlichen Niedersetzung ab; und wenn dies nur sehr im Hintergrunde zu erkennen ist, so liegt es theils in der ungeheuern Kluft, die das rohe Volksbuch und die Puppenspiele von dem 18ten Jahrh. trennt, theils in der versöhnenden Wendung, die die humanistische Zeit gegen die zelotisch orthodoxe der Sage geben mußte, theils aber auch darin, daß Göthe ausdrücklich der trivialen Ueberlieferung auswich oder sie nur flüchtig andeutete, und den Gehalt der Fabel aus der moralischen und theologischen Sphäre in die intellektuelle, in die pansophische seiner prometheischen Epoche herüberzog. Dies thaten mehr oder weniger auch Klinger und Müller, die mit Göthe gleichzeitig ebenso die innere Beziehung dieser Sage zu dem Geiste ihrer Zeit ahnten. (Wie Lessing den Gegenstand aufgefaßt haben würde, läßt sich aus dem kleinen Fragmente nicht schließen, das nicht eigene Erfindung, sondern

Tradition ist.) Je bedeutsamer dies unabhängige Ergreifen von einerlei Materie durch verschiedene Menschen für die Zeitmäßigkeit der darin verborgenen Ideen spricht, und je entscheidender es auf die Verwandtschaft der Zeiten hinweist, die beidemale an denselben so lebhaften Antheil nehmen, desto gleichgültiger dürfen uns, wie wir es im Mittelalter bei jeder ausgezeichneten Sagendichtung fanden, die Aeußerlichkeiten der Mythe werden; und wir halten es für genügend, mit diesen allgemeinen Winken erinnert zu haben, daß das Gedicht von Faust in die Kulturgänge der Nation rückwärts ebenso eingewurzelt ist, wie wir es vorwärts sich hinein verzweigen sehen. Was jenseits des Volksbuches die Mythen von Gerbert, Theophilus, Militarius u. A. von Aehnlichkeit verrathen, ist so äußerlich und entfernt, daß es eitel wäre, dorthin zurückzugehen.

Daß in der Dichtung von Faust das ganze Streben jener dunklen Sturm- und Drangperiode in seinen Tiefen und Höhen dargestellt, der Held ein Repräsentant, das Werk ein Symbol dieser Zeit geworden ist, hat wohl Jeder gefühlt, der einmal einen Blick in das Treiben jener Jahre hineingeworfen hat, und wer innerhalb der Geschichte Göthe'n als diesen Repräsentanten ansehen will, der darf in seiner Dichtung das Abbild seiner eigenen Zustände suchen. Als Göthe in Straßburg zuerst dem Gedichte nachsann, war er selbst in der Stimmung, die alles Wissen der Welt eitel und ohne Frieden fand, und diese lieh er in der anfangenden Katastrophe seinem Faust. Im modrigen Kerker hat dieser alle Weisheit der Zünfte gesammelt, die ihm aber nicht lebendig geworden ist; das Pergament scheint ihm nun nicht weiter der Bronnen, der den Durst des Wissens stillt, das ererbte Wissen nicht ein Besitz, sondern nur das in eigener Anschauung erworbene. Er ahnt, daß die menschliche Erkenntniß nicht auf dem großen Umwege der bloßen Gelehrsamkeit zu suchen ist; der Natur ihr offenbar Geheimniß abzulocken, dünken ihm Hebel und Schrauben nicht der rechte Apparat. Das Spalten des Geistes, das Anatomiren der Dinge, das metaphysische Wiederkäuen unverdauter Probleme, das Absehen von der Natur und den Sachen, um dem Wort zu gefallen, dünkt dem gequälten Forscher wie das Ableben und der Tod des Wissens; er fühlt, daß die ahnende Kraft der Seele, daß die Wahrheit der Empfindung über die Grenzen des messenden

Verſtandes hinausreicht, die Ueberzeugung der Anſchauung die der Spekulation überflügelt. Er beſchwört junge Kräfte in ſeinem altgewordenen Weſen, und neben ſeiner rein geiſtigen Seele fühlt er eine rein ſinnliche, die ſich an Natur und Welt mit derber Liebesluſt anklammert, und die ſich zu des Geiſtes Flügel den körperlichen zu beſitzen ſehnt, die mit dem Höchſten das Tiefſte, mit des Geiſtes auch des Körpers lockendſte Genüſſe zu verbinden, das harmoniſche Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Kräfte herzuſtellen, den Reichthum der Einſichten und Erkenntniſſe mit der höchſten Lebendigkeit und Empfänglichkeit der Empfindung zu behaupten ſtrebt. Mit der Noth des Lebens, mit den „Fratzen" der Welt, mit dem Kram der Worte liegt er im Kampfe; und abgewieſen an jener Pforte, durch die er dem Quell des Lebens und aller Wirkenskraft näher zu kommen ſuchte, iſt er im Begriffe, ſich eine andere zu öffnen, wo jene ſtreitenden Seelen den Menſchen nicht mehr theilen. Aber die ſüße Erinnerung an die Glaubensjahre der Jugend hält den Zweifler zurück und heftet ihn noch an die Erde; die ſchöne Wendung deutet vortrefflich an, daß es auch auf dieſem Runde eine Zeit gebe, wo jenſeits der Erkenntniß und des Bewußtſeins, in dem Allgemeingefühl der Kindheit jene ungetheilte Kraft des Lebens wirkt, wo der Glaube die tiefſten Bedürfniſſe der Seele ſtillt, und wo die ſinnlichen Bedürfniſſe reiner Natur noch unverſagt ſind. Dieſen Zuſtand auf friedlichem Wege herzuſtellen, nachdem vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen war, ſcheint der ringende Weiſe verſuchen zu wollen, da er ſich nach Gottesliebe und Offenbarung zurückſehnt; aber er beginnt ſogleich mit Grübeln, wo nur mit Glauben zu gewinnen iſt; ſchon hat ihn der Feind der menſchlichen Ruhe mit ſeinen magiſchen Kreiſen umzogen. Auf dem weiten Wege des Kampfs und des Zweifels ſoll nun die erſchwerte Aufgabe verſucht, und „im dunklen Drange der rechte Weg" gefunden werden. Er zerbricht und verflucht nun dieſe Welt der Täuſchungen, er gibt das Jenſeits in kühner Wette auf, er löſt in Verzweiflung jenes kaum geſuchte Band der geiſtigen und ſinnlichen Kräfte, entlädt ſich von Wiſſensdrang, und wirft alle dürre Spekulation gegen die friſche grüne Weide des Lebens zur Seite. Sich zu übertäuben ergibt er ſich dem Taumel der Leidenſchaft, dem unerſättlichen Triebe; das Stilleſtehen im Genuß iſt der Punkt, wo er ſeine Wette mit dem

Bösen verloren gibt; er sehnt sich, nachdem er alle Wissensqualen trostlos durchgemacht, auch alle Empfindungsqualen durchzumachen, seinen eigenen Schmerz an dem der Menschheit zu erweitern und all ihr Wohl und Weh zu tragen. Die Macht seines Meisters setzt ihn mit der Beibehaltung seines erhöhten Bewußtseins und seiner Erkenntniß mitten in die Jugend und die Blüthe des sensualen Lebens zurück, und er beginnt in dieser Sphäre seinen ersten Irrelauf. Die reine Seele leitet ihn dabei auf jenes reine Wesen, das in des Dichters Zeichnung ein Meisterstück und aus seinen naiven Frauencharakteren, den besten, die ihm überhaupt gelungen sind, die Krone ward; den schönen menschlichen Genuß aber vergällt ihm der böse Dämon, dem das Edle, was er berührt, zum Opfer fallen soll.

Wenn wir uns neben diesen Hauptmomenten aus dem Gange des uns Allen so bekannten Gedichtes die Grundzüge des geistigen und moralischen Lebens der Generation wiederholen wollen, die wir bisher betrachtet haben, so stoßen wir nur in unserer gedrängten Darstellung auf hundert Reminiscenzen und Beziehungen. Wir haben jene Philosophie, die alle Weisheit der Erde umspannen und zugleich in lebendiger Wirksamkeit schaffen möchte, in dem jungen Herder schon aufkeimen sehen; die Verachtung des überlieferten Buchstabens war der Sinn all der jungen Kritik, die sich seit Lessing an allen Enden von Deutschland regte. Das Vertrauen auf den prometheischen Funken hatte Hamann jenen bitteren Spott entlockt auf alle dürre Gelehrsamkeit, auf alle jene müßigen Gaukeleien der spekulirenden Vernunft; gesättigt von dem Scholasticismus der alten Zeiten, ergaben sich so viele seiner Anhänger der Magie, ob ihnen durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß der Natur kund gethan würde. Das Seciren des totalen Lebens, sagten wir von Hamann, war ihm ein Greuel, das Greisenhafte des Lernens ein Abscheu, die Orgien der Leidenschaften und der Sinne ein Heiligthum. Gegen den Druck des äußeren Lebens, gegen die beengenden Konvenienzen haben wir jene ganze Jugend aufs mannichfaltigste in Waffen gefunden; jenes Rütteln an den Pforten des Lebens haben wir in Werther's Periode epidemisch gesehen. Die Versöhnung der höchsten Vernunfteinsicht, der materiellsten Naturkenntniß mit dem kindlichen Glaubenssystem der Offenbarung versuchte Herder mit eigener Befriedigung auf eine

vorher nie dagewesene Weise; jene Sympathie mit der Jugend und Kinderzeit haben wir gleichsam den Kern seines Wesens genannt. Das kühne trotzende Bündniß des Guten mit dem Bösen, des Idealen mit dem gemeinen Realismus haben wir Göthe'n selbst mit so vielem Nachdruck bekennen hören. Das skeptische Verzweifeln an aller Frucht der Wissenschaft, an aller gedeihlichen moralischen Wirksamkeit hat Klinger bei uns so hartnäckig ausgesprochen; die Negation eines zukünftigen Lebens war in Unzer's Bekanntschaft eine Art Ehrenpunkt; die unersättliche Genußsucht predigte Heinse als den Glückseligkeitstrieb der Menschen aus; jenen wühlenden Weltschmerz rühmt sich unsere Jugend noch heute zu tragen, die sich ebenso wie Faust „von Allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von Allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen, und durch das, was sie wünscht, auch beseligt fühlt." Jenen Rückgang vom Alter zur Jugend haben Winckelmann und Göthe nicht allein, die ganze Nation hat ihn gemacht, indem sie von der Schulwissenschaft auf die Kunst zurückging, von dem ausschließlich geistigen auf das sinnliche Leben, das die Menschen damals in das reizende Licht der Seelenschönheit rückten, und in dem sie dennoch nicht selten thierisch untergingen. Was endlich den Gehalt des ganzen dunklen Seelenzustandes und Geistesstrebens in dem Gedichte wie in der Zeit, in der es entstanden ist, ausdrückt, darin sind sich Hamann und Göthe eigenthümlich und unabhängig einander entgegengekommen. Göthe führt Hamann's sämmtliche Aeußerungen auf das Princip zurück: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, durch That oder Wort, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich;" und dies trifft ganz nahe mit dem zusammen, wie wir Hamann den starkgeistigen genialen Charakter jener Epoche überhaupt definiren hörten; diese Wesen schienen ihm die unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur mit den Ergötzlichkeiten des Lebens, mit andern Worten, die Vorzüge der Natur mit denen der Kultur, das Geistige mit dem Physischen, die Jugend mit dem Alter, Weisheit mit Affekt verbinden zu wollen; und in dieser Verknüpfung der äußersten Enden, in dieser Totalität des Lebens, in dieser Versöhnung der Bildung und des Naturstandes schien ihm allerdings die einzige Auflösung für das Problem menschlicher Glückseligkeit zu liegen. Und diese

Einsicht, die für Hamann kaum eine richtig gewitterte Spur war, war für Göthe, Herder und Schiller schon ein betretener Weg; und wir müssen eingestehen, daß der Bildungsgang der Nation allerdings auf dieses große Ziel hinweist, ja daß für Mensch und Menschheit keines gedacht werden kann, was die harmonische Entfaltung aller ihrer Kräfte und in Folge dieser Glück und Gedeihen mit so viel innerer Bürgschaft verspräche. Die Geschichte der Welt im größesten Ganzen scheint unserer Zeit keinen andern Richtpunkt anzuweisen, als eben diesen.

Es gab eine Jugendzeit der Menschheit, wie es eine des Individuums gibt, wo die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geistes in jenem Einklang waren, den nur der ungeirrte Instinkt treffen und bewahren kann. Sinn und Geist, Einbildungskraft und Vernunft, Verstand und Gefühl hatten damals keine getheilten Gebiete, die menschliche Natur war in einem ungetrennten Bunde, die Arbeitstheilung des Geistes und des Gemüths war noch nicht eingetreten, daher auch nicht die Theilung der Kräfte. In dieser Zeit zeugte Griechenland jene Werke der Kunst und Dichtung, in denen Sinnlichkeit und Geistigkeit, Naturnothwendigkeit und Vernunftfreiheit so schön in einander fließen, es zeugte jene Menschen, die das ganze Abbild einer reinen Menschlichkeit, nicht das fragmentarische Produkt einer bestimmten Beschäftigung waren, es schuf sich überhaupt jene Staats-, Lebens- und Kunstweisheit, in der nie die Natürlichkeit, wie bei uns, der Vernünftigkeit entgegengesetzt war. Aber dieser beneidenswerthe Zustand konnte nicht dauern; es mußte eine Zeit folgen, wo der Mensch seiner Doppelseele sich bewußt ward, und diese Erkenntniß mußte ihn in unseligen Zwiespalt mit sich selbst gerathen lassen. Sollten der Menschheit vielfältige Kräfte zu dem möglichsten Grade der Stärke gesteigert und gebildet werden, so war es unumgänglich, sie zu theilen, sie wechselsweise oder gegenseitig zu bevorzugen, sie herauszuheben und einander entgegenzusetzen. Das Geschäft, das System, der Theil, fing nun an die Welt zu spalten; und das Mittelalter begann damit, daß der Geist die sinnliche Natur unterdrückte, sich der Fesseln des Körpers in wunderbaren Verirrungen zu entledigen strebte und sich dadurch die schlimmern selber schmiedete. Von diesen Einseitigkeiten und Irrungen sucht uns die neuere Zeit zu heilen, und sie begann in der Reformation damit, des

Geistes Forderungen zu reinigen und die der Sinne anzuerkennen. Mit welchen rohen Excessen diese letztere Wendung anfangs verbunden war, erinnern wir uns aus dem Theile der Geschichte, den wir selbst verfolgen; wie gegensätzlich auch dann noch Sinn und Geist blieb, stellte uns die Poesie der 17ten Jahrh. dar; wie man aufs neue friedlich vermittelte, fanden wir in Brockes' Zeit im Anfange des 18ten, und wie man die Versöhnung zu erstürmen suchte, haben wir eben jetzt erfahren. Kann dieses Volk, oder diese Zeit dazu gelangen, daß sie auf der erhöhten Stufe der geistigen Freiheit jene Totalität der menschlichen Natur herstellt, dann wäre dies eine Aussicht auf beneidenswerthere Zustände, als sie selbst das Alterthum besaß. Wäre es möglich, auch nur in Einem Volke, in Einem Theile der Menschheit jene Einfalt der Natur herzustellen, die Sympathie mit dem Ganzen der Welt und mit reinen, planen, unverwirrten Verhältnissen zu verbinden mit der Ausbreitung des Wissens und der höchsten geistigen Ausbildung, die sonst zu isoliren und zu verirren pflegt, wäre es möglich, diesen Frieden zwischen Wissen und Leben, zwischen Natur und Kultur zu stiften, dann wäre die Zeit gekommen, wo man die unselige Vereinzelung der Kräfte, den Widerstreit der Meinungen und Richtungen nur für ein leidiges, zeitweiliges Mittel zum Zwecke, nicht für den Zweck der Menschenbildung selbst ansähe, wo der Mensch nicht sein Geschäft, sondern sein Wesen, wo der Staat den Charakter, nicht die Amtsmaschine schätzen würde, dann wäre der Augenblick erschienen, zu dem man gerne sagen möchte: Stehe still! Wie wenig es aber auch den Anschein hat, daß dieser Zeitpunkt jetzt gekommen sei, ja wie wenig man glauben möge, daß dieser Zeitpunkt jemals kommen werde, so muß man doch gestehen, daß nie ein Raum und eine Periode war, die ihm so nahe gerückt wäre, wie eben die Zeit in Deutschland, in der wir stehen. Gewiß, die Ausdehnung dieser Bildungsstufe ist auch bei uns noch sehr gering; und die Opfer, die wir täglich den einseitigen Irren, dem Luxus der einzelnen Kräfte, dem Eigensinn der schroffen Richtungen verfallen sehen, sind noch ungeheuer an Zahl: aber dennoch war nie eine Zeit so weit, daß wenigstens dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben, und bis zu einem gewissen Grade das Hinderniß hinweggeräumt ist, sich zur reinen Menschlichkeit hinanzubilden, wie heftig auch noch die inneren Kämpfe sein mögen,

die unsere Art der Erziehung und unsere Stellung in der neuen Welt uns schwerlich je ersparen werden.

Es leuchtet ein, daß Faust diesen Durchbruch und die titanische Bewältigung dieser Hemmungen darstellt, daß er, noch zum Opfer dieses Ganges unserer Entwicklung geschickt, das schreckliche Gesetz zu überwinden von dem Dichter ausersehen war, obgleich er von ihm nicht bis zu diesem Ziele geführt ward. Hierin liegt die eingreifende Verzweigung dieses Gedichtes in die höchsten Ideen der Zeit. Es lebt mit diesen fort, es ward als ihr Kanon angesehen, als eine Weltbibel erklärt, als das System einer Lebensweisheit und Strebensregel bewundert; Jeder fand sich bei seiner Erscheinung, wie es Niebuhr von sich aussagt, in seinen innersten Regungen ergriffen und fühlte sich geneigt, es fortzusetzen; man versuchte die eigene Kraft daran, und Jeder glaubte, dem geheimnißvollen Dichter erst nachgeholfen zu haben, wenn er ihm seine eigenen Empfindungen unter- und anschob. Aber alle die unendlichen Nachbildungen, die Faust erfahren hat, waren nicht Lösungen des ungelösten Räthsels, es waren nicht Fortsetzungen, sondern, wie Göthe selber sagte, Wiederholungen. Und wie vielfach auch diese Dichtung auf jene reine Seite der Jugend gewirkt hat, mit der diese gerne den Gegensatz schlichter Natur gegen das mechanische Leben und die todte Wissenschaft, gegen die profane Amtswelt und gegen die Last der Konventionen bildet, so wirkte sie doch nirgends in dem Sinne der Ausgleichung dieser feindlichen Gewalten, sondern sie nährte den Skepticismus des Verstandes, sprach zu dem Libertinismus des Geistes, und schmeichelte den menschenfeindlichen Stimmungen, in denen die ideale Jugend die gemeine Wirklichkeit der Welt betrachtet; sie fand keine männlichen Kreise Herangereifter, sondern sie erndtete den zweideutigen Dank der Werdenden, vollkommen in jener Weise, wie es der Prolog ahnend vorausgesagt hat [33]). Sie änderte nicht so sehr, als sie vielmehr die Jugend

---

33) In bunten Bildern wenig Klarheit,
viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
so wird der beste Trank gebraut,
der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
dann sauget jedes zärtliche Gemüthe

bestärkte in dem excentrischen Wechsel zwischen angespannten geistigen Trieben und erfrischter Thierheit, zwischen dem Vollkommenheitssinn, dem Gottähnlichkeitsstreben und der erdekriechenden Natur des Menschen; sie lehrte sie seltener Leben, Staat, Amt und Sitte zu reinigen und zu veredeln, als zu verachten und niederzutreten; weniger die Wissenschaft fruchtbar anzubauen und vom tödtenden Worte zu befreien, als dilettantisch zu zerbröckeln und mit den Explosionen der Rhetorik zu unterminiren; die Kunst minder auf der erreichten Höhe des Ebenmaßes und der Ordnung zu halten, als aufs neue der Zügellosigkeit preis oder der mechanischen Versmacherei gefangen zu geben; sie lehrte ein Ideal der rohen Begierde, die mit ihrer Ungemessenheit schmeichelt und irgend ein Großes hinter sich träumen läßt. Wie kommt es, daß die Wirkungen des Gedichtes nicht zu der versöhnenden Ansicht der Dinge führten, die das Gedicht in Aussicht nahm? Oder, war dies darum natürlich, daß das Gedicht eben nur die Aussicht zu dieser Versöhnung gab, in der That aber mitten in den Befangenheiten, Zweifeln, Spannungen und Zwiespalten des begonnenen Processes abbrach? Hatte es irgend einen Grund, oder war es Zufall, daß der Dichter sein vielbehandeltes Werk so unvollendet ließ, und, als er es vollendete, eine ganz andere Richtung nahm, wo er dann, statt die begonnene Genesis einer rein strebenden Menschheit, das angefangene Werk ächter allgemeiner Menschenbildung darstellend auszuführen, die ganz besondere Wendung eines bestimmten Individuums schilderte, die jene große Belehrung aus dem Ganzen für die Gattung aus den Augen verlor? Der Dichter hatte seinen verjüngten Helden in die Sphäre des Sensualismus und der Empfindungen geführt, eben in die Sphäre, worin sich die Nation selbst nach wiedergewonnener Erneuerung jugendlich umtrieb, worin sich Göthe, dem Strome des Zeitgeistes folgend, selbst mit seiner Dichtung ganz im

---

aus eurem Werk sich melancholʼsche Nahrung,
dann wird bald Dies bald Jenes aufgeregt,
ein Jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
ein Werdender wird immer dankbar sein.

zusagenden Elemente fühlte. Sollte das so angelegte Werk folgerichtig fortgeführt werden, so mußten nach Schiller's treffenden Urtheilen (die auch außerhalb der Briefe schweigend niedergelegt sind und überall die eindringendsten Vorstellungen von dem ganzen Entwurfe verrathen) diese Gefühlskreise verlassen, der Held mußte zunächst aus der Jugend zur Männlichkeit, in das wirkende und handelnde Leben geführt werden, er mußte nach den Dunkelheiten des inneren idealen Gemüthslebens die Sicherheit des realen und praktischen kennen lernen, mußte nach dem feinen Egoismus aller abgesondert geistigen und empfindenden Existenz zu der Uneigennützigkeit des Gefühls und der Thätigkeit im Ganzen gelangen, das uns nach allen Abschweifungen der Ideale uns selber wiedergibt; und nur so konnte er nach durchforschter Erfahrung in die Welt der höhern Erkenntniß, von der er ausging, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Kampf zum Siege zurückkehren. Allein an dieser Stelle stand Göthe fest, wo er seinen Helden fest stehen ließ; er hatte keinen Sinn für das handelnde Leben und die Willenskräfte des Menschen; und Schiller, der diesen Sinn in hohem Grade besaß, mußte ihm erst den Begriff der normalen menschlichen Entwickelung angeben, zu dessen Erfassung Göthe trotz allen Reflexionen über die Epochen des Menschen nie gelangte. Und der Dichter, der nichts ohne die angeschauten Vorbilder des Lebens dichten konnte und wollte, stand an dieser Stelle nothwendig still, weil das Vaterland hier selber still stand, das die Kluft zwischen dem empfindenden, dem denkenden Leben und dem aktiven noch heute nicht überschritten hat, und dem Anschein nach noch lange davor stille liegen wird. Wir haben ein Gedicht vor uns, das pflanzlich aus dem Boden, aus der Lage des Volks und der Zeit hervorkeimte, und dessen Entfaltung von dem Anbau dieses Bodens völlig abhängig ist. Es ist ein Gedicht jener höchsten Gattung, aus der wir früherhin mehrere bezeichnet haben, die sich an die historischen Ideen anrücken und sie weiter bilden. Die ergriffene Idee, die wir angaben, stockte und stemmte sich, um diesen Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, in der Zeit. Göthe, als er sie fortführen wollte, sah sich ganz gehemmt, bis er sein Produkt aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens auf das seines individuellen verpflanzte, wo aber das Gewächs aus der Art schlagen mußte; und daher verhält sich der zweite Theil des Faust zu dem ersten innerlich gar nicht mehr,

äußerlich und formell fällt er so sehr und mehr dagegen in Schatten, als Milton's wiedergewonnenes Paradies gegen das verlorene, als Klopstock's Drama gegen sein Epos. Wo diese Stockung des Lebens der Nation eintrat, wäre Göthe's Dichtung überhaupt stehen geblieben, wenn ihn nicht Schiller noch ermuthigt hätte, der sich von dem neuen Elemente des politischen Lebens, das die Revolution in die Welt warf, nicht überwältigen ließ. Er führte in seinen Dichtungen nationell das Problem der normalen Entwickelung weiter, und gab dem Volke jene politischen Ideen, an denen es zehren könnte, so lange es eine lebensthätige Bildung führen möchte, die es aber auch möglicherweise sich in sich selbst verzehren lassen kann, noch ehe es diese Bildung nur beginnen dürfte. Wer auf diese politischen und nationalen Entwickelungen bei uns hofft und für sie Sinn und Interesse zeigt, der hält sich auch gern zu Schiller, und läßt die göthische Dichtung ruhiger auf sich wirken; wer dafür blinder ist, oder wer daran verzweifelt, der drängt sich zu Göthe, unruhiger erwartend, welch' ein Heil aus dem geistigen Leben für das wirkliche ersprießen, und wie die Weltliteratur auf großem Umwege die Weltrepublik einleiten möchte. Unsere Jugend steht dem Staate gegenüber, wie die zu Göthe's Zeit dem dumpfen Privatleben und der öden Wissenschaft, dem Haus und der Schule; auf dem Staate lasten noch schwere Reste der mittelalterigen Ordnungen, die bei uns die französische Umwälzung nicht beseitigen konnte, und wie sehr die individuelle Bildung bei uns freigegeben und von jenem Drucke des Mittelalters befreit ist, so fühlen wir hier doch Alle mit Unmuth, daß der Staat in der That erst die Blüthe des Geistes und des Charakters entfaltet, daß des Einzelnen Wachsthum von der Witterung der staatlichen Atmosphäre abhängt, daß der Mensch nur in der Nation wahrhaft stark und groß sich entwickelt, daß der Staat mit dem feinsten und passivsten Widerstande die edelsten Kräfte des Menschen um so gefährlicher und schleichender hemmt, weil er sie nicht offen bekriegt, sondern heimlich in die Hülle des öffentlichen Wohlstandes und der leidlichen Ordnung und nothdürftigen Freiheit versteckt, untergräbt und lähmt. Bei diesen Verhältnissen ist es, nach unserer Ueberzeugung, viel richtiger, daß wir mit aller Macht streben, diese leidigen Hindernisse unserer nationalen Fortbildung zu brechen, als daß wir jene faustischen Probleme immer wiederholen, die wie ein Geier an

dem Herzen unserer Jugend nagen. Und statt jenen Brand dunkler Leidenschaftlichkeit in uns zu nähren, sorgen wir doch lieber, uns zu klarer Ergreifung und Behandlung der wirklichen Verhältnisse zu erheben. Sind erst diese so eingerichtet, wie sie dem Kulturstand des Volkes anpassend, wie sie seiner Ehre genügend sind, dann haben wir auch neuen Boden für eine neue Dichtung gewonnen. Dann kann sich auch die Dichtung von Faust organisch fortsetzen, nicht mechanisch wiederholen; denn ohne einen wesentlichen Fortschritt in dem großen Leben der Nation würde der größte Dichter hier immer nur melancholische Klagen erneuern. Nur in solch einer vorgeschrittenen Zeit würde dann eine gedeihliche Aufnahme dieser unterbrochenen Ideen möglich werden; sie brauchte aber keineswegs eine Aufnahme gerade dieser Materie des Faust zu sein, noch dieser fragmentarisch-dramatischen Form. Für die künstlerische Bewältigung der politisch-historischen Welt, das fühlte schon Schiller, würde die epische Form nothwendig werden, und würde bei diesem Stoffe didaktischer, satirischer und allegorischer Elemente um so weniger entbehren können, je mehr schon der an sich viel poetischere Stoff des Faust philosophischen Gehalt erhielt. Hier würde sich einem Manne von dantischem Geiste, der in Geschichte und Philosophie so bewandert wie mit des Dichters Gabe gesegnet sein müßte, die Fabel vom Ahasver von selber bieten, die, wie wir schon anderswo andeuteten, für eine poetische Auffassung und Gestaltung der Geschichte eine außerordentliche Weite und Tiefe darbietet, und die nur mit demselben freien Geiste von den finsteren Schrecknissen und orthodoxen Beziehungen entkleidet werden müßte, mit welchem Göthe die Faustsage umschuf. Daß auch diese Sage sich so gerne dem poetischen Kiele unserer Jugend unterschiebt, ist vielleicht keine bedeutungslose Erscheinung, so himmelweit entfernt auch diese Versuche von dem sein mögen, was man von dieser Aufgabe erwarten darf, sobald sie in dem rechten Kopfe zünden wird.

Bei Göthe's Faust empfinden wir mehr als bei jedem anderen seiner Werke, wie sehr sich jenes unterscheidende Merkmal deutscher Dichtung vordrängt, nach welchem sie durchaus nicht mit dem ästhetischen Maßstabe ganz auszumessen ist, überall sich einen direkteren Weg in die Gemüther sucht und unmittelbar in die Welt der Gedanken einzudringen, auf die Lebensansicht einzuwirken strebt. Die Dichtung wird dies überall thun, wo sie, sorgloser über das

formale Verdienſt, geſchäftiger um das lebendige Intereſſe der Materie ſich bemüht. Unſere romantiſche Dichtung vermochte nicht mehr die unmittelbaren Wirkungen zu machen, die Schiller gemacht hatte, und wieder entfernte ſich die Dichtung dieſes Mannes in ſeiner Blüthezeit ſehr von den heftigen Erſchütterungen, die Er und Göthe bei ihrem erſten Auftreten hervorgerufen hatten, mit dem ſie in die Periode trafen, wo die Poeſie im äußerſten Grade mit dem Leben zuſammenfiel. Auf der Höhe dieſer Periode, ſagten wir, pflanzt ſich unſere Fauſtdichtung auf, und wenn irgendwo der Dichter, der ſein Daſein überall in ſeinen Werken niederſchrieb, mit ſeinem Gedichte Eins war, ſo mußte er es gewiß hier ſein. Wenn daher irgendwo ſein Verhältniß zu dem Kulturſtande der Nation ausgeſprochen werden ſoll, ſo kann es nicht an einem beſſeren Orte geſchehen als gerade an dieſem. Bleiben wir bei der ausgeſprochenen Anſicht, daß damals unſere Aufgabe war, uns von den überlebten, greiſen und grauen Verhältniſſen der mittleren Zeiten auf geiſtigem Wege zu befreien, wie es Frankreich auf praktiſchem that, ſo erkennen wir leicht die Bedeutung, die der Aufruf des neuen Geiſtes in der Nation hatte, das Beleben der jugendlichen Organe, die ſich bald geſchickt und geneigt zeigten, ſich wieder vorzugsweiſe an dem Jugendlichen der Welt zu nähren und zu ſtärken, die Dichtung und das Leben werdender Völker und der werdenden Menſchheit aſſimilirend in ſich aufzunehmen, die alternden Zweige des Wiſſens dagegen und das dürre Laubwerk der Theorien fallen zu laſſen. Was Göthe für das Eine und für das Andere war, wie er ſich erſt an der herkömmlichen Gelehrſamkeit überſättigte, dann der Kunſt und deren Anſchauung, und dem Leben der Sinne und der Phantaſie anheimfiel, dann das Uebermaß dieſer Richtung dämmte, indem er ſich in den geordneten Geiſt des Alterthums einlebte, dies haben wir im Einzelnen und Thatſächlichen verfolgt, und können uns nun deſto leichter das abgeſonderte Bild nicht des Dichters, ſondern des Menſchen entwerfen, um in ihm zu erkennen, nicht was die äſthetiſche, ſondern was die allgemeine Bedeutung des Mannes und der Zeit, die er weſentlich repräſentirt, für unſere allgemeine, menſchliche Ausbildung ſein möchte. Und hier werden wir uns, wenn wir die Summe ſeiner Lebensanſicht überſchlagen, überall auf die Geſichtspunkte zurückgeführt ſehen, die wir durch Fauſt angeregt fanden. Der Dichter, als ihn

in Leipzig die erſten Zerwürfniſſe mit ſich ſelber quälten, als ihm Herder in Straßburg die Binde von den Augen nahm, erkannte ſich ſchmerzlich befangen in der Bildungsſphäre und Dichtung der Nation, die überall den Druck des Geiſtes auf die ſinnliche Natur des Menſchen verrieth, und er war daher unter den Erſten, die dieſe Tyrannei anfochten und ſich der derben realen Natur in die Arme warfen. Von dieſer Zeit an blieb ihm der Eindruck unauslöſchlich, der ihn gegen den Eigenſinn, die Irrung, die Willkühr einnahm, wohin die menſchliche Freiheit, die Selbſtbeſtimmung, der Geiſt ſo leicht ausartet; und er ſchloß ſich dem Inſtinkte, dem Triebe der Natur, der Anregung der Verhältniſſe ſo nahe an, als es immer in einer Welt möglich iſt, wo wir mit Reflexionen in der erſten Schule empfangen werden. Es ſchien ihm bis in das ſpäteſte Alter eine Krankheit, wenn man den Geiſt über ſeinen eigenen Operationen belauſchen wollte, er lobte ſich ſelbſt ſeiner Klugheit wegen, daß er nicht *über* das Denken gedacht, nicht gedacht habe, *um* zu denken: es war ihm dies eine Verſchwendung des Geiſtes, eine Folge der Langenweile und leeren Umgebung; die ſpaniſchen Stiefel der Logik, die graue Figur der Metaphyſik, Alles, was nicht mit dem grünen Baume des Lebens zuſammenhing, war ihm zuwider, und er geſtand es oft und gern, daß er zur eigentlichen Philoſophie durchaus keine Beziehung in ſich fand. Wie eifrig er mahnte, den Menſchen erkennen zu lernen, ſo warnte er doch vor der *Selbſterkenntniß*; er fand, daß das Kennedichſelbſt in ſich einen Widerſpruch enthalte; wer ſich in den eigenen Buſen ſchaute, dem, meinte er, ſei es ſo ſchlecht in ſeiner Haut, wie dem der ſein eigenes Gehirn belauerte; und da er doch bei dem Verſuche ſeiner Lebensbeſchreibung finden mochte, daß dies Studium weder widerſprechend noch hypochondriſch ſein müſſe, ſo verfocht er wenigſtens in ſeinem geraden heitern Sinne, daß es, um auf ſich ſelbſt zu achten, und wie man gegen ſich und die Welt ſtehe, keiner pſychologiſchen Quälerei bedürfe. Er verwünſchte Alle, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machten und ſich mit Spekulationen muthwillig plagten; wohl wiſſend, wie ſich mit dem ewig jungen Leben die Meinungen ſtets verändern, lachte er der Schulen, die ihm wie Individuen vorkamen, welche hundert Jahre mit ſich ſelber ſprächen und ſich in ihrem alten Weſen außerordentlich gefielen; aus einfacher und geſunder Seele ſpottete

er derer, die im Leben gern was besonders suchen, denen das Simple der Wahrheit nicht befriedigend ist. Er erinnerte weislich diese, daß sie Mühe genug hätten, das Wahre praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden, denn er wußte wohl, daß gerade Solche, die über erhabene Systeme spintisirten, den Uebergang zum Leben am wenigsten sicher zu finden wissen, und da die meisten Fehlgriffe thun, wo sie ihre Ueberzeugungen in That und Wirkung verwandeln sollen. Wie würde er sich von der Schule wegwenden, die sich ihm an die Ferse geheftet hat, die gerade den Faden seiner quietistischen Altersbetrachtungen fortspinnt, und seinem Rufe zum Leben und Wirken taub ist, in den er die innigste Ueberzeugung seiner reifen ungeschwächten Seele preßte! Denn das war ja Anfang und Ende seiner Lehre und seines Beispiels, das er sein vivere memento immer wiederholte, als das erhabenste Geschäft die Bildung aller Kräfte ansah, zum Leben aufforderte, nicht zum Reden, sich fleißig umzuthun ermahnte, redlich zu streben, stets zu forschen, nie abzuschließen, das Alte zu bewahren, das Neue freudig aufzufassen. Im Anfang war die That, dies war die Philosophie des Mannes, dem das Thun nie das Interesse verlor, wenn auch oft das Gethane. Wirklich hängt diese sonderbare Uebersetzungsprobe mit der innersten Weltansicht des Dichters eng zusammen. Seitdem er sich dem heiligen Geiste der fünf Sinne ergeben hatte, Anschauung und Erfahrung ihm aller Weisheit Quell war, weil er Inneres und Aeußeres, Geist und Sinn nicht zu spalten vermochte, seit dieser Zeit, war die Natur sein Evangelium; er las in ihrem „unverstandenen, nicht unverständlichen Buche," und wollte je später je weniger Wort haben, daß sein Ausspruch im Faust, ins Innere der Natur dringe kein erschaffener Geist, Wahrheit enthalte. Umschauend sah er in der Welt nur Wirkungen; in dem ungeheuren Stoffe arbeiteten Kräfte, deren Zwecke nur Bewegung und Leben sind, deren Allmacht vollkommen sein würde, wenn ihnen nicht die Gewalt der Erschaffung und Vernichtung versagt wäre. Aber diese cimmerischen Endpunkte kümmerten den lebensfrohen Dichter nicht, ihm hatten daher die Kräfte der Natur Allmacht genug; er forschte nicht nach dem Woher und Wohin: die Kinder der Natur sollen nur laufen, sagte er, die Bahn kennt die Mutter. Den Gott, den Andere jenseits jener Punkte suchen, bedurfte er nicht, Natur und Weltseele war ihm Gott; das Unendliche war

ihm das Endliche nach allen Seiten. Was ist das für ein Gott, sagte er, den der Professor persönlich macht, weil Er eine Person ist? ein Gott, der nur von Außen stößt, und das Weltall im Kreise am Finger laufen läßt? Ihm ziemt es, Welt und Natur im Innern zu bewegen, sich in ihnen, sie in sich zu halten, so daß Alles in ihm lebt und webt und niemals seine Kraft und Geist vermißt, alles Mannichfaltige von ihm, dem ewig Einen, ausströmt und zu ihm zurückgelangt. Nur das vielfältige Gebilde der Natur offenbarte ihm seinen Gott, und aus ihm würde er es wagen sich diesen Gott zu figuriren, wenn nur das dürftige Menschenauge die Unendlichkeit der Dinge umfaßte: wie es ihm gelang, aus dem Reichthum der Pflanzenwelt die Urpflanze zu zeichnen, so ahnt ihm für höhere Geister das Gelingen, aus allem Erschaffenen Ein Urzeugendes zu formen, was aber denn doch freilich nur ein Urgezeugtes wäre. Der Gott nun, der die Natur durchdringt, durchdringt auch uns; wie würden wir das Göttliche sonst erkennen? Wie Jeder, nach Göthe's Ansicht, zu allen Zeiten gethan hat, daß er sich selbst einen Gott geschaffen, so that auch Er. In dem schöpferischen Genius erkannte er das Analogon der Gottheit; in uns selbst tragen wir ein Universum, und unserer Kräfte Beruf wird nun, mit dem Weltgeist selbst zu ringen, umzuschaffen das Geschaffene: denn ruhen darf nichts, es soll sich regen und umgestalten. In der Bewegung also, im Wirken und Thun liegt das Ziel des Lebens selbst, denn das Ewige liegt nur in der Bewegung, nur im Wechsel ist Dauer; das Einzelne muß zerfallen, wenn es im Sein beharren will, die Gattung existirt nur fort, in der der Einzelne schwinden muß; im Grenzenlosen sich zu finden, würde auch das Individiuum sich gern aufgeben [34]). Eine solche Sinnesart, der ihre Freuden nur diesseits quillen können,

---

34) Im zweiten Theile des Faust sind die atomistischen Fortgespinnste dieses Systems mit der Verschämtheit und Verblümung niedergelegt, mit der man solche Träume allein vortragen kann. Die Mütter scheinen dort, wenn nicht figurirt, so doch allegorisirt zu sein, als die ursprünglichen Wirkungskräfte, von denen Elemente und Geschöpfe ausgehen, zu denen sie zurückkehren. Dorther also kann die Helena in Fleisch und Blut zurückkehren, denn das Verdienst und die Treue, die anhänglich dem Verdienste folgt, wahrt das Persönliche und den Namen; das Uebrige wird den Elementen zurückgegeben u. s. w.

ſchließt ſich auch hier ſchon dem Allgemeinen an, ſtrebt immer zum Ganzen und gibt ſich freudig auf, und dorther fließt das bereitwillige Verleugnen einer beſtimmten Form in Göthe, einer feſten Richtung, eines ſteten Zwecks, einer freien Wahl, dorther das feine Ausſtrömen der elementariſchen Wirkungen, die von ihm ausgingen, auch neben dem großen Anſtoß, den ſeine Perſon als Ganzes gab. Wer ſo die breite Seite ſeines Weſens allen äußeren Einwirkungen preisgibt, und ſeiner Anlage nach preiszugeben gezwungen iſt, aus dem wirken auch Natur und Verhältniſſe in breitem Umfang zurück, und wie er ſelbſt nur ein unwillkührlicher Widerſchein der Dinge außer ihm iſt, ſo reiht er ſich wieder wie ein gleichartiges Objekt unter die abgeſpiegelten Gegenſtände ein. Ein Solcher, der ſich in Gutem und Böſem ſo übereingeſtimmt mit der Welt fühlt, muß zuletzt auf ein Syſtem des Optimismus fallen; er muß ſich ſelbſt und die Dinge ſo, wie ſie ſind, für am beſten halten; und er muß ſich der Welt bequemen, damit ſie ihm, damit er ihr nicht veralte; er wird, die Welt zu kennen, ohne ſie zu verachten, für das Ziel der Weisheit halten; er wird jede Kolliſion vermeiden, weil ihm jede Meinung und jede Geſtalt der menſchlichen Bildung als ein Ausfluß eigen wirkender Natur zu reſpektiren iſt; er wird ſich in der Beſchauung der Dinge beruhigen und von aller Kritik entfernen wie von allem Forſchen nach ihrem Anfang und Ende; er wird Alles betrachten, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, und ſo wird „ſein erſtes Geſetz werden, die Fragen zu vermeiden[35]);“ und ebenſo wird er leben laſſen und leben, als ob ſich Alles von ſelber gebe, wie es recht iſt, und wird nicht Tadel ausſprechen und anhören mögen. Unzurechenfähig wird ihm ſcheinen, was außer ihm iſt, ſobald ſich nur das leidenſchaftliche Blut der Jugend in ihm beruhigt hat; und unzurechenfähig wird er ſich ſelbſt erklären; dem vegetativen Leben wird er Alles anheimgeben wie ſich ſelber. Er läßt ſich von der Natur herumführen in dieſer Zeitlichkeit, wie ſie ihn hereingeführt hat; „er vertraut ſich ihr ganz; ſie mag mit ihm ſchalten; ſie wird ihr

35) Dies iſt der Schluß des Gedichts: „die Weiſen und die Leute“ III, 114, das die myſteriöſen Punkte der göthiſchen Philoſophie in einer wunderlichen Form berührt, die wieder für das Syſtem des Dichters bezeichnend iſt, alle Syſteme zu haſſen, alle poſitiven Antworten zu vermeiden, und, wie es oben heißt, alle poſitiven Fragen zu umgehen.

Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern, was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst.“ Daher fühlte er sich so guter Dinge, so heiter und rein: hätte er einen Fehler begangen, sagt er, so könnte es keiner sein!

Dieses Naturleben bildete Göthe in sich zu einer merkwürdigen Vollendung aus. Wir haben ihn von Jugend auf den großen menschlichen Verhältnissen fern gesehen, in denen wir lernen auch die kämpfende und streitende Bewegung, nicht die friedliche und geregelte allein, als Zweck und Bildung des Lebens zu betrachten. Hang zur Einsamkeit und Aufmerksamkeit auf die Natur war ihm von seiner Mutter zugleich mit jener ganz italienischen Sinnesart vererbt, die sich jeden unangenehmen Eindruck ferne und fremd zu halten sucht. Das Schicksal kam dieser seiner Natur wohlwollend entgegen, und hielt alle äußeren Kollisionen und großen Widerwärtigkeiten von ihm ab, und es geschah ihm nichts Quälendes, als durch sein Inneres, durch Leidenschaft und Bestrebung, und selbst diese Qualen wußte er sich zum Genusse umzubilden. Diese Eigenheiten entfernten ihn von den Menschen mit der Zeit immer mehr, des Menschen handelnde Seite ward ihm stets gleichgültiger, das Wort des Menschen war ihm in seiner Jugend das Wort Gottes, jetzt ward es das Wort der Kunst und Natur. Die Kunst steht außer dem Leben und trifft nicht oft und nicht gern mit ihm zusammen; die Natur in ihrer stillen, reinen, ebenmäßig wiederkehrenden Vegetation liegt tröstend und beruhigend als ein Gegensatz zu dem moralischen Leben des Menschen um uns, das voll Unruhe und Hast, ungesättigt und unter steter Anstrengung und Noth dahingeht. An beide schloß sich Göthe mit einer Innigkeit und Hingegebenheit an, die in seinem übrigen Treiben nicht zu bemerken ist; nur da schien er in ungestörtem Glücke, wo er genießend und anschauend in der Kunst lebte, wo er das stille und große Walten und Wirken der Natur beobachtete, ohne mit den Menschen zusammenzutreffen. Auch mit diesen aber setzte er sich je länger desto friedlicher auseinander, weil er sich mit jeder Ansicht versöhnen lernte, da ja auch keine Ansicht ohne einen Grund der Wahrheit existirt. Ja, er sprach zuletzt, als er sich der gnomischen und didaktischen Spruchpoesie hingab, zahllose Sätze aus, die sich auf der Stelle widersprachen, und die nur unter bestimmten Modifikationen gegebener Verhältnisse

wahr sind, unter denen sie koncipirt sein mögen: eine Schule ächter Weltweisheit für den, der diesen beweglichen Besitz schon mitbringt, ein irreleitendes Chaos sowohl für den Jünger, der sie dort lernen will und nichts als die Beweglichkeit besitzt, als auch für den gemachten, eigensinnigen, unbeweglichen Mann des Amtes und Berufs, der nur seinen Besitz mit sich bringt. Der Unselbständige wird hier vom Winde getrieben werden; der Zünftler wird sich sein Zunftsprüchlein herauslesen; und der Vernünftige allein, den sich der Dichter zum Freunde, „die Perle aus dem Sande" wünscht, wird das wunderbare Spiel verstehen, das die vielseitige Natur mit ihrem Lieblinge treibt, und über das Andere wird er lächeln, daß der Dichter mit der Menge und die Menge mit dem Dichter spielt. Er, dessen feine reizbare Organisation von jeder Stimmung, jeder Disposition, jedem Lebensverhältnisse, Aufenthalte, Alter, Beschäftigung, und von jeder Beschaffenheit der Witterung abhängig war, und der in allen diesen Lagen „seinen Lebensrausch zu Papiere brachte," legte sein Innerstes mit antiker Unbefangenheit der Welt vor, und da sein Geist in keinerlei Eigensinn und Neid gegen keinerlei Wahrheit und Weisheit sich sträubte, so liegen nun die Ansichten der widersprechendsten Standpunkte in des Dichters Leben, Sprüchen und größern Schriften hart neben einander. Jetzt übt er an der Religion einen profanirenden Witz, dann ergreift sie ihn heilig aus ungeschwächter Jugenderinnerung; jetzt zürnt er mit dem Pfaffen, der den Teig zum Gotte knetet, dann freut er sich an seinem weltklugen Spiel mit dem Bedürfnisse der Menschen; jetzt spricht er von der Würde des Menschen im Tone der höchsten Bewunderung, dann nennt er ihn einen erbärmlichen Schuft wie den Hund; bald spottet er über die Barbarei der neueren Kunst, bald hebt er Byron und Walter Scott in den Himmel; einmal bekennt er sich Allem und Jedem verschuldet, dann behauptet er, Europa habe ihm nichts zu seiner Dichtung gegeben; er lehrt des Meisters Sinn zu folgen, aus seinem Irrthum Gewinn zu ziehen, er hielt es selbst so mit Lessing und Herder, und doch rühmt er nicht minder wahr, auf sich allein zu stehen und nie nach Jemanden gefragt zu haben; der sich von keiner Schule nennt, den heißt er einen Narren auf eigene Hand, und der sich zu einer Schule bekennt, der ist ihm wieder ein Narr auf fremde Hand. Er predigt gelegentlich gegen das Kennedichselbst mit dem heftigsten Eifer, dann

sagt er wieder, die Selbsterkenntniß sei das Höchste, wozu der Mensch gelangen könne, weil er von da erst fremde Gemüthsart durchschaue. Anfangs lehrte er sein Bös und Gut mit so viel Nachdruck, zuletzt mahnte er doch, das Rechte zu thun, damit das Schlechte diene, und verspricht dem Unvernünftigen keine Dauer; frech bin ich geworden, singt er, aber die Götter wissen, daß ich auch fromm und treu bin. So begreift man denn wohl, daß die vielgestaltige öffentliche Meinung sich mit dieser proteischen Natur viel zu schaffen machte. Tausende würden sein Bild von anderer Seite aufnehmen, wir könnten es selbst umkehren, und anders und wieder anders beleuchten, und doch würde er in all diesem Wechsel stets derselbe bleiben, wie er seinen poetischen Metarmorphosen immer der gleiche Dichter, in seinen schroffen Lebensepochen der nämliche Mensch ist; „spaltet er sich immerfort, so ist er doch stets der Eine.“ Dies war bei Lessing anders, der nicht minder der vieldeutigen Natur nahe und treu war, wie Göthe. Alles Gegensätzliche des menschlichen Wesens, Ideales und Reales, Natur und Geist, antike und moderne Richtungen lagen in Lessing immer verschmolzen beisammen; Göthe spielte das Alles wie Rollen wechselnd ab. In Beiden fließen die Widersprüche und Paradoxen aus der ähnlichen Quelle: die Männer, die so sicher auf ihrer Natur und auf der Wahrheit ruhten, durften diese gefährlichen Experimente wagen. Aber Lessing kannte immer mit dialektischer Schärfe das Verhältniß seiner Paradoxen zur Wahrheit, ehe er sie sagte, Göthe suchte es, indem er sie sagte; die lessingischen gingen immer nach außen auf bestimmte Anlässe von außen, Göthe, der gern ohne Grübeleien einfach leben mochte, und doch in einer Umgebung lebte, wo ihn die Spekulation jeden Augenblick übereilte, ohne ihn jemals froh zu stimmen, trug in das Zweiseitige seiner Aussprüche zugleich etwas Launiges und Grillenhaftes, was uns dabei eben so oft mismuthig macht, als uns das Klare und Faßliche, das Feste und Gesunde seiner Lebensweisheit an anderen Stellen aufs behaglichste wohlthut. Als Lessing den Höhepunkt seiner Ausbildung erreicht hatte, ruhte er in sich fest, bei Göthe aber wechselten neue Perioden; in ihm war die Spitze seiner Natur, wie er es tiefsinnig von aller schönen Natur sagte, nur ein Moment: die Zeit in Italien.

Mit der staunenswürdigen Empfänglichkeit des Organs begabt, von guten, wohlthätigen, reichen Eindrücken von außen durch eine

regungsvolle Zeit beglückt, ist Göthe eine unversiegliche Quelle reiner Vorstellungen, gesunder Begriffe und exemplarischer Lebensregeln geworden, und durch tausend Oeffnungen haben sich diese in den Ideenkreis der Nation eingedrängt. Die Grundlage aller ächten menschlichen Kultur hat er uns auf dem schlüpfrigen Terrain unserer modernen Verhältnisse in jener Breite und Tiefe gelegt, auf der wir mit Sicherheit weiterbauen, das Großartigste und Solideste aufbauen können; er hat uns auch vielfache Umrisse zu dem Palaste der nationalen Bildung entworfen, die verschönernde Zierde zum Gebrauche vorbereitet, die umgebende Natur und den Schmuck der Künste anzuwenden gelehrt. Selbst ausgeführt aber hat Er, der zu Allem, was Handwerk erforderte, sich ungeschickt erklärte, den kühnen Bau nicht, der auch die Dauer und Kraft eines Einzelnen überragt; und wer in dem Unterbau und der freien Luft und heitern Anlage Befriedigung findet, der kann einmal, wie Göthe selbst, unter dem Einbruch der Stürme des Lebens zu seinem Schaden erfahren, daß unsere Existenz nicht mit dem Obdach des freundlichen Himmels geschützt ist. Wir können die organisirenden Mächte der Natur nicht fragen, ob es möglich war, daß Göthe das reine Bild des normalen Menschen hätte werden können, wenn er seine neidwürdigen Gaben anders benutzt hätte; wir können nicht fragen, ob er diese anders hätte benutzen können; wir können dies nicht fragen, wir geben uns aber alle je nach unserer Farbe die vorlaute Antwort. Göthe selbst hat uns die seinige schon gegeben; die Optimisten und seine unbedingten Anhänger, die auf jedes Wort des Meisters schwören müssen, wehren natürlich jeden Tadel von ihm ab und betrachten wie Jacobi sein Thun und Lassen unter dem unabwendbaren Zwange des Dämons. Dies kann den Tadel und die Antwort der anderen Seite nicht hemmen; denn wollte und könnte man diese herzlose Art des Urtheils überall anlegen, so würde man in den Dingen und Menschen jeden Rang und Werth leugnen, sich selbst zum blutlosen Gespenste machen und jede Bewegung aus dem Leben tilgen. Will man den Menschen auch ganz wie die Pflanze in den feindlichen Gewalten der Natur sehen, so hindert uns dies dennoch nicht, auch den fehlerhaften und mangelhaften Baum zu tadeln, zu ziehen, und, wenn er uns ärgerte, auszureißen. Dies eben aber zeigt, daß der Mensch Freiheit und Willkühr hat, denn nur der Baum läßt den Baum in Frieden gewähren. Wer

also des Menschen Geist über der Natur walten sieht und seine Selbstbestimmung als die auszeichnende Gabe seiner Gattung ehrt, der wird Göthe'n leicht vorwerfen, daß er diese Gabe, von der er nicht voraussetzen kann und will, er habe sie nicht gehabt, nicht gebraucht habe, und daß er dadurch die normale Laufbahn der menschlichen Entwickelung mehr sprungweise berührt, als im gesetzlichen Weltlaufe siegend durcheilt habe. Wir unsererseits fragen nicht, ob Göthe diese typische Bildung und Entwickelung, die so sehr Muster und Beispiel zu sein verdient, wie sie es Vielen ist, hätte haben können, sondern ob er sie gehabt hat. Wir müssen dann wiederholen, daß er das, worauf es ankomme in Leben und Geisteskultur, gekannt hat wie kein Anderer, daß er die ersten Bedingungen erfüllt habe, wie nur ein auserwähltes Rüstzeug der Natur vermochte. So oft Göthe das griechische Alterthum betrachtet, so oft er der Würde der Kunst sich ernsthaft annimmt, so oft er die Aermlichkeit unseres Gildengeistes nach allen Richtungen verfolgt, und tausend Male, wo es sich um unsere größten Angelegenheiten handelt, zeigt er uns die höchsten Höhen der Bildung im heitern Gefühle der Heimischkeit. Sie jeden Augenblick rüstig zu ersteigen, immer den Geist in Waffen zu halten, immer produktiv und nach außen wirkend ihn zu beschäftigen, wie es Schiller allzusehr in Uebung hatte, war gegen seinen Grundsatz und weiterhin gegen seine Gewohnheit. In der That war dieser oppositionelle Grundsatz, von einem solchen Genius in so sicherer Konsequenz durchgeführt, von den heilsamsten Folgen für unsere geistige Geschichte. Unter unsere Grammatiker mit ehernen Eingeweiden, unter unsere Gelehrten, die ihr mechanisches Wissen nur um seiner selbst willen treiben, unter unsere literarischen Tagelöhner, die keinen Begriff davon haben, ein Erlerntes und Erfahrenes mit dem inneren Wesen zu vereinbaren, mit dem äußeren Leben zu verbinden, unter diese kam doch durch unsere Dichtung wenigstens eine Ahnung, daß es auch außer dem Dunstkreis der Schule ein Leben gebe, und die Dichtung, die diese Wirkung direkt oder indirekt eröffnete, war allein Göthe's. Wie Vieles uns von dem alten Zunftzwang der Gelehrsamkeit übrig geblieben ist, dennoch können wir das geistige Handwerk und Jochwerk, das den freieren Kräften die Flügel binden will, nun überwinden, wenn wir nur die gewonnenen Standpunkte nicht verleugnen wollen, auf die uns Keiner so nach-

drücklich und so anhaltend gestellt hat, wie Göthe. Wie blühte um ihn her in den 70er Jahren nicht ein anderes Geschlecht von Gelehrten plötzlich auf, die uns auf Einen Schlag eine ganz neue, heitere Wissenschaft lehrten! Wie schwand der bloße Sammelfleiß plötzlich vor den Werken, an denen Phantasie, Gemüth und die totale Natur des Schriftstellers Theil hatte! Es ist uns möglich geworden durch Göthe, das Substrat einer natürlichen Empfindungs-, Denk- und Lebensweise den geistigen Bestrebungen, die durch das ganze Mittelalter davon entblößt waren, wieder unterzulegen, es ist uns das Werk ächter Kultur dadurch verbürgt worden, an dem wir uns vorher ewig vergebens abgemüht hätten, es ist uns Natur und einfältige Sinnesart, Leichtigkeit und Ungezwungenheit der geistigen Existenz wieder gegeben worden, die wir für Jahrhunderte verloren hatten. Was Wunder, daß das Vaterland dankbar nach dem Heros hinblickt, der das Verdienst dieses Erwerbes hat, der, dieses Besitzes sicher und froh, uns ihn als ein Erbtheil hinterließ, dessen wir uns eben so sicher freuen, dessen wir uns mühlos bedienen können, und den wir übrigens auch gebrauchen müssen, wenn wir ihn nicht müßig verzehren wollen und auf diese Weise ganz gegen die Absicht des immer zur That rufenden Mannes handeln, der dem jungen Geschlechte so oft zugerufen hat, sich von dem Geschehenen und Gethanen wegzuwenden zu einem neuen Thun. Dem herkulischen Ringer, der uns den Boden zu reiner Kultur gesäubert hat, ist es zu vergeben, wenn er zuletzt die Fessel der weichlichen Ruhe trägt; uns nicht so, die wir uns um diese Kultur bemühen sollen. Göthe hat uns Anschauung, Empfänglichkeit, Interesse, den ganzen Umfang der receptiven Natur gelehrt; das Werk der freien geistigen Fortbildung auf diesem gewonnenen Boden muß folgen. In der Geschichte unserer Kultur schließt sich Schiller hier ergänzend an; ihm fehlte Alles, kann man im Allgemeinen sagen, was Göthe besaß, und er besaß Alles, was Göthe fehlte. Er versündigte sich, nach dessen eigenem Ausspruche, an der Natur zu Gunsten der geistigen Freiheit; und Schiller würde mit demselben Rechte gesagt haben, daß Göthe zu Gunsten der Natur das Pfund der Freiheit vergraben habe. Wer daher zwischen diesen Dichtern und ihren Lebensrichtungen ausschließend wählt, der will sich leichtsinnig zwischen zwei Besitzungen theilen, die nicht Einer erobern konnte, wohl aber, nachdem sie

erobert sind, Einer besitzen kann. Vor Beiden hat sie schon Lessing besessen, aber gleichsam ohne den Schmelz der schönen Natur, den die emancipirte Poesie erst nach ihnen möglich machte. Wir können an Göthe diese schöne Natur bewundern, die Fähigkeiten beneiden, den bahnzeigenden Genius verehren, wir mögen in ihm ein außerordentliches Meisterstück seiner Mutter Natur bestaunen; aber darum behalte doch auch der kräftige Geist, der energische Charakter, der die gezeigte Bahn mit rastloser Thätigkeit verfolgt, und der die Ziele seinem Bildungsvermögen aus freier Selbstbestimmung steckt, in unserer Schätzung einen gleichen Werth, selbst wenn auf jener Seite immer das Glück, auf dieser immer ein tragisches Schicksal läge. Ist es nun aber richtig, die Bildung der beiden Dichter im großen Ueberschlag wie Natur und Kultur einander zur Seite und gegenüber zu stellen, so liegt es eben hierin, daß keiner der Beiden vollkommen und normal heißen kann. Und betrachten wir ihre successive Entwickelung, so möchte leicht die des späteren Dichters regelmäßiger als die des früheren erscheinen. Wenn nach Göthe's großem Principe in der Ausbildung aller menschlichen Kräfte der vollkommene Mensch zu erkennen ist, so scheint es nöthig, daß sich ein Solcher, der dorthin strebt, in den Welten der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit umtreibe, die unser Verhältniß zu den Dingen erschöpfen, die in den Disciplinen der Kunst, Geschichte und Philosophie umschrieben sind, und die, wie schon Lessing mit einem verlorenen Winke angedeutet hat, in der natürlichen Reihenfolge unserem Geiste gegenüber liegen, wie sich dieser aus schwärmerischer Jugend zu thätiger Männlichkeit und beschaulicher Gemüthsruhe des Alters bildet. In Einer dieser Disciplinen wird der geistig Strebende immer, nach den Bedingungen der nationalen Kultur, festgebannt sein: es kommt nur darauf an, daß er, soviel an seiner individuellen Betriebsamkeit ist, sich der anderen zum Dienste dieser zu bemächtigen sucht. Dies schien Schiller richtig geahnt zu haben, als er Geschichte und Philosophie betrieb und zu seiner Dichtung benutzte; Göthe blieb mit jener Entschiedenheit auf der Kunst hängen, die in dem merkwürdigen Ausspruch liegt, den er an Lavater that: Resultate und Abstraktionen mag ich nicht, Geschichte und Einzelheiten will ich nicht! Er scheiterte auch vor beiden. Sein Thätigkeitsprincip ermattete, als er auf die eigentlich thätige Welt im Großen durch ein so ungeheueres

Phänomen der Geschichte, das er erlebte, so nahe hingewiesen ward! Er wollte sich Allem bequemen, jede Seite des Menschen in Ehren halten, und wandte seinen wirkenden Kräften den Rücken, deren Lobredner er immer gewesen war. Er wußte recht gut, daß zwischen der Zeit der Ideale und der der Befriedigung die rastlose Zeit des Bestrebens mitten inne liegt; es lag ganz in seiner Weltanschauung die Ueberzeugung, daß es auf diese Mitte, auf diese Bewegung und Thätigkeit der Natur am meisten ankam, daß sie ihr Zweck und Ziel war; allein sie überwältigte ihn, da sie ihm nach einer leidenschaftlich durchstrebten Jugend zu kolossal entgegentrat, zu mächtig noch einmal die ganze Kraft in Anspruch zu nehmen drohte; er hatte die Menschheit ohnehin nie kennen gelernt, sondern nur den Menschen. So wandte er dem großen Schauspiele der Gegenwart, so der Wissenschaft der Vergangenheit den Rücken, die dem männlichen Geiste so reiche Nahrung bot. Wie er den Mittelpunkt der Geschichte seiner Zeit übersprang, der erst das Resultat schien von Allem, was er selbst angestrebt hatte, so übersprang er gleichsam auch den Mittelpunkt des Menschenlebens, der erst leisten soll, was die Blüthe verspricht; er ging von Jugend zum Alter über[36]), oder hielt mit der Kunst die Jugend durch sein langes Leben fest. Seine Göttin blieb Zeus' Schooßkind, die Jugend des Geistes, die Phantasie, und er wollte „das zarte Seelchen nicht von der alten Schwiegermutter Weisheit" und nicht von der mürrischen Hofmeisterin Wirklichkeit beleidigt haben. Was dies poetisch sagt, das sagte Göthe aufs prosaischste im Gespräche. Wir sind Sensualisten, so unterschied er die Epochen, so lange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben; die Liebe wankt,

---

36) Es wäre leicht thunlich, aus einer Reihe seiner gnomischen Aussprüche zu belegen, wie er immer blos die Gegensätze von Jugend und Alter kennt und nach seinen Erfahrungen treffend charakterisirt. Nur einmal bezeichnet er den vollständigen Lebensverlauf des Menschen, selbst auf dessen Normalität hindeutend, aber nicht mit den Merkmalen, die wir wählen würden:

Als Knabe verschlossen und trutzig,
als Jüngling anmaßig und stutzig,
als Mann zu Thaten willig,
als Greis leichtsinnig und grillig;
auf deinem Grabstein wird man lesen:
das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

wir zweifeln und werden Skeptiker; der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus. So freilich wäre Göthe's Leben das Urbild alles Lebens! so wäre freilich die ganze Herbst- und Fruchtzeit nichtig, in der wir Ideal und Skepsis ablegen und beseitigen durch verständiges Wirken, oder auf einer höhern Stufe vernünftig versöhnen und ausgleichen, der Theil des Lebens, um den die Menschheit allein zu leben scheint! so wäre allerdings Faust ein Muster des Menschen, und es käme auf die Fortsetzung des Werkes so wenig an, wie auf die Fortsetzung seines Lebens!

Im Faust hatte also Göthe am Ende dieser seiner zweiten Epoche gleichsam summirend und abschließend das Bild des titanischen Zweiflers und Ringers aufgestellt, das in der Nation als ein ewiges Andenken an jene allgemeine deutsche Periode der Naturgenien ausdauern sollte. Wie wenig aber die Nation in der Lage war, den raschen Gang des Individuums im großen Ganzen mitzumachen, geht eben aus den anhaltenden Wirkungen des Faust, aus seinen steten Fortbildungen hervor, denen sich Göthe selbst nicht entziehen konnte. Das Gedicht ward, wie es die Anlage zur poetischen Entwickelungsgeschichte des Menschlichen trägt, ein Rahmen, in den sich immer wieder die kommenden Epochen der Volksbildung in immer andern und neuen Gemälden darstellen lassen; es ward eine Schatzkammer, in der die bewegenden Zeitideen in stets wechselnden Geprägen coursiren und wuchern können, bis sie, zu einem ganz veränderten Stock geworden, eine neue Anlage bedingen, die auf jene ältere nach Jahrhunderten zurückweisen kann. Göthe in seinen eigenen Fortsetzungen skizzirte nur seinen eigenen Bildungsgang, das Volk hielt daher an dem ersten Theile fest, der aus dem Nationalleben geschöpft war. Und so kam es, daß Faust diesem dunklen Drängen und Streben, diesem üppigen und formlosen Wuchern der Natur neue Nahrung gab, da gerade Göthe's Wunsch war, diese Epoche abgelegt zu sehen. Als er aus Italien zurückkam, noch voll von den Anschauungen der

reinen antiken Kunst, noch mitten in seinen neuen Werken lebend, fand er zu seinem Schrecken gerade die Art von Dichtung, der er sich zu entziehen strebte, die er sich vom Halse geschafft zu haben meinte, in einem ganz neuen Schwunge. Ein Dichter, der zwar schon Jahre vor der Reise nach Italien aufgetreten war und gleich anfangs schneidende Wirkungen gemacht, „der die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen sich Göthe zu reinigen gesucht, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte," dieser Dichter war in der Schätzung der Nation mittlerweile immer gestiegen, der Beifall an seinem wilden, leidenschaftlichen Drama war von der Studentenwelt aus bis in die Hof- und Damenwelt vorgedrungen; und was den seiner Ueberlegenheit sichern Göthe an diesem Lieblingsdichter der Nation gerade so spät, gerade so in der unrechten Zeit beleidigte und quälte, war wohl mitunter einiger Mismuth darüber, daß sich dieser aus seiner böotischen Provinz in Person bis nach Weimar, bis in das Hoflager vorgedrängt hatte und den Lorbeer mit Arioſto theilen zu wollen schien, sowie, daß er an dem jüngsten Produkte der göthischen Muse, am Egmont, jene Ausstellungen machte, die allerdings nach einer andern und verschiedenen Weltbetrachtung und Kunstansicht lauteten. Die Zeit der ersten stürmischen Wirkungen der Jugendwerke Schiller's (denn Er ist's, von dem wir reden) war übrigens damals vorüber; Don Carlos war schon erschienen, der eine Veränderung auch in diesem Dichter ankündigte; ja, wenn Göthe Schiller'n nicht ausgewichen wäre, so hätte er ohne Mühe bald gefunden, daß dieser gerade in jener Zeit, als er ihm zum ersten Mal begegnete, eine innere Metamorphose erlitt, die derjenigen außerordentlich ähnlich war, die Göthe soeben selbst zurückgelegt hatte. Denn die Mäßigung, die von den Göttingern, von der Bekanntschaft mit der hellenischen Dichtung ausging, faßte gegen die 90er Jahre hin vorübergehend, und in dem feiner gebildeten Theile der Nation allerdings nach allen Seiten hin, so entschiedene Wurzel, daß von hier aus die Niedersetzung unserer Sprache und Dichtung aufging; und diese Veränderung sollte bei dem Dichter besonders grell werden, der am energischsten sich auf die Spitze der bisherigen Naturperiode gestellt hatte. Denn dies ist der summarische Gehalt der ersten Periode Schiller's, daß er alle die ungeheueren Elemente der 70er Jahre in drei Dramen zusammenfaßte,

die Kraftgeisterei von allen Seiten ihrer Wirkung nach außen hin umspannte und überspannte, und alle Strahlen dieser Richtung so koncentrirte, daß, wie Göthe sagte, keine Aussicht war, diese Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. Einen Klinger mußten diese Stücke ganz entmuthigen, und sie haben ihn entmuthigt, in dieser Gattung weiter zu wetteifern: denn hier zeigten sich schon die Eigenschaften, die Schiller später immer mehr ausbildete, daß er eine Fülle von Mannichfaltigkeit in einer rein abgegrenzten Form darbot, wie sie jene Jugend nicht von weitem kannte, deren Schrankenlosigkeit von ihrer Leerheit ausging; wie denn auch die rohe Kraft und Uebertreibung in diesen Stücken von einer weit größeren Kunstordnung begleitet war, als in sämmtlichen Dramen jener göthischen Schule.

Und diese rohe Kraft selbst schien hier zum ersten Male, zwar vielleicht angespannter als in allen früheren Produktionen der Kraftgenies, aber dennoch minder gemacht und angetäuscht; es scheint uns etwas das Unnatürliche der Situationen, der Charaktere, der Gesinnungen in diesen Jugendstücken Schiller's zu erklären und zu rechtfertigen; man glaubt durchzufühlen, daß sie nicht aus einem selbsterdachten Elend und Druck den unbändigen Ruf nach Freiheit und Natur erheben. Und diese Erwartung täuscht nicht. Wenn zwar auf ganz Deutschland das Joch einer altväterischen Zeit und Sitte, die Dumpfheit des Hauses und der Stube, die Willkühr der Regierenden und die Polizei der Geistlichkeit lastete und überall die neuen Ideen von natürlichen Verhältnissen im öffentlichen und Privatleben gleichsam hervorrief, so war dies doch im Süden Alles noch viel auffallender. Im katholischen Schwaben ward noch in den 70er Jahren, nach Schubart's Erzählung, ein Jurist als Gotteslästerer enthauptet, weil er voltaire'sche Grundsätze im Wirthshause vortrug; in Heidelberg durften damals Gellert's Werke noch nicht verkauft werden; wie es in Tübingen aussah, wie an der bairischen Grenze Mönche und Jesuiten ihr Wesen trieben, wie es überhaupt mit der Bildung in Baiern und Oestreich stand, haben wir schon aus gelegentlichen Winken erfahren. Daher kam es denn, daß gerade in diesen Gegenden die Aufklärerei, als in dem achten Jahrzehend die Gewalt unserer Literatur zu groß ward, so plötzliche und stürmische Fortschritte machte, die bald durch den Reiz der Gefahr und der Verbote, bald durch Joseph's unvorsich-

tigen Vorgang nur gefördert wurden. Daher haben Freimaurer und Illuminaten in Baiern vorzüglich ihr Wesen getrieben, daher fand Nicolai in Wien selbst übertreibende Nachahmer, daher warfen sich einzelne Zöglinge des tübinger Stifts, nachdem sie dem Zwange entronnen waren, desto nachdrücklicher auf die Seite freierer Bildung, und Spittler und Planck reformirten die Kirchengeschichte. Wie im Süden Alles mehr in das Volk herabstrebt als im Norden, so kam es denn auch, daß man hier versuchte, die neue Lehre der Starkgeisterei beider Schulen, der poetischen und supernaturalen wie der trockenen und rationellen, der westlichen und östlichen, recht zu populariſiren. Dies geschah gerade durch zwei Schwaben, die in ihren Lebensschicksalen, in ihrer Art aufzutreten eben so ähnlich, als von Charakter, Richtung und Denkart verschieden waren. Der Eine ist Wilh. Ludw. Wekhrlin (1739—92), der Andere Chr. Fr. Daniel Schubart (1739—91). Beide haben sich in einem unsteten Leben rastlos herumgetrieben, in lüderlichen Sitten Gesundheit und Geist zerrüttet, in populären Zeitschriften ihre freien Neuerungen gepredigt, und dafür Noth und Gefangenschaft erduldet; Beide haben sich zahllose schlimme Feinde gemacht, und waren Feinde unter sich, und Jeder sich selbst der ärgste Feind. Wekhrlin war ganz französisch gebildet; Witzlinge und Sonderlinge wie Galiani, Montagne, Linguet u. A. waren seine Lieblinge; Voltaire war ihm als Mensch, Bürger und Philosoph der größte Name der Geschichte, ihm verdankten, nach seiner Meinung, die Menschen ihre Freiheit, die Staaten ihre Logik, die Vernunft ihre Rechte; er war ihm Lehrer der Fürsten, Gesetzgeber der Künste, Theologe des Menschengeschlechts. In Deutschland knüpfte ihn diese Richtung an Wieland, seinen großen Landsmann, an. Abwechselnd umgetrieben in Wien, Augsburg, Nördlingen, Baldingen und Anspach, ließ er überall erst seine Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange spielen, bis ihn seine Spottsucht, sein cynisches Wesen, Trunkenheit, Wollust und öffentlich zur Schau getragene Freigeisterei um Kredit und Wohnort, und endlich selbst ums Leben brachten. Von seinen rachsüchtigen Pasquillen zu schweigen, so hat er eine Reihe von Zeitschriften geschrieben [37]),

---

37) Zuerst in Nördlingen das Felleisen, das ich nicht gesehen habe; von 1779—83 die Chronologen; von 1784—87 das graue Unge-

die mit Schubart's Chronik parallel laufen, ohne, wie diese, zugleich eine Art Zeitung sein zu sollen. Wie sehr Beider Blätter ihrer Freimüthigkeit wegen viel berüchtigt gewesen sind, wie sehr Wekhrlin das periodische Libell von Linguet (die annales politiques et littéraires von 1775 an) als Muster vor sich hatte, wie begeistert Schubart seinen Hut emporwarf, um etwas englische Freiheit darin zu fangen, so darf man doch nichts darin suchen, was nur so viel Rücksichtslosigkeit verriethe, wie unsere heutigen Oppositionsblätter in Literatur oder Politik. Alles Freiere ist bei Beiden noch gar zu vorsichtig in Anekdoten, Fabeln, in Visionen u. dgl. gekleidet, die Behutsamkeit lauert hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingibt; der Witz sogar, der oft gerühmt wurde, ist erstaunlich rar; es ist vielfach der alten Wochenschriften Humor; vielfach liegt das Pikante nur, wie in den Kuriositäten von Vulpius, eben in Kuriosis. Das Glaubensbekenntniß, das Wekhrlin überall zur Schau trägt, ist entschieden jene „Philosophie der Franzosen oder der Grazien," die Linguet, Voltaire, Diderot, Raynal, Wieland lehrten; seine Religion ist Gottes- und Nächstenliebe, die Religion der Rechtschaffenheit, die damals von den Aufklärern gepredigt wurde, die Naturreligion, der es vor Menschenopfern nicht mehr als vor Theophagie schaudert. Der Freigeist wird ausdrücklich in Schutz genommen, der an Tugend glaubt und seinen Weg zum Himmel geht, unbesorgt um die Vorurtheile des Pöbels; in diesem Sinne war Christus selbst ein Freigeist, mehr als Spinoza. Der Geistliche wird mehr als Polizeibeamter, als Werkzeug der öffentlichen Ruhe, denn als Diener Gottes betrachtet, die mechanischen Künste für ehrwürdiger gehalten als die schönen, und auf diese Weise jedes Erhebende und Verschönernde aus dem Leben getilgt, indem man dafür das Verschlimmernde und Erniedrigende gleichfalls zu bannen sucht. Daher steht denn allerdings manche kühnere Andeutung in diesen Journalen, die neben Moser's patriotischem Archiv und Schlözer's Staatsanzeigen herliefen, und es finden sich darin zerstreute Bemerkungen und Anekdoten über Preßfreiheit, über Sicherheit der Justiz in deutschen Landen, über Konkordate und die Behandlung der Religion als einen kommerciellen

---

heuer; von 1788—89 die hyperboreischen Briefe; von 1791—92 die Paragraphen.

Gegenstand u. dgl., die wir nach löblicher deutscher Sitte noch heute nicht außer Mode nennen dürfen. In Schubart's Chronik (1774—77) stehen wir dem Gange der deutschen Literatur und Musik näher, als der Politik; am ähnlichsten mit Wekhrlin sind darin die Ausfälle auf die Geistlichkeit, und im unvorsichtigen persönlichen Auftreten gegen diese, in der Freigeisterei und dem Libertinismus der Sitte berühren sich Beide überhaupt am meisten. Doch ist es merkwürdig, wie diese gleichen Lebensresultate von ganz verschiedenen Seiten her erfolgten, wie das Entgegengesetzte einerlei Wirkung hervorbrachte; Schubart war Musiker und anfangs Theologe; er ist von Klopstock ausgegangen, wie Wekhrlin von Wieland oder Voltaire; er war von Klopstock poetisch begeistert und las den Messias öffentlich (vor den unkultivirteren Kreisen mit dem größten Beifalle) vor, als er am ärgsten ungläubig die Religion nur für einen Kappzaum des Pöbels hielt, und ein Spötter der Geistlichkeit, Hasser der Obrigkeit, Verächter aller guten Sitten war. Wekhrlin kann kaum in dem Grade eine Karrikatur der voltaire'schen Richtung heißen, wie Schubart der poetisch-genialen, die in Göthe's oder Klopstock's Schulen in den 70er Jahren herrschte. Dorther kam seine Verehrung Heinse's, seine Freundschaft mit dem Maler Müller, der ihm Treue mit rauhem Handschlag geschworen, dorther die Vereinigung jener wüsten Sitten, des „Rolandsungestüms," der Empörung gegen alle Konvenienz und Religion mit der Sympathie für Lavater und Claudius, für die sanften landsmännischen befreundeten Dichter Miller und Krausenek, ja mit der Vorliebe für die Pietisten, die doch gegen den Weltstrom schwimmen; und als er später im Kerker fromm ward, war dies nur eine sehr naheliegende Rückkehr zu frühern Regungen, die seine Todesgesänge (1767) schon ausgesprochen hatten, Wie Wekhrlin ein Gallomane, so ist Schubart ein Anglomane und ein Verbündeter der Schweizer; er begrüßt daher mit Jubel die shakspeare'sche Schule, ahmt ihre Redeweise nach, freut sich des Ausspruchs eines deutschen Grafen (Schmettau?), der lieber Götz von Berlichingen als alle Werke Voltaire's geschrieben haben wollte, und er verwünscht gegen die altdeutsche Rauhigkeit alle die feine Kultur, die von Voltaire angepriesen wird. Auch in seinen Gedichten ist er überall gegen alles winzige Wesen, gegen Iris und Jacobi, gegen Gynarchie und Nachäffen fremder Sitte gerichtet; ein verwildertes, aber ganz

weiches Herz, eine zerrüttete Seele voll Leichtsinn, ein Gemisch von Tiefe und Flachheit, was Alles bei Tonkünstlern sich häufiger findet, spricht aus ihnen wie aus seiner Zeitschrift überall heraus. In den Sammlungen der Gedichte (1785 und später) stechen jene hervor, die er auf dem Asperg gemacht hat, auf dem er ohne Recht und Gerechtigkeit zehn Jahre lang gefangen gehalten wurde. Ihnen ist immer mehr Beileid als ästhetischer Beifall gezollt worden; der Dichter wußte es selbst, daß der moralische Werth, die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Gefühle dieser mehr „niedergebluteten als niedergeschriebenen" Gedichte größer sei als der poetische, daß sie dem Mitgefühl mit fremder Noth mehr als ihrer inneren Güte die gute Aufnahme zu danken hatten. Uebrigens wurzelten sie theilweise auch zu fest in jener aufgeregten Zeit, als daß nicht manche seiner Volkslieder „in den Schneiderherbergen," seiner geistlichen in den Gesangbüchern, seiner erotischen auf dem Notenpulte, wohin sie vor seinen Schicksalen gekommen waren, auch ohne seine Schicksale so hätten aushalten sollen, wie seine Fürstengruft nach seinen Schicksalen sich in den Herzen der misstimmten Jugend fortpflanzt.

Erinnern wir uns nun, daß Wieland das große Signal der Freidenkerei zuerst und noch von Schwaben aus gegeben hatte, wo er den Geist der religiösen Intoleranz und der bürgerlichen Kleinmeisterei gründlich kennen lernte; daß der politische Freiheitssinn der Schweiz sich zuerst durch Schwaben, durch die Abbt, Moser, Gemmingen, Huber, Hartmann, nach Deutschland herüberzog: so sehen wir leicht, wie dieser Oppositionsgeist sich hier in einer gewissen Koncentration ansammelte, und unter dem launigen Regimente des Herzogs Karl von Würtemberg, der sich selbst zwischen Anhänglichkeit an alten Formen und Sinn für neuen Geist theilte, in stetem Feuer erhalten werden mußte. So finden wir denn um Schiller her gleich in dessen früher Jugend mitten in der Anstalt, wo die drückendste Subordination, der lästigste Zwang, die strengste Ueberwachung der geistigen Beschäftigung statt hatte, in der Karlsakademie, einen ganzen Kreis junger Leute, die alle in Herz und Gemüth um Schubart, oder um die Vorbilder Schubart's versammelt waren. Der revolutionäre Sinn in Schiller's Jugendstücken hatte also nicht allein die allgemeine Grundlage in dem deutschen Vaterlande, wie bei Göthe in seiner ersten Zeit; er hatte auch die

nähere landschaftliche; und noch mehr: er hatte eine ganz individuelle in dem Dichter selbst, die wir bei keinem andern jener Kraftgenies entdeckt haben. Friedrich Schiller (1759—1805) war in Marbach geboren und unter den häuslichen Einflüssen einer dichtungssinnigen frommen Mutter und eines strengen, ernsten Vaters aufgewachsen. In den ersten Aeußerungen seines Jugendlebens zeigte er sich dem Allgemeinen des Weltwirkens, dem Sinne für das handelnde Leben so nahe, als Göthe davon entfernt war; ihn erfüllten die Reisen des Columbus und die Thaten des Alexander mit Sehnsucht nach Außen, nach Kenntniß der Welt, nach schaffender Thätigkeit; weltbürgerlich sprang er schon als Knabe über die Grenzen des Vaterlands weg. Er entwickelte einen ächten Knabencharakter, war immer an der Spitze der Schulspiele, muthwillig, unreinlich, unternehmend, kühn; und diese ersten Geistessymptome berechtigten Schiller's Jugendfreund v. Scharffenstein, dem wir interessante Nachrichten über dessen Frühleben verdanken [38]), zu dem Ausspruche, daß Schiller, wenn nicht Dichter, so ein großer Mann im thätigen öffentlichen Leben geworden wäre. Denn durch sein ganzes Dichten und Trachten blickt es hindurch, daß er das wirkende Leben über das betrachtende emporhob, das Thun dem Erkennen, die That, wie es im Fiesco heißt, der Kunst und dem Scheine vorzog. Als er seinen ersten Dichterruhm schon geerntet, blickte er immer noch gern nach einer praktischen Thätigkeit um sich, wozu ihn nicht Nahrungssorgen allein antrieben; als er sich von seinem Freunde Streicher trennte, war nicht ein großer Dichter, sondern Minister zu werden die scherzhaft-ernste Aussicht

38) Im Morgenblatt 1837. Anderes von Petersen, ebend. 1807. Vergl. (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart und die Briefe an Dalberg. 1819. Ueber Schiller und Göthe ist hin und wieder viel Schönes und Treffendes gesagt und geschrieben worden, daß dem Geschichtschreiber hier kaum etwas zu thun bleibt, als es noch einmal zu sagen. Namentlich hat Schiller, wozu sein ganzes Wesen einlädt, umfassende und abschließende Beurtheilungen und Biographien erhalten, seitdem sich eine feine Reaktion gegen die Alleinherrschaft Göthe's auch in den höheren Kreisen bilden zu wollen scheint. Wir halten unser Ziel im Auge, immer in der Betrachtung des Ganzen unser Verdienst zu suchen. Die Arbeiten von Hoffmeister, Hinrichs, Gustav Schwab, Döring, Carlyle u. A. setzen wir als bekannt voraus.

des Bestrebens; und nur da die wirkliche Welt gar zu steil vor den Gesinnungen des Jünglings dalag, ward er auf die Dichtung und das Reich der Ideale zurückgewiesen. Aber auch da nahm er den Stoff fast immer aus der wirklichen, handelnden Welt der Geschichte her, und schien es richtig für des Dichters höchsten Beruf zu halten, Thaten zu besingen, wie er umgekehrt des Dichters Preis die schönste Krone der Thaten nannte. Diese strebsüchtige freie Seele nun sollte ihr erstes Feuer frühe gedämpft fühlen: erst machte ihn das Pensionsleben bei einem steifen Schulmeister linkisch und ängstlich; dann drohte ihm Theologie und Kloster; endlich kam er in die militärische Zucht der Karlsakademie, und sollte mit dem 15ten Jahre erst Rechtswissenschaft, dann Medicin studiren. Die Lektüre, an der die Herzen hingen, war durch Verbote untersagt, sie mit Listen zu umgehen war Schiller mit seinen Freunden stets geschäftig, er machte sich mancher Widersetzlichkeit schuldig und beschäftigte sich schon 1775 mit einem Plane zur Flucht. So schien hier ein Gegenstoß gegen den unleidlichen Druck der Anstalt gerechtfertigt, eine liberale Opposition des Geistes entschuldigt; die Jahre, die Andere in dem freien Leben der Universität vertoben, sollten Diese eingekerkert verbringen; unmuthig wandte sich Schiller aus der vorgeschriebenen trockenen Wissenschaft nach dem verbotenen Garten der Pieriden hin und klagte im 16ten Jahre schon über den Kontrast der Welt, die er kennen gelernt, mit dem Ideale, das seine Seele trug. Sie lasen in diesem Kreise mit Bewunderung Klopstock, Götz, Ugolino und Werther; Schubart's Gedichte machten tiefere Eindrücke seit seiner Gefangenschaft (1777—87), und Schiller ging einige Male nach dem Asperg, ihn zu sehen; eine Erzählung von ihm im schwäbischen Magazin wird als die Quelle der Räuber angegeben, und sein Schicksal mag Schiller'n zu seiner Flucht mit haben bestimmen helfen. Der Freiheitsenthusiasmus war unter den nähern Freunden (v. Hoven, Petersen, v. Scharffenstein u. A.) gleich, Heroentugend und Freundschaft spannte die Geister, Rousseau's Naturpredigt entzückte, die Helden des Alterthums, Hektor und Brutus, blicken aus den Räubern heraus, und Plutarch gab dem begeisterten Schiller die Vorbilder seiner Helden. Die Vignette, die zur Begleitung der Räuber von der gesammten Gesellschaft entworfen ward, ein aufgerichteter Löwe mit der Unterschrift in tyrannos,

bezeichnet den Geist dieser Jugend vortrefflich, sowie die poetischen Werke, in denen sie untereinander wetteiferten, und die sich in die göthische Schule einreihen sollten, ihre empörte Stellung gegen den Druck der Konventionen aussprechen. Wir wollen ein Buch machen, sagte Schiller zu Scharffenstein, das aber durch den Schinder verbrannt werden muß. Das äußere Leben entsprach dem sittenstürmischen Eifer jener Zeit in ganz Deutschland; die Mittheilungen aus Schiller's Jugendleben lassen ihn keineswegs in dem moralischen Lichte sehen, das aus seinem spätern Leben und Schriften widerscheint, und leider steht es bei uns so, daß ihm dies vielleicht bei Manchen erst wieder einen Platz neben Göthe verschafft haben wird, die außerhalb der göthischen Moral keine Dichtung für möglich halten.

Die ersten lyrischen Gedichte, die uns aus dieser Periode in Resten theils durch die Ausgaben, theils durch die Nachträge von Boas u. A. bekannt sind, stehen durchaus mitten in dieser Sturm- und Drangzeit inne. Wie sich in Schubart's Todesgesängen und Zaubereien Klopstock und Wieland stritten, so in Schiller's Jugendgedichten Klopstock und Bürger. Noch begegnen uns die Spuren einer ganz christlichen Stimmung; er hatte die Absicht, einen Moses zu dichten; er übersetzte Virgilisches in Hexametern; er trug in einzelnen Oden Klopstock's Fessel. Die Stimme der Natur ist aus diesen erzwungenen Erhabenheiten und Melancholien weg; des Titanen Stimme, der die lastende Welt trägt, heuchelt angestrengt ein trotzige und unüberwindliche Kraft. Ob von Rousseau oder Klopstock her jener Freiheitseifer stammt, jener Römersinn, jene männische Natur, ob von Klopstock oder Bürger jene bombastische Großrednerei herrrührt, jenes erhabene Tragen des stolzen Scheitels, jenes Geprahl von den Adlerpfaden, die der Dichter fliegen will, zweifelt man in der Betrachtung dieser Gedichte, in denen zum Theil petronische Schlüpfrigkeit und platonischer Schwulst nach des Dichters eigener Kritik streitet; offenbar ist, daß sie so gut wie Schubart's Dichtungen an Bürger's Ton einen großen Wohlgefallen zeigen, so daß der Enthusiasmus jenes schwäbischen Mädchens keineswegs zufällig gerade in diesen Gegenden auftauchte. Der Venuswagen, Eberhard der Greiner, Triumph der Liebe, Kastraten und Männer und andere dieser Gedichte ahmen Bürger nach; und als er später dessen Geschmack angriff, verwarf er damit zugleich

seine eigenen Jugendwerke, die ihn bald erschreckten, deren Gebrechen er theilweise fast im Momente der Produktion eingesehen hatte, ohne über den Dämon der Zeit Herr werden zu können, der diese Opfer auch von dem gefaßteren Gemüthe erzwang, das sich in reiferen Jahren mit Leichtigkeit durchschlug. Schiller's Stimme über Bürger war dasselbe, was Göthe's Stimme über Schiller: ein Stabbruch über die eigene Blindheit nach zerrissenem Schleier, der Akt fortschreitender Naturen, die sich über die Befangenheiten der Jugend erhoben.

In den Verhältnissen und Stimmungen Schiller's auf der Militärakademie wurzelten auch seine drei ersten Dramen. Die Räuber (1781) nannte er selbst ein Produkt, das der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genies in die Welt gesetzt. Mit diesem Klima, worin das Stück geboren ward, entschuldigte er sich vor der sittlichen Welt, die ihn als Beleidiger der Majestät vorgefordert habe; nichts fand er von allen Klagen treffend, als die, daß er zwei Jahre früher Menschen geschildert habe, ehe er Einen gesehen. Die „glühende thatenlechzende Seele" des Räuber Moor zwar schien er aus dem Spiegel zu nehmen: er lieh ihm ganz offene Züge seiner Persönlichkeit und legte in ihm allen eigenen Eifer nieder gegen die Verrammelung der gesunden Natur mit Konventionen, den feurigen, empfänglichen Geist, dem es vor dem tintigen Jahrhundert ekelt, „in dem der Lichtfunke des Prometheus ausgebrannt ist." Allein die gigantischen Uebertreibungen rückten Charaktere und Sachen aus dem Kreise der Natürlichkeit heraus. Vortrefflich sagte dies Schiller selbst in der Selbstrecension, die er als Anonymus, nicht ohne eine Neigung sich vorzudrängen, verfaßte: der Dichter sei glücklich in saturirten Empfindungen und im höchsten Grade der Leidenschaften, in keinem Mittelwege zu gebrauchen, und er wolle dem poetischen Arzte lieber zehn Pferde als seine Frau zur Kur übergeben. Was wir schon bei Klinger sagten, das gilt auch bei Schiller: in dieser Tragödie, die den Stelzen und Drathfäden der französischen entgegengesetzt ist, herrscht doch in anderer Art der ähnliche falsche Heroismus und jenes Römerpathos, das bald auf der pariser Rednerbühne vernommen werden sollte, aus demselben Bestreben, die antike Eigenständigkeit, männliche Tugend und Gewalt der Persönlichkeit herzustellen. Diese Erscheinungen im Leben waren hier in der Dichtung

anticipirt, Rousseau arbeitete dem Einen und dem Andern vor, das Leidenschaftliche und Ueberspannte in den Handlungen und Gesinnungen der Menschen glich dem der Tragödie. Nirgends ist dies daher ein vereinzelter Fehler, sondern der Geist des Ganzen bedingte die grelle Farbe, und nichts war übler angebracht, als wenn die Schauspieler seit Iffland den Charakter des „spekulativischen Bösewichts" Franz zu ermäßigen suchten. Der Dichter *will* uns das Gemälde ungeheuerer Leidenschaften geben, die, selbst wo sie aus guter Quelle fließen, doch zerrüttete Leidenschaften sind; er ist darin von Klinger und Gryphius weit verschieden, daß er, trotz dem Mitgefühl mit seinem Helden, der moralischen und ästhetischen Gerechtigkeit freiwillige Opfer bringt; sein überlegener geordneter Geist ahnt sich nicht, wie bei Göthe, aus der schwächeren Färbung der rauhen Komposition, sondern trotz dem grellen Kolorit aus dem tragischen Untergang des Helden, der es selbst einsieht, daß zwei Menschen wie Er den ganzen Bau der sittlichen Welt zerstören würden; der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeisterei tiefer aus als Göthe, und geht dennoch nüchtern davon wie Er. Die ungemeine Sympathie mit diesem Stücke, die der mit Götz von Berlichingen ähnlich war, und die üblen materialistischen Wirkungen, die es noch nach sehr langen Jahren hin und wieder gemacht hat, ruhen auf dem sichern Griffe nach der weichsten Seite, wo die Unbändigkeit der Jugend zu fassen ist, die kühne Reisende und Entdecker, Ritter und Räuber immer als Abbilder männlicher Thatkraft und Freiheit fesseln werden. An dies Stück schließt sich die ähnliche Reihe von Räuberromanen an, vom Rinaldo bis zum Fernandino und seinen letzten Nachahmungen, wie an Götz die Ritterromane, wie an den Geisterseher die Zauberromane, und in ächten alten Katalogen von Leihbibliotheken gebührte diesen drei verschwisterten Gattungen ihre eigene Rubrik.

Den Gegensatz gegen die gemeine Welt, den dieses Stück, den alle Tendenzen jener Jugend ankündigten, hielt Schiller in weiser Ermäßigung durch sein ganzes Leben fest, ohne eine Spur von dem schwarzsichtigen Trübsinne, der dem Lebensernste Klinger's anhängen blieb. Aehnlich war es mit dem politisch-republikanischen Sinne, der schon in den Räubern vorblickt, und im *Fiesco* (1783), dessen Stoff Rousseau angab, ein eigenes Gebäude schuf. Auch diesem politischen Freisinne hing Schiller immer an, ohne eine Spur von

jener Freude an der Revolution oder jenem Modeliberalismus und dem finsteren Blicke auf jedes bestehende Verhältniß des Staates. Eine Stelle in den Räubern, wo Deutschland zu einer Republik werden soll, gegen die Rom und Sparta nur Nonnenklöster sein dürften, erhält erst dadurch eine Bedeutung, daß sie in der Bearbeitung fürs Theater[39]) auf Dalberg's Antrag weggelassen werden mußte. Als Fiesco in Mannheim den Beifall der Räuber nicht fand, schrieb Schiller an Reinwald: Republikanische Freiheit ist hier ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut! Er ließ sich nicht irren, auf den Fiesco größeren Werth zu legen als auf die Räuber; und über das Einzelne, wie über den Burgognino, der seine „rosenrothblutigen" Jünglinge einleitet, über den fünften Akt mit seinen Greueln und Anderes weggesehen, ist es auch ein weit bedeutenderes Stück. Es eröffnet Schiller's Richtung auf das Historische, mit der er begann „an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden," er betrat hier den Weg, auf dem er groß geworden, auf dem auch außer ihm das Höchste im Dramatischen geleistet worden ist: er baute das Werk der tragischen Dichtung, den Grundlagen des großen volksmäßigen Epos entsprechend, auf dem Boden der Geschichte auf, und gab ihm dadurch jene Festigkeit und sichern Halt, der ihn erst später diese Gattung schätzen lehrte: denn damals[40]) schien er das „lautere Produkt der Begeisterung" noch höher zu halten. Die lebendige Glut, welche durch dieses herrscht, schrieb er damals, stand nicht bei mir meiner Fabel einzuhauchen. „Aber die kalte Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen, und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen, das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden." Wenigstens lehrte sie ihn den richtigen Grundsatz, daß er die Geschichte und Geschichtssage nicht weiter respektirte, als die dichterische Komposition nach der strengsten Forderung erlaubte; sie lehrte ihn die Kluft zwischen der alten dramatischen Historie und der eigentlichen Tragödie ausfüllen, und

39) Bei Boas, t. I.

40) Obwohl vorübergehend auch später noch einmal.

seine geschichtlichen Stücke vermitteln hier in einer Weise, die außerordentlich aufschlußreich ist für Schiller's ganze poetische Stellung und Ansichten, nach denen Er überall auszugleichen und versöhnend zu binden suchte, nach denen er sich mitten zwischen Lessing's Grundsatz von der reinstgehaltenen Gattung und Göthe's Neigung zur Verwischung aller strengen Gattung stellte, mitten zwischen Alterthum und neuerer Zeit seinen Standpunkt nahm, und die idealste Tendenz der Dichtung an den realsten Stoffen geltend zu machen strebte. Die Virtuosität, mit der der junge Mann diese politische Materie auf den ersten Versuch handhabte, die Entschiedenheit, mit der er sich auf diesem Wege fühlte trotz der Gegenstimme des Publikums, dem diese Gattung ganz fremd und von dem materialen Interesse der Räuber entblößt war, sprach schon damals laut dafür, daß hier seine Bestimmung lag. In dem Sinne, in dem Shakspeare den Charakter des Cäsar faßte, entwarf er im Fiesco „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes," zeigte in den großen Kollisionen des Staatslebens jenen Charakter, über dem sich das ganze Jahrzehend abmühte, dessen riesigem Leibe das Kleid der gewöhnlichen Moral nicht paßt, der die Schande abnehmen sieht mit der wachsenden Sünde, das Bild einer Menschheit von gefährlicher Vollkommenheit. Der Gegensatz des Mohrs, der diesen Ausbund von Ueberlegenheit, sobald er auf der kakodämonischen Seite seine Größe sucht, noch überbietet, ist, wie unwahrscheinlich das Einzelne klingt, im Ganzen ein Meisterstück; der Gedanke, einen korrupten Staat zu schildern, der keiner Freiheit mehr fähig ist, und der den Revolutionshelden zum Despotismus nothwendig verführt, ist fast zu altklug aus dem Montesquieu entlehnt. Die ganze tumultuarische Raschheit dieses Revolutionsstücks läßt begreifen, warum Schiller den Götz umarbeiten wollte und den Egmont tadelte; sie zeigt den Dichter der Behandlung historischer Stoffe gewachsener und den Menschen den gährenden Freiheitsideen, die aus Amerika sich verbreiteten, näher, als irgend einen der Jünglinge jener Zeit, und man hatte im pariser Nationalkonvent gar sehr den rechten Takt, als man Schiller'n und Klopstock das neufränkische Bürgerdiplom schickte. Jene poetische Anticipation der Geschichte lag in keinem Stücke dieser Zeiten sprechender vor, als im Fiesco. Dies mochte auch der geheimste Grund sein, warum der Dichter in der Wahl

zwischen Konradin und Fiesco den vaterländischen Gegenstand fallen ließ.

In Kabale und Liebe (1784) verführte Schiller'n, wie er an Dalberg schrieb, die Eitelkeit in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einschränken zu wollen, da doch die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für ihn, möchte er sagen, da ist, da er hier vielleicht nicht erreicht, in Anderem übertroffen werden könne! Der Plan war noch in Stuttgart im Arrest gemacht; man sieht es ihm an. Wenn in den Räubern der Gegensatz der Jugendphantasie gegen die umgrenzte Welt, oder auch, wenn man will, die Zerrüttung des Familienlebens, im Fiesco die Zerrüttung des Staatslebens geschildert ist, so hier die Kluft der Stände und die Zerrüttung des Hoflebens. Jene freie Britin, einer der weiblichen Lieblingscharaktere der Zeit, der, wie Jacobi sagte, die Buhlerin und den Engel, die Verbrecherin und die Märtyrerin vereint, wird in einen beschämenden Gegensatz gegen schmähliche deutsche Hofverhältnisse und eine deutsche Landesschmach gesetzt, für die wir unempfindlich waren; die Ketten der Standesvorurtheile werden mit Gewalt durchbrochen, den Insektenseelen der Aemter die Allmacht der Leidenschaft, das Riesenwerk der Liebe, dem Wappenadel der persönliche entgegengeworfen. Gegen eine übertriebene Seelenkleinheit wird eine phantastische Seelengröße gesetzt, und das Stück ward dadurch eine Karrikatur, die übrigens eben hierdurch die abgöttische Verehrung der Jugend aufs neue provocirte. Die ungeheueren Tiraden kehren hier aus den Räubern wieder, die im Fiesco wenigstens in den niederen Scenen etwas gewichen waren oder jenen epigrammatischen Bühnenphrasen Platz gemacht hatten, die der Schauspieler „anbringen kann, daß es sich gewaschen hat.“ In diesem misglückten Stücke hat Schiller das meiste Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage; in den Räubern blickt Götz neben Shakspeare hervor, und in der spekulirenden Tendenz auch Julius von Tarent, zu dem Schiller einmal ein Seitenstück (Kosmus von Medicis) zu machen unternahm; im Fiesco liegt dem Dichter außer Shakspeare die Emilie Galotti so nah, daß die Reminiscenzen nicht aufhören, ja daß Verrina das treue Abbild Odoardo's geworden, und das ganze Familiengemälde jenes Stücks gleichsam episodisch in die Staats-

aktion eingeflochten ist. Im Don Carlos, dessen Stoff schon damals von Dalberg Schiller'n empfohlen war, hört man den Dialog im Nathan an vielen Stellen durch. Der Dichter versammelte auch von Seiten des Vortrags alle Schattirungen und Manieren jener dramatischen Epoche in seinen wenigen Stücken, wie er alle Richtungen jenes titanischen Ausstrebens darin niedergelegt hatte, bis auf die Eine gegen die Grenzen des eigenen Geistes, die für Faust vorbehalten war.

Die Räuber wurden **1782** in Mannheim unter einem unbeschreiblichen Zulaufe aufgeführt; dies entschied für Schiller's Beruf und Leben. Er selbst begab sich ohne Vorwissen des Herzogs dahin, und die Aufführung gab ihm einen solchen Impuls, daß er ahnte, er werde, wenn Deutschland je einen dramatischen Dichter an ihm fände, die Epoche von daher zählen müssen. Sein Verhältniß zur Bühne schien gleich anfangs fixirt werden zu sollen, und ward es im Grunde trotz aller langen Unterbrechungen und Störungen. Er schrieb hinfort seine Stücke (mit Ausnahme des Don Carlos) in bestimmter Hinsicht auf die Darstellung, und hier und da nur zu sehr in Hinsicht auf bestimmte Darsteller; er wollte sogar bei den möglichst ungünstigen Gaben einmal selbst Schauspieler werden. Am mannheimer Theater wäre die Aussicht gewesen, daß Schiller das geworden wäre, was einmal Lessing werden sollte; er hätte dessen Sendung übernehmen können; er erfüllte dessen Weissagung, daß uns Shakspeare achtbarere Zöglinge ziehen würde als jene ersten, die sich als seine Nachahmer gerirten. Das mannheimer Theater hatte sich würdiger gestellt als noch kein anderes, an dieser Bühne war ein geistiges Zusammenwirken, sie war, wie Schiller sagte, durch Wahl entstanden und dauerte durch eine Art Kunstsystem; hier spielten und schrieben Iffland und Beil, und der Intendant Heribert von Dalberg, der Bruder des Koadjutors, hatte wenigstens die besten Absichten, wenn er nur nicht selbst hätte Schauspieldichter sein wollen. Gegen Schiller benahm er sich kleinlich und elend. Der enthusiasmirte Jüngling warf sich ihm ganz in die Arme; als er nach einem zweiten heimlichen Aufenthalte in Mannheim, der verrathen wurde, in Arrest kam, ward ihm seine Lage zu peinlich, er floh mit einem dürftigen Nothpfennig, in Gesellschaft seines Freundes Streicher, aus Stuttgart weg, auf Dalberg vertrauend. Man nannte diesen Streich einen Pendant

zu den Räubern, und im Wesentlichen der Sache war er es ganz. Im heimlichen Aufenthalte in Oggersheim, unter Noth, Angst und Aufgegebenheit schrieb er Fiesco und Kabale und Liebe; nach Abschüttelung der äußeren Fesseln lag seine Muse im schweren Dienste des Geistesunmuths; aber seine Seele fing an sich unter den Widerwärtigkeiten des Geschickes zu läutern, wie Göthe's in Italien unter dem Lächeln des Glücks; ein vortrefflicher Kern, eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth spiegelt sich bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen in der damaligen Lage ab. Dalberg verließ den erwartungsvollen Dichter und nahm seinen Fiesco nicht an; und er war genöthigt, einen Zufluchtsort bei seiner Gönnerin, Frau von Wolzogen, in Bauerbach anzunehmen. Hier, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg, wo einst mächtigere Schützer der Dichtung hausten, hier fand er sich unter wenigen edlen Menschen wieder, da der Empfang der Welt ihn, den Gutherzigen, schon fast zum Menschenhasse getrieben hatte; die Freundin wirkte veredelnd auf ihn, und „machte den zu einem guten Menschen, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte, Tausende zu verderben.“ Sein reizbares Herz ward von der Tochter seiner Schützerin gefangen, und er hatte diese Leidenschaft mit nicht unerschütterter Kraft zu bekämpfen. Nicht lange, so rief ihn Dalberg wieder nach Mannheim zurück, da er merkte, daß Herzog Karl den Flüchtling nicht requirirte, und da er ihn bei seinen platten dramatischen Machwerken gebrauchen wollte. Der Gutmüthige fixirte sich in Mannheim (1783—84) als Theaterdichter, voll Enthusiasmus für ein Amt, in dem seine Leidenschaft aufging; er brannte im schönsten Eifer für die Bühne, die ihm damals eine Bundesgenossin der Religion und des Gesetzes, eine Schule praktischer Weisheit war; er wollte eine dramaturgische Monatschrift herausgeben, die aber an dem Geize des Intendanten scheiterte; und als er in der Thalia, die er 1784 auf eigene Hand herausgab, sich auf Beurtheilung der Schauspielerleistungen einließ, ging es ihm wie Lessing in Hamburg. In dieser Zeitschrift warf sich Schiller der Nation in die Arme, die ihn nicht verließ; ihm lächelte keines Mediceers Güte; er hatte seinen despotischen Herrn geflohen, dem lauen freiherrlichen Gönner entzog er sich, er ging stufenmäßig dem Volke zu, machte in der Thalia sein Bündniß mit ihm, und erzählte ihm seine Geschichte,

und „es wandelte ihn etwas Großes an bei der Vorstellung, keine andern Fesseln zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.“ Hatte er schon früher gemahnt, „mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl nicht zu spielen,“ und vor Phaethon's Loos gewarnt, so blickte er jetzt schon mit Entfremdung auf die ganze Periode der Räuber zurück. Und wie man aus der Einleitungsschrift der Thalia merkt, daß es sich geistig in ihm reinigt, so gährt es auch moralisch fortwährend in ihm; er trieb sich bei dem zweiten Aufenthalt in Mannheim in lockerer Gesellschaft wieder um, er trug sich, wie er später sagte, mit einer „miserablen Leidenschaft,“ aber er sehnte sich doch nach Erlösung aus diesen verwickelten Verhältnissen, nach Stille und Ruhe. „Meine Bedürfnisse in der großen Welt, schrieb er damals, sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stilleren Freude zusammen!“ In dieser Zeit der An- und Abspannung erhielt er von Freunden, die ihm seine Dichtung erworben hatte, von Huber und Körner (dem Vater Theodor's) eine Einladung nach Leipzig und Dresden, und ergriff sie begierig; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Volkstädt oder Rudolstadt, bis zu seiner Heirath und Niederlassung in Jena (1789) als Lehrer der Geschichte. In dieser unruhigen Zeit bewegte er sich anhaltend in moralischen, intellektuellen und ästhetischen Skrupeln; Geschichte und Philosophie drängten sich unter ähnlichen inneren Veränderungen, wie sie Wieland in Erfurt erlebte, an ihn heran; er lag mit dem Skeptischen und Leidenschaftlichen seiner frühern Periode im Kampf, und es drängte sich in einzelnen Aufwallungen, wie in den philosophischen Briefen, in der Resignation u. A., noch hervor; die größern Produkte, mit denen er sich beschäftigte, gediehen nicht; der Geisterseher „berührte sein Herz nur flach;“ Don Carlos, der in den ersten drei Akten (in der Thalia) noch sehr im alten Stile begonnen war, vollendete er so wenig in dem alten raschen Zuge, wie Göthe seine Stücke der zweiten Periode, und ganz wie dieser seine Iphigenia und Tasso hatte er ihn anfangs in Prosa angelegt. Dem inneren Bedürfnisse nach einer Aenderung seiner ganzen geistigen Lage kamen die Geschicke entgegen wie Göthe'n in Italien. Diesen entzückte die Kunst und das milde Klima des Südens zu einem geläuterten Leben und Streben; bei Schiller

bedurfte es anderer Hülfe. Zwar dem Norden des Geschmacks zu entfliehen, in dem er nie zu gedeihen hoffte, war schon ein Wunsch des Jünglings, als er die Anthologie aus Tobolsk (1782) herausgab; glücklichere Sterne und ein griechisches Klima, hoffte er, sollten ihn zum Dichter erwärmen. Aber die Kunst war ihm gleichgültiger; die Gemälde in Dresden hatten ihn kalt gelassen, die Plastik hatte für seinen lebendigen und historischen Sinn nichts Anregendes, er sprach sich die Liebe dafür ab und hatte sogar von Italien keine Erwartung für sich. Ihm kamen edle Menschen rettend entgegen; bei ihm ging die poetische Reinigung von der sittlichen aus, bei Göthe'n war die sittliche eine Folge der künstlerischen. Schiller schrieb damals seiner nachherigen Schwägerin aus Rudolstadt: „Diese Gegend soll, hoff' ich, der Hain der Diana für mich werden, denn seit geraumer Zeit geht's mir, wie dem Orest in Göthe's Iphigenie, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen unterirdischen beschützen." Ganz ähnlich wie sich Göthe in dem gleichen Läuterungsprocesse anfangs zurückzog von den Menschen, lebte auch Schiller in Weimar still für sich, und meinte in seinem Streben sich über die Alltagswelt zu heben, ein wahrer Mensch müsse entfernt von Menschen sein; bedurfte er der Welt für seine Dichtung, so suchte er in Plutarch die Bilder einer kräftigern Menschheit. Ganz ähnlich ferner kam ihm wie Göthe'n die erneuete Bekanntschaft mit den Alten entgegen, um seine poetische Richtung umzugestalten, obwohl sie die eindringende Wirkung nicht bei ihm wie bei jenem machte. Er las die Tragiker mit seinen Freundinnen noch in französischen Uebersetzungen, er übersetzte mühselig mit solcher Hülfe die Iphigenie des Euripides, und wollte Agamemnon übersetzen, der aber seinem Freunde Humboldt aufbehalten blieb. Wie wenig er in die alte Welt und Dichtung mit Göthe's reizender Sicherheit eindrang, zeigt sowohl jene Uebersetzung des Euripides, als die im Wettstreit mit Bürger übertragenen Gesänge aus Virgil. Zum Glücke traf er noch auf den vossischen Homer, in Weimar las er fast nichts als ihn, es war ihm, als ob ein neuer Lebensquell aufging, da er ihn seinen Freundinnen vorlas, und an Körner schrieb er, er bedürfe der Alten, um seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch

Spitzfindigkeit, Künſtelei und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Wie mächtig ihn übrigens das Alterthum ergriff, ſieht man leicht aus den Göttern Griechenlands und den Künſtlern, die in eben dieſe Zeit fallen und in Wieland's Merkur (1788, 1789) erſchienen. Mit dem Chriſtenthume war Schiller längſt zerfallen, mit ſpinoziſtiſchen Anſichten eine Weile her im ſtillen Verkehr; wie Göthe und Herder ſah er das Leben im großen Ganzen an und opferte das Individuum der Gattung. Er zerfiel daher, wie wir oben bei Stolberg hörten, durch die Götter Griechenlands mit den ſtrengen Chriſten; ſie ſprachen in der erſten Geſtalt auch gar zu hart jene immer rührende Sehnſucht des ächten Dichters nach einer untergegangenen Welt aus, deren Kunſtſinn über Religion und Götter Meiſter ward. In beiden Gedichten ſchloß ſich gleichſam die Blüthe dieſes Geiſtes auf, wie ſie denn in Form, Vers und Gedanken, das erſte mühſeliger, das andere ſchon ganz entſchieden, eine Veränderung ankündigen: ich möchte ſie im Kleinen Göthe's Iphigenie und Taſſo ziemlich ſcharf vergleichen, weil ſie die Metamorphoſe der Kunſt durch die Antike in Beiden und das Verhältniß der reformirten Dichter zur Welt ſehr ähnlich ausſprechen. Wie Schiller in den Künſtlern die Kunſt als den eigenthümlichen Beſitz des Menſchen beſonders darum preiſt, daß ſie ahnend und im Symbole das Reich der Erkenntniß und Sitte, der Wahrheit und Tugend ſpielend eröffnet, ſo ſchien dies gerade ſeiner eigenen Erfahrung entnommen, der eben in ein bewußtes Leben erneuter Sittlichkeit und Vernunftthätigkeit eingehen wollte, und durch ſeine Dichtung deutlich den Weg zur Geſchichte und Philoſophie nahm. Schon hegt er hier den großen Begriff von der Kunſt, daß ihr die Würde der Menſchheit in die Hand gegeben ſei, daß ſie dem Weltplane diene; er heißt das Jahrhundert reifer Männlichkeit, froh der errungenen Geiſtesfülle und Bildung, nicht der erſten Quelle dieſes Sieges, der Kunſt, vergeſſen, und für die Kunſt ſcheint daraus die Verpflichtung zu folgen, ſich dieſem vorgerückten Zeitalter würdig zur Seite zu ſtellen. In dieſem Sinne ſtrebte ſie Schiller hinfort zu behandeln, und es ſchien dazu nöthig, daß er ſich in Wiſſenſchaft und Leben erſt auf die Höhe der Zeit ſtellte; er nahm den Umweg durch Geſchichte und Philoſophie, um ſeine auswuchsreiche, üppige Poeſie ſo zu amputiren, wie es der höheren Kultur des erleſenſten Theils Nation angemeſſen ſchien.

Mitten in der Zeit dieser inneren Kämpfe begegnete Göthe auf der Rückreise aus Italien Schiller'n in Rudolstadt zum ersten Male bei den Freunden, die Beiden nahe standen. Hätte er in seinem Innersten lesen können, so würde er schon damals gefunden haben, daß bei der großen Verschiedenheit ihrer Naturen dennoch Schiller auf einer Stelle der Entwickelung stand, die, wie wir merkten, von der seinigen nicht so weit ablag. Auch Schiller wollte diese Berührung der Epochen nicht finden, beschied sich aber, aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher schließen zu wollen. So mieden sie sich lange. Die älteren Produkte Schiller's, die noch im ersten Preise standen, mußten Göthe'n eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen zu bilden scheinen. Der neuere Don Carlos (1787) schien nicht geeignet, den Bruch zu heilen; das Stück stellte sich, selbst abgesehen von der Beurtheilung des Egmont (1788), diesem göthischen Werke dem Stoffe nach so nahe, und war dem Geiste und der Behandlung nach so unendlich verschieden! Es war in der Gestalt, in der es damals erschien, der alten Periode noch verwandter, während es der Konception nach die neue Zeit verkündigte, in der Schiller's edler Sinn aus der Verhüllung heraustrat. Der Gang seiner eigenen inneren Veränderungen bildete sich in der Geschichte dieses Dramas ab. Zuerst war die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk, Verhältnisse, die Schiller mehr, nach Art unserer Naturdichter und Göthe's, aus eigenen Erfahrungen zu schildern vermochte. Es war auf ein Familienstück abgesehen, das sich plötzlich, als Posa in den Vorgrund trat, in ein historisches im größeren Stile verwandelte. Hier trat die geläuterte Gestalt des Dichters in das ungeläuterte Gedicht, das durch verschiedene Pläne verschoben ward, und dadurch alle die ästhetischen Gebrechen erlitt, die so oft und mit Recht an ihm ausgestellt worden sind, die Schiller selbst nicht widerlegen wollte. Nur daß man darüber den endlichen Gedanken des Gedichtes immer aus den Augen verlor, ärgerte ihn, und bestimmte ihn die Briefe über Don Carlos (1788) zu schreiben, worin er den Kern seines Gedichtes erst dem Publikum öffnen mußte, das für Alles, was nach Politik schmeckte, unendlich stumpfsinnig, noch vor Don Carlos, wie vor Fiesco, war. Was heute jeder Sekundaner aus Marquis Posa herausliest, war damals der Lesewelt noch ein Räthsel, die

erſt für ſolche Stoffe durch die Revolution empfänglich gemacht werden mußte. Aus allen jenen Gegenſätzen von Ideal und Wirklichkeit, von Natur und Konvention, die das große Thema der weltſtürmeriſchen Poeſie der 70er und 80er Jahre waren, griff Schiller hier den koloſſalſten heraus und ſtellte Weltbürgerthum gegen Kabinetsweisheit, Vernunft und Naturrecht gegen die Beſchränkungen des willkührlichen Regiments, die Menſchheit mit ihren reinſten Anforderungen gegen den Staat, das große Gebäude, in dem ſich menſchliche Willkühr und Naturbeſtimmung ſo innig die Hand reichen. Mit glücklichem Griffe wählte er dazu die Zeit und im Hintergrunde die Geſchichte des Aufruhrs der Niederlande, wo dieſe in der Reformation erhobenen Anſprüche zuerſt mit Nachdruck in die politiſche Welt eintraten. Wenn Göthe den Menſchen mit ſeiner Dichtung umfaßte, die Herſtellung reiner Menſchlichkeit, Recht und Freiheit, naturgemäße Entwickelung in Anſpruch nahm, ſo gab ſich Schiller der Menſchheit hin und focht für die Ausbreitung deſſen, was als naturgemäß anerkannt war, im Volke und im Staate. Daß ihm dies Abſicht und Zweck, nicht zufällige Begleitung ſeines Dichtungswerkes war, dies liegt in den Briefen über Don Carlos in einer ſehr merkwürdigen Stelle, worin er die Anticipation und Divination in ſeinem Kunſtgebilde weiſſagend andeutet. „Vielen, ſagt er, dürfte der Gegenſtand dieſer Tragödie zu abſtrakt und ernſt ſcheinen. Die heiligſten Wahrheiten, die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaft waren, in das Gebiet der Kunſt herüberzuziehen, und, als lebendig wirkende Motive in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen, ſchien mir des Verſuchs nicht unwerth. Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Grenzverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder (!) nicht verloren.“ Dieſer Gedankenſtrich winkt inhaltsvoll, daß der Dichter mit ſeinen Wirkungen über die Bühne hinaus will, daß er für unſere Geſammtentwickelung im Staate auf dem mäßigen Wege des Dichters das werden will, was Rouſſeau, Montesquieu und Voltaire für Frankreich geworden ſind, daß er an die äſthetiſche Bildung die politiſche der Nation unmittelbar anknüpfen möchte, und das Jahr 1813 hat die Anfänge dieſer Wirkſamkeit begonnen. Warum er dieſe Zwecke auf dem Wege der Dichtung verfolgte, ſetzen ſpäter

die Briefe über die ästhetische Erziehung auseinander. Sehen wir den angefochtenen Posa in Parallele mit unserer Freiheitsjugend jener Jahre, sehen wir ihn mit Schiller im Verhältnisse zu den Zwecken der Freimaurer und Illuminaten im vorigen Jahrhundert, stellen wir ihn neben die geschichtlichen Figuren, die für Wahn und Irrthum das Leben gesetzt haben, oder betrachten ihn innerhalb der Zeit, in die ihn der Dichter gestellt hat, neben dem republikanischen Könige Heinrich IV., oder vergleichen wir ihn mit den französischen und spanischen Bühnenheroen, die man sich Jahrhunderte lang gefallen ließ, so scheint es überall, als ob sich der Dichter nicht so mit Unrecht für die Rechtfertigung seines Charakters und seines Opfertodes ereifert hätte. Wie es auch sei, dieser Eifer ist für die große Denkart des Dichters eben so merkwürdig, wie der Entwurf dieses Freiheitsschwärmers selbst, und so wenig Jemand die verleugnungsfähigen Helden Lessing's angreifen dürfte, der nicht den ungemeinen Charakter des Dichters selbst zu würdigen weiß, so wenig sollte Einer am Posa ausstellen dürfen, der nicht zuerst Schiller's Rettung dieses Charakters verstanden und beseitigt hat.

Die Studien für Fiesco und Don Carlos hatten Schiller'n in die Geschichte eingeführt; an dem Abfall der Niederlande arbeitete er lange, ehe er nach Jena hinkam und aus der Geschichte Profession machte. Bald darauf brach die Revolution aus, die des Dichters Auge noch fester auf politische und historische Verhältnisse heften mußte. Zugleich hatte ihn die kantische Philosophie gefesselt, und so finden wir in den ersten Jahren des letzten Jahrzehends seine poetische Ader vertrocknet, und seine Thätigkeit durch Wissenschaft und Leben abgelenkt. Dies geschah in derselben Zeit, als Göthe, durch den Ausbruch der Revolution misstimmt, sich mit dem öffentlichen Leben und der Geschichte völlig überwarf, in seinen dichterischen Produktionen ganz geirrt wurde, und sich systematischer mit den Naturwissenschaften beschäftigte. Bei beiden Dichtern also, die unserer neuen Poesie Gestalt und Würde gaben, die am energischsten das Gebiet der Kunst behaupteten, ward die künstlerische Thätigkeit durch Zeitverhältnisse in Staat und Wissenschaft unterbrochen, und unsere nächste Aufgabe muß daher sein, auf diese zurückzublicken, und die Störungen zu erwägen, die von dorther einer reinen ungetrübten Entfaltung unserer Dichtung entgegentraten.

Hier werden wir die frohen Hoffnungen, ja die errungenen Siege, deren wir nur eben erst uns zu freuen beginnen, nicht wenig verkümmert finden. Kaum konnten wir in unserer kalten Zone das lange versprochene Aufbrechen der Knospe unserer Kunst vor Ungeduld erwarten; jetzt entfalten sich die zarten Blätter, und ehe sie ganz erschlossen sind, drückt sie ein neuer Frost. In die Spiele der heiteren Tochter der Empfindung und Phantasie greift die Ungunst der modernen Zeitverhältnisse, die Feindin der Künste, mit störender Hand ein. Die kaum halb erzogene Dichtung tritt in eine niedere Dienstbarkeit herab. Die wenigen Pfleger, die soeben ihre Würde im ganzen Umfange erkannt und bekannt haben, widersetzten sich mit Mühe und sauerer Anstrengung; und sie schienen ihre Kränze zuletzt mehr der überwundenen Hemmungen wegen verdient zu haben, als weil sie mit sorglosem, siegefrohem Schritte zum Heiligthum der Kunst den Weg gefunden hätten.

XII.

Uebersicht der schönen Prosa (Romanliteratur).

1. Humoristische Romane.

Unsere ganze Poesie, auch in den höhern Gattungen (wie im Trauerspiel), hatte sich mit Anstrengung aus der prosaischen Rede loszuringen, wie wir an den Beispielen von Lessing, Göthe und Schiller gefunden haben. Es läßt sich denken, daß es ihr, die so viel Mühe hatte, nur in den höchsten Regionen ihre eigenthümliche Ausdrucksform durchzusetzen, nicht gelingen konnte, in dieser Hinsicht einen allgemeinen Sieg zu erringen, noch weniger also, jene große Zwittergattung abzuhalten, in der die ungebundene Rede privilegirt ist. Wirklich ward auch der Roman zugleich mit dem Schauspiel restaurirt. Er war in vereinzelten Produkten Gellert's

und weniger Anderen viel minder vorbereitet, als das Schauſpiel durch Gottſched und ſeinen Anhang; er erhielt aber durch die Einflüſſe des engliſchen Romans einen viel dringenderen Anſtoß als das Schauſpiel durch Shakſpeare, weil die berühmten engliſchen Romanſchreiber mehr gleichzeitig und dem Genius des Jahrhunderts verwandter waren; und ſo kam es, daß in den 70er Jahren dieſe Gattung plötzlich eben ſo neu geboren, wie das Drama neu geſtaltet, hervortrat. Wir haben uns bei den Produkten aus dieſem Dichtungszweige als ſolchen nirgends lange aufgehalten, und wollen es auch jetzt nicht, auch wäre hier irgend vollſtändig zu ſein nicht einmal möglich, wenn es auch zweckdienlich wäre; was uns aber dennoch gleichſam aus akceſſoriſchen Gründen ein wenig zu verweilen nöthigt, iſt hier, wie ſonſt, das nähere Verhältniß dieſer Produkte zu den Zuſtänden, Leiſtungen und Tendenzen der Zeit, die Grenzberührung von Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, die uns unmittelbare Aufſchlüſſe über alle zugleich gibt. Daß wir dabei nur die größeren Relationen dieſer Art von Dichtung mit dem öffentlichen und allgemeinen Leben der Nation im Auge behalten, verſteht ſich von ſelbſt, und wir werden auch hier, wie früher, finden, daß uns aus dieſem Grunde eigentlich nur die Anfänge des Romans intereſſiren können. Sobald die gewöhnliche private Geſellſchaft ſein Urbild wird, ſobald er zur bloßen Unterhaltungslektüre herabſinkt, und für die täglichen kleinen poetiſchen Bedürfniſſe das wird, was die Scheidemünze und das Kupfer zur Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe iſt, verliert er für die Geſchichte der Literatur alle Bedeutung; ſeine Veränderungen ſind dann nicht mehr organiſch und geſchichtlich, ſondern modiſch, und dieſe Nuancen gehören vor das Forum des Theetiſches, nicht vor das der wiſſenſchaftlichen Betrachtung.

Um in der Kürze das Verhältniß unſerer Romane zur Zeit ihrer Wiedergeburt unter engliſchen Einflüſſen, und ihren Gegenſatz zu der bisher behandelten Naturpoeſie der Kraftgenies anzudeuten, ſo erinnern wir, daß alle Kunſt und Poeſie auf dem Grunde einer möglichen und idealen Welt ruht, die des Menſchen freie Seele im Fluge über die gegebene Wirklichkeit hinweg ſich dichtend und denkend ſchafft. Es iſt natürlich, daß die Dichtung, wo die Blüthe ihrer Entwickelung in ein Zeitalter gereifter Geiſtesgaben fällt, ſich dieſes ihres Gegenſatzes gegen die wirkliche Welt bewußt wird, wie wir es in den letzten Erſcheinungen gewahrt haben; und ſie wird

in einem solchen Falle schwerlich ein höheres Thema überhaupt zu ihrem Vorwurfe machen können, als eben diesen Stoß der Imagination gegen die Schranken des gegebenen Lebens. Dieses Thema haben wir bisher im Sturme und Drange des Instinktes, wie in der klaren Auffassung des gereiften Geistes behandeln sehen. Unsere Kraftgenien, zum Theil mit der Anlage zu ächten Dichtern geboren, umfaßten die Verhältnisse der Möglichkeit und Wirklichkeit mit der ganzen Energie einer jugendlichen Einbildungskraft, deren Natur es ist, nirgends das Getheilte zu ertragen, überall nach dem Ganzen zu streben. Bei ihnen war daher die Betrachtung der gegebenen Welt, in die sie sich gesetzt sahen, und der Gegensatz, in den sie sich selbst zu ihr setzten, immer aus Einem ganzen Gusse. Sie warfen ihr das eigene Selbst mit allen seinen Eigenheiten eigensinnig entgegen; sie stellten sich aus ihr, die ihr entschiedenes Missfallen erregte, heraus, nicht ohne die titanischen Wünsche, sie aus ihren Angeln heben zu können; sie bildeten sich, der verworfenen Welt zum Trotze, schöpferisch in ihrem Innern eine eigene bessere Welt aus, und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Gesetze in ihre Sitten und ihr Leben über. Wer gefaßt genug war, bei dem ersteren Versuche stehen zu bleiben, sich mit der fiktiösen Welt der Phantasie zu begnügen, und in ihr Trost zu suchen über die mangelhaften Zustände des äußeren Lebens, der kam noch so leidlich durch; tragischer war der Ausgang jenes anderen Bestrebens, Wirklichkeit und Ideal zu versöhnen, nach den Forderungen dieses jene erstere umgestalten und reformiren zu wollen. Die Starkgeisterei in allen ihren Eigenschaften war sowohl Quelle als Resultat eines solchen eitlen tantalischen Ringens, aus dem sich keine andere als eine tragische Dichtung entwickeln, und, wo die innere Erleuchtung über dies dunkle Bestreben ausblieb, keine andern als tragische Lebensschicksale gestalten konnten.

Es gibt eine andere Art, sich der Wirklichkeit *gegenüber*zustellen, indem man sich nicht aus ihr heraus, sondern mitten in sie hineinstellt, ohne sich ihr übrigens, wie der Geschichtschreiber, *gleich*zustellen, ohne daher den poetischen Grund und Boden zu verlassen, ohne ein Weiteres zu wagen, als nur diese beiden Gebiete einander zu nähern. Man darf nur die kälteren Gaben des gealterten Geistes zu dem Schwunge der Phantasie hinzunehmen, über dem Bilde der möglichen Dinge die Erwägung und Betrachtung der

exiſtirenden nur nicht ganz außer Acht laſſen. Wir meinen nicht jene Art der Betrachtung, die ſich völlig auf dieſen Standpunkt der verſtändigen Erkenntniß herüberſtellt, bis auf die Höhe, wo ſie zur vernünftigen Ueberſicht wird: ſobald der Beobachter ſo weit emporklimmt, das Ganze der Wirklichkeit umſpannt, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit überall in ihr herrſchen ſieht, und aus dem Princip einer beſten Welt die ſchlechteſte Gegenwart zu erklären wagt, ſo iſt er im Gebiete der ächten Geſchichte und verliert den Anſpruch auf den Namen des Dichters. Jener Betrachter, den wir charakteriſiren und dem ſtarkgeiſtigen entgegenſtellen wollen, wird, weil wir widerſprechende Geiſteskräfte, Phantaſie und Verſtand, in ihm vereinigt thätig ſehen wollen, nie ein wahrer Dichter werden können, und muß nie ein wahrer Hiſtoriker werden wollen. Er wird ſich auf einem mittleren Standpunkte halten, wie faſt alle die Männer gethan haben, die wir unter dieſer Rubrik verſammeln werden, und bei denen nichts gewöhnlicher und zugleich bezeichnender iſt, als daß ſie theils das ſelbſt leben, was ſie dichten, theils das für Geſchichte ausgeben, was ſie in Romanen darſtellen, und daß ſie nicht auf den Titel des Poeten, ſondern wie Hermes auf den des Beobachters, oder wie Jean Paul, Hippel, Wezel und faſt Alle auf den des Biographen ſcherzhaft oder ernſthaft Anſpruch machen. Sie ſind ſo weit Geſchichtſchreiber ihrem Talente und ihrer Manier nach, als es der Pragmatiker iſt, und wieder ſind ſie ſo weit Dichter, als eine Dichtung dieſen Namen verdient, die wir gar nicht anders als mit demſelben Ausdrucke, einer pragmatiſchen, zu charakteriſiren wüßten. Denn dieſe ihre Dichtung entbehrt des Ideals und einer vollkommenern Welt ſo ſehr, wie die pragmatiſche Geſchichtſchreibung der Idee der Vorſehung und der nothwendigen Welt entbehrt. Dieſe Dichter betrachten die Dinge, wie jene Hiſtoriker, blos mit dem menſchlichen Witze, der daher beiderſeits die beſte Würze ihrer Werke bleibt; ſie kennen nichts Unſichtbares und Ungreifbares in der Menſchheit; ihre Kenntniß der Natur des Menſchen iſt nur aus dem geſelligen Umgange entwickelt, wie jene der Kraftgenies oft nur aus dem Triebe des Herzens, nur aus dem einſamen Brüten des Geiſtes über ſich ſelbſt; es gibt nichts Innerliches für dieſe, was ſich nicht äußerlich den Sinnen faßlich ausprägte. Es iſt daher erklärlich genug, daß eben die Zeit, welche die erſten pragma-

tischen Geschichtschreiber in Deutschland hervorbrachte, über der Physiognomik als über dem höchsten Probleme menschlicher Weisheit sich abquälte: die freieste Bewegung des Geistes sollte ihr körperliches Organ haben. Es ist erklärlich, daß eben diese Zeit rationalistisch die Wunder, die unmittelbare Offenbarung, die Wirkungen des Geistes, der Gnade, des Gebets aus der christlichen Religion wegleugnete, um alle ihre Geheimnisse menschlich erklären zu dürfen; ja, der diesen Pragmatismus am eifrigsten bekämpfte, Lavater war doch selbst der eifrigste Pragmatiker, wie in seiner physiognomischen Doktrin, so in seiner religiösen: er wollte doch selbst diese Wunder und Wundergaben gleichsam nur glauben unter der Bedingung, daß sie noch immer sichtbar und empfindbar wirkten, er wollte seinen Gott sogar fühlen und „genießen." Was man von Seiten der göthischen Genieschule an den Berlinern tadelte, war der Geist des Pragmatismus, der sich vor dem Genie und den Gaben des Dämons kreuzigte, und der die Wirkungen der göthischen Gedichte lieber aus tausend Nebensachen herleitete, als aus dieser Einen Hauptquelle; der die Zuckungen des Obskurantismus gegen das blendende Licht der Aufklärerei durchaus alle aus geheimen Gesellschaften, aus bestimmten Planen, von gewissen Menschen hervorgehen sah, nicht aus den nothwendigen Bedingungen der Verhältnisse, aus den Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung, wo weit mehr die geheime Ursache jener Erscheinung lag, die den materialistischen Erklärern selber als letzte Ursache anderer Erscheinungen vorkam, die ihnen lästig waren. Diese Zeit nun brachte, wieder erklärlich genug, auch jene Dichter der Menschenkenntniß hervor, die wir pragmatische nennen wollten. Wir können sie auch humoristische nennen, wenn nicht jener Begriff diesen letzteren einschlösse, und als der weitere noch Anderes in sich faßte, was nicht unter diesen fallen kann.

Dem Menschen, der sich mitten in der Welt befangen aufs Beobachten legt, ohne die Fähigkeit, sich über sie zu erheben, sich aus ihr zu entfernen, stellt sich bald das Widersprechende der menschlichen Lagen, Verhältnisse und Eigenschaften dar. Er gewahrt das Geregelte neben dem Zufälligen, das Natürliche neben dem Unnatürlichen. Da er dies Gegensätzliche nicht in einer höheren Einheit, wie der gläubige und empfindende Mensch, wie der idealisirende Dichter, wie der spekulirende Philosoph ausgleichen will, sondern in sich selbst, so schärft sich ihm innerhalb des Wirklichen, das er zu

beobachten, verſtändig zu vergleichen und zu verarbeiten nicht aufhört, die Kombination, und er fängt bald an, das ſcheinbar Unvernünftige an das Vernünftige anzureihen, das Mangelhafte an das Vollkommene. Dieſe Operation iſt nicht anders möglich, als durch Nivelliren. Jene tieferen Naturen unter den Kraftgenies verſchmähten alles Halbe, ſie wollten, wie wir es ausdrücken hörten, Alles, oder Nichts, ſie ſahen in dem Menſchengeſchlechte nur das verachtete Kleine und das bewunderte Große; dieſe ihre Gegenfüßler aber ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf, und heben den Unterſchied zwiſchen beiden auf. Es entſteht eine heitere Weltanſchauung, die ſich in die Dinge ſchickt, die das Lächerliche ihrer kontraſtirenden Außenſeiten in der Ordnung findet, die, weit entfernt von dem ſogenannten Weltſchmerze jener Genialen, einen univerſalen Weltſcherz an die Stelle ſetzt. Dieſer Humor, der ebenſo von der Apotheoſe des Kleinen ausgeht, wie jener Weltſchmerz von der Verehrung des Dämoniſchen und Großen im Menſchen, liegt bei uns in Deutſchland damals gleich krampfhaft und hypochonder dieſem letzteren gegenüber. Die Originalcharaktere, die auf ihm ruhen, ſind eben ſo ſehr Karrikaturen, wie dort die Originalgenies; die Kleingeiſterei und Puſillanimität auf der einen Seite (ein Ausdruck, mit dem Lichtenberg vortrefflich ſein eigenes, in Deutſchland hier repräſentirendes Weſen bezeichnet hat) iſt eben ſo ſehr Krankheit, wie auf der anderen die Starkgeiſterei und Großmannſucht. Denn das einſeitige Verweilen auf der ſchwarzen oder lichten Seite des menſchlichen Thuns und Treibens wird, wie es auf einer einſeitigen Anlage beruht, dieſe nur deſto nachdrücklicher ausbilden. Das haben auch viele der ſchreibenden Individuen bei uns auf beiden Seiten gleichſam gefühlt, und haben ihm zu entgehen geſucht; es drängt ſich in die Melancholie der Genialen ein Humor ein, aber ſeine Bitterkeit verräth, daß es nicht der gutmüthige der Gegenſeite iſt; es miſcht ſich in die Scherze der Humoriſtiſchen ein Zug der Wehmuth, allein es iſt nicht jener prometheiſche Geier, der die Freude des Lebens wegfrißt, ſondern es iſt jene weiche Empfindſamkeit, jene Rührung zum Weinen, die eben ſo ſehr, wie ihr Gegenſatz, die Rührung zum Lachen, aus der gutartigen Anſicht von der menſchlichen Schwäche und Kleinlichkeit fließt. Und in dem eigentlichen Repräſentanten unſerer humoriſtiſchen Romane, in Jean Paul legen ſich beide Gegenſätze, des Kraftgenies und Originals, der Empfindſamkeit und des Hu-

mors, dicht nebeneinander, ohne daß es uns Befriedigung gäbe: wir empfinden das Krankhafte nach beiden Seiten hin abwechselnd desto unmuthiger. Bis zu der Höhe, wo sich der Dichter rein über jene Zustände erhebt, die er darstellt, wo Göthe im behaglichen Gefühle einer befriedigten Existenz das Bild der Unbefriedigtheit, seinen Faust, schrieb, wo Cervantes mitten in der Erfahrung vom Ernste des Lebens die Bilder seiner Thorheit entwarf, gelangten nur wenige Menschen, und auf der Seite der humoristischen Weltbetrachtung die wenigsten. Der Schriftsteller, der die Kleingeisterei und Kleinmeisterei verfolgt, verfällt ihr gar zu leicht selbst; wer die Thorheit reizend zu schildern weiß, verliebt sich leicht in sein Thema; „der Genuß des höchsten Lächerlichen, sagt Jean Paul treffend, verbirgt das kleinere, das sich dann der Mann halb scherzend, halb im Ernste angewöhnt.“ Oder auch umgekehrt: der Schriftsteller verfolgt die Kleinlichkeit und Thorheit, weil er ihr verfallen ist; er zieht ihr die Maske des Spottes vor, und es ist daher bei den meisten Humoristen üblich, sich selber lächerlich darzustellen. Was dies Beides sagen will, wird der verstehen, der je im gemeinen Leben darauf geachtet hat, wie z. B. das naive Weib der höhern Stände auf der Grenze von Bewußtheit und Naturtrieb das feinste Spiel ihrer Naivität ist, und das feinste Spiel mit ihr treibt, oder wie der Provinziale, und besonders wieder das Weib, seinen Dialekt zustutzt und so anwendet, daß man zweifelt, ob es aus Gewöhnung, oder aus Humor geschieht; oder wie selbst der trockene Spaßmacher zuletzt sich der Bewußtlosigkeit seiner Einfälle oft bewußt wird, ohne darum die Drolligkeit seiner Natur immer in der Gewalt zu haben. So ist es nun mit den meisten humoristischen Schriftstellern; sie sind am seltensten der Ketten frei, der sie spotten; sie schildern Originalcharaktere, und sind meistens Originale im eigenen Leben. Sie sitzen sich am liebsten selbst, zeichnen am liebsten Portraits, die ihre eigenen Züge tragen, sie werden theilweise Autobiographen, auch wo sie es nicht sein wollen. Sie werden überall, wo das Herz einigen Antheil an ihren Schilderungen hat, wie im Jean Paul, im höchsten Grade pathologische Dichter werden, und sie scheinen dies in der Regel nur darum nicht, weil an ihren Dichtungen, wie in allen komischen Gattungen, mehr der Verstand als das Herz dabei Theil hat.

Denn das, worin der Begriff des Pragmatiſchen und Humoriſtiſchen zuſammenfällt, iſt eben die rationale und blos verſtändige Betrachtung der Welt. Der Pragmatiker bekümmert ſich nicht um den unſichtbaren Hintergrund der Menſchengeſchichte, und der Humoriſt eben ſo wenig; Jean Paul hat ſeine hoch humoriſtiſchen Charaktere zu Leugnern der Gottheit oder Unſterblichkeit gemacht, und ein minder greller und wahrerer Zug würde geweſen ſein, wenn er ſie zu Indifferentiſten gemacht hätte. Wie in den Werken der pragmatiſchen Geſchichtſchreiber der weltgeſchichtliche Plan fehlt und die Idee der Vorſehung, ſo in dem humoriſtiſchen Romane der epiſche Entwurf, den wir noch in Klinger's Romanen theilweiſe finden, und das Ideal. Hier und dort werden die Handlungsweiſe und die Charaktere der Menſchen nicht ſo gern aus dem großen Stand der Dinge, aus Schickſal und Natur entwickelt, als vielmehr aus kleinen zufälligen Urſachen und Anläſſen, aus den Gewöhnungen der Erziehung, aus den ſtillen und geringen Einflüſſen der Umgebung und der engeren Verhältniſſe. Nicht eine ewige Vorſicht, ſondern der menſchliche Witz lenkt hier die Welt, nicht eine Maſchinerie der Götter dominirt in dem Dichterwerk, ſondern der Zufall. So hat Wezel, indem er die Geſchichte des Urſprungs und der Entſtehung eines humoriſtiſchen Originalcharakters ſchildern will, eine Reihe von kleinen Einwirkungen und zuletzt den kleinſten zufälligen Anlaß dieſe Figur formen laſſen. Bei den Kraftgenies brach die Natur durch alle Schranken der Verhältniſſe durch, aber hier wird der Natur weit nicht ſo viel Macht gegeben: nicht *ſie* macht den Menſchen, ſondern die Umſtände; ſie gibt in dem Kinde, nach den Worten eines unſerer Humoriſten, nur einen Guckkaſten: die Aeltern, die Erziehung, die Umgebung zündet das Oel an und ſtellt die Bilder hinter die Gläſer. Daher beginnen alle ſolche Romane ab ovo, mit der Kindheit, ja bei Sterne mit der Embryogeſchichte des Helden, und ſind in der That wie pragmatiſche Biographien angelegt. Nicht auf das Innere des darzuſtellenden Charakters wendet ſich der Fleiß des humoriſtiſchen Dichters, wie bei Wieland und Klinger, deren Romane daher nicht in dieſe Reihe gehören, ſondern auf das Aeußere und Geſellige; nicht die Gewalt der Affekte iſt ſein Thema, wie bei den Kraftgenies, und nicht Handlungen, die dort ihre Quelle haben, ſondern äußere Begebenheiten und Schickſale, die eine zufällige Macht über den Menſchen üben. Die Lieblingscharaktere auf dieſer

Seite sind die schroffen Gegensätze zu jenen Himmelsstürmern, die die Welt nach ihrem Willen zu lenken suchen: es sind die Narren des Glücks, die Spielbälle des Zufalls, die Märtyrer der Launen der Verhältnisse; wie die Hanswurste des Possenspiels müssen sie sich hetzen, treten und schlagen lassen. So ist der Held in allen picarischen Romanen und Gilblasiaden, trotz allen Anlagen und Kniffen, immer ein passiver Dulder: seine Geschicklichkeit kann nur dem Stolze eines Menschen schmeicheln, der von der Menschheit kleine Begriffe hat. Alle humoristischen Romane sind daher gleichsam zur Demüthigung des menschlichen Stolzes geschrieben, jene ältern Schelmenromane sowohl, als die neueren englischen, deren Seele gewöhnlich die Schilderung eines Nationalcharakters ausmacht. Sind jene älteren Charaktere der niedern Stände dem ausschweifenden Dünkel der höhern Klassen entgegengesetzt, wie noch früher im Thierepos die thierische Natur des Menschen dem Halbgötterthum, so sind diese Originale, die stets in Nebensachen leben, die immer nur in den kleinern Nuancen des alltäglichen Lebens auftreten und ihre Besonderheit und Auszeichnung nur im Wesen des Sonderlings haben, jenen Titanen entgegenstellt, die sich der menschlichen Natur überheben und der Kraft des Geistes. Daher nun kommt, wie in England der Gegensatz der komischen Romane gegen die sentimentalen Moralisten Addison und Richardson, so in Deutschland die allgemeine Opposition unserer humoristischen Romanschreiber gegen die von der Genieseuche Angesteckten, die sich in tausend Feindseligkeiten äußert. Ihnen, die von des Menschen dämonischer Natur groß denken, setzt man hier neckisch seine kleine pedantische Natur entgegen. Die Schriftsteller auf dieser Seite sehen den Menschen in die thörichte Welt hineingestellt mit nicht allzu heroischen Kräften; sie sehen ihn gutmüthig und ohne Zorn an dem Loose der Menschheit, an der allgemeinen Schwäche schuldlos participiren; sie trösten sich daran, daß das Kleine in der menschlichen Natur mit dem Großen oft so innig verwachsen ist: denn sie, die nichts nach dem ersten glänzenden Eindrucke beurtheilen, sondern immer auf die entlegenen Quellen der Handlungen und Gesinnungen zurückgehen, finden die Anfänge des Großen und Gleißenden gemeinhin gar zu geringfügig. Sie empörten sich daher gegen die starkgeistigen Genialitäten, die aus dem Menschen auf der einen Seite so viel Wesen machten, auf der anderen seine Schwäche so weit wegwarfen und

verachteten. Sie riefen daher das ſwiftiſche vive la bagatelle nach, und machten nach Sterne's Muſter die Kehrſeite des Menſchen zum Lieblingsgegenſtande ihrer Darſtellung. Dies ſpiegelt ſich in der Form, wie in der Materie ab. Das Geringfügige läßt ſich nur in einer minutiöſen Manier darſtellen, die ſich ins endlos Kleine verläuft: Triſtram und die Flegeljahre haben deswegen kein Ende, weil der funfzigſte Band nichts weiter ſagen könnte, als der vierte ſchon geſagt hat. In dieſer humoriſtiſchen Manier Sterne's iſt das Weſentliche wieder der Pragmatismus, mit dem er nicht allein die Erſcheinungen, ſondern auch die Empfindungen bis auf die entfernteſten Quellen ihres Entſtehens verfolgt. In ſeinen wunderbaren Sprüngen und in dem Verdecken des geheimen Zuſammenhangs ſeiner Gedanken und Einfälle fordert er gleichſam den pragmatiſchen Witz ſeiner Leſer wieder heraus, die verborgenen Fäden aufzufinden. Die deutſchen Nachahmer verſtanden von dieſen Künſten freilich wenig. Sie ſtehen in dem Verhältniſſe zu Sterne, wie die deutſche Schule Shakſpeare's zu dieſem; und dies iſt um ſo übler, als das Muſter an und für ſich geringer und zweideutiger iſt. Denn der vorwaltende Humor iſt ein Begleiter der abnehmenden Kunſt, er zerſtört und vernichtet ſie zuletzt. Dieſe Bemerkung iſt von Göthe, der auch die moraliſchen Nachtheile der vorwaltenden humoriſtiſchen Stimmung durchſchaute. Das Humoriſtiſche, ſagte er, weil es keinen Halt und Geſetz in ſich ſelbſt hat, artet zuletzt in Trübſinn und üble Laune aus, wie man an dem Beiſpiele von Jean Paul und Görres erlebt habe.

Der humoriſtiſche Roman jener Zeit war bei uns weit entfernt eine ſo reinliche Gruppe zu bilden, wie in England, und in ſich von ſo entſchiedener Form zu ſein; es miſchten ſich heterogene Beſtandtheile bei, weshalb man ihn mit der Bezeichnung des Humoriſtiſchen, welches gar oft ſeine ſchwächſte Seite iſt, nicht erſchöpft. Unſere Romanſchreiber waren ihrer Natur nach mehr praktiſche Leute, und auch von dieſer Seite den Kraftgenies entgegengeſetzt. Im Werther gilt die Geſellſchaft für die Quelle des Unglücks, für den Ruin der guten Natur im Menſchen; bei Hippel iſt die Geſellſchaft Urſache des menſchlichen Glücks oder Unglücks, und er glaubt, daß noch erſcheinen werde, was noch nicht erſchienen iſt: was Alles der Menſch durch ſie noch werden kann. Dieſe Männer ſind mit der wirklichen Welt vertrauter und verſöhnter als jene Jünglinge, ſie hoffen auf ihre Verbeſſerung und tadeln die umſtürzende Tendenz

dieser Gegner. Sie sind Reformer, während diese entschiedene Revolutionäre sind. Nie ist in der Welt ein Großes geschehen ohne einen leidenschaftlichen Anstoß, mit welchem Exceß und Uebertreibung immer verbunden ist: das haben jene extravaganten Starkgeister für ihre Bestrebungen anzuführen. Es ist aber nur die Sache eines großen Geistes, im Ganzen die Nothwendigkeit solcher Excesse einzusehen; wer am Einzelnen klebt, der sieht immer nur die Ausschweifung und den nächsten Schaden, der ihr anhängt. So ist es mit unseren pragmatischen Poeten. Sie denken der Welt im Einzelnen aufzuhelfen, und Hippel, Hermes, Jean Paul und Andere haben immer eine Reihe politischer und sittlicher Projekte, womit sie die menschliche Gesellschaft heilen wollen; sie, die wenig vom poetischen Idealismus haben, sind leicht mit einem gewissen politischen behaftet. Gemeinnützigkeit ist bei fast allen unseren Romanschreibern der ersten Zeit das allgemeine Ziel, wie man es häufig von dem pragmatischen Geschichtschreiber ausgesagt hat. Die Werke der Letztgenannten und anderer Männer sind überfüllt mit Vorschriften einer praktischen Fürsorge fürs Leben, mit Vorschlägen, Doktrinen, Systematik und Polemik. Wo diese noch satirischer Art ist, verträgt sie sich wohl mit der humoristischen Manier; allein sie ist am häufigsten platt doktrinär. Daher nun kommt es, daß unsere Romane anfangs allen Kunstwerth schon dadurch verlieren, daß sie meistens in eine enge Relation zu den Wissenschaften treten. Wir haben kein freies und mannichfaltiges öffentliches Leben, wie England, das die große Heimath der pragmatischen Geschichte und des rein humoristischen Romans aus den gleichen Gründen ist. Dort härten sich an den Ecken der Publicität jene originalen Individualitäten ab, die nicht müßige Erfindungen des Dichterkopfs sind, die bei ihrer zufälligen Eigenrichtigkeit dennoch allgemeine Natur tragen, wie Sterne's Tristram z. B. das Urbild aller Kleinmeisterei ist. Wir in Deutschland haben nur das Partikelchen eines freien Lebens auf der Universität, toll und humoristisch genug, aber ohne eine bedeutende Widerlage. Wenn sich unsere Romanschreiber nach Materie und Umgebung umsahen, so trafen sie nur auf ein gelehrtes, nicht auf ein thätiges Leben; sie fanden mehr Originalitäten und Kuriositäten in den Meinungen als in den Handlungen, weshalb wir auch so viele solcher Charakterbilder unter dem Titel „Leben und Meinungen" haben. Dies gab nun an die Hand, daß sich diese Poesiegattung ganz enge mit den

wiſſenſchaftlichen Zweigen verwebte, in denen einige lebendige Bewegung ſtatt hatte. Wir werden daher kaum in der Theologie die erſte Polemik rege werden ſehen, ſo erſcheinen theologiſche Romane; kaum tritt die Phyſiognomik ans Tageslicht, ſo wird ſie in phyſiognomiſchen Reiſen perſiflirt; Geheimlehren und Orden geben Stoff zu Wunderbarem, was der moderne Roman ſonſt entbehren muß; die reſtaurirte Erziehungskunſt ward die Quelle einer ganzen unendlichen Literatur für Kinder, für Haus und Schule; ſobald die Philoſophie neuen Aufſchwung nahm, kleidete ſie ſich hier und da in äſthetiſche Formen; kaum war die Geſchichte durch Spittler etwas genießbarer behandelt, ſo überſchwemmte man uns mit hiſtoriſchen Romanen. Der Roman ward aufs neue ein Lagerhaus für allerhand Wiſſenswürdiges aus allen möglichen Fächern, nur in anderer Art, als es in Happel's Zeit der Fall war. Dies nöthigt uns, bei der Beſprechung unſerer ſchönen Proſa und Romanliteratur zugleich auf die Bewegungen in der Wiſſenſchaft, inſoweit ſie das große Publikum berührten, hinüberzublicken. Unſere Dichtung erſcheint auch hier angelehnt an das Buch. Wo die Romane nicht praktiſche oder wiſſenſchaftliche Probleme behandeln, wo ſie ſich dem reinen humoriſtiſchen Style nähern, da lehnen ſie ſich an die Originale der Engländer an, wie ſehr ſie ſich mit dem Titel von Originalromanen brüſten. Wo endlich Einer wirklich ein eigenthümliches Werk in glücklicher Stunde lieferte, da kopirte und verdünnte er es ſelbſt in Wiederholungen.

Es iſt daher eine gewiſſe Willkührlichkeit und Zufälligkeit in dieſen nachgeahmten Produkten, ein Mangel an Nothwendigkeit, was ſie der hiſtoriſchen Betrachtung gleichgültiger macht. Fehlte dieſes organiſche Band ganz, wie es bei den Unterhaltungsromanen der Fall iſt, ſo gingen ſie die Geſchichte gar nichts mehr an. Indeſſen läßt es ſich leicht zeigen, daß dem nicht ſo iſt. Unſere Vielſchreiber in jenen erſten Zeiten ſelbſt, die Jung, Wezel, Müller u. A., ſind meiſtens erſt durch Gewöhnung in das gedankenloſe Fabriciren hineingerathen: der Anfang ihrer Thätigkeit floß aus einer ernſteren Theilnahme an der öffentlichen Lage der Literatur, und iſt meiſt durch ein oder das andere Werk bezeichnet, das für den Gang derſelben charakteriſtiſch iſt. Unſere Ueberſetzungen und Nachahmungen ſelbſt ſind meiſtens durch das Zuſammentreffen der Wahl ſolcher Materien bedeutſam, die unter ſich und mit der Stellung unſerer Literatur

verwandt ſind. So iſt es leicht nachzuweiſen, daß ſich um die 70er Jahre herum die humoriſtiſche Romanliteratur der ganzen Welt in Ueberſetzungen und Nachbildungen zuſammendrängte, als Gegenſatz des tragiſchen Pathos, in welcher Poſition wir die komiſche Poeſie überall gefunden haben, oder auch als Heilmittel gegen die epidemiſche Hypochondrie, was ſo oft als Grund und Rechtfertigung dieſer Art Werke angeführt worden iſt. Sehen wir von dem komiſchen Epos ab, ſo ſteht an der Spitze der humoriſtiſchen Proſa das Werk des Cervantes. Wir erhielten es 1767 in einer neuen Ueberſetzung, welcher 1775 die von Bertuch folgte. Schon früher (1764) hatte Wieland's Don Sylvio den Don Quixote nachgebildet, der in der ganzen Gattung des komiſchen Romans als eröffnend angeſehen werden kann, wie denn Wieland als der Vater unſeres neueren Romans überhaupt angeſehen werden muß. Der berühmte Siegfried von Lindenberg beginnt gleichfalls wie eine Nachahmung des Don Quixote, wird aber mehr zur Zeichnung eines Originalcharakters im Geſchmacke der engliſchen Romane. Daß Rabelais' Gargantua von Sander in einer freien, nicht unebenen Bearbeitung wieder erſchien, zählt hierher, obwohl er der Zeit nach etwas ſpät (1785) fällt. Die picariſchen Romane der Spanier, der komiſche Roman von Scarron, die beliebten Werke von Leſage folgen nach der Reihe. Gilblas erſchien 1768 von Walther verdeutſcht, dann ſchnell hintereinander in einer hamburgiſchen Ueberſetzung in drei Auflagen; der Gerundo Zotes von Bertuch 1775, der Gran Tacaño in deſſen Magazin der ſpaniſchen Literatur (1780 ꝛc.), der Lazarillo de Tormes 1782. Werke dieſer Art haben wir in jenen Zeiten in rohen Nachbildungen mehr, als wir heutzutage noch wiſſen, und ich will nur einige nennen, um zu belegen, daß dieſer Geſchmack noch an der Zeit war. Abgeſehen von den abenteuerlichen Studentenromanen, die noch in die 70er Jahre reichen, und von dem moderniſirten Eulenſpiegel (1779), ſo haben wir z. B. ein Leben und Tod Sebaſtian Sillig's (1776), eines Helden des „ſchwarackiſchen" Schlags, wie unſere Alten ſagten; der erſte Theil von Bretſchneider's Ferdinand von Thon (1775) treibt den Junker in Händeln und Abenteuern herum und wirft ihn aus einem Stande in den andern, wie es in allen dieſen Erzählungen der Fall iſt; das Leben des Tonkünſtlers Gulden (1779) hält uns ganz in den gemeinen Scenen des niedrigen Lebens; das Leben Menadie's (1779), Grull Herrmann

Kwerl (1785) und andere ſind ſolche Kompoſitionen im Geſchmacke Scarron's, deren Mittelpunkt herumſtreifende Banden, Charlatanismus und unkluge Tollheiten aller Art ausmachen. Wie alle Gilblaſiaden ſehen auch dieſe mehr Memoiren als Romanen ähnlich, und ſind zum Theil auch mehr Biographie als Dichtung; der Reiz iſt in dem läſſigen Gange der Begebenheiten, welche weder durch Zweckmäßigkeit noch auch durch Willkühr beſtimmt ſind, in der friſchen Lebendigkeit, wo der Augenblick Alles entſtehen und verſchwinden läßt. Am bekannteſten unter den hierhergehörigen Werken iſt wohl Knigge's Peter Klaus (1783) geblieben, der unter dem Titel des des deutſchen Gilblas ins Franzöſiſche überſetzt ward: ganz ſolch ein plump nachgeahmtes Produkt im niederländiſchen Style, wo der Held, ehe er durch Glück und Geſchick zu Ehren und Wohlſein kommt, in allen Lagen herumgehetzt wird, damit „jeder Klaſſe von Leſern etwas dargeboten werde.“ Der äußeren Zurichtung nach gehört Nicolai's Sebaldus Nothanker ganz in dieſe Klaſſe, doch überwiegt in ihm das materiale Intereſſe das formale ſo ſehr, daß wir ihn lieber an einem andern Orte erwähnen. Einen Werth haben alle jene mit Recht vergeſſenen Werke durchaus nicht. Wir haben ſchon früher, bei Gelegenheit des Simpliciſſimus und des Lebens des Herrn von Schweinichen, einmal geäußert, daß das, was wir in dieſem Genre im wirklichen Leben und in der Biographie beſitzen, weit intereſſanter iſt, als was wir in poetiſcher Abbildung und im Romane haben. Und dies können wir auch in dieſer Zeit wieder völlig beſtätigen. Das Abenteuerliche und Glücksritterliche ſieht in den Zeiten des Aufſchwungs unſerer Literatur aus einer ganzen Reihe von Lebensgeſchichten ſelbſt blos unter unſeren Literaten hervor. Die Schickſale einer Frau Karſch, eines Wekhrlin, eines Bronner, die die Selbſtbiographien Schubart's und Jung's würden theilweiſe ganz vortreffliche Partien in Romanen des picariſchen Geſchmacks abgeben, und auf die letztere müſſen wir wenigſtens noch mit einigen Worten zurückkommen. Auch das Leben Bode's gehört in einzelnen Zügen hierhin, der für die Verpflanzung des komiſchen Romans aus England ſo ſehr thätig war, ſowie ſein jüngerer Freund Friedrich Schulz (aus Magdeburg 1762 — 98), der ganz in ihm aufging, und ähnlich wie Er verſchiedene Stände durchgemacht, ſich an vielen Orten umgetrieben und mühſam emporgebracht hat. Der Anton Reiſer (1785), die Selbſtbiographie von Karl Philipp

Moritz (aus Hameln 1757—93) ist zwar nicht so abenteuerlicher Natur, aber doch ganz aus dem Gesichtspunkte der humoristischen Romane angelegt: er will seinen Charakter aus den zufälligen und ersten Verhältnissen und Richtungen aufbauen; er sieht die unendliche Menge von unbedeutenden Kleinigkeiten, die auf ihn in der Jugend wirkten, durch ihre Verflechtung wirksam werden, er fand, daß sie das Leben ausmachten, und wer sein Buch aufmerksam gelesen hat, wird finden, daß er darin bei aller Wahrheitsliebe und bei allem psychologischen Scharfblicke zur Selbsttäuschung übergleitet, indem er der Natur durchaus keinen Antheil an seiner Störrigkeit geben will, die immer nur die Behandlung der Menschen und die Verhältnisse in ihm gebildet haben sollen. Sein ganzer späterer Charakter in Leben und Schriftstellerei bewies, daß er, zwar immer leer, wie Göthe sagt, und nach Gegenständen lechzend, jetzt Herder, jetzt Göthe, jetzt Jean Paul ganz hingegeben, und scheinbar allen Eindrücken ganz offen, dennoch gerade immer wieder Er selbst blieb, daß, wie bedeutenden Umgang er pflegte, wie gründliche Anregungen er hatte, er doch in seinen pädagogischen, ästhetischen, maurerischen und Reiseschriften immer unbedeutend war, wie denn nur seine Mythologie dem Publikum bekannt geblieben ist. — Endlich haben wir zwei Autobiographien, die sich ihrem ganzen Gehalt und Umfang nach hierher stellen lassen: die eine ist die von Bahrdt, die wir später dem Sebaldus Nothanker gegenüberhalten wollen, wo wir in jeder Beziehung Interesse, Belehrung und selbst Unterhaltung auf Seiten der geschichtlichen, nicht der gedichteten Lebensbeschreibung finden werden; die andere ist die des Schauspielers Brandes (aus Stettin 1735—99), die erst nach seinem Tode 1803 herauskam. Er war von ganz verarmten Aeltern, in der Jugend zum Schuhmacher bestimmt, und ward dann Kaufmannslehrling; auf Diebstahl ertappt, floh er und bettelte sich nach Polen, ward da Tischler, Schweinehüter, Diener eines Wunderdoktors, Tabakshändler und Fuhrmannsknecht; er ward nachher nach Hamburg und Lübeck verschlagen, spielte da neue Rollen als Bedienter, Figurant bei falschen Spielern, als Schauspieler und Roman- und Komödienschreiber. Hier hat man alle Ingredienzen zu einer Gilblasiade, und, was die Hauptsache ist, die innere Natur des herumgeschleuderten Abenteurers in voller Blüthe: einen Leichtsinn, der in Glück und Unglück auf gleiche Weise aushält..

Nach den Romanen in diesem Style der Spanier und ihrer

Nachahmer Scarron und Leſage, folgen in der Geſchichte der allgemeinen komiſchen Literatur die humoriſtiſchen Romane in England, auf jene abenteuerlichen, vagabundiſchen Charaktere die häuslich beſchränkten Originale und Sonderlinge, auf den curiosus nach dem ächten Wortbegriffe, den wir im 17. Jahrh. als den Mittelpunkt dieſer Romane bei uns fanden, der Kurioſe nach unſerem neueren Sinne des Worts[41]). In den engliſchen Werken der Smollet, Fielding, Sterne und Goldſmith berühren ſich beiderlei Charaktere noch vielfach (wie z. B. der eulenſpiegeliſche Humphry mit Sir Bramble u. ſ. f.). Und dies ſind nun die Muſter, die neben Richardſon damals nach Deutſchland beſonders herüberwirkten, und die den Richardſon bei uns wie in ihrem Vaterlande bei Seite ſchoben. Sie ſtellten ſich gegen den Pedantismus des Letzteren, gegen die weibliche, ja weibiſche Manier und ſentimentale Langweiligkeit ſeiner berühmten Romane (Pamela, Clariſſa, Grandiſon), gegen ſeine gezierten Charaktere und ihre Unnatur im Guten und Böſen. Die Sitten wahrer Menſchen, die ächte Natur zu ſchildern wird der Ehrgeiz dieſer Gegner Richardſon's, und ſie gleiten dabei nach dem Gegenſatze ſehr oft allzu tief herab. Sie ſchildern denn doch eine ſeltene Menſchheit und Natur in ihren Zerrbildern und Karrikaturen; ſie ſind in ihrem ſehr derben und männiſchen Widerwillen gegen das Schmachtende und Weiche allzu ſehr darauf aus, in ihren Naturſtudien das Plumpe und Scharfe zu ſammeln, und ſie geben dazu nach dem Geſchmacke der engliſchen Malerei grobe und derbe Umriſſe. Dies mußte ſich in Deutſchland mildern, und es verloren ſich aus unſeren Originalromanen die Rohheiten und Widerlichkeiten, die z. B. bei Smollet noch häufig begegnen, aber freilich auch die grelle Wahrheit der Zeichnungen, die den Werken dieſer Schriftſteller allerdings eigen iſt. Das Verhältniß deſſen, was in Deutſchland dieſen Produktionen ähnlich ſieht oder ſehen ſoll, iſt dem Verhältniſſe des engen deutſchen Lebens zu dem weiten engliſchen analog; es läßt ſich in zwei Worten haar-

41) „Es gibt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit der Benennung Eigenheiten am beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind, was das Individuum conſtituirt; das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt, und in dem Allerwunderlichſten blickt doch noch etwas Verſtand, Vernunft, Wohlwollen durch, das uns anzieht und feſſelt. In dieſem Sinne hat Sterne, das Menſchliche im Menſchen aufs zarteſte aufdeckend, dieſe Eigenſchaften, inſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn ſie treiben den Menſchen nach Einer gewiſſen Seite, in einem folgerechten Gleiſe, und erhalten ihn, ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung.“ Göthe.

ſcharf angeben: es iſt das Verhältniß der Miniaturbildchen Chodowiecki's, die die meiſten der hierher gehörigen Romane begleiten, zu den keckeren und genialen Umriſſen von Hogarth. Dieſe Romane nun fanden neben den richardſon'ſchen bei uns allgemeinen Eingang ſeit dem Ende der 60er Jahre; wir theilen in der Note eine Reihe der Ueberſetzungen mit[42]). Bald bekannten ſich die Hermes, die Jung, die Wezel und Aehnliche offen zu ihren Nachahmern, und die Männer des feinſten Geſchmacks zu ihren Bewunderern. Wem iſt nicht bekannt, wie Göthe und Herder frühe von Goldſmith's Landpfarrer urtheilten, und welche Bewegung dieſes Buch in ihren Anſichten und ihren Neigungen machte! Und wie trieben Sterne's Werke die Produktionskraft zum Ausſchlagen bei uns, bei deren Erſcheinen, wie Jean Paul ſagt, alle Kinder unſerer ſchönen Geiſter zu zahnen anfingen, und Alles zu Einer Zeit zu lachen und weinen begann, wie im 14. Jahrh. die Sekte der Geißler und der Tänzer zugleich aufgeſtanden. Das Gebiet war damals bei uns noch ganz unbebaut. Die beweglichen Werke Richardſon's liefen um, als ihnen noch kein anderes Buch dieſer Art den Weg verſperrte; ſie hatten eine dauernde Exiſtenz, die ſie ſich nicht durch innere Bedeutung mühſelig zu erkämpfen brauchten; dieſe Dauer des Intereſſes, das durch kein neues verdrängt wurde, gab ihnen eine deſto tiefere und ausgebreitetere Wirkung; dazu kam die große Unſchuld des Publikums, die ſie nicht für Romane, ſondern für Geſchichte las. Es war daher kein Wunder, daß es für einen Mann wie Chriſtoph Bode (aus Braunſchweig 1730—93) eine Art Lebensgeſchäft werden konnte, ſich der Ueberſetzung dieſer Werke zu widmen. Er war ſchon 1759 mit der Verdeutſchung des begeiſterten Braminen von Dodsley aufgetreten, und für die Bearbeitung der humoriſtiſchen Romane war er ganz gemacht. Er lebte, ehe er nach Weimar überzog, in Hamburg und ſog dort ſeine engliſchen Sympathien ein; Aufenthalte und Schickſale hatten ihn mit den Menſchen bekannt gemacht, ſein geſelliges Talent entwickelt, ſeinen Charakter ehrenhaft gebildet, ſeinen Kopf aller Schwärmerei verfeindet; er ward ein Partheimann der geſunden Vernunft, und hing daher mit Nicolai und Leſſing be-

42) Fielding's Amelia war 1766 ſchon in der dritten Auflage überſetzt. Der Vicar of Wakefield 1767; zehn Jahre ſpäter von Bode. Fielding's Ophelia 1767. Sterne's Yorick von Bode 1768. Smollet's Peregrine Pickle 1769. Deſſen Humphry Klinker von Bode 1772. Sterne's Triſtram Shandy von eben dieſem Ueberſetzer 1774. Yorick's Briefe an Eliſa und Eliſa's an Yorick 1775. Fielding's Tom Jones von Bode 1780 (viel früher war er ſchon von einem Wodarch übertragen worden), u. ſ. f.

freundet zuſammen. Er war ſelbſt Humoriſt, man fand „ein gewiſſes Misverhältniß zwiſchen ſeinem nervigen, gleichſam in Erz gegoſſenen Gliederbau und ſeinem reizbaren Empfindungsvermögen, das ihn beſtändig prickelte, und in die Stimmung verſetzte, in der er mit ſeinen ſinnreichſten Einfällen hervorbrach;" inſofern war er alſo mehr als bloßer mechaniſcher Ueberſetzer, ohne daß ich darum ſeine Ueberſetzungen, in denen er ſich hier und da ſtarke Freiheiten und Erweiterungen erlaubte, nach einem höheren Maßſtabe gemeſſen loben wollte. Leſſing mußte ſeinen Beruf erkannt haben, er gab ihm die Richtung an und ermunterte ihn zu ſeinem erſten Verſuche in dieſem Zweige, zu Yorick (1768), dem nachher Klinker, Triſtram und der Dorfprediger folgten. Auch Rabelais zu überſetzen war ſeine Abſicht geweſen.

Wie wenig Deutſchland geeignet war, mit England in einer Gattung von Fiktionen zu wetteifern, die ganz auf ſchlagender Menſchenkenntniß und ſprechender Wahrheit der Darſtellung beruhte, dies hat Niemand mit größerem Nachdruck geſagt, und wiederholt, und immer wieder eingeſchärft, als Georg Chriſtoph Lichtenberg (bei Darmſtadt, 1742—99), ein Mann, der ſelbſt ſich dem engliſchen Nationalcharakter mit der größten Vorliebe näherte, voller Whims und Spleen, ein Original ſelbſt, und mehr als irgend Einer befähigt, die humoriſtiſchen Romane auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ein nüchterner, geſünderer Repräſentant derſelben zu werden, als Jean Paul, und ſelbſt die engliſchen Vorbilder, wenigſtens von Seiten der klaſſiſchen Form, in tiefen Schatten zu werfen. Er hatte alle feinſten Eigenſchaften, die den Humoriſten und den humoriſtiſchen Schriftſteller ausmachen, die Beide da gleichſam zuſammenfallen müſſen, wo der Mann ein ſo ſcharfer Selbſtkenner iſt, wie Lichtenberg war. Ihm war es zur Natur geworden, den Maßſtab des reinſten mathematiſch-gebildeten Verſtandes an alle Dinge anzulegen, er hatte gute Stunden der Munterkeit und des leichten Sinnes, wo ſein Geiſt heiter war, und dazwiſchen unterlag er ſeiner Nervenreizbarkeit, wo ſeine Phantaſie in größter Lebendigkeit ſpielte und auch wohl „ſcheu wurde und mit ihm fortlief;" ein Zuſtand, der dem Humoriſten in irgend einem Grade nothwendig ſcheint, und den Jean Paul mit Reizmitteln und innerer Autorunruhe hervorrief. Im umgekehrten Verhältniſſe zu dieſem, der oft mit Phantaſie und Witz um die Gegenſtände gaukelt, ehe der minder bewegliche Verſtand ſich ihrer klar bemächtigt hat, ſteht bei Lichtenberg Alles im ſcharfen Umriß der Zeichnung, ehe der Witz ſeine Farben aufträgt, und

die aufgetragenen haben nichts Schillerndes und Falsches an sich. Dies ist nun aber jene Mischung der geistigen Kräfte, die wir an den humoristischen Schriftsteller verlangt haben, und uns scheinen auch bei Lichtenberg, zerstreut, aber am reinsten, alle Eigenschaften und Eigenheiten desselben vorzuliegen. Er wagt sich mit seinem Verstande an die größten Probleme, denen der Verstand nicht gewachsen ist, er vermag es nicht, seiner Einbildungskraft die kleinsten Grillen, die sich ihm aufdrängen, zu entreißen, und dadurch entsteht jenes komische Amalgam von gesunder Objektivität und wunderlicher Individualität in seinem Gedankensysteme und in dessen Ausdruck, das, auf einen ästhetischen Charakter koncentrirt, völlig jenes ächte Bild eines Originals abgäbe, in dem die Karrikaturzüge Charakterzüge der Menschheit sind, die zufällige Eigenrichtigkeit allgemeine Gültigkeit hat, die Irregularität des individuellen Räderwerks von der Mangelhaftigkeit der ganzen Maschine bedingt ist. In allen Ansichten Lichtenberg's, über Hohes und Tiefes, liegt die Grille mit der Wahrheit, die Einbildung mit der Ueberzeugung, die Wärme der Phantasie und selbst des Herzens mit der Kälte des Verstandes im Kampfe: und dies, in einer ästhetischen Charakterform objektivirt, würde vielleicht eines der größten Themen geben, das sich die humoristische Dichtung stellen könnte: die Unzulänglichkeit und Verlassenheit, die Rath- und Hülflosigkeit des menschlichen Geistes, der gern überall rechnen und beweisen möchte, und sich im höchsten Falle bei einer Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhigt. Der Charakter würde das Gegenstück zu Faust werden, wie Lichtenberg in der That der grellste Gegensatz gegen alle die Fauste dieser Zeit war; wie dieser Charakter auf den Grund der Seelentiefe und Schwermuth gezogen ist, so müßte jener auf der Unterlage von Muthwille und Leichtsinn aufgebaut werden, die nach Forster's Urtheil die Bestandtheile von Lichtenberg's Wesen waren, wie von Kästner's, nur ohne die Zugabe von der Dreistigkeit des Letzteren. Wir wollen einige Züge von Lichtenberg's „Leben und Meinungen" herstellen, um uns deutlich zu machen. Er zweifelte, daß die bloße Vernunft (Verstand) ohne das Herz je auf einen Gott gefallen sein möchte; das Herz erkenne ihn, und wolle ihn gern dem Verstande begreiflich machen, was allerdings schwer, wo nicht unmöglich wäre. Aber daß sich seine Einbildungskraft hierbei beruhige, daran fehlt viel. Sie spinnt ihm das schöne und tröstende

Gleichniß, daß der Menſch, vielleicht doch fähig das Ueberſinnliche zu wiſſen, ſeine Ideen von Gott ſo zweckmäßig weben könnte, wie die Spinne ihr Netz, und daß höhere Weſen uns wegen dieſer Ideen von der Gottheit ſo bewundern könnten, wie wir die Spinne und den Seidenwurm. Ein andermal denkt er über das Gute und Böſe nach; er kann mit ſeinem mathematiſchen Raiſonnemente nicht auf die Theodiceen der Philoſophen kommen, er hält es für thöricht, zu glauben, daß eine Welt ohne Schmerz und Böſes nicht möglich wäre: da fällt ihm ein, ob nicht unſere Welt das Werk eines untergeordneten Weſens ſein möchte, der Verſuch Eines, der die Sache noch nicht recht verſtand! In Bezug auf Unſterblichkeit iſt er ganz Leſſing's Anſicht: zu ſein und abzuwarten; der Menſch ſchien ihm weiſe zu handeln, wenn er über der Erziehung für den Himmel die für die Erde nicht vernachläſſige, wenn er ſich durch keine Offenbarung blenden ließe, und dieſe Station als ſein Ziel anſähe, in die uns doch ein weiſes Weſen geſetzt habe. Er fühlte ſich am glücklichſten, wenn ihn ein ſtarkes Gefühl beſtimmte, nur in dieſer Welt zu leben, allein dabei „war ſein Unglück, daß er in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen exiſtirte, die ſich ſeine Phantaſie, unterſtützt von ſeinem Gewiſſen, ſchaffte.“ Er muß ſich mit Ideen über Seelenwanderung, nicht wie Leſſing überlegen und ruhig tragen, ſondern quälen: er kann den Gedanken nicht los werden, daß er einmal geſtorben war, ehe er geboren ward, und durch den Tod wieder in jenen Zuſtand zurückkehre; er ſpekulirte über den Werth des Nichtſeins, über dieſen Zuſtand vor der Geburt, wenn man ſo ſagen darf, und ſeine Indolenz, deren er ſich ſelbſt treffend anklagt, ließ ihn meinen, man befinde ſich in jenem Zuſtande eben ſo wohl wie in dem der Glückſeligkeit! Lichtenberg's Anſichten über Religion waren die ſtarkgeiſtigſten, die man haben kann. Wie Leſſing, (deſſen Analogon er iſt, wenn man alles das abrechnet, was den Menſchen von harmoniſchen Seelenkräften und energiſchem Willen von dem in Geiſt und Charakter paſſiveren, was mit einem Worte den typiſchen Menſchen von dem Sonderling unterſcheidet, der im ſeltenſten Falle von aktiver Natur iſt,) wie Leſſing bekennt ſich Lichtenberg frei zum Spinozismus; nach unzählbaren Jahren, glaubte er, werde die Univerſalreligion geläuterter Spinozismus ſein, die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft führe auf nichts Anderes hinaus. Er verleugnet nicht ſeine Ab-

neigung gegen die Religion, die die furchtbarsten Kriege in die Welt gebracht habe, deren Bekenner glauben, „daß man seinen Schöpfer fressen könne;“ er hält das Gebet für die Sache derer, die viel Glück und viel Schwäche haben; er vertheidigt den Selbstmord; er geht in dem Eifer der Verhärtung einmal so weit, es Wieland zu verargen, daß er Glauben an Gott und Unsterblichkeit für zwei nöthige Grundsäulen hält, ohne die Tausende unglücklich würden: sollen diese unantastbar sein, schrieb er an Forster, so würden wir bald wieder eine ganze Kolonnade haben. „Man soll den Frieden der Gemüther nicht stören; aber quaeritur, wie geht dies an? es stellen sich dabei alle Plackereien ein, die mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden sind.“ Und doch ist Lichtenberg zu anderen Zeiten wieder gleichfalls, wie Lessing, überzeugt, daß jenes reine Vernunftsystem nur für geübte Denker ist, daß für die Ausübung, für das Volk eine positive Religion nothwendig ist, und daß das Christenthum sich unter allen dem Vernunftglauben am meisten nähere. Ja noch mehr, er war andächtig und nicht ohne religiöse Empfindungen, für das Große und Erhabene religiöser Dichtung hatte er offnen Sinn, und das „Ehe denn die Berge wurden“ war ihm lieber als „Sing unsterbliche Seele.“ Und was noch sonderbarer ist, er betete selbst mit Innigkeit und mit Glauben an die Kraft des Gebets! Er war aller Schwärmerei so sehr verfeindet, von allem Wunder- und Aberglauben bekanntlich so weit entfernt, daß er als ein Hauptgegner und Bekämpfer der thörichten Propheten und Wunderthäter, der Lavater, Ziehen und Schröpfer öffentlich vorgetreten war; und dennoch achtete derselbe Mann auf seine Träume, und beurtheilte aus einem ausgehenden Lichte seine Reise nach Italien, und machte hundert Dinge zu Orakeln! Hier liegt der springende Punkt am nächsten, von dem aus uns Lichtenberg den Schlüssel zu dem höchsten humoristischen Charakter in die Hand gibt, der vielleicht denkbar ist. Denn wenn es in Wahrheit, nach Sterne, oder nach Ben Jonson's früher einmal angeführtem Ausspruch, Humor genannt zu werden verdient, wenn Eine besondere Eigenschaft einen Menschen so einnimmt, daß sie alle seine Leidenschaften und Geisteskräfte nach Einer Richtung mit sich zieht, welch einen allgemeineren Humor könnte es denn geben, als wenn diese Eigenschaft ein solcher Grad von gesteigerter Subjektivität ist, daß sich diese in alles Dichten und Trachten vordrängt, daß sich

der Mikrokosmus zum Maßſtabe des Makrokosmus macht? Ein ſolcher humour wird in den Zeiten aufſtrebender Bildung, wie damals, epidemiſch; er liegt der tragiſchen und luſtigen Hypochondrie jener Geſchlechter zu Grunde; er wird nothwendig einen traurigen Ausgang haben, wenn, wie bei unſerer heutigen und bei der damaligen Jugend ſo oft, der kleinen Welt ihre Unbedeutenheit fühlbar gemacht wird, ohne daß ſie ſich über ſich klar machen will (was offenbar damals Lenzens und Wezel's Wahnſinn entſchied); er macht den heiterſten Eindruck, wenn ſich der Humoriſt ſo wie Lichtenberg ſelbſt bekannt wird, wenn er ſich ganz durchſchaut, wenn er in leichten Momenten ſich über ſich ſelbſt fühlt, wenn in ihm geſunde Stunden für die kranken (wie ſo vortrefflich in der Schilderung Don Quixote's beobachtet iſt) entſchädigen, wenn er im Gefühle eines anderen Werthes keinen Werth auf ſeine Sonderbarkeit legt, wenn ihm dieſe (trotz dem Ankampf dagegen mächtiger als ſein Wille) zur Selbſtbeobachtung merkwürdig wird, nicht ihn zur Ausbildung und äußeren Oſtentation verführt. Dieſe Selbſterkenntniß nun iſt in Lichtenberg ſo völlig, daß ſie, wie wir ſagten, nicht allein ſein eigenes Weſen, ſondern das des Humoriſten überhaupt aufſchließt. Wie er in jenen Orakelfragen ſein Selbſt willkührlich an die äußeren Dinge knüpfte, ohne ſich über die Thorheit zu täuſchen, die darin lag, ſo beobachtet er, daß er in gewiſſen Zuſtänden überhaupt die Dinge nicht mehr dachte, ohne an ſich ſelbſt zu denken und ſich hauptſächlich zu fühlen, daß er ſeine Neigungen und Bedürfniſſe in ſeinen Gedankengang einflocht. Er ſah dann die ganze Welt als eine Maſchine an, die nur zu ihm in Relation geſetzt, die nur da ſei, um ihn ſein Leiden auf alle Weiſe fühlen zu laſſen. Ihm waren aber dieſe Zuſtände Krankheit, und dieſe Krankheit war ihm zur Natur geworden. Er nannte ſie Puſillanimität; ſich ſelbſt einen pathologiſchen Egoiſten. In dieſen Zuſtänden nun war es, wo ſeine Phantaſie mit ihm durchging, wie er ſelbſt angibt, und ihn zu all den kleinen Grillen anleitete, vor denen ihn ſein Verſtand und ſeine geſunde Natur nicht retten konnte; und wer nun die oben angeführten Widerſprüche, die, in poetiſche Anſchaulichkeit gebracht, die komiſchſten Kontraſte bilden würden, wieder in Gedanken durchläuft, der wird leicht finden, daß ſie alle aus der Gegenwehr folgen, die die Schwäche der menſchlichen Natur, die Stimme des Affekts, die Bedürfniſſe der

Sinnlichkeit der ſchroffen Strenge des Verſtandes entgegenſetzten. Die Kleingeiſterei trägt über die Starkgeiſterei den Sieg davon.

Wenn die tragiſchſten Humore, die ſich damals unter der kraftgenialen Jugend kund gaben, oft ihre gar komiſchen Seiten haben, ſo iſt es nicht zu leugnen, daß dieſer heiterſte auch ſeine tragiſche hat. Das unentſchiedene Wiegen der Dinge hin und her, der Indifferentismus führt nothwendig zu einem Skepticismus und zu einer Indolenz, über die ſich zuletzt der größte Leichtſinn nicht mehr wegſetzt. Bei Lichtenberg verlor ſich am Ende alles Gefühl; es ward ihm Alles Gedanke, und es nährte ſich in ihm ein entſchiedenes „Mistrauen gegen alles menſchliche Wiſſen, Mathematik ausgenommen.“ Er entzog ſich allem freundſchaftlichen, ja allem menſchlichen Umgang, und ſein Forſter klagte, daß ihn die Einſamkeit verderbe. So entging ihm jeder Sporn zur Thätigkeit, und daher haben wir in ſeinen Schriften nichts als einen Haufen von Fragmenten, von Gedankenſpänen, von den trefflichſten proſaiſchen Epigrammen und Ausſprüchen, aber nichts Ganzes. So mußte er denn zuletzt ſelbſt ſeine Indolenz anklagen und ſogar bereuen. Er wies ſo nachdrücklich die an Dichtung und Phantaſiereiz kranke Zeit auf die Naturkunde hin, er ſelbſt war aber zur Aktivität nicht zu bringen. Seine ganze Wirkſamkeit beſchränkte ſich in dieſem Felde nur darauf, in Zeitſchriften Rechenſchaft von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft zu geben; er populariſirte dieſe Ergebniſſe, und zeigte ſich hier, wie er im Gebiet der ſchönen Literatur das Verſtändige hervorhob, beſonders empfänglich für das Phantaſievolle, für die kühnen Mutmaßungen der Keppler, Herſchel, Kant und Franklin. Er ſchien ſo gut die Wege zu wiſſen, wie man in dieſen Gebieten produktiv und erfindſam werden konnte, er ſchlug ſie aber nicht ſelber ein. Er geſtand, daß die Erfindung Montgolfier's in ſeiner Hand war, aber daß er ſie aus Indolenz aus der Hand gelaſſen habe; ja er ließ ſie vielleicht aus Scheu vor dem Abenteuerlichen aus der Hand, denn er ſchien dieſe Erfindung anfangs zu Meſmer's Magnetnadeln aus Papier und Brodkruſten, und zu Caglioſtro's und Gaßner's Wundern ſtellen zu wollen. Ebenſo könnten wir von der neuen Wiſſenſchaft der Phyſiognomik ſagen, ſie ſei in Lichtenberg's Hand geweſen. Es lag ganz in ſeiner Natur, daß er von Jugend auf Phyſiognom war; er las ſchon 1765, 66 im hiſtoriſchen Inſtitut in Göttingen Aufſätze vor, die viel Phyſiogno-

miſches enthielten, ſo daß man ihn für den Verfaſſer von Lavater's erſtem Entwurfe hielt, der im hannoveriſchen Magazine erſchien. Wer zweifelt auch, daß Lichtenberg ganz hierfür geboren war, wenn man ſeine Erklärungen des Hogarth (**1794**) kennt, die die engliſchen Kommentatoren Trusler und Ireland zurücklaſſen und Lichtenberg's Namen am berühmteſten gemacht haben, oder wenn man ſeine Briefe aus England (**1776**) über Garrick geleſen und gefunden hat, wie ſein Auge, das Organ der mathematiſchen Künſte, ſo geübt iſt, als er ſein Ohr, das Organ der Gefühlskunſt, ungeübt bekennt; wie es ihm gelingt, das möglich zu machen, was er ſelber unmöglich nannte, vom Schauſpielen einen Begriff, und der verſchwindenden Kunſtleiſtung des Schauſpielers eine Dauer und Unſterblichkeit zu geben. Wer zweifelt, daß er dieſer phyſiognomiſchen Lehre eine andere und fruchtbarere Richtung und Ziel gegeben hätte, als ihr Lavater gab, der die Menſchenliebe mit einer Kunſt befördern wollte, die viel ſchneller zum Menſchenhaſſe führt! Lichtenberg hätte den neuen Forſchungstrieb geleitet, um die „Menſchenkenntniß aus ſchimpflichem Verfall und Entartung" zu retten, um in jenen „traurigen Tagen der Empfindſamkeit den Beobachtungsgeiſt zu wecken, zur Selbſtkenntniß zu führen und *den Künſten vorzuarbeiten.*" Aber auch in dieſem Fache, in dem wir ihn noch unten anführen werden, anders als negativ und im polemiſchen Eifer einzugreifen, hinderte ihn vielleicht nicht ſo ſehr die Ueberzeugung, daß die Phyſiognomik ſubjektiv als Wiſſenſchaft eine Unmöglichkeit ſei, als wieder ein zufälliger Grund ſeines Egoismus, der ihm am eheſten zu gut zu halten iſt: eine Organiſation wie die ſeinige wehrte ſich natürlich gegen den Satz, daß die ſchönſte Seele im ſchönſten Körper wohne, und er führte Sokrates dagegen an, und hätte Chriſtus anführen können, und ſich ſelbſt wohl anführen mögen; er ſetzte Winckelmann's Schönheit eine Schönheit der Tugend, dem Reiz der Formen (wie es dem Manne des niederländiſchen Geſchmacks, dem Erklärer des Hogarth, dem Freunde Chodowiecki's geziemte) den Reiz des Ausdrucks, dem ſchönen italieniſchen Banditen den häßlichen deutſchen ehrlichen Bauer entgegen. So nun, wie in dieſen beiden Fällen die Indolenz Lichtenberg zögern ließ, und in dem Einen nur Gereiztheit und gleichſam perſönliche Betheiligung ihn zum Schreiben brachte, ſo iſt es ähnlich noch in einem dritten Falle, wo er in unſerer ſchönen Litera-

tur hätte thätig werden sollen. Lichtenberg war zu mehr als zum humoristischen Schriftsteller, er war zum Satiriker geboren. Er sah die Zeit für einen Juvenal reif, und er hätte es werden können. Er hatte Weltkenntniß, Takt, Beobachtungsgabe, Witz, vaterländische Natur, Richtung gegen eitle Neuerungssucht, und seine Freude an dem Menschen hätte gegen seine Bitterkeit und Unzufriedenheit immer das Gleichgewicht gehalten; er hatte das Auge auf der öffentlichen Entwickelung, hatte Sinn für Gemeinwohl, Politik und Staat. Er hatte die gehörige Geringschätzung gegen die Art Satire, wie Rabener's, die sich in Allgemeinheiten und Vagheiten herumtrieb, und gegen die wielandische, die sich Phantome von Gebrechen und Lastern schuf, um sie zu bekämpfen. Er wäre kein Aristophanes geworden, aber er war weit genug, die Manier von Sterne und Swift zu verschmähen und den feinen Horaz seiner Satire wegen zu bewundern. In der That hatte er vor, eine Satire gegen die Empfindsamkeit und die Kraftgenies zu schreiben. Man sieht, er hatte auch den rechten Griff in die Materie. Ein solches Werk hätte auf der Seite der humoristischen Schriftstellerei durchaus damals entstehen müssen, wenn sie ihrem Gegensatze die Wage halten wollte; allein es scheiterte eben so sehr an der Unbehülflichkeit des ehrbaren Ernstes der Deutschen, wie vorher die vielfachen Versuche der komischen Epopöe, dem Messias und seinen läppischen Gegnern mit einer eindringenden Satire entgegenzutreten. Gerade wie damals Klopstock gegenüber, so war auch jetzt unter den Widersachern der Genies der Gedanke häufig und gemein, mit einer Satire ihr Unwesen zu bestrafen; man schrieb in Theorien und in Romanen gegen Empfindsamkeit und Geniesucht, und wir wollen unter vielen Romanen, die nicht allein ihrer Form, sondern ihrem Inhalte nach direkt dem zuwider gestellt sind, nur an Timme's empfindsamen Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt (**1781**) erinnern, der der Empfindelei spottet, und an den Plimplamplasko (**1780**), der im altdeutschelnden Styl die Geschichte eines Kraftgenies satirisch erzählt. Was würde aber Lichtenberg aus dieser Materie gemacht haben, der so unerschöpflich an Einfällen über diese Genies war, „diese großen Durchblätterer kleiner Bücher, denen der Mund stets überging von dem, wovon das Herz nicht voll war;" und der zugleich der Quelle dieser Erscheinung so gut auf den Grund sah! Aber er kam zu nichts,

als zu zerſtreuten Ausfällen und zu einem kleinen Aufſatze, in dem er den osnabrücker Hans Sachs (Bellinkhauſen) den modernen Genies entgegenſtellt, ſeine Gedanken und Scenen drangmäßig kühn und kraftvoll findet, und zum Muſter ein Stück, Donatus, über die lateiniſchen Deklinationen durchgeht, und die Dichter der Zeit auffordert, ſich jetzt an die Konjugation zu machen! Dies ſei ja neu, und unſer ganzes Thun und Laſſen laufe ohnehin auf amare, docere, legere und audire hinaus, „scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch wieder nach jenen gingen!“ So wenig Lichtenberg zu dieſer Satire kam, ſo wenig an einen oder den anderen Roman, den er lange herumtrug, zu dem er ſich Vieles notirte, in deſſen Plan er gelegentlich etwas hineinſehen läßt[43]). Er ſollte die Thorheiten und Mängel der Zeit behandeln, der Held ſollte eine Misgeburt, ein doppelter Prinz ſein. Man merkt ſogleich, wie dies zur ſtrengen pragmatiſchen Manier nöthigt. Verſchieden von dieſem ſcheint noch ein anderer Entwurf zu ſein, den er ſchon **1765** hatte, und in dem ein Alchymiſt auftreten ſollte, zu dem er aber den Stoff nicht zu ſuchen getraut: er fürchtete, in der Quellenlektüre würde der geſündeſte Kopf nicht aushalten. Dieſer Grund könnte wieder einer jener Einreden ſeiner Indolenz gleichen. Doch hatte er dafür, daß er ſich nicht zu Werken der ſchönen Literatur entſchloß, auch gültige, treffliche Gründe, die weit von ſeinem perſönlichen Spleen abliegen. Es iſt bei der Höhe unſerer Kultur, bei der Möglichkeit einer geſteigerten individuellen Bildung die traurige Frucht dieſer erfreulichen Erſcheinung, daß wir, um es recht popular zu ſagen, zuweilen zu klug ſind. Wir kennen alle Dinge von ihren zwei Seiten, wir fürchten uns vor jedem Entſchluſſe, weil jeder ſeine Inkonvenienzen hat; in der Politik iſt dies unſer Unglück, daß wir nichts wagen wollen, weil wir immer nur den ſichern Verluſt und nie den möglichen Gewinn berückſichtigen; in der Dichtung iſt Göthe um alle großen Verſuche nur herumgegangen, weil ihm zu klar war, woran er ſelbſt und woran die Zeit litt, und was beide hinderte in der Dichtung das Größte mit Leichtigkeit zu erreichen. Ein Aehnliches war bei Lichtenberg. Er hatte eine zu klare Einſicht in ſich ſelbſt und in ſeine Umgebung, als daß er mit jenem leichten Muthe wie unſere ſon-

43) Werke t. V. p. 411.

stigen Romanschreiber ans Werk gehen sollte. Er war kein Dichter und mochte das selbst am besten wissen. Er hatte für Göthe's Schöpfungen keinen Sinn, sein Geschmack schwankte zwischen den Plattheiten Wieland's und den Uebererhabenheiten Milton's; er hatte darin recht, daß er keine horazischen Oden hören wollte, als von dem, der auch horazische Satiren machen könnte, aber nicht darin, daß er, ungleich Lessing, der didaktischen Poesie Lob spendete und den Denkenden Vergnügen versprach von einem Gedichte, das die Lehren der Mathematik behandelte. Er wollte unstreitig lieber kein Dichter sein als ein mittelmäßiger; denn dieser schien ihm wie Horazen unter allen mittelmäßigen Dingen das elendeste zu sein. Warum er aber dennoch einige mittelmäßige Verse machte? Er hatte gehört, jeder gute Kopf müsse einmal in seinem Leben Verse gemacht haben, und es sähe ihm gar nicht unähnlich, wenn er dieser Pflicht absichtlich Genüge geleistet hätte. Aber weiter wollte er denn nicht, auch nicht einmal in Prosa gehen; und dies schon darum, weil ihm ein Swift, dem er wohl am nächsten gestanden hätte, ein mittelmäßiger Schriftsteller schien, dessen Phantasiekinder, wie ächt gekleidet, doch kaum von Hanswursten oder Luftspringern zu unterscheiden seien! und ein Sterne nicht minder, dem er sich in seinen Romanen am meisten genähert haben würde. „Kriterium für Originalität, sagte er irgendwo, das Zeichen, daß man Kopf habe, ist, daß man sich täglich ein paarmal darauf stellt. Dies, wenn es auch eine sterne'sche Kunst wäre, ist doch nicht schwer. Mit etwas Witz, biegsamen Fibern und dem Vorsatz, sonderbar zu scheinen, läßt sich eine Menge närrisches Zeug in der Welt anfangen, wenn man schwach genug ist, es zu wollen, unbekannt genug mit wahrem Ruhme, es schön zu finden, und müßig genug, es auszuführen." Er selbst schien sich diese Muße nicht gönnen zu wollen; und dies wieder hauptsächlich darum, weil ihn das Schreiben und der schreibselige Charakter der Deutschen überhaupt verdroß. Ihn ekelte vor dem Kompiliren und Excerpiren, woran der Deutsche seine Denkkräfte schmilzt, und vor den Genies, die sich zum Geschäft des Schreibens erheben müssen, nicht herablassen; er hatte einen anderen Begriff von dem Berufe der Menschheit, um es nicht zu beklagen, daß in Deutschland das Schreiberverdienst der Maßstab von wahrem Werthe geworden, weil Schulfüchse den Thron des Geschmacks usurpirten, und leider auch andere Throne umgeben

und lenken. Er war ein Freund Englands, dessen Stolz nicht war, die größten Kompilatoren und Schreiber hervorgebracht zu haben, sondern die größten aktiven Männer, die standhaftesten und großmüthigsten Charaktere; und er sah daher mit Wohlgefallen der französischen Revolution zu, die doch einmal wieder handelnde Menschen zu Ehren brachte. So sah er denn in dem stagnirenden öffentlichen Leben in Deutschland den Mangel an Stoffen und Charakteren jene Dichtung der Menschenkenntniß gleichsam unmöglich machen; er schrieb eine eigene launige Abhandlung über die Unmöglichkeit des deutschen Romans, worin er die günstigen Verhältnisse der Engländer gegen die unseren hält. Ihr wollt Originalcharaktere? sagte er zu dem Publikum. Geht hin und sagt das erst den Leuten, die Kinder zeugen, und denen, die sie regieren, wenn sie groß geworden sind, nicht uns! Er wollte in einem Orbis pictus mit Chodowiecki eine Sammlung von Charakteren aufstellen, nicht für die Moral wie Theophrast's, sondern um den unmündigen Schauspieldichtern und Romanschreibern die Hand zu führen und elementare Anleitung zu geben. Sich unter diese Milchbärte als Ebenbürtiger zu stellen, schien ihm nichts Reizendes zu haben, wo überall die Gefahr drohte, daß ein männliches stärkendes Buch im Wetteifer mit den entnervenden Moderomanen unterliegen werde. Die Seichtigkeit unserer Roman- und Dramenschreiber schien ihm zu einer Größe gediehen, bei der sich blos ein Publikum begnüge, das sich über gewisse Prachtphrasen und Modeempfindungen verglichen und dahin vereint habe, den Werth eines Buchs blos nach dem Grade der Näherung an dies Konventionsgesetz zu bestimmen. Eine Gradus ad Parnassum-Methode habe sich eingeschlichen, eine der Zeit angepaßte Logodädalie und Versetzungskunst des tausendmal Gesagten. „Die Gabe, das Kapital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern, und eigene Empfindungen mit den verständlichsten, individualisirenden Ausdrücken zu Buch zu bringen, und dadurch auch Männer zu unterhalten, die jenes System nicht kennen, und mehr als transcendente Setzerkünste von einem Schriftsteller verlangen, scheine stets mehr zu erlöschen." So vergrub er denn seine eigene Gabe der Menschenkenntniß in Verborgenheit. Er war so unbefriedigt von der Buchkenntniß, er gab so schlagende Beweise von seiner Fähigkeit in der forensischen Kenntniß der Welt, und doch begnügte er sich, —

charakteriſtiſch genug für unſere deutſche Publicität — hinter ſeiner Fenſterſcheibe zu lauſchen. Hätte er große Anregungen gehabt, ſo hätte ſein reizbares Temperament ſeine Indolenz übermannt. Aber ſo iſt er wieder eines der großen Beiſpiele, wie viele edle, glänzende Kräfte in unſerem Vaterlande hinter dem Fenſter, im Treibhauſe, zum Trotze der erſtickenden Luft zwar aufkeimen, aber auch davon, wie ſie im Wachsthume gehemmt, wie ſie verkrüppelt, wie ſie verkümmert werden; eine Erſcheinung, bei der Jedem das Herz blutet, der an dem Gedeihen der Nation Antheil nimmt, und die jene Staatsmänner nie müſſen geſehen haben, die ſich unſerer deutſchen Staaten freuen und rühmen können, die auch nur im Kabinet und Bureau ein dürftiges Treibhausleben friſten.

Wenn Lichtenberg jenen Originalroman geſchrieben hätte, den er ſchon in den 60er Jahren in ſich trug, ſo würde er dieſer ganzen Gattung bei uns eine andere Richtung gegeben haben, weil er ohne Zweifel als ein ganz anderes Phänomen aufgetreten wäre, als die wir jetzt an der Spitze des erneuten Romans ſehen. Sehen wir von Wieland ab, ſo ſteht der Zeit nach unter den Erſten, die aus dem Geſchmacke der happel'ſchen Zeit (er dauerte noch in den 60er Jahren mehr, als wir jetzt denken) heraustreten, Joh. Timoth. Hermes (bei Stargard 1738—1821). Bei ihm iſt der neue engliſche Geſchmack gleich anfangs entſchieden, doch ſchwebt ſeine Manier und ſeine Neigung zwiſchen Richardſon und Fielding. Freunde entdeckten in ihm eine Anlage zum deutſchen Richardſon, und dies mußte ſeiner eigenen Meinung und ſeinem Wunſche ganz entſprechen. Er war überzeugt, daß der Geiſt unſerer Nation der der engliſchen ſei, was Lichtenberg weit anders anſah; in Werken des Witzes, des Theaters, der Dichtung, des Romans ſei der engliſche Geſchmack zugleich der deutſche, ſagte er; ihn müſſe er daher zu haſchen ſuchen, auch auf die Gefahr hin, ein Nachahmer zu heißen! Als er 1766 mit ſeiner Miß Fanny Wilkes zuerſt auftrat, erſchien er ungefähr zwiſchen Richardſon und Fielding wie getheilt. Die Charaktere ſchienen aus dem Erſteren entlehnt und nur neue Situationen unterlegt zu ſein; die Form, die Einkleidung, bis auf die Kapiteleintheilung war fieldingiſch; und ein ähnliches Verhältniß war in ſeinem bekannteſten Werke, der Sophie. Man möchte ſagen, er ſchloß ſich an den Einen in Geſinnung und Richtung an, an den Andern in der Manier; dies bezeichnet die

Ablegung einer früheren, den Uebergang zu einer ſpäteren Periode. Wir erinnern nur, daß mit Richardſon und ſeinem Geſchmacke noch Gellert enge zuſammenhing, der ja zwiſchen jenen hamburger Romanſchreibern und Hermes eine große Lücke als die einzige Notabilität ausfüllt, die ſich mit dieſem Geſchäfte abgab. Für Hermes iſt Gellert noch ein Liebling, und er ſetzt die ängſtlich moraliſche und weibliche Geſinnung, gegen die ſich unſere Starkgeiſter erſt nach Erſcheinung von Hermes' Hauptwerken auflehnten, noch völlig fort. Hierin ſchloß er ſich an Richardſon ganz an, der bekanntlich ſeiner Kenntniß des weiblichen Herzens wegen ſo gerühmt, der der heldenmüthigen Tugend ſeiner Frauencharaktere wegen ſo bewundert war. Der Nachdruck, mit dem ſich Richardſon, mit dem ſich Hermes, mit dem ſich Georg Jacobi und Wieland auf die Kaptation der Frauen legten, und dies mit den feſſelnden Frauencharakteren ihrer Romane und der hochſentimentalen Manier zu bewerkſtelligen ſuchten, iſt keineswegs unbedeutend oder zufällig. Wir haben ſchon früher angemerkt, daß für dieſe Gattung das ſchöne Geſchlecht immer intereſſirt werden mußte, ehe ſie in Gang kam; wir haben den Ritterroman ganz durch Frauen von Niederdeutſchland her, oder durch ihre Diener vermittelt geſehen. Wenn wir nöthig hätten, nach Analogien zu haſchen, ſo würden wir ſagen, daß dies gerade jetzt wieder der Fall war. Denn dieſe Dichtungsart ward von unſerm Wieland neu eröffnet, mit einem Werke, in dem er ſeinen Jugendcharakter beleuchtete, als er der Diener jener Frau la Roche war, die ihrerſeits ſelbſt unter den erſten Romanen neuern Styls aus Koblenz ihr Fräulein Sternheim (**1771**) in die Welt ſandte. Auch dieſer Roman behandelt die Abenteuer und Prüfungen eines Weibes, und der Herausgeber (Wieland) ſelbſt tadelt den richardſon'ſchen Heroismus derſelben; auch hier haben wir ein im Geſchmack halbgetheiltes Werk, das der Briefform, den Figuren und den moraliſchen Tendenzen nach an den Engländer, den abenteuerlichen Fakten nach an die picariſchen oder auch die griechiſchen Romane erinnert. Wenn wir den Leſern mit Titeln beſchwerlich fallen wollten, ſo könnten wir eine ganze Reihe ſolcher Romane nennen, die ſich ſchon ihren Ueberſchriften nach in Eine Gruppe mit dieſen Frauengeſchichten ſtellt. Wir bleiben bei Hermes, als dem Repräſentanten, allein ſtehen; wir laſſen, um uns nicht ins Breite zu

verlieren, alle ſeine ſpäteren Werke, die er nach eigenem Geſtändniſſe[44]) aus Bedürfniß und Nahrungsſorge ſchrieb, und die überdies meiſt auf Einen Schlag ſind, bei Seite, und verweilen nur bei dem Einen, das ihm den Hauptnamen gemacht: Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen (1770). Es war ſeine erklärte Abſicht, den Roman, der ſonſt der ärgſte Feind der Tugend ſei, zur Tugend zu bekehren, wie Young von Richardſon gerühmt hatte: deſſen Ausſpruch hatte ihn bewogen, ſein Buch zu ſchreiben. Er ſtellte ihn den Nachahmungen der franzöſiſchen Romane ausdrücklich entgegen, die den Leſerinnen ſo gefährlich ſeien, den Werken junger „Knaben, die frech und unverſchämt über alle Grenzen des Anſtandes und der Scham wegſpringen.“ Seine erklärte Abſicht war eigentlich, alle Kapitel der Moral abzuhandeln; und dies machte ſein Buch zu einem ungeheueren Haufen von Geſchichten, Lehren, Warnungen, Vorſchlägen, Herzensergießungen über Alles, was er im Stillen in ſeinen Umgebungen in Pommern und Schleſien bemerkte, ſo daß nicht die Fiktion, ſondern ſeine Bemerkungen der Faden ſind, den er willkührlich anknüpft, „wo er irgend haften will.“ Er will nicht Dichter ſein, ſondern Beobachter und Zeichner. Da ihm die Maſſe zu gewaltig anwuchs, ſo beſchränkte er ſich zuletzt auf einige Lieblingskapitel der Moral, und zwar beſonders auf die Fragen und Verhältniſſe, die Haus und Kirche, Prieſter und Frauen betreffen, ſo daß die Perſon, der Stand, die Geſchichte, die Grundſätze des Paſtor Gros die Hauptſache in dem Buche ſind. Man hat die Wahl, welche Seite man für bevorzugt halten will. Die Begriffe, die er von dem geiſtlichen Stande hat, die Forderung, die er an ihn macht, die Polemik gegen die Verachtung dieſes Standes, die wunderlichen Vorſchläge, die er an die Regierungen und Konſiſtorien macht (jene ſollen z. B. eine heimliche Spionerie des Verdienſtes, lohnende Orden, Beſtrafung der Neider u. ſ. f. einführen, damit Land und Leute von der Würde des Standes recht überzeugt würden; dieſe ſollen unter Anderem die Wahl der Gattinnen der Paſtoren leiten), in den ſpäteren Theilen beſonders ſeine Stellung auf die Seite Lavater's gegen den Verfaſſer des Sebaldus Nothanker und den der neueſten Offenbarungen Gottes, Alles

44) In der Vorrede zu Zween literariſche Märtyrer. 1789.

dies verräth den Stand des Autors und den Eifer, mit dem er ihm angehörte, nur allzu ſehr; und es hält den vielen Bemerkungen in Bezug auf weibliche Erziehung, Bildung, Ehe und Haus die Wage. Eigentlich, findet er ſelbſt, iſt ſein Buch doch nur für Leſerinnen geſchrieben. Er hat es gar zu gern mit ihnen zu thun, er hat immer mit ihnen ein Wort beſonders zu reden, er fordert ſie auf, ganz wie Gellert, an ihn ungenannt zu ſchreiben, ſich ihm zu vertrauen, ihm die Wonne zu verſchaffen, auf dieſe Weiſe ſeinen Wirkungskreis zu erweitern. Bekanntlich hat Hermes andere Erzählungen und Romane ausdrücklich für Frauen, für Töchter edler Herkunft (1787), für Aeltern und Eheluſtige (1789) geſchrieben, und wenn man wollte, ſo könnte man ſagen, daß in der Sophie die Ehe den Hauptgegenſtand und den Mittelpunkt der Geſchichten und Erörterungen bilde. Und dies Thema iſt denn in allen einzelnen Theilen ſo praktiſch, proſaiſch und nüchtern durchgeführt, daß der Autor in ſeiner antiſentimentalen Tendenz hier ganz gegen Richardſon erſcheint. Er erklärt ſich, wie faſt alle unſere humoriſtiſchen Romanſchreiber, ſehr heftig gegen die Empfindſamkeit und alles Dichtwerk, was ſie nährt; er möchte gern Haus und Stube und Mädchenerziehung wieder ganz auf den alten ehrbaren Standpunkt zurück, die ganze Art der Empfindung in die alte Ruhe herſtellen; „im Bräutigam ſoll das Mädchen wieder den wirklichen Adamsſohn ſehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geſchöpf ſuchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfaſſen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthſchaft führen und Kranke pflegen kann.“ Statt der Poeſie ſoll das Chriſtenthum wieder einkehren und mit ihm die glückliche Geſammeltheit, die bei einer aufgehobenen Täuſchung natürlich iſt. Daher ruht denn auch überall die Geſchichte auf ſolchen Fakten, welche die guten alten ſpießbürgerlichen Gebräuche einſchärfen und empfehlen. Misheirathen, ja Freundſchaften zwiſchen Perſonen ungleichen Standes werden als Quell des Unglücks dargeſtellt, während Alles gerade über dieſe Schranken hinwegſtrebte; Beiſpiele von Ehen im Standes-, im Alters-, im Vermögensunterſchied durchſchlingen ſich in dem Fortgang der Briefe (in welcher Form die fünf, ſpäter ſechs Theile ſich bewegen); Muſter von Ehegeduld im Ehekreuz werden aufgeſtellt, an denen jeder ehrliche Chriſt verzweifeln möchte; ein Ideal von Erziehung

wird entworfen, das am Ende auf Puppendressur hinausläuft. So gehört denn dies Werk ganz noch der alten Zeit an, die die Poesie gleichgültig gegen die Moral hingab. Von ästhetischer Seite gibt es nicht leicht ein widerlicheres Buch als dieses. Die äußere Form schon ist ganz nach einem absichtlichen Systeme peinlich. Der Verfasser sucht das Interesse zu theilen, hält ungewiß, wem die Haupttheilnahme gelten soll, er will einen Versuch machen mit dem Wunderbaren, und dies sucht er darin, daß er „die Erwartung des Lesers auf eine möglichst natürliche Art auf den entscheidenden Punkt führt, und dann schlechterdings täuscht." Ganz so ist schon in der Fanny Wilkes der bloße Titel, wie bei Smollet's Humphry, eine Täuschung, und die Hauptkatastrophe ebenso. Bei dieser Absicht aber erscheinen auch die Charaktere als mysteriös und auf Mystifikation angelegt, und dadurch entbehren sie alle, bis auf die Originalfigur des Herrn Puff, nicht allein die innere Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, auf die der Autor doch so sehr abzielt, sondern auch die Fähigkeit moralisch zu wirken, da in ihnen das Beispiel der Handlungsweise bestimmter Charakterformen verloren geht. Und wirklich fiel die Wirkung des Buches, und namentlich der Eindruck, den die Figur der Sophie machte, ganz anders aus, als Hermes beabsichtigte; der zelotische Pastor straft mit einer barbarischen poetischen Gerechtigkeit ein Mädchen, die, einnehmend, edel, für ihr Alter und ihre Schicksale selbständig, nur einen Fehler der Eitelkeit begeht, der noch dazu von einem natürlichen Adel ihrer Seele zeugt. Sie erregte also nur das Mitleid eines tragischen Opfers, was ganz gegen des Autors Absicht war.

Ich würde mich nicht so lange bei diesem Roman aufgehalten haben, wenn er nicht seiner Zeit, besonders in den östlichen Gegenden, ein Phänomen gewesen wäre, trotz dem, daß er eins der merkwürdigsten Beispiele von der ästhetischen Stumpfheit unserer deutschen, und vielleicht vorzugsweise preußischen Poeten jener Zeit ist, die sich mit der Berufung auf die Wirklichkeit und Wahrheit ihrer Fiktionen gegen jeden Einwurf gedeckt glaubten. Wir wollen ein anderes Beispiel dieser Art an einem andern Preußen geben, der in der neugestalteten Zeit zu schreiben begann, der schon andere Begriffe von Kunst und Poesie hatte, als Hermes, der auch mehr Schmelz der Empfindung mitbrachte, als dieser,

und dennoch ſeinen ſchöngeiſtigen Schriften nicht viel mehr Reiz und Geſchmack zu geben wußte. Dies iſt Theod. Gottl. v. Hippel (aus Gerdauen 1741—96). Wir wollen ſeine Romane, wenn man ſie ſo nennen darf, unter dem angedeuteten Geſichtspunkte hier anführen, obwohl in ihnen eben ſo treffend der wiſſenſchaftliche Ballaſt, mit dem ſie überladen ſind, hervorgehoben würde. Die beiden Werke, die uns hier allein intereſſiren, die Lebensläufe in aufſteigender Linie (1778) und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z (1793), ſind, beſonders das erſtere, kaum Produkte der ſchönen Kunſt zu nennen; ſie ſind Kommentare zu Hippel's eigenem Leben, Charakter und Ideenkreiſe, und all dieſes wieder muß uns jene Schriften kommentiren. Die Lebensläufe würden, ohne daß wir Kenntniß von Hippel's innerem und äußerem Leben hätten, ein misgeſtalteter Haufen von zuſammenhangloſen Fakten, Einfällen, Exkurſen und Unterredungen ſein, zu dem wir nicht einmal einen nothdürftigen Schlüſſel beſäßen. Sobald man aber Leben und Schriftſtellerei vergleicht, ſo erleuchtet ſich Inhalt und Manier auf einerlei Weiſe; auch hier alſo iſt die platte Wirklichkeit die Muſe des Schreibers, und das Ungewöhnliche und Außerordentliche, was der Menſch und der Autor an ſich hat, bildet das Feſſelnde und Originale. Wir wollen dieſes Verwachſen von Biographie und Roman zum Faden unſerer Erläuterungen machen. Gleich was am meiſten an Hippel's Schriften wie an Hamann's frappirt hat, die wunderliche Außenſeite des Styls, das Zuſammenwürfeln unpaſſender Ingredienzien, die Witzelei, die Bibelſtellen, die Liederverſe, die Brandſchatzung aller Wiſſenſchaft und Natur, die blendenden Gegenſätze, die gehäufte Würze überhaupt, Alles läßt ſich ſtückweiſe bei ihm aus Natur und Umgang herleiten und auf ſeine Quelle zurückführen. Den Anſtoß zu der ganzen Manier hat Hamann ſelbſt gegeben, die bibliſchen Reminiscenzen und Lieder hat der Verfaſſer aus ſeinem frommen Aelternhauſe her, die Lektüre des Seneca hat ihn falſchen Prunk gelehrt, die Häufung von Einfällen aller Art, „die doch ſo verſchieden von Einſicht ſind," wie Hippel ſelbſt weiß, rührt theilweiſe von Montaigne her, der für dieſe ganze Gattung humoriſtiſcher Dichtung damals ſehr wichtig, der ein Liebling von Hippel, von Lichtenberg u. A. war, und der auch von Bode, dem Hauptſpediteur alles fremden Witzes, überſetzt ward. Die Hauptſache aber bei

all dieſer konfuſen und profuſen Schreibart iſt, daß Hippel von Jugend auf ein Gedächtniß hatte, das nie treu und feſt auf einem Gegenſtande haftete, das immer von ſeiner irregulären Phantaſie gekreuzt war; er hielt ſich, wie Jean Paul, den er in der Schriftſtellerei ſeinen Sohn oder Bruder nannte, Tagebücher, Tages- und Gedankenzettel, Gloſſen, Notate, „Vorſichs," die er in ganzen Stößen hinterließ; es kam hinzu, daß ihn ſein Vater von Jugend auf nicht an abgeſchloſſenen Unterricht gewöhnt hatte, daß er ihm in religiöſen Dingen, für die der Sohn anfangs beſtimmt war, nur Winke, nie Aufſchlüſſe gab. Aus all dieſem Mangel und dieſer Noth machte der Schriftſteller, ganz verſchieden von Lichtenberg und ſelbſt von Hamann, eine Tugend; er lobte Tagebücher und lobte das Gebet, das er für ein Tagebuch mit Gott anſah; er nannte das Syſtem den faulen Knecht des Verſtandes; er haßte die Ordnung und ſuchte hierin eine Ueberlegenheit des Geiſtes; er läßt es nicht allein in ſeinen Schriften in hundert Erörterungen bei Winken, bei dem pro et contra bewenden, ſondern man hat das auch ganz richtig von ſeinem Leben geſagt, daß er mit ſich ſelbſt und ſeinen Grundſätzen im ewigen Streite gehandelt habe. Was ferner zu der eigenthümlichen Schreibart als eine eigenthümliche Behandlungsart des geſammten Stoffes in ſeinen Romanen hinzukommt, iſt das Verfahren nach einer doppelten falſchen Maxime, die er einmal in den Lebensläufen ausſpricht: Wer einen Brief ſchreibe, ſolle glauben, er ſchriebe ihn an die Welt, und wer ein Buch, er ſchriebe es an einen guten Freund. So geſtand er, daß die Lebensläufe vorzüglich für ſeinen Freund Scheffner geſchrieben ſeien; man könnte noch ſtrenger ſagen, er ſchreibe oft wie in Gedanken, wie im Selbſtgeſpräche, und in der That liegt bei ihm, wie bei Sterne, der Hauptreiz für den Leſer in der Entdeckung des geheimen Zuſammenhangs ſeiner Ideenſprünge. Durch dieſe naive, um das leſende Publikum ganz unbeſorgte Art nun, die das Privatleben eines noch dazu ſtreng anonym und incognito auftretenden Autors gleichſam als bekannt vorausſetzt, durch dieſe ſelbſtgefällige Wichtigkeit, die auf die Perſönlichkeit deſſelben gelegt iſt, wird nicht allein die Form jener Werke beſtimmt, ſondern auch ihr Inhalt. Hippel'n war es wie Hermes nur um Anbringung ſeiner Weisheit und ſeiner Erfahrungen zu thun, und er tiſchte ſeinen Freunden Scheffner und Kant, die man deswegen

Beide für die Verfaſſer oder Mitarbeiter der Lebensläufe hielt, vielerlei auf, was in ihren Unterhaltungen vorgekommen war, was er von ihnen ſelbſt gehört und ſich notirt hatte. Seine Lebensläufe enthalten gleichſam eine Ankündigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Im zweiten Theile ſind nicht allein Sätze der kantiſchen Moral, ſondern auch ſeine Anſichten über die Grenzen der Erkenntniß und den Begriff und Inhalt der Philoſophie, über die Geſetze und Formen unſerer urſprünglichen Vermögen und ihren Gebrauch, vor Erſcheinung der kantiſchen Werke oft mit denſelben Ausdrücken niedergelegt, die Kant in ſeinen Heften und Schriften gebraucht hat. Dieſer Rede-, Lehr- und Unterredungsſtoff nun überfüllt die ſchweren Bände der Lebensläufe und ſchiebt, noch weit mehr als bei Hermes, das Faktiſche ganz zurück. Und auch dies Faktiſche iſt nur zu begreifen, wenn man die Quellen kennt, woher es fließt. Das Ganze enthält eigentlich nur eine Reihe von Portraits aus ſeiner Bekanntſchaft. Der Paſtor und ſeine Frau ſind ſeine Aeltern, der Herr von G. iſt der Kanzler von Korff, Herr und Frau von W. ſind die Aeltern der Pfleglinge, bei denen Hippel eine Zeit lang in Königsberg Hofmeiſter war u. ſ. f. Eine Reihe der handelnden Figuren ſterben im Verlaufe der Geſchichte weg, und werden dann regelmäßig „portraitirt“[43]) und mit einem Trauerſermon begleitet. Durch das ganze Buch zieht ſich eine gewiſſe Sterbephiloſophie, ein Verweilen bei Todesſcenen; Chodowiecki fand in dem Buche faſt nichts zu ſtechen als ſolche. Eldorado iſt unter der Erde, dies iſt der ſtete Refrain in den Querzügen wie in den Lebensläufen; viele Bogen dieſer letzteren, ſagt Hippel ſelbſt, „muß der unausſtehlich finden, der nicht die Stimme der menſchenfeindlichen Eiche verſtanden: aus mir wird einſt dein Sarg geſchnitten!“ Eine Hauptfigur macht in dem Werke ein Graf aus, der gern Sterbende aufnimmt, der immer mit den Todten verkehrt, dem in 5 Jahren Frau und ſieben Kinder nebſt deren Bräutigamen und Bräuten geſtorben ſind. Mit den Unterhaltungen dieſes hochgeborenen Todtengräbers über Chriſtenthum und Tod und Leben will Hippel dem Leſer ein „kaltes Badeſtünd-

43) Hippel über die Ehe p. 18: „Wenn der Künſtler auf bloße Portraits eingeſchränkt iſt, und keine Ideale mehr wagen darf, ſo agoniſirt ſeine Kunſt, und auch ſein Genie liegt in den letzten Zügen.“

chen" machen, da wir doch alle das kalte Bad des Grabes vor uns haben. All dies nun hat keinen rechten Zweck und Ziel, überschreitet in sich alles Maß, und ist an sich ein ganz sonderlicher Bestandtheil, auf welchen Hippel nur wieder durch ebenso sonderliche Eigenheiten seiner Natur geführt ward. Er hatte schon als Knabe diese Liebhaberei am Schauerlich-Ergreifenden; er behielt einmal die Leiche eines todtgeborenen Brüderchens, die auf seine Stube gelegt war, des Nachts bei sich, hielt ihr eine Leichenrede, dachte an die Möglichkeit seines eigenen Todes und schlief dann ruhig ein. Und so blieb es bei ihm später ein stetes Bestreben, sich mit dem Tode zu familiarisiren. Dies Alles hängt mit seiner Erziehung zusammen, deren Abbild wir gleichfalls in den Lebensläufen erhalten. Sein Vater war einer der achtungswerthen und verständigen Pietisten, seine Mutter hochfromm und praktisch dabei. Dieser zwiegetheilte Charakter vererbte sich dem Sohne in einem extrem gesteigerten Grade. Dies liegt in den Lebensläufen der Schrift und der Wirklichkeit vor. Der Held des Buchs wie des Lebens war im steten Kampfe zwischen weltlichem und geistlichem Berufe, zwischen praktischem und Seelenleben, zwischen Frömmigkeit und Weltsinn, zwischen Empfindung und Verstand, zwischen Natureinfalt und Klugheit. Wie sich diese streitenden Elemente unverträglich begegnen, ist die Seele seines Lebens und Charakters, seiner Schriften und deren eigenthümlicher Manier. In der Welt außerhalb der Welt zu sein, das ist ihm Weisheit; im unruhigen Thätigkeitssinn rückzublicken auf die Ruhe des Weisen und Frommen, den spekulativen Frieden des Philosophen mit dem praktischen Wirken des Weltmannes zu vereinigen. Dies Bestreben ist ja gewiß sehr rühmlich, aber Hippel'n gelang weder im Buche noch im Leben die Versöhnung dieser Gegensätze. In den Lebensläufen liegt die empfindsame Jugend des Helden und seine Bestimmung zum Pastor gegen seine knapp beschriebene militärische Laufbahn, zu der er nach Jugendneigung zurückkehrt, ohne inneres Verhältniß da. In Hippel's Leben haben wir all dies ebenso. In ihm hafteten aus den ersten Jahren her die frommen Reminiscenzen und die religiösen Eindrücke fest; er führte da in lebhaften Jugendphantasien ein patriarchalisches Leben mit Gott; er behielt die Neigung für ein höheres gläubiges Christenthum auch dann noch, als er aufgeklärt genug war, eine Zeit zu erwarten, wo Gott nicht mehr in Tempeln, mit Händen gemacht, werde verehrt werden. Er sprach mit Verklärung von den Herrnhutern, denn ihr Glaube, recht ver-

ſtanden, ſchien ihm ein Miniaturbild von eben einem ſolchen erleuchteten chriſtlichen Staate, der ſich auf Liebe, und nicht auf Geſetz und Prieſterthum gründe. In dieſer Jugendzeit ſchrieb Hippel Gedichte (über die Unzufriedenheit **1761**, und Rhapſodien **1765**) voll melancholiſcher Unmittelbarkeit in dem Style der alten Schleſier. Damals zog ihn das Weltleben in Petersburg trotz aller glänzenden Anerbietungen nicht an; Sinnigkeit und Empfindſamkeit dominirten noch in ihm, Elemente, die in die Lebensläufe eingefloſſen ſind, wo die Geſchichte Wilhelminens eine Epiſode in Yorick's Geſchmack bildet, die ſchon darum das Anziehendſte in ſämmtlichen Schriften Hippel's iſt, weil ſie theilweiſe trefflich erzählt iſt, und mehr zu leſen gibt, als geſchrieben ſteht, während uns in der Manier des Verfaſſers ſonſt nichts geſchenkt wird. Auch dieſe Geſchichte wird manche Reminiſcenz aus der Jugendliebe Hippel's erhalten, die den Wendepunkt ſeines Charakters entſchied. Er liebte ein Mädchen über ſeinem Stande, und ging von der Theologie zum Jus über, mit dem Entſchluſſe, an Stand und Vermögen ihr gleich zu werden; er verfolgte fortan in der That ein planmäßiges Beſtreben nach Erwerb und Ehren, das ihn zu Neid und Geiz, zu Spionerei und Heimlichkeit in Amt und Schriftſtellerei, und zu mistrauiſcher Verſtellung gegen ſeine intimſten Freunde verleitete; er ward nun ſtets politiſcher und unruhiger, und hatte es zu erfahren, daß den Menſchen die Verhältniſſe, denen er ſich hingibt, gegen ſeinen Willen und beſſere Einſicht fortreißen. Er ſuchte **1787** den alten Adel ſeiner Familie hervor (auch dies kommt in den Lebensläufen vor), Er, der ſo ſehr das Glück des Mittelſtandes pries! Er ward von ſeinen Freunden darüber aufgezogen, nahm es übel und wünſchte doch gelegentlich ein Landgeiſtlicher geblieben zu ſein, und als er ſeine Selbſtbiographie (Gotha, **1800**) niederſchrieb, rieth er ſeiner Familie, dem Mittelſtande treu zu bleiben, und empfahl ihr den Beruf des Geiſtlichen. Mit dieſem Widerſpruche ſeines Weſens misfiel er ſeinen nächſten Bekannten nur darum nicht, weil er ſie alle täuſchte. Der einzige Hamann witterte etwas von ſeiner wahren Natur. Er liebte und ſchätzte ihn, ohne ihm zu trauen, d. h. er erwiederte Hippel'n in deſſen eigenem Style. Er wunderte ſich über deſſen Gabe, das Konträre zu vereinigen, Luxus und Oekonomie, Weisheit und Thorheit; als man ihn ganz in dem aktiven Lebensſyſteme vergraben ſah, als Bürgermeiſter, Polizeidirektor, Kriminalrichter thätig, als Geſellſchafter, Gärtner, Baulieb-haber und Sammler zerſtreut, ſagte er dennoch von ihm aus, daß er

wiewohl zum Redner, Schauſpieler und Staatsmann ganz geboren, doch eben ſo viele Talente zur ſpekulativen Ruhe beſitze. Sein Verſtellungsſyſtem, ſein Verhalten der Wahrheit mit jedem Gegenmittel, das ihm ſeine lebendige Einbildungskraft eingab, ſchien Hamann ganz zu durchſchauen. Anders war es bei Scheffner, zu dem Hippel in Briefen eine faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft äußerte. Er erfuhr aus den Papieren Hippel's nach ſeinem Tode, daß er auch gegen ihn Komödie geſpielt habe, und er hatte gewiß Unrecht, ſeine ganze Freundſchaft für Täuſchung zu halten und Hippel's Charakter wie mit aller Abſichtlichkeit auf das Schlechte und deſſen Verhehlung angelegt darzuſtellen. Dieſe Aufhüllung iſt die natürliche Strafe für die Verſteckheit, die ſie provocirte; aber, wie ſich im Menſchen Böſes und Gutes kreuzt, ſo iſt immer eine Unwahrheit im Spiele, wo man Alles zum Schlimmen kehrt [46]).

Ein Mann, der ſo entſchieden an dem Idealen und Praktiſchen der menſchlichen Natur partipicirte, fiel in einer Zeit, die ganz im Koloſſalen dieſe ſtreitigen Richtungen theilte, nothwendig auf ein Intereſſe an jenen geheimen Geſellſchaften, die eben dieſer Trieb der Zeit, das Bedürfniß und die Sehnſucht nach einer beſſeren Menſchheit innerhalb der gegebenen, geſtaltete. Er trat ſehr früh in die Freimaurerverbindung ein, und behauptete, ihr ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu danken. Er gab ſich allen Träumen und idealiſchen Hoffnungen auf dieſe Geſellſchaft hin, die in Königsberg eine Hauptſtätte hatte, wo der Oberhofprediger Stark, ihr thätiger Beförderer, eine Zeit lang in Amt und Würde ſtand. Hippel durchging alle Grade, und ließ ſich in allen täuſchen; er legte ſich eine Sammlung über die Geſchichte der Freimaurerei an, und ließ maureriſche Reden drucken; er verflocht ſich auch in den klerikaliſchen Orden; es war

46) Scheffner ſagt von ihm in ſeiner Autobiographie: „Seine früheſte Leidenſchaft war der Ehrgeiz, dem die Ueberzeugung von eigenem Werth und Kopfe Nahrung gab; um durch Reichthum ſeinen Ehrgeiz leichter zu befriedigen, ward er auch geldgeizig, und weil er über die Sittlichkeit dieſer Eigenſchaften nicht mit ſich einig werden konnte, ſo verbarg er ſeine Erwerbſucht noch mehr als ſeinen Hang zur Wolluſt. Keine Leidenſchaft mag aber die Vergütigung des durch ſie angeſtellten Schadens aus ſich ſelbſt hernehmen und ſich etwas entziehen; ſie greift lieber zu einem außerhalb liegenden Befriedigungsmittel, und ſo griff Hippel zur Religioſität und ſtürzte ſich in eine Andachtsbrandung, die der Leſer um das Eiland ſeiner Schriften ſchäumen ſieht."

ihm Ernſt, dieſen Verbindungen eine moraliſche Richtung zu geben, er fand aber den Klubgeiſt unüberwindlich. Später verſuchte man ihn daher vergeblich in den Illuminatenorden zu bringen; er kehrte ſich gegen alle ſolche Geſellſchaften, und ſeine Kreuz- nnd Querzüge ſind der Beweis, wie ſehr er ſich in dieſe Angelegenheiten vertieft hatte, und wie ſehr er davon zurückgekommen war. Er führt den Helden, einen ermäßigtern Don Quixote mit einem veredelten Sancho Panſa, durch allerhand Orden und Weihungen, Prüfungen und Täuſchungen hindurch, wieder ohne allen Reiz der poetiſchen Einkleidung. Die Tendenzen begegnen uns nackt, ohne daß die äſthetiſche Kompoſition ſie lebhaft verſinnlichte und einprägte. Der Hang zu Hieroglyphen, zum Wunderbaren und Geheimnißvollen wird in dem Menſchen als eine natürliche und edle Anlage gerechtfertigt, die Begeiſterung dafür in der Jugend als das Zeichen eines unverdorbenen Gemüthes hervorgehoben, der Vernünftigſte kann in gewiſſen Jahren nicht beſſer ſpielen. Was die Sympathie für dieſe Geſellſchaften nährt, iſt edle Neugier, Lebensverachtung, Stolz, politiſcher Druck, Langeweile, und der „Gränzſtreit in Hinſicht der theoretiſchen Vernunft und Unkunde der Vorſchriften der praktiſchen.“ Allein nur der Jugend wird dieſer dunkle Drang vergeben. Einmal muß man die Kinderſchuhe ausziehen. Jeder ſuche für ſeinen Theil ſich für das Reich Gottes vorzubereiten, und ſeine Lektion zu lernen, daß es gut im Ganzen ſtehe. Ausgewählte werden im Stillen fördern, aber eben dieſe legen es nicht darauf an, eine Brüdergemeinde zu ſtiften, eine Stadt Gottes zu bauen und Bande der Natur zu zerreißen, ſie rufen nicht nach Licht, indem ſie eine goldpapierene Sonne zeigen. Durch Unterricht und Erziehung ſoll dies große Werk kommen, das durchaus im Kleinen und langſam kommen muß. Alles dies, was die Querzüge lehren, lehrt Hippel's ſonſtige Schriftſtellerei auch. Er hofft auf eine letzte fröhliche Zeit, wo die Menſchheit die Kinderſchuhe ablegt, er will dieſe Hoffnung nicht einen Traum genannt wiſſen, die auf dem Glauben an die Menſchheit ruht; dieſer Glaube iſt ihm Weltpatriotismus. Er iſt, wie Jean Paul, ein Staatsidealiſt, ein Weltbürger, und der Weltbürger ſchien ihm, wie Wielanden, der rechte Bürger der Stadt Gottes zu ſein. Auf dieſer politiſchen Seite wieder iſt dieſelbe Zwiſtigkeit in Hippel's Thun und Reden, wie wir vorher in allgemeiner Betrachtung ſeiner Natur fan-

den. Wie ſehr er im Sinne der gewöhnlichen Beamtenpraktik ſeine bürgerlichen Stellen begleitete und ſich in die gemeine Politik fand, ſo ſehr iſt er doch in den Anſichten, die zerſtreut in ſeinem Büchlein von der Ehe (1774 u. f.), über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber (1792) und ſonſt liegen, ein eigentlicher Revolutionär. Ganz wie alle unſere Revolutionsgeiſter jener Zeit predigt er das große Naturevangelium in allen Fächern. Er thut es in der Poeſie, wie ſehr die ſeinige praktiſch abliegt von der Simplicität der Naturdichtung; nicht allein ausdrückliche Ausſprüche zu Gunſten der Poeſie, deren Seele Natur iſt, auch ſeine Vorliebe für lettiſche Volkslieder, die in den Lebensläufen laut wird, zeigt Hippel'n dem Geſchmack ſeines Landsmannes Herder zugethan. So iſt es nun auch im Staat und im Recht. Er will die urſprüngliche Natur und das Reich der Kinder auch im Staate wieder haben, und ſeit der Revolution predigt er Menſchenrechte und politiſche Aufklärung, und findet es ſchrecklich, daß am Ende des 18. Jahrh. Frankreich noch mit der Freiheit ſchrecken kann; wie Hamann ſich gegen die lebloſe Wiſſenſchaft jeder Art ſträubt, ſo empört ſich Hippel gegen die Rechtswiſſenſchaft, die todt an ihr ſelbſt iſt[47]). Speciell hat ſich Hippel bekanntlich mit der Emancipation der Weiber abgegeben, und ganz in dem hyperrevolutionären Sinne, hinter dem die franzöſiſche Revolution ſelbſt hier zurückblieb. In der erſten Ausgabe des Buches über die Ehe herrſcht die Anſicht noch nicht, die der Frau die Mitherrſchaft im Hauſe und die Fähigkeit zu Staatsämtern mittheilt. Erſt in die Ausgabe *nach* dem Ausbruch der Revolution findet ſie Eingang und in die Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber (1792). Es iſt gewiß richtig, daß Hippel ſich über die bürgerliche Bevormundung der Weiber ärgert,

47) In den Lebensläufen z. B.: „Das Weltrecht iſt aus dem codice genommen, der todt an ihm ſelbſt iſt; das rechte Recht aus dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt. Ein haarkleiner Unterſchied aus der Urſache, aus der Wirkung, wie verändert er die Sache! casus in terminis! welch ein dummdreiſtes Kunſtwort! iſt euch, ihr hochverordneten Rechtskenner, das principium indiscernibilium denn ganz unbekannt, und (um euern Kollegen ein lehrreiches Exempel darzuſtellen, einen wirklichen casum in terminis) *thut der Arzt nicht wenigſtens, als ob* er dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt, nach dem Leben, nach dem Pulſe faßte, obgleich auch Er nach dem corpore juris Hippocratesiano ſein Urtheil formt?“

gewiß irrig, daß er den Frauen alle Fähigkeiten des Mannes beimißt, und gewiß abenteuerlich, wie er ſie erziehen will, um dieſe unterdrückten Fähigkeiten wieder emporzuheben. Dieſe philanthropiſchen Meinungen ſagten aber der damaligen Stimmung der Menſchen ſo ſehr zu, daß ſie ſelbſt in der politiſchen Theorie eines Hiſtorikers wie Spittler Wurzel faſſen konnten. Man führte immer zum Preiſe der weiblichen Natur die Eigenſchaften an, die ihnen ſelbſt einen Vorzug vor den Männern geben, ohne zu bedenken, daß ſie eben dieſe Eigenſchaften nur durch und für ihre Entfernung aus dem großen Strudel der Welt beſitzen, daß ſie nur darum ſo gut ſpielen, weil ſie mehr Zuſchauer als Mitſpieler ſind, worin unter andern der Grund jener Erſcheinung liegt, auf die alle dieſe Gynokraten ſo viel Gewicht legen, daß die meiſten Regentinnen ihre Stellung ſo vortrefflich ausgefüllt haben. Es mag ſein, daß wir in dieſem Falle, wie in ſo vielen, den Weg der Natur verloren haben; wir müſſen leider in dem vorgerückten Zeitalter der Welt die Natur wieder lernen; wir verfehlen ſie aber ganz gewiß völlig, wenn wir ſie ganz antipodiſch von jenem Wege gelegen denken, auf dem wir Unnatur gelernt haben.

In Hermes und Hippel pries man bald unſere Richardſons, Fieldings und Sternes, unſere deutſchen Originalſchriftſteller und Lehrer der Lebensweisheit. Die didaktiſchen, praktiſchen und doktrinären Beſtandtheile ihrer Romane und ihre äſthetiſche Formloſigkeit ſchadete ihrer Aufnahme nicht. Indeſſen fehlt es nicht an einer Reihe von Romanſchreibern, die ſich in eine kontraſtirende Gruppe zuſammenſtellen, innerhalb welcher man mehr auf faktiſche Kompoſitionen als auf Weisheitskram, auf plane Darſtellung objektiver Originale mehr als auf ſubjektive Originalität in der Schreibart achtete. Nur einige Häupter wollen wir aushebend aus dieſer Klaſſe hervorheben, die abſinkend uns bald auf die gleichgültige Maſſe der trivialen Unterhaltungsromane herabführt, während wir Hippel mehr als einen untergeordneteren Vorläufer Jean Paul's betrachten dürfen. Auf dieſer Seite können wir den Abfall von Richardſon und deſſen ſentimentaler Manier zu der humoriſtiſchen beſtimmter zum Anknüpfungspunkte zwiſchen der neueren und alten Zeit machen. Noch vor Hermes nämlich erſchien (1760) der Grandiſon der Zweite von Joh. Karl Muſäus (aus Jena 1735 – 87), der etwa 20 Jahre ſpäter unter dem Titel des deut-

ſchen Grandiſon (1781) völlig umgearbeitet wurde. Muſäus erſcheint hier als Gegner gegen das romantiſch-moraliſche Hochgefühl, das ſich aus den Romanen Richardſon's in die Gemüther einſchlich und aus der Bewunderung der gigantesken Ideale von Menſchentugend, die darin aufgeſtellt ſind, hervorging. Er ſtellt, noch ehe Wieland im Don Sylvio auf den ähnlichen Gedanken gerieth, ſeinen Helden, den Herrn von Achten, genannt Neunhorn, als eine Art Don Quixote dar, dem die Lektüre des Grandiſon den Kopf verrückt, und in den ſpätern Ausgaben geht den Grandiſonaden, die er ſpielt, noch eine Robinſonade voraus. Die Art des Humors iſt eine ganz andere, als die des Hermes und Hippel, und Muſäus war auch ſpäter ein erklärter Gegner gegen Hermes' fremdartige und peinigende Täuſchungstheorie, ſowie gegen ſeine moraliſirende Tendenz. Sein Roman ſollte ſeinen Werth in ſich ſelbſt und in dem Lebensbilde haben, das er entwirft; und deshalb iſt nicht in Bei- und Nebenwerken das Verdienſt geſucht, ſondern in der Erzählung und Darſtellung eines Stoffes, der aus der Zeit lebendig gegriffen war. Der deutſche Humor „der ſich ſelbſtbelächelnden Hausväterlichkeit" herrſcht darin vor, der ſich am natürlichſten neben Wieland's behagliche Manier ſtellt, wie überhaupt die heitere, gutmüthige, launige Natur des Mannes und ſein ebenes Leben (ſeit 1763 in Weimar) zu Wieland's paßte. Die „liebe Tauſendkünſtelei dieſes unſchädlichen Scherzes, die ſpielweiſe Läppchen und Bändchen am Kappenprunke der Narrheit verbrennt," iſt gar oft in Deutſchland geprieſen worden; wir übrigens wiſſen dieſen Humor, der ſich nie zu Ernſt und Strenge hebt, weniger zu beneiden, als den Hippel'ſchen, der zuweilen zur ſchneidenden Satire wird. Er ſpielt auf der Oberfläche hin, und wird nothwendig je weiterhin deſto unbedeutender und flacher. Muſäus' phyſiognomiſche Reiſen (1778 ꝛc.) ſind noch ganz aus der Sphäre des Nationallebens genommen, und der Gedanke dazu hätte in einem überlegenen Kopfe wie Lichtenberg's den fruchtbarſten und ergiebigſten Stoff für einen humoriſtiſchen Roman in Sterne's Art geſchaffen, der nur denkbar iſt. Allein nicht nur verdirbt der gezwungene Ton der neumodiſchen Genieſprache die Beweglichkeit des Vortrags, ſondern die naheliegendſten Motive für eine ſolche Kompoſition ſind nicht einmal gehörig benutzt, und mit Unmuth ſieht man eine ſo ſchöne Aufgabe ganz reiz- und intereſſelos behandelt, und an

Ungeſchicklichkeit und Dürftigkeit der Lebenskenntniß ſcheitern. Noch minderen Werth wird man auf die Volksmährchen (1782 ꝛc.) legen dürfen, denen man gekünſtelte Naivetät und in den ſpäteren Bänden ſogar Schmuck nicht mit Unrecht vorgeworfen hat. Muſäus iſt überall ein Gegner der herzbrechenden Empfindſamkeit und wollte dem Hange hierzu auch dieſe romantiſchen Erzählungen entgegenſtellen. Das Unternehmen fließt ſchon aus der Schreib- und Leſeſeligkeit, aus der Voſſens Ueberſetzung von 1001 Nacht, Reichardt's Romanenbibliothek und Meißner's Skizzen hervorgegangen ſind, Schriften, die die ungeheuere Fluth der flachen Alltagslektüre zur Befriedigung des maßloſen trockenen Leſedurſtes der Nation hereinleiteten. Was vollends noch ſpäter folgte, iſt noch unbedeutender, und daher ſchloſſen ſich denn die Lafontaine und Kotzebue natürlich als Muſäus' nähere Jünger an. Wir machen hier an Muſäus jene Erfahrung, auf die wir ſchon vorher hindeuteten, die wir bei Hermes gemacht haben, und die wir an einer ganzen Reihe unſerer erſten Romanſchreiber noch machen können. Sie beginnen mit Werken, deren Stoff doch noch mit einigem Sinn aus einem lebendigen Intereſſe der Geſammtheit entlehnt war, und deren Behandlung doch noch einiges gewiſſenhafte Beſtreben zeigt, ſich ſelbſt vor dem Publikum Ehre zu machen. Allein ſobald der erſte Beifall erobert iſt, und vollends die Erfahrung hinzukommt, daß außer dieſem erſten, bei dem ſtets wachſenden Werthe des Neuen, kein dauernder Beifall zu behaupten iſt, ſo ſorgen denn auch dieſe beſſeren Autoren hinfort für nichts als für Neues, bis ein anderes Geſchlecht ſich an ihre Stelle ſchiebt, das gar von jener erſten Verbindung zwiſchen Schriftſtellerei und Volksleben nichts mehr weiß. So, haben wir ſchon früher angedeutet, iſt es mit Miller, dem Verfaſſer des Siegwart; ſo, werden wir gleich ſehen, iſt es mit Wezel; ſo mit Jung; ſo mit Knigge, (bei Hannover 1753—96), der nach dem Romane ſeines Lebens (1781) eine Reihe von elenden Schreibereien in die Welt ſchickte. So iſt es mit Aug. Lafontaine (aus Braunſchweig 1758—1831); ſeine erſten Schriften ſtehen mit den Bewegungen der Zeit in Verbindung: ſein Naturmenſch und ſein Sonderling mit den pädagogiſchen Dingen; ſein Heymeran, ein Seitenſtück zu Muſäus' und Müller's Romanen, hat es mit dem Adel zu thun und mit der Literatur der Tage; ſpäter aber verfällt er in die gleichgültigen Themen des Hauslebens, und ſeine Lieblingscharaktere

wiederholen sich. So ist es ferner mit dem itzehoer Advokaten Joh. Gottw. Müller (aus Hamburg 1744—1828). Dieser, als er zuerst in seinen Gedichten und in seiner Wochenschrift: der Deutsche (1771 ꝛc.), auftrat, schien sich der höheren Poesie Klopstock's und Cramer's, wie es dem Norddeutschen anpaßte, nahe stellen zu wollen, und er that sich in seinem Ring (1777), der ersten komischen Geschichte, die er schrieb, nicht genug. Er nahm einen höheren Schwung, auf den er sich ungefähr wie Wezel und sehr in dessen Style viel zu Gute thut, in dem berühmten Siegfried von Lindenberg (1779). Auch dieses Buch ist im Widerspruche gegen Richardson's krankhafte Ideale geschrieben, und es war dem Verfasser sowie Musäus (die Beide unter einander freundlich gesinnt waren und mit Nicolai gut standen) selbst wohl bekannt, daß der deutsche Grandison und Siegfried Zwillingsbrüder waren, wie durch ein Spiel der Natur, ohne daß Einer von dem Andern entlehnt hätte. Das Wunder scheint noch größer, wenn man Wieland's Don Sylvio hinzustellt; es wird aber sehr klein, wenn man sieht, daß die Uebereinstimmung doch nur auf der gemeinsamen Nachahmung des Don Quixote ruht, indem der Originalität des Junker Siegfried ebenso wie der des Sylvio und des Herrn von Achten der nächste Anstoß aus der Lektüre eines poetischen Werkes gegeben wird. Und auch dies gestaltet sich doch bei Müller wieder ganz anders, auf dessen Helden nicht die Lektüre des Volksbuches von Siegfried sowohl eine bedeutsame Wirkung übt, als vielmehr der vorlesende Schulmeister, eine Art Squenz, der mit seinem Junker, dem Bilde rohen Naturverstandes und Unverstandes, in Kontrast gesetzt wird. Diese Figur ist eigentlich ein sehr gut getroffenes Gegenstück zu jenen Vagabunden der Schelmenromane, die durch die Verhältnisse Alles werden; den Junker hat die Natur zu etwas gemacht, da er aber außer alle Verhältnisse gestellt ist, so bleibt er doch bei dem Mangel aller Erziehung ein Idiot, und wird aus dem Idioten unter den Einwirkungen seines Faktotums ein Thor. Es lag sehr nahe, daß Müller seiner Erfindung die Wendung gegeben hätte, mit ihr den souverainen Dünkel unserer kleinen deutschen Regenten zu persifliren; allein dagegen protestirt er feierlich. Und statt daß er weiterhin sich bemüht hätte, fortzuschreiten, so wurden die späteren Ausgaben des Siegfried verkünstelter, was um so übler war, da nun das Karrikaturartige und das Groteske der Anlage

deſto unangenehmer auffiel. Der Autor, einmal in Zug gekommen, fing an zu überſetzen (ſo die Geſchichte der Sevaramben 1783); dann ſich zu wiederholen, wie z. B. in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784) die Geſchichte der Waldheimer gleich wieder einen rohen, aber biederen Soldaten bringt, der auf ſeinen Gütern die Einwohner zu beglücken ſucht, und dabei ſeinen ehemaligen Feldſcheer zum Intendanten hat, wo es dann an der drolligen Provinzialredeweiſe, an burlesken Charakteren und grellkomiſchen Situationen eben ſo wenig wie im Siegfried fehlt. So bleibt denn in den bändereichen ſpäteren Sachen nichts übrig als der Ton der Luſtigkeit und Geſchwätzigkeit, den der Verfaſſer zu Anfang angeſtimmt hatte.

Ebenſo iſt es auch mit Joh. Karl Wezel (aus Sondershauſen 1747—1816). Bei ſeinem erſten Auftreten als Tragiker (im Grafen Wickham) ſchien er ganz ein Anderes zu verſprechen, als er gar nicht viel ſpäter in ſeinen platten Luſtſpielen (1778 ff.) leiſtete, und ebenſo kündigte die Geſchichte des Tobias Knaut (1774) wenigſtens einen nachdenkenden Schriftſteller an, von dem man ganz gute Erwartungen haben durfte. Das Buch iſt jetzt vergeſſen; es hat auch für die Leſer des gewöhnlichen Schlages wenig Anziehendes, denn es iſt breit, mit unnützen Epiſoden, mit philoſophiſchen Exkurſen durchſchoſſen, und bietet wenig Faktiſches, was feſſeln könnte, dar. In der Zeit ſeiner Erſcheinung übrigens erkannte man den etwas tieferen Zug, den es vor ſo vielen platten Meßprodukten voraus hatte, doch an; Schubart hielt Wielanden, Hamann hielt ſogar Herder'n für den Verfaſſer; er fand ſo viele innere Merkmale, obzwar wenig äußere des Styls, für dieſe Vermuthung. Die Darſtellung iſt plan, die Manier iſt die ſterniſche, aber verdünnt. Für die Einſicht in die Natur des Originals und des Romans, der ſich Originale zum Gegenſtande nimmt, iſt dies unſtreitig das Lehrreichſte, was man leſen kann; das Thema iſt die Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung eines Sonderlings, und Wezel arbeitet mit voller Planmäßigkeit und Bewußtheit des Verfahrens, durchaus nicht in der Gedankenloſigkeit jener Schreiber, die damals wohl offenherzig genug waren, geradehin zu geſtehen, daß ſie die ſterniſche Manier zu treffen hofften, wenn ſie beim Anfang ihrer Romane nicht wußten, wohin das Ende führen ſollte. So iſt der ſtrenge Pragmatismus des

humoriſtiſchen Romans hier nicht allein angewandt, ſondern auch gerechtfertigt. Orditur ab ovo iſt das Motto. Der Held iſt ein ganz vernachläſſigtes Naturprodukt, vier Fuß hoch, buckelicht, ganz ſtumpf und apathiſch, eine Figur, wie die Volksnarren früherer Zeiten. Hier haben die Verhältniſſe alſo Alles zu thun, was aus ihm werden ſoll. Nun werden die Quellen deſſen, was er geworden iſt, nachgeſucht. Die Aeltern, heißt es gleich anfangs, ſind die Bildner des Kindes in jedem Verſtand, nicht die blinde Natur; ſie ſind die Aeltern nicht allein ſeines Körpers, ſondern auch ſeines Charakters, ſeines Glücks u. ſ. f. Im Unterricht, in der Erziehungsweiſe wird die Knospe zu verſchiedenen Begebenheiten aus Knaut's Leben nachgewieſen, an die kleinſten Fäden ſein Geſchicke geknüpft, wie z. B. ſeine Geſchichte ganz anders geworden ſein würde, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, den Hut mit der linken Hand abzuziehen. Ueberall wird zu ſeinen Eigenheiten und Aufführungen das geheime Uhrwerk aufgeſucht. Er entflieht ſchon als Knabe ſeinen Aeltern, und nun liegt die Welt der picariſchen Romane vor ihm, „Kaiſer, König, Nobile, Gelehrter, Schuhflicker, Küchenjunge, Alles kann unſer Mitſpieler werden.“ Wir übergehen das Faktiſche und Abenteuerliche wie das Philoſophiſche, und faſſen nur das Ende ins Auge. Der Held kommt unter andern Schickſalen zu einem Herrn, bei dem er ſeine Behauptung: unſere Glückſeligkeit ſei in uns — bewähren ſoll an einer Schüſſel voll Eicheln. Er verzehrt ſie, Herr und Frau finden Gefallen an ſeiner Sonderbarkeit, und er ſelber auch. Dies war der Zeitpunkt, wo ſeiner Ehrbegierde, die bei ſeiner Organiſation ganz wo anders liegen mußte als bei geſunden Menſchen, ein Ziel geſetzt ward. Ein kleiner unbemerkter Umſtand thut dies meiſtens in unſerm Leben. Eine Kleinigkeit weiſt unſerer Ehrliebe ihren Lieblingsgegenſtand an. Dies ſei der Urſprung aller ſeltſamen Charaktere, die wir bewundern oder belachen; wer ſie erklären ſoll, müßte ihre geheimſten und kleinſten Begebenheiten und die feinſten Wirkungen derſelben kennen. Noch ward man in jenem Hauſe unſers Sonderlings ſatt, er ward weggewieſen, aber jetzt war ſein apathiſches Temperament ſchon empfindlich und reizbar geworden. Ein neuer Umgang gibt zur Empfindlichkeit Ehrbegierde und Ruhmſucht hinzu, es gehörte nur ein warmer Sonnenſtrahl dazu, um ſie fruchtbar zu machen. Wieder eine

andere Geſellſchaft, und er empfängt die Idee von einem angenehmen Wege zum unmittelbaren Glücke in ſtädtiſchen Kreiſen. Das Bewußtſein erwacht in ihm, daß ihm bisher nur Beſonderheiten Beifall geſchafft, und daß er ſeiner Perſon nach auf dieſem Wege ſein Glück ſuchen müſſe. Nun fehlt nur noch der letzte Anſtoß des Schickſals, auf welche gewiſſe Art von Beſonderheiten es ihn leiten will; es iſt ungewiß, ob er ein Marktſchreier, Seiltänzer, paradoxer Philoſoph, Staatsmann u. ſ. w. werden wird, aber ein Sonderling wird er gewiß. — Hier bricht die Erzählung ab, die Wezel'n ganz unter die ſterniſchen Nachahmer zu ſetzen ſcheint. Doch brechen hier und da die Züge hervor, die ihn den Genialitäten mehr angehörig zeigen, denen man ſonſt auf dieſer Seite entgegen iſt. Wezel theilt mit den Humoriſten die Polemik gegen die Sentimentalität; er richtete ſpäter ganze Werke, wie ſeine Wilhelmine und Hermann und Ulrike, gegen dieſen überſpannten Seelenzuſtand und die butterweichen Seelen und Tollhäusler, die ihn in Romanen verbreiten; er will den Roman nur mit Scenen des wahren Lebens ausgeſteuert und zur bürgerlichen Epopöe gehoben wiſſen. Gegen die Genialität dagegen iſt er nicht, weder intellektuell noch moraliſch. Das Eine bezeugen ſeine ſpäteren Luſtſpiele, die z. Th. ganz auf Unſchicklichkeiten gebaut, z. Th. mit ihnen durchflochten ſind; es bezeugt es ſein offenes Bekenntniß, daß er gerne einen feinen Cynismus unter die Mädchen einführen, die Eitelkeiten der Schamhaftigkeit einſchränken, die Ziererei der Züchtigkeit und alle Grimaſſen bei der Sittlichkeit verbannen möchte. Das Andere belegt am beſten ſein Belphegor (1776), ein Roman in anderem Style, von Voltaire's Candide angeregt, düſter, menſchenfeindlich, weit mehr als das Finſterſte, was Klinger geſchrieben hat; Neid und Vorzugsſucht, lehrt deſſen Inhalt, ſeien die Hebel aller menſchlichen Handlungen, die Triebfedern der menſchlichen Natur. Das Motto bellum omnium contra omnes bezeichnet die Materie und die Stimmung, aus der ſie behandelt iſt. Das wüſte Werk zeigt uns leider nur, daß der Autor ſelbſt, nicht aber die Welt, von jenem Neide und jener Rangſucht erfüllt war, an dem er und ſein Talent zu Grunde ging. Schon in ſeinen Erſtlingswerken blitzt überall die ungeheuere Einbildung des Schreibers hervor, er ſteigerte ſie nachher ſo ſehr, daß er meinte, die Nachwelt müſſe ihren andern Homer an ihm verehren. Es iſt

bekannt, daß er im Wahnſinne unterging, und ſeine Monomanie drehte ſich nach den Erzählungen derer, die ihn in ſeinem traurigen Zuſtande geſehen haben, immer um den Punkt der verletzten Eigenliebe herum. Sonderbar iſt es dabei, und es zeigt bei ihm eine ganz eigene Stumpfheit an (einen ſolchen Eindruck machen auch ſeine ſämmtlichen von aller Empfindung entblößten Schriften), daß bei ihm gar nichts von der wühlenden, tieferen Natur der Lenz und Aehnlicher erſcheint; alle ſeine zahlreichen Romane und Luſtſpiele ſind von ganz entſchiedener ſpießbürgerlicher Natur, und das ſelbſt da, wo, wie im Kakerlak (**1784**), ſeine krankhafte Phantaſie ſchon merkbarer wird.

Sehen wir von Jean Paul ab, ſo hat uns die beſte der „bürgerlichen Epopöen," welche in dieſen Kreis gehören, mit ächterer Menſchenkenntniß ausgeſtattet, als die bisher berührten Werke, nach feineren Begriffen von der Eigenrichtigkeit und Originalität, die in Deutſchland beſonders nahe liegt, in ungezwungener und freierer Anlehnung an die yorick'ſche Manier, Mor. Aug. v. Thümmel (bei Leipzig **1738—1817**) geliefert, in den Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (**1791—1805**). Das Werk iſt ziemlich ſpät begonnen und noch viel ſpäter vollendet worden, und es ſteht ſchon darum neben Jean Paul's Romanen auf einer gewiſſen Höhe dieſer Richtung. Haben ſchon alle die bisherigen Produkte immer in Lehre oder Gegenſtand einen Bezug auf einzelne Zweige der Bildung oder Literatur in Deutſchland gehabt, an denen ſich die gute Laune zu üben ſuchte, ſo iſt dies hier in einer gewiſſen Allgemeinheit der Fall, die das Weſentliche der Krankhaftigkeit der Zeit ſo im Mittelpunkte zu faſſen ſucht, wie in anderen Regionen der Fauſt, an den ſogar die Konception, trotz der bürgerlichen Sphäre, in die ſie herabgerückt iſt, etwas erinnern kann. Wenn man den yorick'ſchen Nachahmertrupp in Deutſchland von der ſentimentalen Seite her kennt, und nicht allein in den beſſeren Produkten, ſondern in den Stümpereien des servile imitatorum pecus[48]), ſo begreift man, warum der Eifer

---

48) Darunter gehören z. B. die empfindſamen Reiſen durch Deutſchland (**1771**) von Schummel, voll von ganz platten Kopien, elend ſeichtem Witz, peinlicher Schwatzhaftigkeit und Selbſtgefälligkeit. Dieſer bekennt ſich noch ganz frei zur Nachahmung; es gibt andere Yorick's bei uns, die bei

gegen die Empfindſamkeit ein ſo allgemeiner unter allen unſeren Humoriſten war. Thümmel auch nimmt ſich die Zerrbilder erdichteter Empfindungen zum Gegenſtand ſeiner Laune, ſo aber, daß er überall weit tiefere Blicke in die allgemeine menſchliche Natur und in die beſonderen epidemiſchen Leiden der damaligen deutſchen Welt hineinſieht. Er ſtellt die Extreme von geiſtigem und ſinnlichem Leben, von Hypochondrie und Epikureismus gegeneinander, die ſo leicht die Uebergänge unter ſich vermitteln, wie es damals in Deutſchland ſo oft mit ſo übeln Folgen geſchah. Der Reiſende war in der Heimath über Büchern verkommen, er hatte über Leſen und Denken zuletzt verlernt, ſich in ſein eigenes Daſein zu finden, er hatte ſeine Geſundheit eingebüßt. Sein Arzt gibt ihm den Rath, das Land des Leichtſinnes aufzuſuchen und zu ſeiner geiſtigen und körperlichen Geneſung zu nützen. Er ſoll ſcherzen und lachen lernen, die Vielwiſſerei und die Bibliotheken meiden, Wein und Mädchen ſollen ſeine Philoſophie und ſeine Arznei ſein. Der Uebergang zu der neuen Lebensweiſe iſt plötzlich und leicht gemacht. Ein naives Naturkind begegnet ihm glücklicherweiſe zuerſt, das den ſpleeniſchen Deutſchen, der ſein edles, gutes, weiches pedantiſches Gefühl noch mitbringt, nicht mit ekler Sinnlichkeit abſtößt, vielmehr die ſeinige in einen feinen Reiz ſetzt. Bald ſteigert ſie ſich gelehrig. Der Zauber der Liebesempfindungen macht ihn bald zum Jeſuiten, zum Verführer, zum Feind der Platos und Rouſſeaus; er gründet auf die ſinnliche Luſt, wie es der deutſchen Empfindſamkeit und Sinnlichkeit Art und Weiſe iſt, gleich ein philoſophiſches Syſtem, er hat für ſie gleich eine moraliſche Rechtfertigung. Er entſchuldigt ſeinen Sündenfall mit dem heißen Klima, mit der Wißbegierde, pſychologiſche Experimente zu machen, mit Originalität und Starkgeiſterei, mit dem Kunſtgefühl, das er ſteigern wollte. So nackt zwar Thümmel ſchon hier die gute Lehre und Moral neben die böſen Fakten ſtellt, ſo nackt iſt doch auch der Reiz und das Verführeriſche; Wieland hat dies nicht ſo weit getrieben, und Schiller fällte ein übertrieben hartes Urtheil über Thümmel's Werk, weil er nur die erſten,

---

Gott ſchwören, lieber betteln zu gehen, als etwas nachzuahmen; und indem ſie dies ſagen, brechen ſie ſchon, wie die Leſer Sterne's wiſſen, ihren Schwur.

nicht die letzten Bände gelesen hatte. Bei dem Reisenden erhält nun die Wollust jenes Kleid pomphafter Eleganz, das die Philosophie bei uns dem Gemeinen und Niedrigen überzuwerfen weiß. Es wird bei ihm Theorie, die lachenden Phantasieen der Liebe dem Mordlustigen, Schlachtgierigen in der menschlichen Natur, der Politik und dem Kriege entgegenzustellen. Er will sich die schlüpfrigen Umwege erlauben, wenn er die verwilderten Männer nur zu den Frauen rückführen könne; er will sich keines wollüstigen Bildes schämen, wenn er nur damit eine gesündere Nachkommenschaft, Abkömmlinge einer befeuerteren Liebe erzielen könnte. Schon wünscht er Rousseau etwas von seinem leichten Sinne; dann würde er zwar nicht Rousseau gewesen, nicht wie ein Elephant mit zermalmenden Schritten über unsere verdorbene Erde gegangen sein. Die galanten Abenteuer bringen ihn in Gefahr, und die Sophistik der Liebe lehrt ihn schon, um sich herauszuhelfen, ein religiöser Betrüger und täuschender Wunderthäter zu werden, mit den Objekten die Farbe zu wechseln; er fühlt sich in den Künsten des Bösen schon so geübt, daß, wie ein Gesunder seinen Magen, so Er sein Gewissen nicht mehr spürte. Die Gefahr, die Prüfung selbst erhält Reize für ihn; es wird ein neuer Entschuldigungsgrund für sein geändertes Leben, daß er seine eigene Natur durch Erfahrung und Kenntniß der Welt will besser kennen lernen. Aber nun stürzt ihn das Uebermaß dieses Lebens in eine Krankheit, die einen Wendepunkt bildet. Sein Arzt rettet ihn auch geistig. Er solle den Weisungen der Natur folgen, hat ihn schon sein erster Arzt gelehrt; wohlgemerkt aber, der schönen Natur, fügt der jetzige beschränkend hinzu. Der Eine hatte ihn auf Reisen geschickt, dieser schickt ihn wieder nach Hause. Die Verhältnisse und Begebenheiten, in die er bisher gerathen war, schienen die Rathschläge des Ersteren zu unterstützen, und die folgenden begünstigen die des neuen Arztes, die selbst durch eine kleine Maschinerie gefördert werden. Reizende Naturscenen erschüttern den Gesundenden, neue Bekanntschaften und Vorfälle, der Besuch eines Zuchthauses und eines Irrenhauses, Alles arbeitet zusammen, das alte Wesen zu brechen, ihn aufzuklären darüber, daß er die sittlichsten Triebe und Künste zum Dienste des Unsittlichen erniedrigt habe. Er hängt sich nun mit einer Art Schwärmerei an die Scenen, die sein Herz rühren und bessern; man möchte sagen,

Thümmel führt den Weg, den Wieland von der Schwärmerei zur Sinnlichkeit geführt hatte, gerade zurück. Nun will der Reiſende gern ſeine Geſchichte dem Unerfahrenen vorſtellen, dem Lüſternen, dem Kenner, und es ſoll ihm lieb ſein, wenn ſie zuletzt, von einer Nudität zur anderen verlockt, an einer Warnungstafel anprallen. Er begegnet ſeinem erſten Arzte wieder, der ihm eröffnet, daß er ihn misverſtanden habe, wenn er meinte, er habe ihm eine leichtſinnige Behandlung des moraliſchen Menſchen gegen ſeine Hypochondrie, ein muthwilliges Beſtürmen der Natur gegen ſeine Krankheit angerathen. Dies Geſpräch bildet den Schluß; es iſt nur ein moraliſches Ende da; mit dem Faktiſchen täuſcht Thümmel den Leſer gleich Hermes, zu deſſen Ueberraſchungstheorie er ſich bekennt, mit dem er auch darin ähnlich iſt, daß er ſeine Charaktere, wenn nicht verſteckt, ſo doch hinterhält. Der Leſer ſoll deſto nachdrücklicher auf jenes Geſpräch hingewieſen werden, die Selbſtbekenntniſſe dort ſollen mehr Effekt machen als Rouſſeau's. Der Abſicht nach iſt Thümmel's Roman ſo gerechtfertigt, wie der Wahrheit nach; nur möchte jener Einwurf, den er ſich ſelbſt macht, immer ein Bedenken übriglaſſen: daß die Jugend ſo gern die ſittlichen Fehltritte aus ſolchen Schilderungen für nothwendig anſehen lernt, und den Durchgang durch eine ſolche zügelloſe Periode als den gewöhnlichen Fortgang zur Erkenntniß. Uebrigens dürften wir uns immer wünſchen, daß alle unſere Romanſchreiber, die ſich mit ihrer Kenntniß der Welt und der Menſchen ſchmückten, ſich ein Beiſpiel an Thümmel's Mäßigung genommen hätten, der auf Ein Werk ſeinen Fleiß koncentrirte, ſowie daß ſie etwas von ſeiner Erfahrung und ſeiner geſchmeidigen Eleganz hätten; ſo würden wir uns den Ausländern gegenüber in dieſer Gattung nicht ganz ſo verſteckt halten müſſen. Sie kam ohnehin zu keiner rechten Entwickelung, weil einmal die aufblühende Bühne die mittleren Talente alle auf das bürgerliche Drama und Luſtſpiel lockte, und dann weil der Stoff des praktiſchen Lebens zu gering war. Aus dieſer letzteren Urſache kam es ſowohl, daß die Romane des platten geſelligen Lebens ſobald überhand nahmen, als auch daß ſich dieſe Gattung, wo ſie noch einen ernſteren Bezug zur öffentlichen Kultur nahm, an die Wiſſenſchaft anſchloß, die in jeder Hinſicht bei uns näher lag und größere Bedeutung hatte, als das öffentliche Leben, ja die das öffentliche Leben ganz eigentlich ausmachte.

Wir wollen diesen Anlehnungen nicht folgen, und den kurzen Streifzug in die Grenzgegenden der Wissenschaften nicht machen, ehe wir Jean Paul eingeschoben haben, der in der Gattung des humoristischen Romans den Kulminationspunkt bildet. Es gehörte ein Mann von so scharfer Eigenrichtung dazu, der sich dieses bei uns verkommenen Zweiges so energisch annehmen, der ihn fortpflegen sollte, schon da er überall fast ganz abgestorben war, und da ihm von jeder Seite her Trieb und Nahrungsstoff entging. Denn das Interesse an diesen Materien hielt sich nicht den großen Begebenheiten gegenüber, die am Ende des Jahrhunderts die Welt in eine andere Lage rückten. Dies hat Knebel irgendwo ganz vortrefflich ausgesprochen, daß jene mittlere Art von Welt- und Menschenkenntniß, die die Thorheiten, Leidenschaften, Intriguen, Schwachheiten und alle kleinen Hebel des Menschengetreibes als die wahre und einzige Welt ansieht und sich mit dieser Erkenntniß wunderbar hoch begabt fühlt, durch die Zeiten der französischen Revolution etwas in Veraltung kam. Der einzige Buonaparte habe die Atmosphäre der Welt über die Wichtigkeit dieser Betteleien unendlich erhoben. Hiergegen hielt nur ein Mann aus, der von all diesen Welthändeln in seinem Schneckenhäuschen wenig oder keine Notiz nahm.

2. Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter (aus Wunsiedel 1763—1825) fällt zwar mit der Blüthe seiner Schriftstellerei erst an die Scheide der Jahrhunderte; er wurzelte aber mit seiner Jugend fest in den Zeiten, wo sich die große Spaltung der Genialitäten und der Rationalen kund that. Alle Elemente dieser Periode, alle ihre Dissonanzen und Widersprüche, die Herzlosigkeit der Satire, die überschwengliche Weichheit der Empfindung, die „Gemsensprünge" einer zügellosen Phantasie, die nüchternen Ansichten eines gesunden Verstandes, Reizbarkeit und Zähigkeit der Natur, Poesie und Wissenschaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Resignation schien sich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu sammeln und in einen gewissen Körper zu verbinden. Die wenigsten Zeitalter dürften geeignet sein, eine ähnliche Gestalt wieder einmal

aus den gleichen Beſtandtheilen darzuſtellen, die wenigſten Menſchen, wenn ſie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Verſuch in den meiſten Fällen misglückt, in die heterogenen Theile den bindenden elektriſchen Funken zu ſchlagen, zu dem vielſeitigen Charakter den ſpringenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Paul's eigener Bemerkung, kein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erſte Bildungsſchuß dieſes Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs ſo mächtig, daß nach ſeiner Vollendung der Wuchs ſtillſtand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis ins 19te Jahrh. herüberragten, wo eine ähnlichgeſtimmte Jugend ihm vorzugsweiſe gern die Hand reicht; daher kam es, daß die Schriften dieſes Mannes einer Gattung angehörten, die damals kultivirt, nachher vergeſſen ward, daß ſie ſpät und frühe eine entſchiedene Gleichartigkeit trugen, und einen ſolchen geſchichtlichen Fortgang, ſolche Perioden der Bildung, wie wir ſie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Dieſe große Uniformität in Jean Paul's Bildung würde ſich noch ſchlagender darlegen, wenn wir ſein Leben von ihm ſelbſt beſchrieben beſäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" zu berichten; aber auch aus dieſem Fragmente lernen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geſchichte ſeiner ſelbſt zu ſchreiben, noch daß er eine eigentliche Geſchichte zu ſchreiben hatte, da ſein ganzes Leben nur eine Reihe von idylliſchen Zuſtänden zeigt, ohne merkliche Influenzen der Zeit, oder eines wechſelvollen Schickſals, oder eines wandelſüchtigen Geiſtes. Seine Biographie, die ſchon auf dem Titel, mit einem Stiche auf Göthe's Dichtung und Wahrheit, nur Wirklichkeit zu berichten verhieß, würde darum weit entfernt geweſen ſein, eine pragmatiſche Geſchichte zu liefern, wie Göthe that; ſie würde ſich kaum in etwas von ſeinen Romanen, in denen er lediglich das deutſche Kleinleben ſchildert, unterſchieden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit redete, nicht als ob die Dichtung, mit der er ſein Leben durchflechten wollte, dieſer Wahrheit Abbruch gethan haben würde; allein in ſeiner Geſchichte würde ſich nach den erſten Jahrzehenden und ſchon während dieſer lauter Beſtand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbarere

Kenntniß seines Wesens erhalten, als man sie schon durch seine Werke besitzt, die nur das genaue Abbild seines innern Lebens sind. Die Verhältnisse wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Göthe'n um die Aeußerung, daß der Mensch um jedes Jahrzehend sich ändere; er streitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umständen zu erklären; der Mensch sei sein eigenes Licht und Schein, sagt er im Gegensatze zu Göthe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er sich nehme, was ihm die Verhältnisse und die Menschen gegeben. Er gesteht damit ein, daß er keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetischen spielte; er bekennt es auch geradezu, daß er von sich selbst nicht gekannt sei; er benutzt die Jugendgeschichte, die er schrieb, durchaus nicht in den pragmatischen Zwecken aller der humoristischen Biographen, daß er in den Zügen derselben das Vorleben des spätern Menschen nachwiese; Alles steht vereinzelt, in eine Reihe gefädelt, ohne nothwendige Ordnung oder einen bestimmten Zweck. Wie in seinen Romanen die Erzählung dürftig ist, die Reflexion breit, so würde es hier gewesen sein. Er hat keinen Sinn für Thatsachen, denn, sagt er, ich kann tausend auslassen und tausend anführen, und doch weder in jenen noch in diesen ein rechtes Urtheil begründen. Aber der rechte Historiker kann zehn anführen und mit diesen ausrichten, was er sich nicht mit tausend getraute.

Ich versuche dieses Geschäft, ohne für diesen rechten Historiker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuschen. Bei einem Schriftsteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Interesse von seinen Werken ab auf sich selbst und seinen Geist lenkt, der so ganz mit seiner Person vordrängt und die Theilnahme an seinen Geschichten und Charakteren verdrängt, ist nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That ist, gleich gegen oder für die Persönlichkeit mehr Parthei nimmt, als für oder gegen die Schriften an sich, und daß, wie der Autor pathologisch schreibt, so das Urtheil über ihn pathologisch und leidenschaftlich wird. Jean Paul selbst hat sich über den Mangel kompetenter Kritiker und Beurtheiler seiner Werke oft beschwert, und es ist manchmal, als ob er diesem Mangel selbst habe abhelfen wollen, indem er bald in scherzhaftem Lobe unter tausend Wen-

dungen auf ſeine z. Th. vergeſſenen Opera wieder hinweiſt, bald ſeine eigenen Fehler aufdeckt und dann beweiſt, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbſtkritik weniger fehlt, als an dem faktiſchen Nachdruck, der eine willenskräftige Einſicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als decidirte Lober und Tadler gefunden habe, daß ſeine kälteſten Leſer ihn keiner Verbeſſerung für fähig gehalten, ſeine wärmſten keiner für bedürftig. Dies iſt ſo wahr, daß wir unter ſeinem Publikum nie andere als ſolche partheite Leſer gewahren: Männer, wie Göthe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck afficirte, und Andere, wie Fr. v. Oertel, dem er ein Apoſtel ſchien, der ſchon denen gram war, die ihn nur kunſtmäßig loben wollten; ſentimentale Damen, die die Locken ſeines Pudels auf der Bruſt tragen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachſagten, ſie liebten den Dichter ſo wenig, daß ſie nie eine Zeile von ihm geleſen hätten. Selbſt dieſer Witz enthält ſo viel natürliche Wahrhrit! Wer ein gewiſſes Alter überſchritten hat, wer von einer Lektüre ſeinem Verſtande Rechenſchaft geben will, den wird Jean Paul's Schreibart in kürzeſter Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter geleſen zu haben, ſein Urtheil bald fixiren dürfen. Wer in idealen Jugendträumen ſchwärmt, wen ein geſteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die licentiöſen Poeten eiferte, „die zerſtörten Zerſtörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren," Frauen und Jünglinge, die „am Setzſtabe des Zeigefingers" über die dunkeln und wunderlichen Stellen ſeiner Schriften wegſpringen, die von dem Exemtionsdekret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor ſelbſt gab, ſeine Satiren zu überhüpfen, Solche werden ſich durch keinen Einwurf ihre Gefühle ſtören laſſen, und ſie zu heilen, iſt bei den Leſern das beſte Mittel die Reife der Jahre, bei den Leſerinnen, daß man ſie erſucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzuleſen und möglichſt zu erklären. Dies letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entſchiedenen Geſchmacke im Großen dem excentriſch-originalen Autor entgegengetreten wäre, ihn ſelbſt aufmerkſam machen können, wie ſehr er das Beſſere ſah und dem Schlimmern folgte; er konnte ſelbſt das Vorleſen nicht leiden und machte ſich ſchwer-

lich je deutlich, warum nicht; er arbeitete in strenger Einsamkeit vor sich hin, ohne sich im Geringsten mitzutheilen. In dem Streit über seine Qualitäten fragt er sich, welcher Meinung ein Autor anhängen solle, und findet, am schicklichsten seiner eigenen. Daraus folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Partie ergriff; sie wird ihn nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie stellen, das werden die Verleger der Werke am besten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und schon darum, weil die meiste Unpartheilichkeit fast nothwendig auf ihrer Seite sein muß. Denn der beste Beurtheiler von Jean Paul wird der sein, der einmal mit ihm geschwärmt und dann sich gefaßt hat, der die möglichst vielen Saiten, die seine Schriften berühren, in sich anklingen hörte, und sich Rechenschaft von seinen guten Eigenschaften geben kann, ohne für seine übeln blind zu bleiben; es ist aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Paul's zu seinem Lobredner werde, sein Lobredner wird im natürlichen Gange der Dinge zuletzt zum Tadler. Eine Mitte zu halten, ist bei einem Schriftsteller, der selbst keine Mitte gehalten hat, fast unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beschränkten Verhältnissen aufgewachsen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang, blieb er in seiner Kindheit einer überschwenglichen Phantasie überlassen, die in der idyllischen Leere umher nichts als unbestimmte Sehnsuchten in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunkeln Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verschlossenheit beschäftigte; die Einsamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, brütete eine verdichtete Menschenliebe, die reche Schlagkraft des Herzens,“ vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle diese wenigen und vagen Eindrücke wuchsen in seinem beschäftigten Innern zu einem unendlichen Stillleben, wie in Jung Stilling, der in ähnlichen Lagen seine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieser ersten Zeit in sich festhielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortschritte machte; er sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen, und fing gleich als Knabe an, sich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinwesen auch der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Die Glut der

Empfindungen, die Träume der Phantaſie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane und den älteren Robinſon; er trug eine ſtille kindliche Liebe in ſich; er ging, ſobald er Klavierunterricht empfing, dem Phantaſiren, der „Selbſtfreilaſſung" nach; nur was ſonſt des lernbegierigen Knaben liebſte Thätigkeit zu ſein pflegt, was ihm einen geſunden Erwerb von Kenntniſſen ſichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meiſten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geſchichte, Geographie und klaſſiſche Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, ſondern auch durch ſein ganzes Leben hin ſo gut wie fremd. Als er 1779 Leipzig beziehen ſollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod ſeines Vaters; dies nöthigte ihn, auf Erwerb zu ſinnen, und er fiel auf die leidigſte Quelle, die Schriftſtellerei. Er hörte nun keine Kollegien, las keine Bücher, als ſolche, die ihm für ſeine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete ſich nur das Homogene daraus an, er wandte alſo den erſten innerſten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die ſchon fertige Richtung ſeines Geiſtes mit einer Maſſe gleichartiger Elemente zu verſtärken, nicht dem noch lenkbaren Geiſte vergleichend und verſuchend eine zuſagende Richtung zu finden. Bei dieſer Thätigkeit gewahren wir zugleich ſchon in ſeinem 17—18ten Jahre eine Frühreife, die von einem ungemein energiſchen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geiſt der Jugend feſthielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meiſten Menſchen dunkel verläuft und verloren geht, mit einer merkwürdigen Klarheit des frühen Bewußtſeins auffaßte, und ihn, der ſeiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben ſo oft an das helle Licht zog, als er ihn anderemale von dieſem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Juvenilität blieb bei ihm von ſeiner erſten Fixirung an feſtſtehen, und erklärt uns ſein Weſen und ſeine Schriften ſo, wie Herder in ähnlicher Weiſe die eigenthümliche Entwickelung der Swedenborg und Zinzendorf erklärte, und wie wir Lavater's originale Erſcheinung erklären können.

Unendlichemale hat Jean Paul ſeine Ausſprüche über den Werth ſeiner Jugend wiederholt und variirt. Er ſah auf nichts Zauberiſcheres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteſte war, die leicht ein Jüngling ertragen;

er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißlosen Zeit zurück, wo das Schicksal mit dem Wenigsten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Musik und Mondschein sein Herz seliger machen konnte, als später mit Millionen. Er wollte aus seinen spätern Jahrzehenden alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, sagt er, und verwandelte sie in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen. Wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er sovielmal „dummer und glücklicher, und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war!" Und das schien ihm die Bestimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei." So ist denn wohl erklärlich, daß Jean Paul's Werke so viele Reminiscenzen aus seiner eigenen Jugendgeschichte enthalten, wie daß seine Jugendgeschichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Wie Hippel, trug er sein Leben, und vorzugsweise das Leben seiner Jugend in seine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach sich selber gestalteten; ja nicht allein schnitt er seine Geschichten nach seinen eigenen Erlebnissen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schicksal nach dem Plane seiner Erzählungen seine eigene Geschichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in seinen Dichtungen selbst: „was von Fixlein's Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchstaben geschrieben steht, läßt sich wörtlich mit allen Umständen auf sein eigenes Leben anwenden;" seinen Haus- und Winkelsinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge seiner in Einsamkeit rege gewordenen Phantasie in dem Helden der unsichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er sich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei seinen Erstlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Walten schildert; im Titan erschöpfte er die Ideale

ſeines Herzens und ſchuf das Innerſte ſeiner Seele ſo darin nach, daß ihn ſpäter die Lektüre dieſes Werkes zu ſtark ergriff; die Glut ſeiner Freundſchaftsliebe hauchte er den Viktor und Albano ein; und ſeine Freunde erſchienen idealiſirt und geſteigert in der Gruppe ſeiner Charaktere. Manches Harte in dem Bau ſeiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entſchuldigte er mit der eckigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche im bloßen poetiſchen Reflex, meinte er, leichter zu ertragen ſein müßten. Dies iſt derſelbe äſthetiſche Realismus, den wir bei den humoriſtiſchen Schriftſtellern ſo häufig finden, und er iſt verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul, wie ſo Viele unter dieſer Klaſſe, in das Leben ſelbſt hineintrugen.

Und dies eben, weil er die Welt nur aus dem Geſichte der Jugend anſehen mochte, die Alles idealiſirt, und die eben darum in der Poeſie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preisgibt. Wenn man ſich von Allem, was uns in Jean Paul's Werken mit beſonderem Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in ſeinen Meinungen, was uns als Lieblingsgegenſtand ſeiner Muſe erſcheint, deutlich Rechenſchaft gibt, ſo ſieht man klar, daß es vorzugsweiſe ſolche Eigenheiten ſind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig ſind, und daß ſie ſich darum ſo auffällig ausnehmen, weil ſie in einem ungeziemenden Alter feſtgehalten und darum in einer extremen Weiſe ausgebildet ſind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthuſiasmus im greiſen Kopfe und den Schauder vor der wirklichen Welt in dem gereiften Manne nicht dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menſchen darum ſo unſäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Beſtimmbarkeit iſt, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menſchen gründen können. Eben dieſelbe Beſtimmbarkeit ſah Jean Paul in dem ganzen Menſchengeſchlechte; er gab daher nichts auf das, was der Menſch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm ſein Inneres erſchafft, werden kann, und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verſpricht. Iſt man erſt auf dieſe Weiſe dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewieſen, ſo wird man ſich natürlich nach der Zeit vorzugsweiſe neigen, in der die Phantaſie am lebendigſten ſpielt,

in der das Gebiet der Ideale am weiteſten iſt. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul dieſen befeſtigten Gebilden aus der Kindheit, und ſein Weſen geht auf in dem Begriffe eines jung gebliebenen Menſchen, wenn man die Zufälligkeiten gerade ſeiner Jugend dabei in gehörigen Anſchlag bringt. Sieht man auf das Moraliſche, ſo blickt in ihm überall der Sinn für die Unſchuld und Reinheit der erſten Jahre hervor, und das zog jene ſittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreiſe unſerer gefeierten Dichter, zur Zeit deren ſchönſter Blüthe, ſo nahe zu ihm, daß er neues moraliſches Leben und Tugend und Gefühl in die misbrauchte Dichtkunſt zu bringen ſchien. Seine Schriften bringen eine Unſumme ſchöner Grundſätze und Reflexionen, von Handlungen bringen ſie wenig, wie ſein eigenes Leben nicht ein erſprießliches heißen kann. Dies iſt nun ganz Jugendart; denn dieſe Zeit iſt zum Sammeln und zum Reflektiren beſtimmt, ehe ſie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es ſteht ihr natürlich an, daß ſie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Tugend aufſucht, und jene Allmacht ſchöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in ſeiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er ſich moraliſch überwachte, und Betrachtungen anſtellte, die auf aſcetiſche Schmerzunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenſchaften, auf jede ſtrenge Forderung der Vernunft ausgehen; er recipirte ſeine Tugenden und Laſter wie ſeine Einfälle und Leſefrüchte, er verbollwerkte ſich gegen das Böſe, und ſo wuchs in ihm eine „Alliebe, die ſeines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward,“ und er ſchilderte in ſeinen Werken eine angeſpannte Tugend, die wohl unterweilen ſogar ſeinen wärmſten Verehrerinnen voll Unnatur und beunruhigender Symptome ſchien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundſätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armuth fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, ſo ſehen wir doch in ſeinen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menſchheit, an einzelne hohe Menſchen, wie die geſteigerten Begriffe von Freundſchaft, von Liebe, von Tugend in der Weiſe durchgehen, wie wir ſie nur in edeln Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd iſt. Mit dieſen hohen Forderungen tritt nun die Ju-

gend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelſtein zu ſchleifen beſtimmt iſt, wenn er ihre ätzende Schärfe aushält. Sie ſteht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, ſie macht es mit ihren hervorragenden Täuſchungen zu einer ſchmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geſchildert als dieſen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Miſchung von Lächerlichem und Rührendem, was dieſe Situation mit ſich bringt; nirgends hätte er leichter wahrhaft klaſſiſch werden können, als hier, und wo er am meiſten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, iſt er von dieſer Seite her am genießbarſten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er ſich von dieſer Art ſtellte, und die Eindrücke, die er damit machte, ſchon früher mit den Materien der Ritterromane verglichen, und es iſt vortrefflich, daß ſich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der erſten Liebe eine ſolche nennt, wo der Jüngling die alte franzöſiſche Ritterſchaft erneue. Wenn unſer humoriſtiſcher Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwiſchen Weltverachtung und Liebe, zwiſchen Humor und Empfindſamkeit hätte ſtehen bleiben können, auf dem er ſich in den Flegeljahren noch am erſten hält, ſo hätte er uns vortreffliche Werke geſchaffen; aber ſo war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen ſich zu bewegen. Auch dies iſt die Weiſe der Jugend, daß ſie, zum Maßhalten nicht geeignet, nach allen Seiten ausſchweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben iſt die Erſcheinung nur zu gewöhnlich, daß ſie ſich in Skepticismus und Misanthropie wirft, und eine gewiſſe falſche Kraft affektirt, oder daß ſie umgekehrt die verſehrten Ideale in ſich verſchließt und ſich in Schwäche und Weichheit verliert. Dies nun ſind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es iſt ihm auf der einen Seite die Welt verleidet; er wendet ſich mit Geringſchätzung von dem Menſchen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt ſie mit ſeinem Spott; oder er zieht ſich auf das Klein- und Stillleben des Menſchen, auf ſeine innere Welt zurück, und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beſchränkung und in dem ſtillen Verkehr mit den Hoffnungen einer beſſeren Zukunft. Auf jener Seite haben wir ſeine humoriſtiſchen Charaktere, die ihren Weltſcherz bis zum Weltekel verbittern; auf dieſer haben wir ſeine ſelbſtgefälligen,

sanften Figuren, mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menschheit erfüllt; jene dort sinken gelegentlich zum lüderlichen Genie herab, diese Blumenseelen steigern sich zu dem Extreme seiner sogenannten hohen Menschen, die der Welt den Rücken kehren bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen, nutzbar und wirksam auf der Erde zu sein, mit einer höheren Unbeflecktheit des Charakters unvereinbar finden. Auf jener Seite ist Jean Paul skeptisch, satirisch, ein Verfolger der deutschen Kleinmeisterei, ein Realist in der Manier der Darstellung, wie es der Jüngling bei dieser Richtung ist; auf der anderen ist er sentimental, weich, verschwommen, elegisch, ein Spiritualist, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Witzes, in der Spannung der Verstandeskräfte, so hier in der Spannung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm selbst wie Sterne'n eigen war, und auf die er in seinen Lesern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen seinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanken zu weilen, sich mit Todes- und Geisterfurcht zu quälen, auf Träume und Orakel zu achten; und was in dieser Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmernisse unserer erwachenden Forschbegierde sind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundschaft, von Gott und Welt, diese durchdringen Jean Paul's Werke überall und füllen sein eigenes Interesse aus. Was das Mannesalter fesselt, die praktischen Verhältnisse der Welt, die Zustände der Gesellschaft, daran legt er nur den Maßstab der jugendlichen Empfindung; selbst in seine Spekulationen drängen überall seine Gefühle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beschäftigungen des Geistes und den schwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trockene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüberliegt, so ist es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen seinen wissenschaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchtesten Scenen eines sublimirten Seelenlebens zugleich die nacktesten Disputirübungen abschildert. Die Unersättlichkeit der Lernbegierde, die einer strebenden Jugend eigen ist, ist es auch Jean Paul; und aus dieser Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen ist, das ideale Sonntagsheimweh, und diese Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in

ſeinen Sabbathskapiteln eine Art poetiſche Vertretung. Und ſo ließe ſich dieſer Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Paul's Werken und Weſen bis ſo ſehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man, um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komiſche Manier für den Verfolg anwenden müßte, die doch dem Ernſt der hiſtoriſchen Darſtellung nicht zuſagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir ſuchen, was unſerer gebildeten Jugend Halt und Feſtigkeit und die mittlere Stimmung für das Leben gibt. Wir ſagten oben, er entbehrte die Nahrung ſeines Geiſtes durch Geſchichte und Geographie, und hierin kam das Geſchick ſeiner Neigung entgegen. Er entbehrte ebenſo die Kenntniß und Liebe der alten klaſſiſchen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen ſie aus der Schule, er ließ dies auf der Univerſität fahren, als er Seneca und Cicero las; dies waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beiſpiel geben können; ſpäter blieb es ſeine (zwar ſchwankende) Anſicht, das Studium der Alten müſſe ſinken und könne ſinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich geſunde Nahrung, und in der orientaliſchen noch beſſere. Jean Paul gleicht ſchon darum in ſeinen Schriften den Produkten der mittleren Zeiten, oder erinnerte Göthe'n an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geiſtes, weil ihm das ordnende Maß, das Göthe dort lernte, abging, weil ſein ſcholaſtiſches Wiſſen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der göttinger Schule und Göthe'n im großen Gegenſatze der Modernität gegen das Antike, und er fand, daß die äſthetiſchen Geſetze nur von dieſem Einen gehalten würden, der gleichſam die ſtellvertretende Genugthuung für die anderen Autoren ſei. Alles, was die neuere Zeit mit den edelſten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher, als dieſer romantiſche Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieſer in adjecto ſich widerſprechenden Bezeichnung charakteriſirt man die widerſprechende Natur dieſes Schriftſtellers und ſeiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht hindrang und ſelbſt die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picariſchen

und humoristischen Romans, die formlosen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauspiel erst werden sahen, diese Zeiten entsprechen dem Dichter, der ebenso die vagste Form der Dichtung ergriff, der ebenso nur jene dichterischen Elemente, das Elegische, Satirische, Idyllische und Allegorische in sich trug, die eben jene Zeiten zu dichterischen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen, als mit Rabelais, dem Vater des humoristischen Romans. Hätte er weise sich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetischen und selbst den „humoristischen Wahnsinn des Sterne" gering zu schätzen, hätten sie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geschmack halte die höchste Anspannung nicht für Ueberspannung, so würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit so viel Anomalien, als man Wieland's Dichtungen der Ritterpoesie vergleichen kann, obgleich er dem Geiste nach vielfach an die pragmatische und humoristische Poesie anstreift, muß man Jean Paul's Romane mit den humoristischen, der Ritterdichtung entgegengesetzten Romanen vergleichen, wiewohl er dem Geiste nach uns oft an die Ritterpoesien erinnert. Beide stehen sich daher in jeder Hinsicht untereinander entgegen. Die ebene, glatte und leere Schreibart Wieland's macht zu Jean Paul's springender, vollgepfropfter und unebener den vollkommensten Gegensatz; die Romane des Einen sind immer von striktem Zusammenhange, voll psychologischer Deduktion, die des Anderen sind im Bau der Fakten und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm sich die excentrische Welt des Ritterthums gern zum Gegenstand, der excentrische Jean Paul ausschließend fast die Kleinwelt heimischer Zustände. Jener blieb, wo er aus der phantastischen Ritterzeit sich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geschichte; Jean Paul hatte die Ansicht, die mit seiner Unkenntniß des Alterthums zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessire, daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger seien als die nächsten: er verwechselte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Gesetz des Erlebten mit dem Gesetze der Phantasieschöpfungen. Wenn Wieland scheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoristischen als auf den Ritterroman, mehr

auf bürgerliche als auf romantiſche Dichtungen fortwirkte, ſo Jean Paul von ſeinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantiſchen, wo ſich Fouqué und Hoffmann an ihn anſchließen. Denn es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß der Dichter romantiſcher Stoffe durchaus pragmatiſchen und rationalen Sinnes iſt, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er, wie im Wort, ſo in der Sache im Romane die romantiſchen Beſtandtheile für unumgänglich hält. Wieland trug in die alte und mittelalterige Welt unſere modernen Alltagsgefühle, unſere Verhältniſſe und Sinnesart; Jean Paul in die proſaiſche Welt unſerer Höfe, Kleinſtädte, Häuſer und Studirſtuben, in unſer low life die ſchwärmeriſchen Liebſchaften des Mittelalters, die Freundſchaften der Urzeit, orientaliſche Einſiedler, Lauren und Petrarken, unterirdiſche Erziehungen, Scheinbegräbniſſe, Kinderverwechſelung und Geiſterſpuk, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte ſich ganz in ſein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Anderen machte dies Freude, nur daß er neben dieſem „Nahe-ſuchen" zugleich einen Bund mit dem „Fernſuchen" ſchloß, daß er ſich die Schneckenſchale breit offen hält, um die Fühlhörner bis in den Himmel emporzuſtrecken. Der Eine bewegte ſich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den Extremen, der Eine auf der Seite des geſunden Menſchenverſtandes, der Andere auf der des Genies; ein Waſſertrinker jener, dieſer ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des franzöſiſchen Geſchmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des engliſchen und niederländiſchen; jener zu Voltaire, dieſer zu Rouſſeau geneigt; Staatsidealiſten und Weltbürger Beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen, und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit ſeinen Lebensanſichten auf der ebenen Heerſtraße blieb, ſo ſchweift der Andere überall aufs ungewöhnlichſte aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original ſelbſt.

Worin ſich dieſe Originalität vorzugsweiſe äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftſtellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewieſen, die Quelle ſeiner Eigenheiten in den Eigenſchaften der Jugend zu ſuchen. Der maßloſe Eifer, mit dem ſich der Jüngling beim erſten friſchen Intereſſe an den Büchern, beim erſten Blick in die Welt des Wiſſens, bei dem erſten Fluge

der Wißbegierde und Neugierde auf das Lesen und Sammeln, und, wenn in ihm selbstthätige Kräfte sind, auf das Nachahmen und bald aufs Produciren wirft, dieser Eifer ist bei Jean Paul stataríſch und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in seiner frühesten Kindheit, sobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann diese Sucht in ihm; Bücher und Buchstaben zu schreiben, sagte er, fing er fast zu gleicher Zeit an. Gleich als er Hebräisch begann, sammelte er sich alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16—17 Jahre schrieb er schon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachsinnen über Schriftstellerei verrathen; dann ein Tagebuch seiner Arbeiten voll philosophischer Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moralischen Betrachtungen. Neben seinen Studienschriften machte er sich Excerpte aus seiner Lektüre, und hatte deren schon 12 Quartbände, ehe er auf die Universität ging. Diese anfängliche Sammelwuth und Producirluſt dauerte und wuchs durch sein ganzes Leben. Nichts zu verlieren, war das System, wodurch Jean Paul seine Polyhistorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern; wie Lavater ließ er keinen Spahn seiner Ideen und seiner Erfahrungen fallen, und brandschatzte seine Freunde um Beiträge, wenn er gerade bestimmte Themata vor sich hatte; er notirte sich auf Diskurszettel, was er bei Besuchen sprechen wollte; er machte sich als Hofmeister eine Anthologie der Bonmots seiner Zöglinge; er excerpirte die Gesellschafts- und Besuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas, die Natur und den eigenen Geist. Es war eine Zeit, wo er 20 starke Quartbände bloßer Ironien besaß und noch mehr Satiren; denn Alles war rubricirt, die Abtheilungen und Unterabtheilungen und Subunterabtheilungen so klein und subtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf so wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Professor eloquentiae ein Festthema sucht. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirksam schien, trieb diese Pedanterie des kleinlichen Gelehrten aufs Alleräußerste; der in seiner Schreibart am regelloſesten war, hatte sich für diese Studirart die genauesten Reglements und Marschrouten vorgeschrieben. Auf diese Weise spannte er seinen Geist, und übertrieb seine Kräfte; er sammelte einen Reichthum, der uns voll Armseligkeit scheint. Aber war es

anders möglich, als daß er dieſes ungeheuere Aufgebot von Material machte, da ſein Hunger nach Schaffen ſo unerſättlich war? Denn war ſeine Luſt zu ſammeln groß, ſo war doch ſein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Leſen ſchien ihm den Geiſt nicht ſo zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anſchlag kam, ſo war es natürlich, daß ihm ſeine Autorſchaft lieber ward als ſein Menſchliches, daß er aus dem Schreiben ſeinen Menſchenberuf formte, und nun mit dem gekünſtelten Pflichteifer zu dem er ſich ſelbſt erzogen hatte, dieſem Berufe nachging. Ganz der ächte Deutſche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine deren Verdienſte um den Staat haben kann," ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg ſo fatal war! Völlig im Gegenſatze zu Göthe, der ſchwer zum Schreiben zu bringen war, der ſein Geſchriebenes vernachläſſigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im, und mittelſt Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute ſich ſeiner Sachen, er las ſie gern und oft, in Vorſtellung anderer Perſonen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freunden und Allem — zu ſchreiben! er fand ſich ſelbſt nicht der Mühe werth gegen das, was er gemacht! jeden Tag ſchien er ſich leichter zu ſterben, da das Gewicht ſeiner Druckſachen immer ſchwerer wurde. Wenn ihn im achzigſten Jahre der Tod abriefe, ſo würde er ſich ärgern, daß es ihm aus der „Schreibſtunde des Lebens ſo frühe veniam exeundi gegeben." Die Zeit verſchwelgen hieß ihm die Zeit verſchreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur ſchönes Wetter konnte ihn in Zwieſpalt bringen, da er doch auch gern ſpazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, ſo ergreift er, ſanft und wüthend, im höchſten Enthuſiasmus ein Papier, um ihn aufzuheften; und nichts quälte ihn mehr als das bloße Umwenden des Blattes beim Setzen ſolcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantaſien und Darſtellungen zehrten ſein äußeres Leben ab, er vergaß ſeine Geſundheit, Eſſen und Trinken war ihm zu viel, wenn er ſchrieb; alle Bequemlichkeiten ſollte nach ihm der Menſch verſchmähen, dem Opfer ſeiner Schöpfungskraft nichts entziehen. Ja alle ethiſchen und diätetiſchen Vorſchriften ſchien er ebenmäßig zu verſchmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für ſeinen Geſchmack

tränke er nichts lieber als Wasser, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken *ohne Schreibzweck* abzustumpfen, aber er trank, um zu schreiben, um die Seele von der sie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus schriftstellerischem Instinkt. Witz und Feuer der Darstellung hing bei ihm von seinem Willen ab und von solchen geistigen Hülfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit so gewissenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unser Autor Alles aus sich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht machen war, was er mochte und wünschte: daß nach seinem Tode *alle* seine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man das Geschriebene nur überschlägt, wenn man aus seinen Werken heraustretend sich noch in seine Notizbücher hineindenkt! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm sein Schulmeisterlein Wuz scheinen, der alle Werke selbst schrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit seinen Titeln Anlaß gab; und war es unsers Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun so aufgeschwollen sind, daß dies Beispiel nachzuahmen für den schreiblustigsten Deutschen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch scherzen über diese Symptome eines Naturtriebes, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als sein Wille? „Wenn ich, schrieb er, meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird es so forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist.“

Wollen wir nach einer Ursache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, so dürfen wir keine andere suchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die seine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in seiner ersten Entwickelung auf jene Periode der deutschen Literatur traf, wo ein erfrischtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichsam durchdrang. Dies Zusammentreffen hatte dann die Folgen, daß, wie er in seinem ganzen Wesen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit festhielt, in seiner Schriftstellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo, wie wir sagten, die Gegensätze der Stark- und Kleingeisterei unsere Literatur be-

wegten. Gleich bei den erſten Anſtrengungen ſeines Geiſtes und Charakters in ſeinen früheſten Jugendſchriften und Briefen hören wir ganz entſchieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unſerer Genialitäten. Ehe er ſich ſeinen eigenen Styl gebildet hatte, ſchrieb er an die Freunde, mit denen er ſiegwartiſirte, in der apoſtrophiſchen Sprache und dem ſentimental derben Tone des Götz, auch wohl in Anklängen an Yorick und Young. Die horaziſche Regel war ihm ſchon damals ein kraftausſaugendes Recept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekritteln könne, eben weil es Genie iſt. Das Genie, ſchrieb er, iſt ſich ſelbſt Leiter und geht ſeinen eigenen Gang; es iſt ſich ſelbſt Räthſel, und geht dunkle Gänge, es kennt an ſich nichts als ſeine Unergründlichkeit, und es allein kennt ſie am beſten. Göthe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herder'n verehrte er ſchon ganz frühe, und Klinger zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war genau mit den herrſchenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeiſtigkeit, die Abſchüttelung alles Syſtems und aller vorgeſchriebenen Form begünſtigten, und kein Schriftſteller machte von dieſer Licenz ſo auf die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen beſtimmt, gab aber bald dieſen Beruf auf; denn ſchon ganz frühe war er heterodox, und zwar mit jener Einſicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an ſeiner Stelle iſt. Das hatte ihn Leſſing gelehrt, deſſen Ton und Anſichten man gleichfalls in manchen ſeiner früheſten Aphorismen wiedertönen hört. Wenn er ihn las, ſchien er eine heitere Weltanſicht zu faſſen und gegen Jene zu eifern, die gottesfürchtig zu ſein meinen, wenn ſie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber ſprach er vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald ſchien er ſich in Menſchenhaß hineinarbeiten zu wollen, zum Trotz ſeiner unendlichen Menſchenliebe. Dieſer ſkeptiſche graue Staar war auch in den Augen zweier frühgeſtorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Paul's Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprincipien kennen lernen. Der Eine, Oerthel, war ein reizbarer Hypochondriſt, von ſchrecklichem Unglauben, der Andere, J. B. Hermann, war ganz in ſich zerfallen, mistrauiſch gegen Jeden, und nur gegen J. Paul brauchte er ſeine erdrechſelte Verſtellungskunſt nicht; er war arm und ſtrebend, cyniſch

und von jungfräulicher Seele; Jean Paul schrieb ihm, er sei wie die Lerche singend in den Wolken oder nistend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman aufpflanzen, wenn er dem Leser die Wahrscheinlichkeit seiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieser Freund in den Stürmen des Geistes und in äußerer Noth untergegangen ist, so dürfen wie Jean Paul's Seelenstärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängnissen, als er mit dem Schicksal rang, mit einer verengten Hüfte davonkommen ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, seit ihm sein Vater gestorben war. Ein Bruder ertränkte sich, um nicht das Elend der Mutter zu mehren, ein anderer ging in Lüderlichkeit unter, seine Freunde starben ihm weg, seine ersten Autorhoffnungen schlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menschenleben und an seinen Hoffnungen, um nicht in all diesem Jammer auszuhalten; er war in seinen „Empfindungen zu gläubig," um nicht den Skepticismus des Kopfes zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeistereien der Welt, um sich in seiner Starkgeisterei wie Andere festzurennen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Konvenienz, gegen das Rücksichtnehmen auf Andere, das ihm ein Gift unserer Ruhe schien. „Er beging in Leipzig mit Absicht Sonderbarkeiten, um sich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er schien ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen." Er ging dort nach englischer Mode mit entblößter Brust und abgeschnittenem Zopfe; sein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf seine satirischen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß, wenn er blos das Innere, nicht das Aeußere schätze, er bedenken solle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philosophie sei, nicht daß sich die Vielen nach dem Einzelnen, sondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er schien widerstehen zu wollen; als aber der Tumult zu groß ward, sank ihm der Muth, seinen Eigenwillen durchzusetzen, und er hängte den Zopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier seinen Uebergang vom Starkgeist zum Kleingeiste anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Paul's gehören seine satirischen Erstlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wissenschaften und Brodstudien, gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in seiner Natur lag; die Starkgeisterei entfernte ihn

von der natürlichen Art ſich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modiſchen Empfindſamkeit, zu der ſo viele Anlage in ſeinen Weſen war. Die ſentimentalen Gecken in Deutſchland raubten ihm, der in ſich ächte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Muth, eine gemisbrauchte Sprache, „die ſimple Naturſprache des einzig guten treuen Rouſſeau" zu reden. In ſeinen Jugendſchriften redete Jean Paul durchaus nicht in der ſpäteren Weiſe, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als ſein Bild," wo er ſich „wegen einer Antitheſe falſche Ausdrücke erlaubte;" er ſelbſt gibt an, daß er auf dem Wege war, ſeine Sprache nach Leſſing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las ſich nun ſein Witzſpielen künſtlich an, „die Bücher mit ſcharfſinnigem Unſinn gefielen ihm beſſer als ſchlichter Menſchenverſtand, weil er blos las, um ſeine Seele zu üben, nicht zu nähren." Dies war der erſte und zugleich zerſtörende Schlag, den er ſeiner geſunden Natur verſetzte. Er pfropfte dies fremdartige Reiß auf ſeine ganz empfindſame Seele, und auf das gepfropfte impfte er wieder ſeine Theorie, daß ſich der Witz erlernen laſſe und der Beruf zur Satire anzubilden ſei. Von da an iſt es nicht ſchwer in ſeinem Weſen den Zwang des Geiſtes überall zu entdecken; er arbeitet ſich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein, und es ſcheint ihm nicht möglich geweſen zu ſein, ohne dieſe „Schreibrührung" zu produciren; es ging ihm, ſagt er irgendwo, jedesmal ſo, daß er das Geſchilderte während des Schilderns ſich eigen mache, die Verwirrung ſelbſt verwirrt beſchreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der geſpannten Seelenkraft, daß, wo er ſeine Gefühle beherrſchen mußte, er ſich z. B. gleichgültig ſtellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter ſeinen ſcherzhaften Arbeiten ſeine Kinder den Tod ſeines Bruders nachſpielten, ſo weinte er und ſcherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die ſich nach einer ſolchen Scene bei ihm einſtellte. Damals alſo, als er durch Noth auf den Gedanken kam, ein Buch zu ſchreiben, änderte er ſeine Art des Studirens, und las blos witzige Schriftſteller. Die Reihe deſſen, was er damals mehr durchſtürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntſcheckige Narrenkleid, in dem ſein erſtes Werk ſich dem Publikum zeigte. Unter ſeinen erſten Lektüren war Hippel's

Buch über die Ehe und seine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredsamkeit Rousseau's, der prächtige Styl des Helvetius, die feinen Bemerkungen Toussaint's, die Heiterkeit Montaigne's in die französische Literatur; Pope und Boileau wurden von entschiedenem Einflusse auf ihn; von Liscov lernte er seine strenge Ironie; über Alle weg trat Swift, in dem ihn die Poesie der Satire ergriff, der ihm Tagelang die Gedanken füllte. Da er alle diese Autoren mit der bestimmten Aussicht auf eigene Produktion las, so begreift es sich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davontrug, daß das Resultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. Die Schriftstellerei gewöhnte nach seinem eigenen Geständnisse seine Sprache an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens stritt; Antithesen und Gleichnisse wurzelten sich so fest in sein Gehirn, daß sie seinen Träumen anhingen, und die Sprache seines Herzens mit Gallicismen verunstalteten. Er änderte nun sogar seinen Briefstyl an seine Freunde, um sich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war selbst sein Pastor Vogel, sonst ein verständiger Mann, gegen ihn ein viel zu freundlicher Kritiker. In den ersten Jahren beklagte sich Jean Paul noch selbst wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falschem Geschmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt sein würde; er meint zuweilen selbst, seine witzigen Wollüste satt zu werden, obwohl er zu anderen Zeiten, wenn er die tausend Fehler seines Erstlingswerkes und die Ueberladung mit Gleichnissen tadelte und erkannte, dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den Reiz der Unmäßigkeit besiegen könne? „Verkennt dort der Weinsäufer mit der rothen Nase, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüssigen Weines? Er kennt sie wohl, aber er flieht sie darum nicht!" Und dies soll seinen Witzrausch entschuldigen? Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch kein gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, so schrieb er denn lustig auf die Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, sondern nur erzieht, so schließt er sich lieber das Ohr vor ihrem Geknarre; weil die Kritik dem Genie die Zeit, in der es bessert, für die Produktion abstiehlt, so sparte er lieber dort als hier. Mit diesen gehäuften Spielen des Scharfsinnes und Witzes nun übertäubte er die Stimme der natürlichen Empfindung in sich ganz, und es war ihm später ein Räthsel, wie er zu der Bitterkeit

gekommen war, und namentlich zu der Liebloſigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, die in ſeinen Grönländiſchen Proceſſen (1783) herrſchte. Er hatte in ſeinem 18. Jahre ſchon nach Erasmus ein Lob der Narrheit geſchrieben, das er ein Jahr ſpäter in dieſe Proceſſe verarbeitete. Von da und von Liscov und Pope's Dunziade mag ſich die gerade Ironie herſchreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man, ob die unſinnige Häufung der Gleichniſſe und des Witzes, ob die außerordentliche Geſchmackloſigkeit dieſes Buches nicht gleichfalls ein Vorbild habe, ſo muß man ja bedenken, daß Jean Paul ſich in der Rolle des Satirikers, die er ſpielte, mitten in der ſchlechteſten Geſellſchaft in Deutſchland ſah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wekhrlin, Seybold und Bretſchneider, und was ſich damals Alles als Satiriker bei uns gerirte, noch ſo ſehr verachten, ſo waren ſie doch immer ſeine Umgebung, die er kannte und las. Den Deutſchen damaliger Zeit war der Antihypochondriakus und die Vademecums noch der beſte Witz; und ſelbſt den viel ſpäteren war Falk ein Satiriker von Namen und Kortum's Jobſiade (1784) ein Meiſterſtück von Laune und Sarkasmus! Er mag Rabener noch ſo ſehr in Schatten ſtellen, ſo konnte er doch ſchon aus ihm auf die falſche Maxime gekommen ſein, daß die Ironie, die nur ein rhetoriſches Hülfsmittel der Satire iſt, das eigentliche Vehikel derſelben ſei. Wer die Satiren des 17. Jahrh. bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufſatz des erſten Bändchens über Schriftſtellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit dieſen. Das Gemälde, das hier von der deutſchen Poeſie entworfen wird, die Begeiſterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebſtahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrh. ſchon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichniſſe; die Stiche auf die regelverachtenden Poeten, auf die Unſterblichkeit, die durch Kitzelung der Thränendrüſen erlangt wird, auf die Vielſchreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Tinte ins Meer der Ewigkeit fließen laſſen, und auf den Schwulſt, den Baſtard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelſtich der Originalität zum Tanze begeiſtert ſind, all dies war ſchon früher da, und ſogar mit der Eigenheit, daß alle dieſe Stiche auf Niemand beſſer paſſen, als auf die Autoren ſelbſt. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Sati-

riker, wenn er über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug) so oft zum Stichblatt des eigenen Witzes selbst machen muß. Man merkt den Gegenständen schon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends besser zu Hause war als auf der Studirstube; die meisten Scherze gelten den Schriftstellern, und treffen ihn selbst am meisten. Wie viel Schönes hat er in dem Satze gesagt, daß gute und schlechte Autoren durch höchste Anstrengung ihrer Talente den Sturz vom erstiegenen Gipfel des Geschmacks ankündigen, indem sie Schönheit und Fehler auf die äußerste Gränze treiben! Und dennoch hat ihn diese frühe Einsicht nicht vor der Ueberanstrengung seiner Anlagen gewarnt. Wie viel Schönes schrieb er spät und frühe über die Vergeudung des Witzes; und dennoch war es noch in der Aesthetik sein Grundsatz, daß Fülle des Witzes seine Seele sei. Richtiger sagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren auskomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und diese nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie schön ferner sah Jean Paul schon in diesen Processen auf die Mislichkeit der Lage, in der sich unsere deutsche Satire befand. Unser satirischer Jagdzug, sagt er, ist weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Hasen, Hasenfüße, Haselanten und Bönhasen gerichtet. Er hätte sich mit dieser Einsicht durch das Beispiel Rabener's sollen warnen lassen. Und doch, wenn man die grönländischen Processe, und die Teufelspapiere, die Palingenesien, und alle Extrablättchen und Schalttage der Romane, worin die Satire Jean Paul's fortdauerte, durchgelesen hat, so haben wir fast lauter rabenerische Stadtklatschereien durchlaufen, lauter „Autodafes über Kleinigkeiten" beigewohnt; wir sehen den Satiriker, der den Himmel auf die Erde setzen will, nur im dünnsten Staube wühlen. Für alle großen Verhältnisse ist Jean Paul blind, und belegt auch seinerseits, daß alle unsere Satire in Deutschland bis jetzt in der Kindheit geblieben ist, daß alle unsere Satiriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire sagte, sie schonten die Geier und zerrissen die Tauben. Das hat er seinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satirikers ist, wie er sich in das äußere und innere Leben seiner Nation eingelebt hat, und nicht durchgefühlt, daß dieser so viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deut-

ſchen Geſellſchaft, an den Ahnenſtolz, an die Weiber und Stutzer und Schreiber verſchwendet haben würde, was Alles nur des tiefſten Mitleids und ſchweigender Verachtung werth iſt. Und wer hätte alle die Bagatellen mit ſo pretiöſer Manier beſprechen mögen! Der Satiriker ſollte der populärſte Schreiber ſein, und dieſe gehäuften Kurioſitätenſpäße, dieſe „Wildniß von Gedanken," dieſer Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel ſein ſoll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall iſt als in den grönländiſchen Proceſſen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abſchneiden, um die es doch dem Satiriker nothwendig zu thun ſein muß. Er entſchuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeit lang unter der Erde ging, wenn er hervorkomme, noch ſtets derſelbe Strom ſei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als darüber, und, wenn es hervorquillt, uns kaum einen klaren Trunk bietet? Beide Jugendwerke Jean Paul's ſind daher wenig geleſen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen ſpäteren Satiren hat er es nicht einmal ſo weit bringen können, daß ſein Kuhſchnappel nur neben Krähwinkel genannt wurde, ſo wenig als Siebenkäſens leberfarbener Frack den blauen des Werther verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verurſachte dies eben ſo ſehr wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und Menſchenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältniſſe laſſen dieſe wie alle unſere Satiren unbedeutend. Im Siebenkäs werden die Papiere dieſem zugeſchrieben und Leibgeber lobt ſie, als himmliſch und recht gut, und vielleicht paſſabel, ſich verwundernd, daß ein Advokat (oder Kandidat) in einem Kleinſtädtchen ſo reine Satiren geſchrieben. Nur dies aber erklärt es, daß er ſie geſchrieben, die weder rein, noch himmliſch, ja nicht einmal paſſabel ſind. Wie fiel auch der Jüngling gerade auf die Satire? Sie läßt ſich vielleicht ſofern anlernen, als der Satiriker den materiellen Grund, auf dem er ſeine Werke aufbauen will, forſchend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verſtand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren ſchreiben ſolle, ſo durfte er gewiß viel weniger ſolche „juvenile Juvenalia" im 19ten ſchreiben.

Daß dieſe ganze ſatiriſche Schriftſtellerei nur wenig Natur war, erwies ſich im Fortgang bald. Dieſer Hang war ein Erwerb durch Lektüre; hinter dem luſtigen Schein, ſagte er ſpäter ſelbſt, wuchs der Ernſt der Empfindung ungeſtört fort; er erhielt ſchon in den Papieren einigen Raum, und in den erſten Romanen, die Jean Paul nun in die Welt ſchickte, tritt ſchon die ganze Weichheit ſeiner elegiſchen und idylliſchen Natur an den Tag. Seit den Proceſſen, ſchrieb er, habe er noch neun Jahre in der ſatiriſchen Eſſigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigſaure Leben des Wuz den Uebergang zur unſichtbaren Loge gemacht; ſo lange hätte das Herz des Jünglings Alles verſchloſſen ſehen müſſen, was in ihm ſelig war und ſchlug, was wogte, liebte und weinte. Als es ſich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es ſich ergoſſen wie eine warme überſchwellende Woge. Wir bemerken auch hier die Irregularität der Entwickelung, denn jene Allmacht der Gefühle, die in den Pubertätsjahren dem Menſchen natürlich iſt, iſt es nicht mehr im angehenden Mannesalter; ſie war zurückgedämmt in unſerem Dichter durch die rauhe Hand des Schickſals, und man kann die Macht der Reaktion nicht beſſer ſchildern, als es Jean Paul ſelbſt in den eben angeführten Worten gethan hat. Dieſes dunkle Gefühlsweſen hielt ihn durch ſein ganzes Leben hindurch unter ſeiner Herrſchaft, und ſind wir durch die geſuchten Scherze und Bilder, das Verſtandswerk ſeiner Schriften, geſättigt, ſo erwartet uns abwechſelnd nach der ſüßen die bittre Speiſe (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier iſt ſeine romantiſche, ganz unplaſtiſche Natur in ihrem Weſen. War Göthe vielleicht mehr zum plaſtiſchen Künſtler geſchaffen, ſo war es Jean Paul ſeiner ganzen geiſtigen Erſcheinung nach zum Muſiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er ſie darſtellen wollte, ſo drängte ſie in ihm nicht nach Worten, ſondern nach Tönen; Alles, ſagte er, war bei ihm Ton, nicht Anſchauung, wenn er ſtark getrunken hatte; er hörte ſich oder das Innere ewig und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann, ſeine Empfindungen auf dem Klavier auszuſprechen; zur plaſtiſchen Kunſt hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte dieſen ſeinen Gegenſatz zu Göthe ſelbſt: dieſem, ſagte er, ſei Alles beſtimmt, ihm aber romantiſch zerfloſſen; er reiſte durch Städte, ohne etwas darin geſehen zu haben;

ihn reizten nur ſchöne Gegenden, die dem Romantiſchen zuſagten; er ſah zwar alle Individualitäten des Lebens, aber er fragte nichts darnach und vergaß ſie. Mit dieſen Eigenſchaften konnte ein muſikaliſches Talent beſtehen, aber kein wahrhaft dichteriſches. Und in der That, welche andere Eindrücke als muſikaliſche tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Muſikſtück, bald einen Traum oder eine Viſion, bald den dunkeln Gefühlsſtand der Seele unter äußeren Eindrücken abſchildert? Wenn er jene Regenbogenſcenen ausmalt, jene duftigen Abendrothbriefe ſchreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dies ſind jene Stellen, die nur ein Dichter ſchreiben konnte, und nur ein Leſer bewundern kann, dem das helle Licht des Tages und ein faßlicher Gegenſtand der Begeiſterung unheimlich iſt. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte dieſen Dichter nicht wie Göthe'n auf die Spitze ſeiner Schöpfungen ſtellen können, ſondern er vergrub ſich in die Nacht, ſich ſteigernd, und bedurfte für das Feuerwerk ſeiner Phantaſie, das blos im Dunkel leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Roſenblatte ward ſie lebendig; der Geruch einer Blume ſtimmte ihn poetiſch, der trauernde Herbſt mehr als der Frühling, der Mondſchein mehr als die Sonne; dunkle poetiſche Stellen zogen als Entzückungen in ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakſpeare ſchuf, wie der arme Yorick in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo ſich Jean Paul dieſen inneren dunkeln Stimmungen überließ, wie beſonders im Hesperus, „bei deſſen erträglicheren Stellen er in ſüßer Entzückung faſt ſtarb," da iſt er für jeden reifen Geſchmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieſer Energie der Gefühle die Klarheit ſeines Bewußtſeins' geſellte, nicht um abenteuerliche Allegorien und Viſionen zu bilden, ſondern um in den dunkeln Minen der jugendlich bewegten Bruſt nach dem reinen Golde zu graben, da iſt er vortrefflich. Er hatte die ganz eigene Gabe, bei den ſtärkſten Gefühlen Klarheit und Beſonnenheit zu behaupten; die Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meinte er, ſei Bild, wenn nicht Grund ſeiner geiſtigen: Phantaſie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er oben ſagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in ſeinen Träumen war es ihm ſogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm jene Gabe zuſammen, daß er eben jene

chaotiſche Welt des inneren Menſchen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenſchaften das Bewußtſein am meiſten überwältigen, mit dem klarſten ergriff, daß er jene Seelenzuſtände mit allen Mitteln der muſikaliſchen Sprache oder der Metaphern ſchildert, die ſich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widerſetzen. Er ſieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem erſten Streit der ſinnlichen Gewalten mit den ſinnigen am meiſten empfinden; er greift in die fernſten Gegenſtände der kosmiſchen Natur, um Bilder für die geheimſten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anſchauung bringen, was die wenigſten Menſchen ſelbſt in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher ſind ſo Wenige, die ihm da, wo er am feinſten und tiefſten iſt, nachempfinden, die ſich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier faſt ſein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoriſtiſchen und pragmatiſchen Autoren Eigenheit war, daß ſie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, ſo muß man geſtehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der ſie gerade in dem Alter vorzugsweiſe aufſuchte, wo ihre Herrſchaft am mächtigſten und zügelloſeſten iſt, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überſchritt. Er kannte nicht die Menſchen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menſchen; aber den inneren Menſchen, wie er in jener rührend komiſchen Zeit beſchaffen iſt, wo ſich Ideal und Wirklichkeit in ihm ſtreiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unſichtbare Loge (1792) iſt nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er iſt hier gleichſam zwiſchen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeſchichte, die entſchiedene Sympathie mit Rouſſeau erinnert etwas an jenen, das Schönthun mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesſcenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei von Nachtſcenen, die an ſich keinen Zweck haben, als einige Herzſtürme auf den Leſer und ſein Schnupftuch zu machen, lehnt ſich geradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt ſich über ihre Tendenz nichts ſagen, als was faſt bei allen Romanen Jean Paul's die letzte Abſicht iſt: ſie ſchildert den Kontraſt der Idee mit dem Leben. Der Held iſt eine jener erde-

umarmenden, himmelſüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantaſie nicht genug beſchnitten ſind, die ſich außerhalb der Welt ſtellen; „dieſe iſt nur ein Nebenplanet ihrer inneren; ſie ſehen die äußere nur, wenn ſie ſich ihrer erinnern, und dann iſt ſie in die innere zerſetzt und verwandelt.“ Die eigenthümliche Manier der Jean Paul'ſchen Romane iſt übrigens hier gleich anfangs entſchieden. Die Hauptſache geht einen verdeckten Gang, die „friſche Hiſtorie“ gebricht hier wie in allen ſeinen Sachen, der Hauptfaden liegt verſchleiert hinter Reflexionen und lyriſchen Ergüſſen, hinter ſatiriſchen Einſchiebſeln, Träumen und allerhand Rauſchgold. Unerſchöpflich iſt der Erzähler in tauſend Wendungen, den geraden Bericht zu vermeiden. Nicht allein daß er über ſeine Fakten reflektirt, er reflektirt auch über ſeine Arbeit, er unterhält ſich und ſcherzt ſehr ergötzlich mit dem Leſer, er rügt ſtyliſtiſche Misſtände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm den Perioden zu ſehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er ſie wegläßt. Er will, wie Hamann, die Gedanken und Ideentänze ſeiner Helden nicht allein, ſondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung mittheilen, wie ſie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß ſich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterſcheiden kann, als durch die Ordnung, die ſie, die langſame und überlegende, in den wirren Fluß des raſchen Lebens bringt; dieſe Irrung durchdringt alle Schriften unſers Dichters und iſt die Quelle eines gewiſſen pſychologiſchen Werths und eines guten Theils ihres äſthetiſchen Unwerths zugleich; ſie ſtellt ſeinen Roman in einen grellen Gegenſatz gegen die ſpaniſchen Novellen, in denen alle menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften, Reden und Gedanken in einer gewiſſen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parentheſenmanier in der Schreibart nun ſpiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau ſeiner Romane ab. Sie ſind nicht mit jenen tauſend Klammern gefügt, aus jenen tauſend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoriſten; es ſind einzelne Riſſe und Züge, vortreffliche Scenen, aber nicht Reihen ſtreng fortgeſetzter Handlungen; charakteriſtiſche Anekdoten, aber nicht Gemälde; wie ſeine witzigen Schriften nicht als ganze Satiren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich ſind. Er ſucht, ſagt Lich-

tenberg, den Beifall durch einen coup de main mehr als durch planmäßige Attake zu erobern. So sind seine Charaktere bessere Schattenrisse als Portraits, eher Portraits als Standbilder, bessere Entwürfe als Ausführungen. So hat er in seinen wissenschaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne Regeln gegeben, hätte aber nie ein System der Erziehungskunst oder Aesthetik geben können. Es ist nicht das Leben in seiner Fülle, was seine Werke, so umfangreich sie sind, umschreiben, sondern nur Bruchstücke des Lebens; es ist nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die, wie bei Göthe oder Schiller, aus dem Komplex der Schriften wie aus dem Charakter des Schreibers gleichmäßig resultirte, sondern es ist eine aphoristische, launische Philosophie, die man daher so gern zerpflückt und in Blumenlesen sammelt; und wie die erträglichen Charaktere seiner Romane nur die jugendlichen sind, und seine Männer und Greise zu Karrikaturen werden, so möchte man von dem Autor selbst sagen, nur ein Segment des Lebens und der entwickelten Menschheit falle auf ihn. Er sagte es selbst, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moralischen Unvollendung beständig mit sich trage. Er war kein fertiger Schriftsteller, und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf ansah, erst etwas aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeite, er werde groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich hat Lichtenberg, indem er von Sterne spricht, eine andere Haupteigenschaft der Jean Paul'schen Romane blosgestellt. Es ist bekannt, wie er uns gern, gleich Sterne, dem er sich in Leben und Schriften verglich, in die wechselndsten Stimmungen versetzt, wie er Ernst und Scherz, Lachen und Weinen, und alle menschlichen Kräfte zugleich spielen läßt, wie es im Leben ist, vergessend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit abglätten soll; wie er immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für das Pflaster an hat," wie er aus „Schoppe's Wildheit in die Hesperusrührung" überspringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Rührung in die Kühlbäder der Satire zurücksetzt;" er muthet uns immer zu, den Kitzel zum Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die Stelle von Lichtenberg, in der er dies verwirft, ist folgende. „Es gibt, sagt er, ein untrügliches Zeichen, ob Einer, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat, oder ob er aus einer genauen Kenntniß

des menſchlichen Herzens blos durch Verſtand und ſchlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ablockt. (Dies wäre bei Jean Paul anders zu faſſen.) Im erſten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber iſt, ſeinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm ſich die Leidenſchaft kühlt, kühlt ſie ſich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wiſſen. Hingegen im letzten Fall nimmt er ſich ſelten die Mühe, ſich ſeines Sieges zu bedienen, ſondern wirft den Leſer, oft mehr zur Bewunderung ſeiner Kunſt als ſeines Herzens, in eine andere Art von Verfaſſung hinein, die ihn ſelbſt nichts koſtet als Witz, den Leſer aber faſt um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieſer letzteren Art iſt Sterne.''

In den Hesperus (1794) ſind offenbar Ingredienzien aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dies iſt noch ein Nacht- und Abendſtück, an müde Seelen, gedrückte Geiſter und höhere Menſchen, die das Leben kleiner finden als ſich und den Tod, gerichtet; zur inneren Miſere iſt die äußere hinzugefügt: Schwindſüchtige, Blinde, Staarkranke, Wahnſinnige; und auf Todtenſcenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele und mit ,,wahnſinniger Laune'' verweilt. Die Abſicht iſt, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geſchwiſter-, Kindes-, Freundes-, Geſchlechts- und allgemeine Menſchenliebe, ,,nebeneinander auf den Altären brennen zu laſſen'' und den Reichthum und Edelmuth des menſchlichen Herzens zu öffnen. Daher ſind denn in dieſem ,,Tragelaphen,'' deſſen Erſcheinung unſere geradſinnigen Dichter in Weimar ganz komiſch und neu berührte, aber die Enthuſiaſten, wie Moritz, und die Frauen elektriſirte, beſonders die weichmüthigen Beſtandtheile ſehr vorwiegend. Wir wollen beſonders auf den Charakter Emanuel's achten. Schon in der Loge erſchien ein Extrablatt über hohe Menſchen, die er außer anderen Vorzügen beſonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdiſchen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unförmlichkeit zwiſchen unſerm Herzen und unſerm Orte, an dem Wunſch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel hier iſt nun der Repräſentant dieſer Klaſſe, ein Indier, mit zerknicktem Körper, ein Pythagoreer, den ein Jahrmarkt, ein Poſſenſpiel traurig und ein Dichter wie Shakſpeare melancholiſch macht, der ſich durch Faſten und Enthalten von Fleiſchſpeiſe ſeine Phantaſie leichter macht, und der durch einen Zug beſonders ausgezeichnet wird,

der „nicht allein Wahnsinnige, sondern auch außerordentliche Menschen von ordentlichen unterscheide:“ daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geistigen Nahrungssaft einseitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben[49]). Zwei große Wahrheiten, die das Universum tragen, hält er in seinem Herzen fest: Gott und Unsterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwischen Gottmenschen, Thiermenschen und Pflanzenmenschen; er rechnet diese Einsiedler zu den ersten, die wir doch zu den letzten zählen müßten. Wir deuten den Leser auf diesen Charakter, nicht allein um darauf aufmerksam zu machen, wie übel es ist, wenn der Jugend solche Naturen, die auf der Erde unnütze Kostgänger sind, und auf die die Sanitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben muß, als das Ideal der höchsten Menschheit dargestellt werden, sondern auch um auf Jean Paul's eigene Sterbephilosophie vorzubereiten, die wir bald im Kampanerthal kennen lernen. Auch auf das Gegenstück hierzu, auf seine Freude an dem Kleinleben, die zuerst der Siebenkäs und Q. Fixlein aussprach, bereitet der gemischte Charakter des Helden Viktor vor, in dem die kontrastirenden Seiten Jean Paul's, sein Humor und seine Sentimentalität, vereint liegen, und in dem er sich selber erklärterweise abkonterfeit. Der excentrische Held hat für die unähnlichsten Gefühle ein geräumiges Herz, er ist Poet, Philosoph, Hofmann und Enthusiast zusammen, er hat „drei närrische Seelen, eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische,“ und der Leser mag sich den Leitton zwischen allen herausfinden.

Die beiden Gegensätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die nächstfolgenden Werke Jean Paul's kennen. Quintus Fixlein und die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke sind die ersten Romane, die eigentlich der Schilderung des Kleinlebens sich widmen und der humoristischen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn Jean Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klinger's Werke, trotz der theilweise scherzhaften

---

49) Eine Probe seiner Philosophie ist ein Stammblatt, das mit den Worten anfängt: „Der Mensch hat hier 2½ Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen, und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er.“ Das sind solche Dinge, die man schreibt, „wenn man so viel Citronensäure, Theeblüthe, Zuckerrohr und Arrak sich gefallen läßt.“

Manier, anreihen würde. In der Vorrede zum Q. Fixlein gibt uns Jean Paul ſelbſt den Kontraſt dieſes Buches gegen die vorhergehenden zu verſtehen. „Ich konnte, ſagt er, nie mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe zieht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in die Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſte herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln.“ Man ſieht wohl, dies iſt die deutlichſte Doktrin eines Mannes der Extreme, dem der nächſte Weg am weiteſten abliegt, auf dem man weder fliegt noch kriecht, ſondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuſer für das anſieht, was ſie ſind, und ſich an Berg und Thal, an Menſchenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neſte zu groß ſcheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandeln, iſt ein hinkender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freunde hatten ihm ſchon in der Jugend geſchmeichelt, er werde uns Shakſpeare, Rouſſeau und Pope zugleich werden, und ſie hatten nicht bedacht, daß, wer nur Eine Faſer von Pope hat und Eine von Rouſſeau, faſt Keine von Shakſpeare haben kann. Aber es gehörte zu dem univerſaliſtiſchen Beſtreben der Zeit, die Verſuche des Unmöglichen anzuſtellen, und ſo haben wir in Jean Paul, wunderbar genug, die Züge des dämoniſchen Geniedichters und des humoriſtiſchen Pragmatikers hart beiſammen. Der Mann, der ſo ſkeptiſch von der Nichtigkeit des Menſchen und ſeines eigenen Selbſt denkt, legt ſeine Autobiographie ganz auf das minutiöſeſte an, als ob eben hieran Alles gelegen ſei; er findet es, wie die Pragmatiker, lockend, von einem bedeutenden Menſchen nur einige Tage lang alles Alltägliche aufzuſchreiben, was er treibe, nicht um daraus, wie Jene, Aufſchlüſſe über ſeine Natur zu finden, ſondern wieder in dem melancholiſchen Wunſche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; ſich

ſelbſt will er lächerlich darſtellen und das Unbedeutende an ihm, obgleich er ſein endliches Beſtreben nannte, auf der Erde nichts zu kultiviren, was ihm droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt ſo ſehr von ſchwindelnder Höhe überſchaute, gefiel ſich aufs höchſte, „alles Gemeine und Pedantiſche mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtſein der Willkühr.“ Der ſich ſo über alle Blitzableiter emporſchwang, gefiel ſich doch ein Wetterprophet zu ſein, nicht ohne ſich wieder ſelbſt darüber luſtig zu machen. Er, der anfangs die Allmacht des Genies ſo verehrte, fand doch nachher, daß ſich Dinge erlernen ließen, von denen Andere anders urtheilen würden, und er mußte ſich geſtehen, daß ſeine Anlagen unendlich klein ſein würden ohne die Verbeſſerungen des Fleißes. Der extravaganteſte Schriftſteller mußte ſich an die pedantiſchſte Ordnung knüpfen, und wenn es in dem ganzen jungen Geſchlechte damals lag, was Jean Paul einmal von ſich ſagt, daß die Anſpannungen der Phantaſie allen Leidenſchaften zu viel Milchſaft und Heftigkeit gaben, ſo waren doch dieſe Anſpannungen bei ihm nicht durch den unmäßigen Lebenstrieb wie in den Andern hervorgerufen und durch jenen weltſtürmeriſchen Sinn, ſondern er erkünſtelte ſie durch die fixe Idee, mit der er ſich auf das Amt der Schriftſtellerei warf. Dieſer Mann ſchien Vielen die Poeſie, die durch Göthe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, den ſie bei uns erreichen ſollte, noch geſteigert zu haben; und dennoch ging ſie bei ihm nur auf einen ungemein geſteigerten Realismus hinaus. Er ſuchte ſie im Gebiete der Moral und der Geſchichte, er ſuchte ſie im Leben, unfähig, ſich an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantaſie zu freuen. Er ſchien zu den Leſern zu gehören, von denen er einmal ſagt, ſie ſähen die Dichter wie ätheriſche Gebilde an und begriffen nicht, wie ſie nur einen Schnitt Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei perſönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher über getäuſchte Ideale, weil ſie nicht wie Er die Poeſie und Begeiſterung mit ſich zur Schau trugen: er fand Göthe'n kalt für alle Sachen und Menſchen, einſylbig, einen Gott im Palaſte, und Schiller'n felſig, voll Ecken, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe [50]; er empfing dafür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kanne's und Koſegarten's. Und

50) Ihnen umgekehrt erſchien er „wie aus dem Mond gefallen, voll herzlich guten Willens, die Dinge zu ſehen, nur nicht mit dem Organe, mit dem man ſieht!“

dennoch, wer ihn ſeiner vielen phantaſtiſchen Bewunderer und Grillen wegen auf der Seite der Lavater und aller Schwärmer jener Zeit ſuchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geiſtes beſchworen, den würde ſeine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in religiöſen Dingen und in allen, um die des Menſchen unbefriedigte Neugierde ſich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolai's und der Nicolaiten in äſthetiſcher Hinſicht, in rationellen Sachen ein Anhänger der Aufklärung, und daher mit der voſſiſchen Familie befreundet. So täuſchte er ſich denn auch nicht über jene Ueberreizung ſeiner Phantaſie, die in den bisher genannten Werken ſichtbar war; er war damals ſtets darauf aus, ſich kälter zu machen, und aus dieſer Stimmung, ſagen die Herausgeber ſeiner biographiſchen Notizen, ging der D. Fixlein hervor. Wie aus der unſichtbaren Loge Elemente in den Hesperus übergegangen ſind, ſo ſchildert der Fixlein ein vergnügtes Schulmanns- und Pfarrleben, das weſentliche Züge aus der Idylle vom Schulmeiſterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieſer vergnüglichen Schilderung des Kleinlebens nicht doch an, daß dem Autor, wie er es oben ſelbſt ſchildert, nicht recht Ernſt iſt um die Freude an dieſen Lerchenneſtern? Dies ſcheint das Leben des Armenadvokaten Siebenkäs (1795) noch deutlicher zu verrathen, das ſich eben in dieſer niederen Sphäre bewegt, und ſich in der Wendung der Geſchichte auch wieder herausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo ſich die ſchönſten Seelen nach Jean Paul's Meinung bilden, während er ſich mit dem beſten Glücke hier und in den Flegeljahren an der Schilderung ſchöner Seelen aus den unterſten Ständen verſucht hat. Die Beſchreibung von Siebenkäſens Noth, Haushalt und Schriftſtellerſchickſal heimelte bei der Erſcheinung des Werkes die Nation an; es waren deutſche idylliſche Zuſtände, die bei uns nicht auf der Wieſe, ſondern in der Studirſtube ſpielen; zu dem Charakter des Helden ſaß der Autor wieder ſelbſt, zu Lenette ſeine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an ſolchen ſimpeln Charakteren, an ſeiner Lenette ſo wenig als an ſeiner Appel; dieſe Frauen ſind ihm Schneckenſeelen, die nur ſein Mitleid, nicht ſein Wohlgefallen anſprechen. Wenn ſich die deutſche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieſer einfachen Frau ergötzen mochte, ſo ward ſie aufs äußerſte ládirt durch die abſichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen verſetzt werden, und durch die geniale Weiſe, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit eingegangenen Verhältniſſen und mit dem, was des Menſchen letztes Schickſal iſt, geſpielt wird. In dem Gemälde einer ſolchen engen

Häuslichkeit ist die letzte romantische Wendung mit dem Scheintode nur eine Fratze; in der Gesellschaft einer Lenette ist der humoristische Held eine wehethuende Erscheinung. Wer sich so von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen? und solch eine Frau nehmen, wer solch einen Freund hatte? Das humoristische Freundepaar hat mit Recht die meisten Leserinnen, auch die dem Dichter ergebensten, beleidigt. Denn in der That sind die humoristischen Chataktere, die Jean Paul mit so viel Prätension anlegte, fast eben so fatal wie seine hohen Menschen, weil sie ebenso in Karrikaturen verzerrt sind. Wenn diese nur Gemüth, und nichts als Gemüth sind, so mangelt diesen Humoristen, deren Repräsentant bei Jean Paul sein Leibgeber-Schoppe ist, das Gemüth ganz. Sie sollen lustig und gleichmüthig sein, und sie werden egoistisch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in seinem Elend heiter; er sagt seiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müsse, so wolle er doch dazu lachen und singen. Recht, meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verschlossenes Weib hat, das er mit einem phantastischen Thorenstreich selbst um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dies gut gemacht, lieber heulen als lachen sollte. Diese Humoristen Jean Paul's kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rücksichtslosen Freiheit, mit dem Bewußtsein, daß sie die menschliche Thorheit travestiren, daß sie allem Lächerlichen eine ästhetische Seite abgewinnen und so die Narrheit zu Weisheit stempeln. Sie feinden den ehrlosen Eigennutz und alles Gemeine mit Ingrimm an, aber ihre eigene Selbstsucht merken sie nicht; sie verschmähen die Kinderpossen des Lebens, und wollen das Kleine dabei schonen, da sie nicht einmal die gute Beschränktheit in jenem Weibe zu schonen wissen. Sie sollen Menschenhasser voll Menschenliebe sein, Allerweltskenner und Universalgenies, ohne daß sie für die geringste Thätigkeit geschaffen wären. Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältnisse nur großen Bestrebungen gegenüber verachten darf, die sie hemmen; daß, wenn man diesen nicht selbst nachgeht, man Alles Recht verloren hat, über jene zu spotten, die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen sich beklemmt über das Vergebliche auf der Erde; wer aber in der großen Geschichte das Folgenreiche kennt und überschlägt, der sehnt sich zuweilen gern, auf dem Vergeblichen und Müßigen zu ruhen, und auf diesen Grund sollten Idylle und humoristischer Roman überall gebaut sein. Diese Charaktere schweben zwischen dem Oben und Unten, das Jean Paul's

Lehre war, ſie wechſeln nicht damit, ſie fallen, wohl ohne des Dichters Abſicht, mitten durch. Sie halten ſich immer in den kleinen Sphären des niedern Lebens auf, obwohl ſie ſich ihm entgegenſtellen; ſie lieben es nicht und können ſich nicht davon losreißen; ſie ſtreben hinauf, aber die Schwerkraft der Skepſis hält ſie nieder, ſie glauben kein Leben nach dem Tode. Wie die romantiſchen Helden Jean Paul's die Poeſie, ſo ſetzen dieſe die Traveſtie, die Satire in Leben und Handlungen herüber, und tragen einen dem quixotiſchen ähnlichen Charakter an ſich. Sie beſchweren ſich, daß der ſchwerfällige Ernſt der Deutſchen ihre Ideentänze nicht verſteht und mag, und doch wird auch ſelbſt der Verſtehende ſie nicht mögen: denn wiewohl wir Jean Paul die Gabe des geiſtreichen und natürlichen Scherzes nicht abſprechen wollen, ſo ſind doch die Späße ſeiner „Wildlinge" gar oft der Art, daß man ſie eben ſo trivial findet, wenn ſie ausgekernt ſind, als kraus, ſo lange ſie in der eckigen Schale liegen. Bei ihrem Zwieſpalte ſchallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer beklommenen Bruſt, ihr Weltſcherz verzerrt ſich in einen Weltekel, und Schoppe wird zuletzt wahnſinnig über das fichtiſche Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satire auf dieſe Philoſophie oder auf jenen Humor iſt.

Wir haben vorhin die biographiſchen Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin (1796) übergangen; ſie ſind nicht vollendet: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall von Satire. Jetzt wollen wir auch an dem Jubelſenior (1797), einer neuen Predigeridylle, mit einer adelig-höfiſchen Burleske durchſchoſſen, worin nun ausdrücklich das Hiſtoriſche nur als Vehikel zu Einfällen und Scherzen benutzt iſt, vorbeigehen, um in deſto grellerem Gegenſatze das Kampanerthal (1797) gegen die letztberührten Werke überzuſtellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel hinein, während in jenen Werken und beſonders hier in den beigegebenen Erklärungen der Holzſchnitte der Verfaſſer tief eingegraben in ſeinem Schneckenhauſe auf den Niederungen der Erde weilt. Hier ſehen wir ihn gleichſam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbathſtille den Ruhetag. Aber ſelbſt indem wir im Großen in dieſen Schriften Scherz und Ernſt getrennt ſehen, theilen ſie ſich doch wieder im Kleinen; an das Reale in niederländiſcher Manier reiht ſich das Nihiliſtiſche in hyperidealem Style, das Kleine wird mit großem dynamiſchen Aufwande geſchildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verſchwendeten Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die

Schilderung des Stilllebens und der deutschen Gemüthlichkeit und idyllischen Natur die höchsten Gaben gehabt; allein seine universellen Tendenzen vielleicht noch mehr als seine Natur, üble Theorien vielleicht eben so sehr wie sein Gefühl ließen ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; sie trieben ihn immer wieder zu den entgegengesetzten Enden und hießen ihn das Widersprechendste verbinden. Mit so entschiedenem Sinne, mit so schonender Auffassung für das reale Menschenleben begabt, richtete er doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg, und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Ihm trugen die ersten Jugendjahre, wo der Geist sich seine Welt schafft, einen ewigen Glanz; aber er sah, daß diese herrliche Zeit nicht dauern, daß sie nicht wiederkehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo er ihr dann sein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn sie wiederkehren könnte, dies gewiß nicht hier geschehen würde, sondern in einer anderen Welt, unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er seine Liebe zu der Jugend der Menschheit mit der ewigen Jugend, die wir jenseits erwarten. Schon im 18ten Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft warm aufs Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht gälte, worauf er in der anderen Welt nicht festbauen könnte; er verachtete den Ruhm der Welt, ehe er ihn gekostet hatte, und sein Freund Vogel warnte ihn mit Recht, daß, wer dies thue, gewiß nicht groß werden würde, und wenn dies Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm werden müßte. So stand er immer mit dem Einen Fuße in der anderen Welt, unfähig, wie sein Herder, im äußersten Fall sich zu einer kräftigen Resignation zu entschließen. Er erhob sich nicht zu der Abstraktion, die für eine Ansicht wie Herder's nöthig war, hier war er ganz der menschlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen; und wie die Jacobi, Lavater und Jung einen persönlichen Gott haben mußten in Menschengestalt, so schien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampanerthal nicht einmal denen viel Trost reichen dürfte, die eine persönliche Existenz verlangen. Mit wie finsteren Vorstellungen quälte sich nicht seine Phantasie in jenen Visionen von der Vernichtung, in jener Rede des todten Christus, daß kein Gott sei! Er sah uns hier auf der Erde alle wie Missethäter auf den Tod sitzen, und fragt: stehen wir nur die Todesangst aus, oder

geht die Hinrichtung des menſchlichen Geiſtes vor ſich? Wenn Jean Paul ſelbſt und ſeine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenſtand der Unſterblichkeit für ſein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben ſei, ſo darf es uns doch ja nicht ſcheinen, als ob wir nun bei ihm, und beſonders in dem Kampanerthal, das dieſem Thema ganz gewidmet iſt, beſondere Aufſchlüſſe oder Belehrungen, oder auch nur anderen Troſt finden würden, als ihn ſich Jeder in ſeinem Herzen geben kann, und vielleicht mit größerer Beſcheidung geben wird, als Jean Paul. Er iſt hier nur poetiſcher Interpret der kritiſchen Philoſophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erſcheinung mächtig ergriff; die Philoſophie wird ihm zur Dichtung, Spekulation zu Empfindung, die Schlüſſe „verdichten ſich,“ oder lockern ſich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritiſche Philoſophie augenblicklich aus dem Auge, und läßt ſein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig iſt, jeder Muſik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturſcene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, ſo gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet ſeine Haupthoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dies innere Univerſum, einen anderen Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang ſeiner lebhaften Einbildungskraft genügte dieſes ſchmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher dieſe außerweltlichen Anlagen und Wünſche in uns gelegt ſind? Er läßt ſich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun ſpringt er zu ſeinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Alſo wurde ein Engel in den Körper geſperrt, um der ſtumme Knecht, Küchenmeiſter und Thürwärter des Magens zu ſein? Waren nicht Thierſeelen im Stande, die Menſchenleiber auf den Obſtbaum und auf den Tränkheerd auszutreiben?“ Wir ſehen, dies kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menſchenſeele noch auf ein Anderes ausgetrieben werden ſoll, als auf den Obſtbaum. Aber Jean Paul ſteht ganz auf jenem Satz der Fauſte dieſer Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die richtige Mitte des Lebens herumgehen ſehen, wie wir ihn ſich zwiſchen Lachen und Weinen durchbewegen ſehen, ohne auf dem mittleren Stande des Ernſtes je nur auf Minuten ſich erhalten zu können, ſo geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menſchheit, der zwiſchen Engel und Thier ſo ſichtbar für jeden erſt keimenden Verſtand

liegt, wie absichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titanischen Trotze, der, wie es scheint, der beste Beweis sein soll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht schaffen dürfen! nicht dürfen! und die Unförmlichkeit zwischen unserem Wunsche und unserem Verhältniß bleibe ein Blasphemie, wenn wir verschwänden! Aber Lessing wünschte gar nicht! Forster hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Selbst der edle Schiller sah die Unsterblichkeit nur als einen Beruhigungsgrund für unseren Trieb nach Fortdauer an, also für unsere Sinnlichkeit. Und sind sie nicht auch menschliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, so bereitwillig wie diese zu resigniren; aber wer würde darum so starkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Gesetz geschrieben ist?

Von nun an wiederholt sich im Grunde Jean Paul's Autorschaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müssen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutsamsten Werke sind, um seine gesammte Schriftstellerei von ihren zwei Hauptseiten, der dynamischen und atomistischen, darzustellen. In den Palingenesien (1798) reproducirten sich gleichsam seine Jugendsatiren, ohne daß neue Ingredienzien oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem bevorstehenden Lebenslauf (1799) sind die Jugendidyllen von Wuz u. s. f. in der Konjekturalbiographie wieder variirt. Zwischen 1797—1802 erschien der Titan, in dem Jean Paul sein ganzes Wesen erschöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe ist von auffallenden Reminiscenzen an den Hesperus voll. Gaspard ist nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieser den kalten Weltmann und Taschenspieler auf eine närrische Weise; ein willenloser Fürst ist von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Minister mit einem schlechten Sohne, der den Bösewicht macht; im Hause verdorbener Aeltern eine seltene Tochter; Liane eine Gesellschaftsdame wie Klotilde; Spener gleich Emanuel; die Bösewichter gleicherweise hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantischen Liebesgeschichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entspricht sich. Wer sich die Divergenz der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wetteifer mit Wilhelm Meister durch diese Komposition durchspielt, die nicht undeutlich zum Meisterstück unter allen deutschen Romanen hinarbei-

tete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verſchmähte unter die Maſſe der Romanſchreiber geſtellt zu werden, und „rubricirte ſeine Werke in das Gebiet des Epikers," wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, ſteht. Der Held verſucht ſich im unklaren Drange mit ſeinen Idealen an der Welt; er iſt ein ſaftvoller Feuergeiſt, der an Alles Rieſenmaß anlegt; der ſich in tauſend Fehlgriffe des Willens und Irrungen des Geiſtes verliert, mit „unerſetzlicher Verſchwendung von Herz und Gehirn." Schade, daß für dieſe Irrungen gleich von vorn herein zu viel Partei genommen wird. Es iſt gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle erſten ſtürmiſchen Regungen der edeln Jugend, unſere erſte Freundſchaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unſer erſtes Gefühl für Natur und ideale Ausmalung der Welt; aber auch nichts ſo erſchlaffend und matt, wenn man dabei auch nur mit entſchiedener und ausſchließlicher Vorliebe auf dieſe Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichſam dabei verharrt. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geſchichte das Unglück; er wird mit ſeiner extravaganten Liebe von dem Vater abgeſtoßen, er verſchwendet ſie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliebte, die nicht auf dieſer Erde weilen konnte; jetzt ſcheint ſich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regen zu wollen: Albano will den galliſchen Freiheitskrieg mitmachen; aber dies gilt für neue Ueberſpannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die aufs neue zerſtört wird. Zuletzt iſt ihm wie Meiſtern ein Weib Erſatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöſt iſt, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens" zu ſeinem Berufe; ein ſchlimmer Troſt für die Menſchen anderer Stände, die wohl eher als geborene Fürſten in der Jugend zu dem Geſchlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde iſt, die bei dem Tode des Vaters ſchwer ihre Waiſen ernähren kann." Albano ringt ſich durch unter all denen, die um ihn her dem Schickſal zum Opfer fallen, die „die Milchſtraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantaſie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten," obgleich in ihm derſelbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. An dem Ende des Buchs ſteht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche ſelbſt, und der ganzen Schriftſtellerei, und dem ganzen Leben Jean Paul's eigentlich Lügen geſtraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur

Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors, wie bestimmt er auch sagte, daß er im Titan gegen die titanische Natur ankämpfe, ruht auf diesen Titaniden, er reißt unsern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Akt der kalten Gerechtigkeit (z. B. an Linda) übt, beleidigt er unser Gefühl, ohne daß er unsern Kopf für die Genugthuung gestimmt hat, die er einer temperirten Ansicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Diese Didaktik, die nicht ein launischer Einfall ist, sondern mit der Anlage des Werkes allerdings zusammenhängt, scheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Paul's krank sind und ordentlich stolz darauf, daß sie es sind. Die Gesundheit, sagt Solger, überlassen sie den Alltagsmenschen, wie Rabette; sie sind in dem Maß vorzüglicher, als sie kränklich sind. Dies ist so wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul selbst irgendwo im Titan sagt, angeborene Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, sowie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfängt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht. [51]) Daher kommt es denn, daß sich alle titanische Jugend natürlich an ihn anklammert, achtlos diese warnende Stimme überhört, und sich an die Beispiele hält; denn dieser Zeit und ihrem Uebermaße ist es eigen, daß sie ihr eigenes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in Roquairol viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abschreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben begegnen sollten, in unserer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unserer Jugend diesen meisterhaft umschriebenen Charakter eher bewundern als verabscheuen. Wir wollen die treffenden Züge hersetzen, in denen sich unsere Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, schon um jene Gegner Jean Paul's, die ihn nicht lesen, aufmerksam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davontrug. Der Dichter charakterisirt dieses lüderliche Genie,

---

51) Aehnlich hoffte Herder — und so ist dies für die Geschichte des deutschen Geistes und Genies durchaus ominös-charakteristisch — von den Vorstehern der Toll- und Siechhäuser die frappantesten Beiträge zur Geschichte des Genies aller Zeiten und Länder zu erhalten!

das ſich gegen das Konduitenweſen der ſteifen Philiſterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüſſen und Kenntniſſen in der Jugend, von überreizter Phantaſie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerſpruch. Wahrheiten und Empfindungen anticipirte er! Alle Zuſtände der Menſchheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundſchaft durchging er früher im Gedichte als im Leben, früher in der Sommerſeite der Poeſie als in der Wetterſeite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er ſtürzte ſich in böſe Zerſtreuungen, und ſtellte dann Alles poetiſch dar, was er bereute oder ſegnete; jede Darſtellung höhlte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligſten Empfindungen nicht laſſen, aber ſie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: gerade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abſchüſſiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm ſchnell wechſelnd, bis er beide vermiſchte. Er ſtürzte ſich zuweilen abſichtlich in Sünde und Moder, um ſich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuſchneiden. Aeußere Verhältniſſe hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Officier- (Schreiber-) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, deſſen Gefühl mehr lyriſches Gedicht als wahres dichtes Weſen iſt, unfähig, wahr, ja kaum falſch zu ſein, weil jede Wahrheit zur poetiſchen Darſtellung ausartete, und dieſe wieder zu jener; mit ruchloſer Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Menſch achtet, in ſeinen Entſchlüſſen verzagend und ſogar in ſeinen Irrthümern ſchwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinſten Moralität beraubt, und mitten im Brauſen der Leidenſchaft ſtehend im hellſten Licht der Beſonnenheit. Solche Naturen wollen die Verheerung der Menſchheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie ſympathiſiren mit den tragiſchen Gewitterwolken in Shakſpeare, Göthe, Klinger, Schiller, (Jean Paul). Glaubſt du, ſagt Roquairol ſelbſt, daß die Roman- und Tragödienſchreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menſchheit tauſendmal nachgeäfft haben, anders ſind als ich? — Dies iſt in der That ein ſchreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann

ausgehen müssen, wenn sie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unserer Bildung ausmacht. Und wie wenig diese Wirkungen übertrieben sind, zeigen uns die Scenen aus dem Inneren des Familienlebens in Frankrich, die wir schaudernd erleben, eben so gut, wie uns der dortige und der hiesige Zustand der belletristischen Literatur der Verzweiflung, wie sie Göthe vortrefflich benannte, beweisen kann, daß auch die Ursache eines solchen Wüstlingslebens der Verzweiflung eben so schlagend auf diese zurückgeleitet ist.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit vielem Selbstgefühle sprach, wollte Jean Paul das Herzblut seines Lebens ausströmen; er sollte das erhabenste seiner Werke werden; er wollte darin „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen, und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu entzweisprengen, und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes sein werde!" Wirklich kann man sagen, daß er das Uebermaß seiner Phantasiekräfte darin ausgetobt habe, er ward nun verhältnißmäßig ruhiger, ohne im Wesentlichen anders zu werden, er ward aber auch erschöpfter. Er konnte (wie Göthe, wenn er eine bestimmte Periode abgelegt hatte, die ihr angehörigen Werke nicht mehr ansehen mochte), den Titan nicht mehr gern lesen, was sonst gar sein Fall nicht war; er gab die Werke, die jenen höheren dynamischen Aufwand erforderten, auf, und blieb hinfort in der ebneren Sphäre, wo sich sein Katzenberger, der Komet, Fibel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir wollen uns bei diesen nicht mehr einzeln aufhalten, weil sie in der That nichts wesentlich Neues bringen, die späteren sogar etwas absinken. Nur die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801), müssen hiervon ausgenommen werden; sie sind noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und „Schwanzsternen," rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Paul's Doppelgesicht am schönsten getheilt: der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der Loge; der Andere, dessen vagabundische Natur eine vortreffliche

Figur in einem picariſchen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zuſtutzen hilft, iſt ein Humoriſt, ohne die verzerrten Züge ſeiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieſer Troubadourzeit im Menſchen zu belauſchen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in dieſen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele ſo endlos groß zu ſchildern, wie es in dieſer genügſamen Periode dem Menſchen iſt, den Jugendträumen, der Atmoſphäre von Heimath, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit, und Allem, was daran hängt, ſo zarte und wahre Züge zu leihen, die ſchrankenloſe Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieſer durch Phantaſie reichen Zeit abzubilden, die ſtillen ſanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dies Alles iſt von Niemanden und nirgends ſo geleiſtet worden, wie hier. Und wie er dieſen gläubigen Menſchen in Gegenſatz zu dem enttäuſchten und enttäuſchenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegenwirft, dem guten Träumer „nach dem Feſte der ſüßeſten Brode das verſchimmelte aus dem Brodſchrank vorſchneidet," das Alles iſt vortrefflich, und das Auge, das hier Jean Paul auf die menſchliche Natur richtet, iſt wahrlich mehr werth als jene ſublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geiſterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Paul's größerer Ruhe war ſein Uebergang zu mehr wiſſenſchaftlichen Arbeiten, den er mit der ganzen romantiſchen Periode im Anfang dieſes Jahrhunderts gemein hat. Daß er ſich hier einmal verſuchen würde, lag ſo ſehr in dem ganzen Gange ſeiner Bildung, wie daß er es zu nichts Syſtematiſchem und Geordnetem darin bringen würde. Er hatte von frühe an alle Wiſſenſchaften angefangen, aber er blieb keiner treu; ſeitdem er ſeine Schriftſtellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur inſofern ſie ihm Materie für ſeine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm ſogar die Philoſophie gleichgültig, der er ſich bei Kant's Auftreten einmal ernſtlich hingeben zu wollen ſchien. Sein Skepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen dieſen fauſtiſchen Naturen, den Buchſtaben der Wiſſenſchaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung mehr anzuhängen und der Divination, und des Details des Wiſſens ſich nur wie kleiner Habe zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein

Durſt nach Wiſſen, und ſein poetiſches Bedürfniß zugleich machten ihn zum dilettantiſchen Univerſalgenie: er ſtrebte darin Herder'n und Leibnitz wie Idealen nach; er ergötzte ſich gern an der Ausmalung eines Menſchen, der Alles wüßte; unſere Beſtimmung ſuchte er in der Erweiterung unſeres Inneren für alle Syſteme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, bis zur Erfaſſung des Ganzen in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaft vorzudringen. Er ſah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinſtrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wiſſenſchaft allſeitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wiſſenſchaften nur „anſpielend ſpielen;" „er war ein gelehrter Mann, ſagte er, und wußte doch das Gewöhnlichſte nicht, er war ein Ignorant, denn er wußte von allen Wiſſenſchaften." Durch alle ſeine Werke ſind die Broſamen und Abfälle ſeiner gelehrten Kenntniſſe in Philoſophie, Juriſterei, Medicin und Theologie aufgetiſcht, in derſelben Konfuſion, wie er zu Einer Zeit ſich mit Meteorologie, Staatskunſt, Moral, Literaturzeitungen und Kirchengeſchichte leſend beſchäftigte. Wie gern ſucht er in ſeine Romane ein Tiſchgeſpräch, eine Reiſe u. dgl. Formen hineinzuſchieben, in denen ſich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dies im Detail unangenehme Eigenſchaften in ſeine poetiſchen Werke brachte, ſo läßt ſich ſogar nachweiſen, daß ſeine wiſſenſchaftliche theoretiſche Beſchäftigung auch im Ganzen, im Grundſätzlichen, übel auf ſeine Praxis überwirkte, daß ſein kritiſcher Verſtand ſeinen producirenden Inſtinkt ſtörte. Wer die Vorſchule der Aeſthetik (1805) kennt und nach ihr ſeine Erzählungen wieder durchlieſe, der würde leicht finden, daß, wenn ihn zwar ſeine Praxis hie und da auf ſeine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komiſche Kraft des Beſonderen, über die ſpringenden Punkte der Charaktere, über den [falſchen] Gegenſatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), ſo doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu geſuchten Anwendung derſelben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Dieſe Aeſthetik wie die Levana (1807) ſind Sammelplätze ſehr geiſtreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die ſpringenden Punkte ſind in beiden Disciplinen eben ſo wenig gefunden, wie der geſunde Quell des Lebens in Jean Paul's allgemeiner Natur und Wirkſamkeit. Einen äſthetiſchen und pädago-

giſchen Grundſatz muß man hier nicht ſuchen wollen, ſo wenig als der Staatsmann einen politiſchen ſuchen wird in den idealen Staatsprincipien Jean Paul's, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an ſeine Unſterblichkeitshoffnungen, wer die Geſchichte an ſeine Menſchheitsträume und Erdenparadieſe, wer die Phyſiologie an ſeine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menſchen gegen ſeine beſondere Art von Menſchenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wiſſenſchaftlicher Geiſt in dieſem Manne der Einbildungskraft war.

Jean Paul brauchte die Wiſſenſchaft noch ganz zum Dienſte der Poeſie, ſo lange nicht ſeine, und die deutſche Poeſie überhaupt rückgängig zu werden anfing. Wir gehen jetzt zu anderen Erſcheinungen über, die uns ſtufenweiſe zeigen ſollen, wie die Wiſſenſchaft anfing umgekehrt die Poeſie zu beeinträchtigen. Wir wollen zunächſt einen Blick auf die dominirenden Zweige der Wiſſenſchaft werfen, mit denen ſich die Poeſie berührte. Wir werden einer Reihe religiöſer und pädagogiſcher Romane begegnen, die der theologiſchen und Erziehungswiſſenſchaft ungefähr in gleichen Rechten noch gegenüber liegen; wir werden dann eine andere Reihe von geſchichtlichen Romanen treffen, in denen die Wiſſenſchaft ſchon ganz den Sieg über die Dichtung davongetragen hat, und eine kleine Anzahl philoſophiſcher, wo die Poeſie nichts mehr als eine ganz dürftige Einkleidung geliehen hat. Kant hatte das Verdienſt, gleichſam nach leſſingiſchen Reinigungsprincipien, die Philoſophie, die ſeit Leibnitz und Wolf ganz in Poeſie populariſirt worden war, wieder in die Würde der Wiſſenſchaft herzuſtellen und auf eigene Füße zu ſetzen. Dies geſchah gleichzeitig, als die Geſchichtſchreibung von Planck und Spittler auf eine ähnliche Weiſe, in der politiſchen Hiſtorie von dem Ballaſte der Forſchung, in der kirchlichen von der Beſchränkung des Dogma's geſäubert wurde. Seit dieſer Reſtauration der Wiſſenſchaft litt die Poeſie in dem Maße, daß unſere erſten Dichter von wiſſenſchaftlicher Beſtrebung ergriffen wurden. Sie rafften ſich gleichzeitig mit den Romantikern noch einmal zu Gunſten der Poeſie zuſammen, und behaupteten für dieſe, ſo viel ſie ſelbſt anging, noch zur Zeit einen nicht leicht errungenen Sieg. Aber die Romantiker bewieſen es auf Weg und Steg durch ihr eigenes Beiſpiel, daß in dem Momente, wo wir auf

den Gipfel wahrer Dichtung stiegen, wir auch den Abweg zur Wissenschaft einschlugen.

3. Unmittelbare Einwirkungen der Wissenschaften und Lebenszustände.

Die Revolution, die seit den 60er Jahren die Geister in Deutschland mit sich fortriß, hatte sich zuerst in der Poesie angekündigt. Von da aus griff sie schnell in alle Zweige geistiger Kultur über, die in jenen Zeiten eines lebendigen Triebes fähig waren. Bald ward eine allgemeine Sehnsucht rege, nicht allein nach richtiger Erkenntniß der Verhältnisse von Staat und Haus, von Schule und Kirche, von Kunst und Wissenschaft, sondern auch nach naturgemäßen Veränderungen zufolge den Vorschriften dieser neugewonnenen Erkenntniß. Die große Masse der Nation nahm an diesem Durste nach Wissen und Verbesserung einen Antheil, der sich in steigenden Progressionen bis heute immer erweitert hat, und wenn man sagen kann, daß nach der popularen Literatur in der Reformationszeit jene successive Vorherrschaft der Standesbildung, erst der Geistlichen, dann des Adels, welche wir schon in unserer alten Literatur beobachteten, sich wiederholte, und um Klopstock herum noch sichtbar war, so muß man von der Zeit unserer Volksdichter an die neue Epoche einer popularen Literatur datiren, in welcher die Stände den Rangunterschied aufgaben, von welcher kein Stand ausgeschlossen, keiner bevorzugt war. Diese Mischung der Stände, die sich der Literatur annahmen, bedingte die Mischung der Formen, den Zusammenstoß der Disciplinen, die Verwirrung von Theorie und Praxis. Der Dichter, der Laie, der Philosoph, der sich in die theologischen Fragen des Tages mischte, urtheilte in diesem Gebiete natürlich anders, als der Gelehrte des Fachs, und gab seinem Urtheile ein anderes Kleid; der zelotische Geistliche, der sich an der Zuchtlosigkeit des Schauspiels ärgerte, predigte über diese Sittenschule aus einem anderen Tone als die shakspearische Sekte unserer jungen Dramatiker; der praktische Geschäftsmann, wenn er sich dem poetischen Schwindel der Zeit hingab, fiel auf eine andere Gattung als der phantastische Kreis der göttinger Odensänger. Aus der allgemeinen Unordnung, die hier-

aus entſtand, erklärt es ſich, daß kein Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt ſeit den 70er Jahren mehr eine reine, ungeſtörte Entwickelung bei uns erlangen konnte. Das Drama hätte nach der Natur der Verhältniſſe im Vordergrund der Poeſie ſtehen müſſen; allein die Maſſe der übrigen Produkte, die aus dem allgemeinen Nachahmungs- und Reproduktionstrieb in allen Gattungen entſtanden, überdeckte dieſe normale Gattung ſo ſehr, daß es ſchon ſchwer iſt, nur ihre Geſetzmäßigkeit zu erkennen, daß nichts leichter iſt, als dem Geſchichtſchreiber dieſe, ja jede Normalität in dem Gange der Literatur dieſer Zeiten zu leugnen, wo die menſchliche Willkühr und Freiheit zu einer merkwürdigen Höhe geſtiegen war. Ebenſo hätte nach der Natur der Verhältniſſe wieder im Vordergrunde der geſammten Literatur die Poeſie ſtehen müſſen, und in dem Sinne, in dem das Drama die erſte Stelle innerhalb derſelben einnahm, nimmt auch die Poeſie die erſte Stelle in der Geſammtliteratur ein, obgleich ſeit den 70er Jahren in allen Fächern der Wiſſenſchaft ein ungemeiner Aufſchwung ſtatt hatte, ja obgleich die theologiſchen Schriften quantitativ damals noch den vierten Theil unſerer ganzen Literatur ausmachten. Mit der Materie und dem Gewichte können wir es nicht darthun, aber mit dem Geiſte, daß damals die Poeſie, trotz aller Emancipation der Wiſſenſchaft, vorzugsweiſe das belebende Princip unſerer Literatur war. Als die Hamann, Herder, Lavater und Andere verſchiedene Disciplinen der Wiſſenſchaft neu anfingen zu beleben, ſehen wir überall mehr poetiſche als eigentlich wiſſenſchaftliche Kräfte in Bewegung; die Phantaſie überredete, wo der logiſche Verſtand beweiſen ſollte. Die durch die Dichtkunſt geweckte unendliche Macht der Empfindung wehrte ſich gegen die engen Feſſeln gelehrter Forſchung und evidenter Demonſtration, die dunkeln Kräfte des Gemüthes und der Phantaſie warfen ſich in die Bezirke, wo der Verſtand hemiſch iſt, ſie löſchten im Eifer manches Licht aus und zündeten wieder in anderen Theilen, wohin nie ein Licht gedrungen war; konvulſiviſch regte ſich der Glaube an Wunderkräfte, mit denen man die Religion zu neuer Energie beleben, Wiſſenſchaft und Natur aufklären wollte. Wie wir ſchon in den ähnlichen Zeiten der Reformation gefunden haben, die Kräfte des Geiſtes verirrten ſich gleichſam in den Gebieten, und griffen im Stoffe fehl. Der praktiſche und wiſſenſchaftliche Verſtand rächte ſich dafür, und

griff in das Reich der Phantasie über: so gestalteten sich die auf bloße Nutzbarkeit berechneten Romane und schönwissenschaftlichen Schriften. Schon in den kaum erwähnten humoristischen Romanen sehen wir dies Princip der Doktrin und der praktischen Gemeinnützigkeit episodisch eingehen, und bald werden wir eine andere Reihe ähnlicher Werke anführen können, wo es schon die ganze Anlage gestaltet und den ersten Entwurf bestimmt. Wir erkennen aber von diesen beiden Seiten her, die wir zunächst zum Faden unserer Erzählung machen, ein Verhältniß, worin die Poesie immer eine gewisse Vorherrschaft behauptet, indem sie einmal die Geister und Kräfte, dann aber die Form herleiht, um den Zwecken der Wissenschaft zu dienen. Aber auch nach dieser Zeit der Dämmerung und des Chaos, als in den 80er Jahren fast zu ganz gleicher Zeit sich die Disciplinen der Wissenschaft und Poesie reiner schieden, Kant die Philosophie, Spittler und Müller die Geschichte, Voß und Wolf die Philologie auf einen neuen Standpunkt rückten, und diesen Wissenschaften ganz neuen Reiz und Werth gaben, auch jetzt behielt die Dichtung, die sich nun ihrerseits gleichfalls anstrengte, den Vorrang. Denn nun leistete Göthe das Vortrefflichste, und ihm folgte Schiller, in dem der allgemeine Kampf zwischen Wissenschaft und Dichtung, als in dem ächten Sohne der Zeit, am innigsten kämpfte, der Sieg aber der Poesie blieb. Was aber diese beiden Männer in der Dichtung waren, dem vergleicht sich weder an innerer Geltung noch an äußerer Wirksamkeit das, was Andere in anderen Fächern geleistet haben, wie bedeutend es immerhin sei.

Indem wir uns zu dem Streifzuge in die Gebiete der Wissenschaften rüsten, entschließen wir uns, durchaus nur auf der Grenzlinie zu bleiben, wo der lebendige und unmittelbare Verkehr statt hatte [52]). Was innerhalb der Wissenschaft selbst streng syste-

52) Wir haben in unserem Werke überall die Entwickelung unseres eigentlichen Objektes, der Dichtung, im Auge, und können sie auch in diesen unmittelbaren Berührungen mit Leben und Wissenschaft nur in so weit zeigen, daß wir die gegenseitig einwirkenden Momente aufsuchen, aber nicht die Konflikte selbst so zum Gegenstand der Darstellung machen, daß wir dadurch unser Hauptobjekt und dessen innere Entwickelung aus dem Auge verlören. Wer jene andere Seite hervorgehoben wünscht, muß sich bei Schlosser (Geschichte des 18. Jahrh., besonders 3, 2.) belehren, der die Verzahnungen, mit welchen Literatur und Leben ineinandergreifen, vortrefflich nachweist, und der bekanntlich diese fruchtbare Erweiterung der Geschichtsbehandlung eigentlich erst eingeführt hat.

matiſch geleiſtet ward, kann uns hier nicht angehen, wo wir mehr um die Methode und die Formen, als um die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe bekümmert ſind. Die reine Forſchung der Gelehrſamkeit berührte nicht das Volk, ſondern nur die Reſultate, die in das öffentliche Leben bewegend eingingen; wir werden daher mehr nach den Menſchen, als nach ihren gelehrten Leiſtungen, mehr nach der Polemik als nach dem Syſteme, mehr nach der populären als nach der doktrinären Bedeutung der Schriften zu ſehen haben, denn hier war es, wo ſich die Grenzſtreitigkeiten einſtellten, die uns intereſſiren. Bei weiten am merkwürdigſten ſind ſie in den Regionen der Theologie; denn hier war die Berührung auf verſchiedene Weiſe bedeutend und von den merkwürdigſten Erſcheinungen begleitet. Wir ſind auf dieſe ſchon früher, in den Zeiten der Bremer Beiträger, hinlänglich vorbereitet worden. Zuerſt hatten ſich Religion und Poeſie zu gegenſeitiger Förderung, in Klopſtock's Tagen, die Hand gereicht. Schon damals aber ſpürte man gleichſam durch, daß bei aller ſcheinbaren Freundſchaft eine heimliche Unverträglichkeit minirte; denn in der That bereitete ſich die Lebensfrage vor, ob die religiöſe Kultur, die Deutſchland 200 Jahre beherrſcht hatte, jetzt durch den neuen Schritt zur äſthetiſchen Bildung ſollte zurückgelegt werden, oder ob es ihr noch einmal gelänge, ihre Alleinherrſchaft zu behaupten. Es war daher augenſcheinlich, daß die Religion damals nur ein politiſches Bündniß mit der Poeſie ſchloß, das ihr aber anders gerieth, als ihren ernſteren Wächtern erwünſcht war. Sobald ſich daher die Dichtung anfing in den Materien und Formen ganz frei zu ſtellen, ſo erlebten wir noch ſo ſpät, daß ſich die Geiſtlichen z. B. gegen das Schauſpiel waffneten, eine Gattung, die dem Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte ein Greuel war und dem ſpäteren vielfach geblieben iſt. Unter den Geiſtlichen, die in die Bekanntſchaft der Bremer Beiträger oder in ihren Kreis ſelbſt gehörten, war nicht allein die Verbindung zwiſchen Poeſie und Religion geſucht, ſondern auch die zwiſchen Religion und Philoſophie, zwiſchen Glaube und Vernunft, zwiſchen Offenbarung und Natur. Denn in der Poeſie namentlich ſpürte man bald den Mangel des poetiſchen Intereſſes in den tauſendmal wiederholten konventionellen Sätzen der Bibel, und die Nothwendigkeit, ihren Lehren den Bilderſchmuck aus der Natur, den Gedankengehalt aus der Philoſophie hinzu zu thun. Wie nur aber dieſe letztere durch das poetiſche Bündniß auf dieſem unzugänglichen Felde erſt

Boden gefaßt hatte, so fing sie ihrerseits an, auch selbständig und ohne das lähmende Bündniß sich mit der Religion zu vertragen. Als das Charakteristischste finden wir deshalb bis in die 70er Jahre hin jenen Kreis gemäßigter Theologen, die die Offenbarung achteten, sie aber auf Vernunft zu gründen suchten. Hierauf folgten nun die allerkonträrsten Wirkungen. Sie gingen den Orthodoxen zu weit und waren ihnen zu schöngeistig, und diese waren es im Grunde, die mit ihrem Eifer die erste Zwietracht stifteten. Sie waren umgekehrt den jungen Genies, den Herder und Lavater, zu lahm und zu unpoetisch, und diese versuchten mit den aus der Poesie und Philosophie gewonnenen Waffen die Religion unabhängig von beiden zu machen. Bald spürte man schon eine neue Sekte von jungen Poeten, die ganz freigeistig gegen alles Christenthum sich auflehnte, aber sich noch sehr im Stillen halten mußte. Desto lauter machte sich dagegen Lessing, der die positive Religion respektirte, aber den kühnsten Forderungen der Vernunft genug gethan wissen wollte. An ihn schlossen sich Planck und Spittler mit den Ergebnissen einer reinen Geschichtsbetrachtung, denen wenig zu widersprechen war, und nun trat Herder in einer anderen Weise auf eine Höhe theologischer Intelligenz, die innerhalb der Theologie und positiven Religion nie so weit getrieben war, und nie überschritten werden kann. Diese Skizze liegt der folgenden Ausführung zum Grunde, die wir so kurz als möglich halten.

Die gemäßigten Rationalisten, die wir noch in den 60er Jahren fast unangefochten in unserer Theologie den Ton angeben sehen, hängen mit jenen Freunden der Bremer Beiträger, mit Mosheim und Aehnlichen zusammen, die selbst den wesentlichsten Bestandtheil unter ihnen ausmachen. Sie hatten ganz besonders in Preußen, und vorzugsweise in Berlin, einen Stütz- und Mittelpunkt. In der Opposition gegen den freigeistigen König und seine Franzosen waren sie selbst freidenkend geworden; sie hatten die englischen Deisten studirt, um ihren Einwürfen gegen das Christenthum zu begegnen; sie hatten gefunden, daß sich diese Einwürfe noch ganz gut mit dem Christenthume vertragen; sie fanden, daß die Offenbarung nur gefördert würde, wenn die Vernunft- und Naturreligion mit ihr harmonirte. Spalding hatte sich daher nicht bedacht, eine Schrift von Shaftsbury zu übersetzen, und dies hieß Herder in seiner freisinnigsten Zeit gut, wo er sich wunderte, daß man alle die englischen Philosophen ohne Wahl in Einen Topf warf, daß man Shaftsbury einen Deisten nannte, ja daß

man überhaupt den Deismus ſo verdächtigen mochte. Von jenen Engländern angeregt führten Michaelis und Erneſti auf einen neueren und richtigeren Weg der Auslegungskunſt, nachdem man früherhin immer aus der Dogmatik heraus exegiſirt hatte. Von jenen Engländern lernten unſere Theologen zuerſt in einem neueren Style ſchreiben, und ſich Formen bequemen, die bald von dem hergebrachten Tone gelehrter Unterſuchung ablagen. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß der unendlich breite Schulvortrag gleich in den Schriften der Jeruſalem, Töllner, Teller, Baſedow, Semler, Büſching, und wer hier ſonſt noch genannt zu werden verdiente, getilgt, noch daß ihre Freiſinnigkeit irgend auch nur von ferne dem heutigen Standpunkte ähnlich ſei. Alle hängen doch noch ganz der orthodoxen Lehre an, in der ſie nur die grellſten Sätze in milderes Licht zu ſetzen wagten; ſie laſſen nur, wie Töllner, den Wunſch laut werden, daß man die Religion ebenſo pflegen möchte, wie die Theologie; ſie wollen beſcheiden, wie Jeruſalem in ſeinen Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, das Weſentliche in dieſer von dem abtrennen, was Philoſophie, Schulmethode und Polemik hinzugethan haben; ſie wagten ſich nur mit Gefahr ſo weit, wie Büſching, die Endlichkeit der Höllenſtrafen zu vertheidigen, und wer dies mit größerem Nachdruck und in einer formell ſchon vorgeſchrittenen Schrift thun ſollte, wie Eberhard in der Apologie des Sokrates, der mußte ſchon ein Philoſoph von Profeſſion und dadurch befugt ſein, den Dunſtkreis der Kirche zu verlaſſen und auf offenem Markte zu predigen. Ein Mittelpunkt für dieſe Klaſſe von Theologen ward nun ſeit 1765 Nicolai's allgemeine deutſche Bibliothek, ein Mann und eine Anſtalt, die für die Vorgänge in der theologiſchen Welt von einem ungemeinen Einfluſſe waren. Durch Reichthum und Fruchtbarkeit des Ideengehaltes hat ſich weder in dieſem noch in einem anderen Fache die Bibliothek je ausgezeichnet; aber ſie war deſto wirkſamer durch die ſtete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologiſche Kontroverſen nicht Religion ſeien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, ſondern für das Volk da ſei. Sie brachte es durch ihre Dauer und die Dauer ihrer Lehren dahin, daß populare Gemeinnützigkeit ein Ideal der Geiſtlichkeit ſelbſt, daß Toleranz ein Wahlſpruch der Zeit, ja daß Heterodoxie ein Ruhm ward. Allein es fehlte viel, daß ſie zu dieſen Wirkungen gleich anfangs Miene ge-

macht, ja daß sie die letztere überhaupt nur je in Aussicht genommen hätte. Nicolai stand ganz auf dem Standpunkte jener Männer, seiner theologischen Freunde in Berlin, und er widersprach mit Fug den Verketzerungen der Finsterlinge und Katholischen, die ihn und ganz Berlin der Freigeisterei und des Atheismus beschuldigten. Er gab nie die Anhänglichkeit an die kirchlichen Formen auf, und aus seiner Bibliothek leuchtet nur das Eine hervor, daß er, wie Zollikoffer ihm gethan zu haben schien, das Christenthum auf die Vernunftreligion gegründet haben wollte, die aber nichts Anderes als das Fundament, keineswegs das Haus selbst abgeben sollte. Das heftige Deklamiren gegen die Schultheologie in den Beiträgen, die ihm Joh. Müller zeitig in die Bibliothek schickte, misfiel ihm; er mochte seine Spöttereien über theologische Dinge nicht leiden. Ein Mann wie Spalding that seinen Ansichten ganz Genüge, der die Religion nicht mit unnöthiger Salbung behandelte, der sie ganz im Geiste der Gemeinnützigkeit, im Lichte der gesunden Vernunft betrachtete, der an dem Stande der Geistlichkeit keine apostolische Heiligkeit kleben sah, der in seiner Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamtes (1772) keinen anderen Unterschied zwischen sich und einem anderen Menschen statuirte, als den die mehrere Beschäftigung mit den großen Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit vermuthen lassen kann.

Ansichten, wie sie in solchen Schriften niedergelegt, wie sie unter diesen hellsehenden Männern üblich waren, misfielen den Hyperorthodoxen, die auf ihre bischöfliche Würde wie auf den Buchstaben der Bibel hielten, außerordentlich. Ihr berühmter Repräsentant ist der Hauptpastor Goeze in Hamburg; die Ziegra, Zimmermann, Trescho u. A. stehen gegen ihn im bescheidenen Hintergrunde. Er nahm wie ein Atlas die Last des orthodoxen christlichen Himmels zu tragen allein über sich. Man hat Nicolai mit Recht der Unverträglichkeit und der Verfeindung mit aller Welt angeklagt, doch ist dies bei ihm gering gegen den polemischen Eifer Goeze's. Ihm waren alle jene Theologen der richtigen Mitte Indifferentisten, weil sie sich um die Logomachien der dogmatischen Streitigkeiten weniger kümmerten. Er erhob sich gegen Spalding und Ernesti; er schalt Semler, mit dem er in den 60er Jahren einen Streit über die conplutensische Bibel hatte, einen Socinianer; er griff ihn und Basedow in Predigten an und beschuldigte den Letztern, er wolle das Lutherthum stürzen; er ließ die Arbeiter an der allgemeinen

Bibliothek Nicolaiten taufen und auch ſie zu Socinianern und Pelagianern machen; er griff Büſching wiederholt an wegen ſeiner allgemeinen Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften (1770); und bis zu ſeinen Streitigkeiten mit Alberti (um 1772) hatte er ſchon ein ſolches Maß von Gehäſſigkeit aller Art angehäuft, ads man dies Alles einigermaßen kennen muß, wenn man begreifen und entſchuldigen will, daß Leſſing, als er auch mit ihm anband, ihn einen lang geſammelten Aerger empfinden ließ und in einem Tone mit ihm redete, der für alle ſeine geweſenen Gegner eine Genugthuung enthielt. Der unzeitige Eifer des athletiſchen Vorkämpfers der Orthodoxie ſprach ſich, wie wir andeuteten, auf der Kanzel aus. Er machte die rein gelehrten Angelegenheiten zu einer Sache des großen Publikums, und die Anſichten des Kopfes zu Symptomen des Herzens. Kein Wunder, daß man dies auf der anderen Seite zuletzt mit Schriften erwiderte, die gleichfalls vor das Forum der Laien paßten, und als hier Leſſing gegen Goeze in jenen glorioſen Flugblättern ſeine gewaltige Ueberlegenheit fühlbar machte, zogen ſich die Gegner plötzlich erſchrocken zurück und wollten dieſe gelehrten Fragen wieder lateiniſch behandelt haben. Noch vor Leſſing aber hatte ſchon Nicolai, durch eben dieſen intoleranten Zionswächter gereizt, das Intereſſe der Nation auf dieſe Angelegenheiten hingezogen.

Dies geſchah durch den ſeiner Zeit ſehr berühmten Sebaldus Nothanker (1773). Der Form nach gehört dieſer Roman oder dieſe Lebensbeſchreibung ganz zu der picariſchen Gattung; er ſpielt in der mittlern Welt, fern von dem high life der Engländer, wie Nicolai ſelbſt angibt; die Begebenheiten ſind abenteurlich, aber doch alltäglich, und ſehr gerippenartig und trocken angelegt; die Charaktere „ſtrotzen nicht von Imagination und wortreicher Tugend;“ für die Langweiligkeit der Geſchichte ſollen die Meinungen entſchädigen; das Werk iſt nicht für die ſchöne Welt, ſondern für hagere Magiſter, feiſte Superintendenten, weiſe Schulmänner, Studenten und Dorfpaſtoren“ berechnet. Der Held iſt ein Cruſianer, ein Original durch ſeine reine Menſchlichkeit, ſowie durch den gelehrten Eigenſinn, mit dem er kraft ſeiner haarſpaltenden Philoſophie aus der Apokalypſe ein feines Gewebe von Weiſſagungen zog. Das Faktiſche dreht ſich zuerſt um die Verfolgungen, die der ehrliche Sebaldus wegen ſeiner Heterodoxie durch den Superintendenten Stauzius erleiden muß, weiterhin um eine Kette von Schickſalswechſel und Unglück, das ihm ſeine Meinungen bereiten, das ihm durch Geiſtliche angeſtiftet wird, welche an Lehrformeln ausſchließende

Seligkeit knüpfen. Daß hier die Zustände der deutschen Welt, wie in so vielen Romanen dieses Schlages geschah, mit offener Naivetät besprochen waren, daß die Verhältnisse der Literatur im Allgemeinen schonungslos kritisirt wurden, daß Personen wie Nicolai selbst, wie Lessing, Georg Jacobi und Andere, nicht undeutlich im Roman selbst mitspielen und so einen Goeze verleiten konnten, den Stauzius auf sich zu beziehen, daß der Pietismus angegriffen ward, daß nur die Pastoren hier wie gewöhnliche Menschen behandelt waren, machte einen außerordentlichen Eindruck. Viele tausend Exemplare wurden von diesem Buche in drei schnell folgenden Auflagen abgesetzt, Uebersetzungen, Nachahmungen, wie das Leben des Martin Dickius und Anderes halfen zu seiner Verbreitung und Wirkung, ja es geschah dem Werke ungefähr die Ehre, wie dem Narrenschiffe von Brant, daß Predigten Nothanker's (von D. Ch. Seybold 1774) publicirt wurden.

Alles, was in diesem Buche anstößig war, waren leider Vorbilder des wirklichen Lebens, die noch dazu viel greller konnten aufgetragen und viel fesselnder gemacht sein. Dies sieht man aus dem Leben von Karl Fr. Bahrdt (aus Bischofswerda 1741—92), das er selbst (1790) geschrieben hat, und das uns weit tiefer in die theologischen Zustände hineinblicken läßt, als der Sebaldus, zu dem diese Biographie ein natürliches Seitenstück ist. Der Verfasser erzählt ganz wie der Held eines picarischen Romans, er zeigt sich „in puris naturalibus," als einen Menschen ohne inneren Charakter, mit dem die Verhältnisse spielen, der kein Refugium in sich selber hat, der ohne eine Spur von Wärme, von Poesie, von tieferen Zügen des Gemüths war, der nur der praktischen Richtung des Tagsverstandes folgte, und dem am Ende nichts glückte, als sich selbst zu sehen, wie er war, doch ohne im geringsten zu empfinden, welch ein abschreckendes Beispiel sein Leben gab. Er leitet die Züge seines moralischen und gelehrten Charakters ganz wie jene Romanfiguren aus den kleinen Zufälligkeiten der Erziehung und Schule pragmatisch her, und in einer Reihe solcher kleiner successiver Einwirkungen sehen wir den Helden, der anfangs wie Sebaldus ein Crusianer, ein Schwärmer, ein Exorcist und Hyperorthodoxer war, und der als solcher von der allgemeinen Bibliothek langehin viel zu leiden hatte, allmälig bis zur Stufe unseres ordinären Rationalismus aufsteigen, als dessen Leuchte und Licht er voranglänzt. Wir haben außer Bronner's Leben Weniges, was uns so hüllenlos in die wahren Zustände des Lebens, so weit es den Erzähler berührt, hineinblicken ließe, wie dieses Buch. Die

erſte Hauptſcene iſt in Erfurt, wo dem beſcheidenen und züchtigen jungen Manne der erſte moraliſche Stoß gegeben ward durch den erſchreckend gemeinen Ton, den Riedel dort in die Geſellſchaft eingeführt hatte. Die ſchmählichen Verfolgungen, die Bahrdt dort von ſeinen Kollegen, durch die Fakultätsgutachten von Wittenberg und Göttingen, und durch Reichshofrathskonkluſa zu erleiden anfing, und die ſich bei ſeinen Aufenthalten in Gießen, in Marſchlinz, in Dürckheim und Halle fortſetzten, ohne daß Bann, Abſetzung, Verleumdung, Gefangenſchaft, Hauskreuz und Noth ſeine leichtſinnige Laune beugen konnten, ſind reine Seitenſtücke zu den Abenteuern im Sebaldus; ſie machten ihn, der ſich zu den ächteſten Orthodoxen zählen durfte, noch in Erfurt aufmerkſam auf den Tadel der Berliner, denen ſein Grad der Aufklärung nicht genügte. Nun fing er an mit Vorſicht, aber mit der Ausdauer der allgemeinen Bibliothek und der Schreibluſtigkeit eines deutſchen Büchermachers, trotz der Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit ſeines Wiſſens zahlloſe Bände zu ſchreiben (er zählt deren **126** in ſeinem Leben auf!), und einen Ehrgeiz darein zu ſetzen, die Blößen der Orthodoxie aufzudecken. Stufenweiſe läßt er nun Ein Dogma nach dem anderen fallen, bis er zuletzt durch Eberhard und Semler's Schriften auf jenen Standpunkt kam, wo er das Chriſtenthum als eine Moralreligion mit jener Phantaſieloſigkeit betrachtete, die aus ſeinen Wundererklärungen und aus ſeinen neueſten Offenbarungen, jener von Göthe verſpotteten moderniſirten Paraphraſe der Evangelien (**1772**), hervorſieht; wo er Chriſtus als einen ausgezeichneten Menſchen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Geſellſchaft anſah, mit dem er ſich ſelbſt neben Luther, Sokrates und Semler ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte.

Während ſich dieſe Gegenſätze der Orthodoxie und des Rationalismus innerhalb der gelehrten Welt der Theologen (um **1770** herum) bildeten, lagerten ſich gleichzeitig in der Laiengeſellſchaft ſelbſt noch viel ſchroffere Extreme gegeneinander über. Dies war beſonders in den weſtphäliſchen Gegenden und am rechten Niederrheinufer der Fall. Ein förmlicher Klub von antichriſtlichen Freigeiſtern gruppirte ſich um jenen Mauvillon, den wir ſchon genannt haben, während die verſchiedenſten Sekten des Pietismus und Myſticismus ſich vom Naſſauiſchen bis weit nach dem Niederrhein hin angeſiedelt hatten. Mauvillon's Kreis und Bekanntſchaft mußte ſich ſehr im Stillen halten; die außerordentlich grel-

len Ansichten, die darin herrschten, fanden wenige und jetzt meist verschwundene Organe in der Literatur; und wir wüßten kaum etwas von dem heimlichen Antichrist, der hier sein Wesen trieb, wenn nicht Mauvillon's Briefwechsel (Deutschland, 1801) wäre bekannt geworden. Hier lernen wir besonders jenes freigeistige Freundepaar kennen, Mauvillon und Unzer, die sich versprachen, nach ihrem Tode sich zu erscheinen, und die sich gegenseitig in ihren religiösen Libertinismen steigerten. Unter ihnen galt es für gut, gegen die Religion zu schreiben; der Weise dürfe keine über sich erkennen; sollten sie Einer ihren Beifall geben, so war es die zoroastrische. Sie wußten sich etwas mit dem „schönen" Projekte, die christliche Religion zu tilgen; sie trugen den Plan, eine Bibliothek der Freigeister zu gründen, worin alle theologischen und philosophischen Schriften von Freigeistern, alle Libertinbücher beurtheilt werden sollten. Sie waren selbst gegen jene Denker erbost, die zwar gegen die goezische und frankischeReligion waren, aber nicht gegen die der Spalding, Semler und Teller, die der natürlichen Religion doch ebenso schädlich sei. Sie suchten mit dem Grafen von Schmettau in Plön in Verbindung zu treten, dem Verfasser des Schreibens eines Naturalisten an Semler, Spalding, Jerusalem u. A., der bei voller Preßfreiheit in Dänemark die „Blätter aus Liebe zur Wahrheit geschrieben," eine Wochenschrift herauszugeben wagte, worin er dem Christenthum ins Angesicht widersprach und das Kühnste gegen die Bibel vorbrachte, so daß denn doch dies Blatt bald durch die Censur unterdrückt wurde. Mauvillon war in französischer Schule so freigeistig geworden; er nahm das nicht so tief, wie deutsche Naturen, wenn sie darauf fallen; er blieb bei allem Skepticismus heiter, gesellig, ein stoischer Epikureer. Unzer's Ansichten und Charakter bestimmte Mauvillon; er ward ausschweifend, und da der junge Mann schwindsüchtig war und den Tod vor Augen sah, wühlte er sich ganz in Verachtung und Gleichgültigkeit gegen Alles ein, wollte kein Christ und kein Menschenfreund heißen [53]), ging mit dem Gedanken an Selbstmord um (der

---

53) Er setzte sich selbst die Lobschrift:

Die Nachwelt soll von mir die Prädikate lesen,
daß ich kein Menschenfreund, kein Christ gewesen.

in dieſem Kreiſe nach den Grundſätzen der größten Alten vertheidigt ward), ſchrieb noch vier Monate vor ſeinem Ende Vermächtniſſe für Zweifler, und verbat ſich auf dem Todbette, mit dem Beifall, auf den Rath des gemeinſamen Freundes Diez (damals Referendar in Magdeburg), die Kommunion. Dieſer Diez begegnete den Anſichten, die in dem système sur la nature humaine von Mauvillon niedergelegt waren, mit den ſeinigen; nur war er ſchwarzſichtiger, glaubte nichts, achtete nichts, leugnete Alles; er bekannte ſich unter allen Naturaliſten zu ſtehen, er wünſchte nie geboren zu ſein und nach dem Tode nicht fortzuleben. Er hatte Verſchiedenes geſchrieben, was jetzt ſchwer mehr aufzutreiben ſein möchte; eine mit Unzer gemeinſame Schrift ward ſogleich verboten. In dieſen Kreis gehörten noch mehrere Männer des praktiſchen Lebens, die als Schriftſteller nicht bekannt ſind; dagegen iſt der Juſtizrath von Knobelauch in Dillenburg, ein eifriger Freund Mauvillon's, als antithaumaturgiſcher Autor bekannt, und man kann ihn aus dem Merkur und Eberhard's phil. Magazin kennen lernen, wenn man ſeine ſonſtigen Schriften nicht zur Hand hat. Auch Er iſt ein ganz entſchiedener Skeptiker, mit Menſchen und Amt in Oppoſition, ein ebenſo greller Feind der poſitiven Religion und Freund der Revolution, wie Mauvillon. Der Letztere hatte bei ſeinem Aufenthalte in Kaſſel noch mehr demokratiſche Grundſätze im Angeſicht jener Despotie eingeſogen, als ihn ſeine allgemeine Doktrin lehrte; er iſt aus ſeinen Staatsſchriften am bekannteſten geworden, in denen er als ein Gegner von Schlözer auftrat, und aus ſeinen Schickſalen, da er als Propagandiſt und Revolutionär verfolgt ward. Auch Knobelauch hing mit ganzer Seele an der Revolution. Sollte ſie ein übles Ende nehmen, ſo wollte er nicht mehr leben; nach ihm hatten alle die, deren Köpfe damals in Gefahr waren, an dieſer Umwälzung gearbeitet, und ſie würden, meinte er, damit fortfahren, um unſern Enkeln wieder ein ähnliches Trauerſpiel zu ſchaffen.

Ob nun ein ſolcher Mann
nicht auch rechtſchaffen heißen kann,
das kommet auf die Nachwelt an;
zum wenigſten bin ich's geweſen!

Ganz andere Zustände der Bildung herrschten in den Gegenden, wo Knobelauch zu Hause war, unter der Masse des Volks, ganz andere Ansichten in anderen Kreisen der höheren Sphäre. Wie sich die Extreme so vielfach berühren, kann man nirgends besser gewahren, als eben hier. Es ist auffallend genug, daß eine Philosophie, die in ihren Entwickelungen den freien Gedanken der Religion sehr gefährlich machen mußte, gerade von Königsberg ausging, wo so viele Reste des Pietismus zu Hause waren; daß in dem Lande, wo Klopstock und Cramer lebten, der Graf Schmettau dem Christenthum offenen Krieg erklärte; daß an dem Orte, wo Goeze predigte, Reimarus seine Fragmente schrieb; daß in der deutschen Schweiz Lavater seinen abenteuerlichen Glauben verkündete, im großen Gegensatze zu dem abenteuerlichen Skepticismus, der in der französischen durch Rousseau war verkündet worden. Nirgends aber liegen die Gegensätze, die Extreme und Uebersprünge auffallender vor, als in den Gegenden von Nassau und Westphalen. Hier fand die außerordentliche Erweckung, die in der Christenheit im Anfange des 18ten Jahrh. statt hatte, eine populare Stätte auf die Dauer, wie wir leider noch jeden Tag erfahren. Von unten herauf wurde hier eine Restauration des Christenthums gelehrt, die anderswo von Adel und Geistlichkeit ausging. Während in Halle die Anstalten von Franke blühten, während Zinzendorf die Brüdergemeinde stiftete, wollte Elia Eller im Bergischen in Ronsdorf das neue Jerusalem bauen und das tausendjährige Reich gründen; der Handwerksgesell Hochmann lehrte enthusiastisch in Jülich-Cleve-Berg, predigte in Elberfeld und Solingen, und dem Verfolgten gab Graf Kasimir von Berleburg ein Asyl. Hier bildete sich eine Zufluchtsstätte für Separatisten des verschiedensten Schlags, von hier ging die mystisch-glossirte Bibel von Haug aus, die weitverbreitete Wirkungen hatte. Der Schuster Rock aus Büdingen stiftete die Sekte der Inspirirten; er zog als ein noch beredterer Prediger wie Hochmann in Nassau und Siegen umher, wo ihn ein Schüler der Guyon, Herr von Marsay, mitten in einer Predigt mit einem Eimer Wasser vom Paroxysmus und vom heiligen Geist zugleich heilte. Wie nun der äußerste Mysticismus, der sich durch diese Menschen hier im Volke festsetzte, in Einzelnen zum direkten Gegentheile überglitt, kann man in eben diesen Gegenden noch lange vor den Zeiten beobachten, in denen wir stehen. Der berüchtigte Arzt

Chriſtian Dippel hatte ja auch nach ſeinen vielen Irrzügen in Berleburg Zuflucht gefunden; er knüpfte ſeine myſtiſche Morallehre zuletzt an die Theorien der neuen aufgeklärten Theologen, und Chriſtus ward ihm eine gleichgültige Perſon. Sein Schüler Edelmann war unter den erſten verrufenen Freigeiſtern; auch Er war vom Myſtiker zum Leſer Spinoza's und der engliſchen Deiſten, zuletzt ein Spötter der Religion geworden. Aber dieſe Beiſpiele wirkten auf das Volk nicht herunter. Aberglaube, Pietismus, magiſche Wiſſenſchaft und Charlatanismus aller Art reichte in den Gegenden, wo Joh. H. Jung (Stilling — aus der Gegend von Siegen 1740—1817) geboren war, in die unterſten Volksklaſſen herab, und in die ganz ähnlichen Zuſtände läßt uns Moritz in ſeinem Anton Reiſer bis nach Hameln und Pyrmont hin blicken. Jung Stilling wuchs mitten in der Nachwirkung auf, die die Lehren jener Männer hatten; er hörte von Hochmann erzählen, Rock's Predigten waren in ſeiner Heimath noch im Andenken; von Dippel, der in deren Nähe gelebt hatte, konnte er noch mancherlei erfahren; ſeine Familie war ganz von dieſem Geiſte angeſteckt; ſein Onkel grübelte über der Quadratur des Cirkels, ſein väterlicher Großvater hatte Viſionen, ſein mütterlicher war ein Alchymiſt, und ſein Vater hatte viel mit frommen Leuten und er ſelbſt in früher Jugend mit Paracelſiſten und Böhmianern zu thun. Er hatte die Gelegenheit, den Pietismus und die Pietiſten von ihren übeln Seiten, die Freigeiſter der Zeit von ſehr guten kennen zu lernen; er ſuchte ſich daher in einer gewiſſen Mitte zwiſchen jenen Extremen zu halten, die aus den Traditionen ſeiner Heimath ihn berührten, und die ihm in ſeinem eigenen Leben ſpäter von der anderen Seite begegneten. Dennoch blieb er auf der Seite, die bei den Seinigen zu Hauſe war, ganz entſchieden hängen. Das Große, was Aufklärung und Freidenkerei in Deutſchland hervorrief, konnte ihm nicht die beifällige Erinnerung an die myſtiſchen Volksprediger und Schuhmacher austilgen [54]); trotz der Unlauterkeiten, die da unterliefen, ſchien es ihm unverkennbar, daß eine mächtige Stimme in jenen Zeiten der Erweckung aus der unſichtbaren in die ſichtbare Welt herüber erſchollen ſein müſſe. Ja er vernahm in dieſer Stimme

54) Die obigen Notizen kann man zerſtreut in ſeinen Werken auffinden.

den Schall der siebenten Posaune aus der Apokalypse, da zur nämlichen Zeit auch die vornehmsten Werkzeuge des Drachen, die Vorläufer des Thiers aus dem Abgrunde auftraten!

Der Mann, von dem wir reden, berührt mit seiner Schriftstellerei ganz unser Gebiet des praktischen Romans, von dem aus wir diese fremden Regionen überblicken; religiöse Interessen füllten ihn ganz aus, aber er war kein Theologe und schrieb in Formen, die nichts mit der Schule zu thun hatten. Schon sein Jugendleben muß in der ursprünglichen Gestalt (Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft. 1778) unter jene Biographien gestellt werden, die ganz in den Charakter der picarischen Romane hineinspielen. Wenn Jung dem Werke ästhetischen Zuschnitt, Dichtung zur Wahrheit hätte geben können, so wäre es ein sentimentaler Roman geworden, der an Originalität seines Gleichen nicht hätte; auch jetzt wirft es den Siegwart und Alles, was wir Empfindsames besitzen, in tiefen Schatten, und wer es nicht mit Antheil und Rührung liest, muß ganz unter die ärgsten ästhetischen Nicolaiten gehören. Jung entwickelt in seiner Jugend einen Gegensatz idealer Natur zur wirklichen Welt, wie er nicht Jean Paul [55]) und keinem unserer Romanschreiber, die das Aehnliche versucht, gelungen ist. Die frommen und abergläubigen Eigenheiten seiner Familie, die ganz erläuterungslose Lektüre von Heldenromanzen und Volksbüchern, des Homer und der asiatischen Banise, die Gewöhnung, alle Mythen und Sagen gläubig aufzunehmen wie die Bibel, das einsame Schwärmen in einer schönen Natur, die Entfernung von Menschen und Welt, und mithin von Versuchung und Erkenntniß des Bösen, bildeten in dem sinnigen, phantasievollen Knaben einen ganz außerordentlichen Grad von Empfindbarkeit und molluskenartiger Weiche aus; die unendliche Schwermuth, die unter gutartiger Armuth der

---

55) Die Flegeljahre behandeln diese Aufgabe. Viele Züge könnten Walt geradezu von Jung's Gemüthsleben geliehen werden. Wie nahe hier die Wirklichkeit der Dichtung lag, und wie leicht dies Leben zu einem Dichtungswerk umgebildet werden konnte, sieht man z. B. aus dem natürlichen Gegensatz des humoristischen Hersfeld gegen Jung, des kalten, verständigen, empfindungslosen Beobachters der Welt, eine Gattung, die der Biograph Launer nennt, und die Jean Paul überall richtig gegen seine Idealisten überstellte.

ſtrebenden Jugend eigen wird, kommt hinzu, um in dieſem Jugendleben einen Stock von natürlicher, ungekünſtelter Sentimentalität anzuhäufen, wie wir ihn nicht leicht wieder beiſammen finden werden. Der Stoß dieſes verſehrbaren Gemüthes auf die arge Welt iſt der mehr tragiſche oder tragiſch-komiſche Theil des Buches, der ſich von dem elegiſchen abſcheidet. Außerordentlich intereſſant iſt die Vergleichung dieſer Jugendgeſchichte eines Frommen mit der von Moritz, der mit einem widerſetzlicheren Gemüthe in derſelben Abhängigkeit von pietiſtiſchen Vorſtellungen und in dem ähnlichen Gegenſatz einer idealen Gedankenwelt gegen die wirkliche aufwuchs. Jung Stilling ſtrebte höher hinauf, er warf ſich in eine ſchulmeiſterliche Laufbahn, und ward zerriſſen unter rohen bäuriſchen Kabalen und Nachſtellungen, er litt mit ſeiner Lammesnatur unter Wölfen, rechnete ſich dies als Strafe für Dünkel an, und kehrte zur Nähnadel, dem Geſchäfte ſeines Vaters, zurück. Auf ſeiner Wanderſchaft führt der Himmel ſeinen Heiligen wunderlich; er geräth unter lauter gute fromme Leute; die Kraft des Gebets hilft ihm in aller Noth; er ſchließt ſeinen Bund mit Gott; bei jeder überraſchenden Wendung ſeines Geſchickes gibt er ſich im Guten und Böſen willig hin; wie ihn Gott zur Medicin leitet, erkennt er ſeinen Beruf und preiſt die Wege des Himmels; wie es ihm darin misglückt, ſo weiß er auch das wieder Gott zur Ehre zu deuten, und erkennt nun wieder, als es das Glück ſo fügt, daß ihn Gott ganz deutlich zum Staatsökonomen beſtimmt habe, für den er eben ſo wenig geſchaffen war. Wenn er im höchſten Elend iſt, ſo ſieht er, wie dem Vater der Menſchen die Eingeweide brauſen, und er ſich vor Mitleid nicht mehr halten kann. Denn er ſteht mit Gott in einem perſönlichen Verkehr, wie er eine perſönliche Neigung zu Chriſtus fühlte; er ſtellte ſeinen Gott mit dem Satz, daß kein Haar umkommen ſolle, ganz eigentlich auf die Probe, und er hält die Probe in häufigen und ſehr auffallenden Beiſpielen. Mit Recht alſo hält ſich Jung Stilling, wenn irgend einer, für einen bevorzugten Sohn der Vorſehung. Allein in den Schelmenromanen des 16ten Jahrh. iſt dieſe ſelbe Vorſehung ſchon an den Böſen gelehrt eben ſo einſeitig und gegen die chriſtliche Lehre wie hier an dem Guten; dort ſind die Maſchinengötter Glück und Zufall; und wer will, kann die Moral, die ſich auf dieſe Erfahrungen gründen ſoll, zur Gotteslästerung und Blasphemie anwenden. Der Eine ſieht

Gott in jedem Zufall, der Andere vergißt seinen Gott über dem Zufall. Sonderbarer Weise hat der Abenteurer Bahrdt, mit dem Jung gewiß nichts Gemeinsames haben möchte, nicht allein denselben Glauben an eine specielle Vorsehung wie Jung, sondern auch dieselben reichlichen und wundergleichen Glücksfälle in der Noth! Jung's Buch macht daher, wunderbar genug, ganz denselben Eindruck, wie jene Biographien der Abenteurer; dies hat auch Göthe in dem, was er über Jung sagte, ganz deutlich gefühlt; und auch darin berührt es diese Gattung (der es eigentlich entgegenzuliegen scheint, indem scheinbar Nichts den Verhältnissen, Alles unmittelbar der Gottheit zugeschrieben wird), daß es die Vorsehung selbst sich den Verhältnissen bequemen läßt, ihre Eingriffe pragmatisch herleitet, und die Gottheit anthropomorphosirt. Dies folgt natürlich daraus, daß man sich für die lebendigen Zustände der Gegenwart und Wirklichkeit blind macht; man sucht dann nach keinen andern Ursachen der Dinge, als die man mit geschlossenem Auge finden kann. Man lebt sich in vergangene Zeiten zurück, wie Jung in die des patriarchalischen Christenthums; man befähigt sich ganz zum Sektenmanne, und die es Jung anmutheten, Sekten zu stiften, erkannten richtiger als Er die Bestimmung, die er in sich trug, aber nicht so richtig wie er, daß der Zeit der Beruf für Sekten mangelte. In solchem Falle stehen Männer wie Jung als die größten Originale isolirt. Jung fühlte es selbst, er beschuldigte sich eines gewissen Anstrichs von Etourderie und Unbedachtsamkeit, und gibt damit den Schlüssel zu seiner Eigenthümlichkeit und seiner Geschichte. Er fand ganz richtig, daß die Vorsehung durch lange Läuterung dies in ihm tilgen wollte, was dasselbe sagt, wie jenes Obige: daß er sich in seinem Gegensatz gegen die Zeit erkannte und nicht ganz so eigensinnig wie Lavater den Sonderling forcirte; er wollte nicht eben der Alleinweise sein, wie es Menschen seiner Art sonst so gerne mögen; er ging nicht ganz so weit wie verwandte Leute dieses Schlages, die noch in unsere Zeit herüberdauern, daß er über anderer Leute Köpfe die Glasglocke sähe, die er selber trägt.

In den lebhaften 70er Jahren schien es, als ob sich Jung aus seiner friedlichen Natur herausreißen lassen wollte; er warf dem berliner Philister, ärgerlich über die Ausfälle im Sebaldus Nothanker gegen die Pietisten, einen Stein aus der „Schleuder des Hirtenknaben" entgegen, doch war er zugleich besorgt, er möchte

für dumm orthodox gehalten werden, und ließ, dem vorzubeugen, ſchnell „die große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens“ folgen. Weiterhin mied er die Polemik und ſchrieb ſeine nächſten Romane, um ſich nach der einen Seite hin gegen den Ruf des Freigeiſtes ſicher zu ſtellen, den er in Elberfeld hatte, und nach der anderen gegen den des Pietismus. Im Anfang ſtehen daher ſeine Schriften noch in einigem näheren Bezuge zu den Lebensverhältniſſen, wenn auch nur zu mehr lokalen und privaten des Verfaſſers ſelbſt; ſpäter ſchrieb er einzelne, wie die Theodore von Linden, aus Geldnoth, andere aus Gewohnheit des Schreibens, ſo daß wir abermals dieſelbe Erſcheinung des Rückgangs haben wie bei den Wezel, Müller und Hermes. Die Geſchichte des Herrn von Morgenthau (1779) ſchrieb er für die Elberfelder, die ihn wegen ſeiner Lebensgeſchichte im Verdacht eines Freigeiſtes hatten, und er benutzt das Buch, um den Pietiſten einige ſchonende Lehren zu geben über ihre Abſonderung von der Welt und ihren Mangel an Gemeinnützigkeit, einen Zug, den Jung nicht theilte, da ihn ſeine Geſchicke allmälig unter die Menſchen geführt hatten, und er von Natur einen Drang nach Wohlthun und nutzbarer Wirkſamkeit hatte. Was das Formelle angeht, ſo iſt hier von dem ächten Geiſt der Naivetät in ſeiner Biographie nur noch ein Tropfen in einen Eimer Waſſer aufgelöſt. Es iſt dieſelbe Dürftigkeit und Wiederholung wie bei den Andern. Er hatte ſich verführen laſſen, im Morgenthau die neue fielding'ſche Manier etwas nachzuahmen; im Florentin von Fahlendorn (1781) ſuchte er mehr zu ſeiner eigenen Stillingsmanier zurückzukehren. Aber dafür haben wir dem Faktiſchen und den Tendenzen nach wieder deſto mehr Reminiſcenzen an die Lebensgeſchichte. Im Theobald dem Schwärmer (1784) ging ſeine Abſicht dahin, mit Erlebniſſen an ſich und Anderen, aus denen er die Geſchichte zuſammenſetzte, den Satz durchzuführen, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glücke zwiſchen Unglauben und Schwärmerei mittendurch gehe. Als Dichtungswerk betrachtet haben wir auch hier wieder nichts als hingeworfenes Material, wieder Züge aus Jung's eigenem Leben und Erfahrung. Es war ihm, wie unſern geiſtlichen Liederdichtern und unſern frommen Malern, nicht der Mühe werth ſeinen Stoff zu verarbeiten, der ihm an ſich ſelbſt intereſſant genug ſchien; er hatte nicht Muth, die Materie dichteriſch zu vernutzen, denn da es ſich um die Misbräuche

des Pietismus handelt, so fürchtet er sich, wie er ausdrücklich sagt, der Sünde, das Geringste hinzuzudichten. Wir haben also trockene Wahrheit hier; wir haben noch ein Minus von Wahrheit, denn wo der Autor etwas recht Tolles und Arges, Originalbriefe u. dergl. mitzutheilen hat, was den Pietismus lächerlich machen würde, da hält er es zurück. Aber auch das Mitgetheilte ist unglaublich genug! Und dennoch vertheidigt Jung dieses Wesen! Er vertheidigt es aus demselben romantischen Sinn, aus dem die genialen Jünglinge damals alles Poetische des Lebens und der Sitte gut hießen; es tritt also ein poetisches Glaubensbekenntniß hart an das religiöse hinan. Die Bibel mit allem Wunderbaren und allen Wundern einfältig zu glauben, ist schon die Vorschrift eines ganz unkritischen, ganz zum vergleichenden Denken unfähigen Kopfes; und ein unnützes Leben, wie das pietistische, gut zu heißen, beweist wenigstens einen Sinn, der in der politischen Oekonomie nicht weit gekommen sein kann. Warum, fragt er, haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, dessen Seele im Reiche der Phantasie herumschwärmt und dichtet? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält und von ihr romanhafte Begriffe hat, den wollt ihr verbannen! Und gewiß mit Recht; denn der Eine wird im gewöhnlichsten Falle ein Phantast auf eigene Hand, aber der Andere ein Schwärmer, der Schwarm macht nnd fanatisirt, und die Phantasie auf Verhältnisse und unter Menschen trägt, wohin sie nicht gehört. Es heißt den Schönheitssinn zu weit tragen, wenn man, wie Jung, die Ueberzeugungen der Hochmannianer, daß das Weltgericht bevorstehe, und daß sie den sicheren Zugang in die Stadt der Freiheit besäßen, wenn man diese Monomanie für die süßeste Schwärmerei hält. Man muß dazu das gute Herz von Jugend auf und dabei jene Etourderie besitzen, die unsere Aufmerksamkeit von den natürlichen Verhältnissen der Menschheit ablenkt, um nur die gute Seite bei allen Dingen zu sehen und die üble sich unwillkührlich zu verhüllen. Wer diese Gabe theilt, der wird allerdings in diesen Romanen oder Bildern der Wirklichkeit finden, daß das Leben jener pietistischen Volksklasse poetische Elemente an sich habe, die sich in den Gesellschaftsromanen seit den 90er Jahren in dem Maße verloren, wie sie sich aus dem übrigen Leben ent-

fernten, ſo daß dann unter den Romantikern die Flucht ins Mittelalter nöthig ward.

In weiteren Kreiſen des deutſchen Lebens als in dieſen pietiſtiſchen gab damals die Neuheit der geheimen Geſellſchaften und das geſpannte Intereſſe daran ein Poetiſches und Wunderbares mitten in der nüchternen Gegenwart ab. In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entſtand das Getriebe mit dieſen Geheimorden über ganz Deutſchland hin; man wußte nicht woher und wohin; es erſchienen Abgeſandte unbekannter Verbindungen mit eiteln Vorgebungen und Hirngeſpinnſten; die Neugier ward rege; man ließ ſich betrügen und Zeit und Geld rauben, ohne dadurch klüger zu werden. Die Phantaſie war einmal losgebunden, und es wiederholten ſich Erſcheinungen und Zuſtände, denen wir ſchon im 17ten Jahrh. begegnet ſind. Die Aufhebung des Jeſuitenordens gab dem Intereſſe an dieſen neuen Erſcheinungen den großen Nachdruck und die weitreichende Nahrung. Man forſchte nach den geheimen Oberen aller der verſchiedenen Sekten, der Illuminaten und Freimaurer, der Klerikalen und Roſenkreuzer, und fiel am natürlichſten auf die Jeſuiten. Männer, die in dieſen Kreiſen ſich umgetrieben hatten, fanden allerdings, daß unter den Roſenkreuzern und anderen Freimaurerſekten der Jeſuitismus ſchleiche, ſo beſonders Forſter, der ſich anfangs gläubig dieſem Weſen hingegeben hatte, und der es gleichſam wider Willen zugeſtand, daß die Aufklärer in Berlin nicht Unrecht hatten, Machinationen des Papismus zu wittern. Es erſchienen Schriften, wie z. B. Hirtenbriefe an die wahren und ächten Freimaurer alten Syſtems (1785), worin die Wächter des Proteſtantismus, Nicolai, Semler u. A., Kunſtgriffe der Jeſuiten zur Unterſtützung der katholiſchen Hierarchie fanden. Man ergriff nun Gegenmittel, man wollte die geheimen Geſellſchaften reinigen und beſſern; Adam Weishaupt brachte die Illuminatengeſellſchaft zu einer Art Konſiſtenz, in welcher ſie die Hierarchie zu bedrohen ſchien. Aufs wildeſte durchkreuzte ſich dies Weſen in den katholiſchen Landen, wohin offene Aufklärung ſich nicht wagen durfte; und in dies Gewebe blickt man in Bronner's Leben hinein, das wir ſchon oben erwähnt haben. Die Jeſuiten richteten hier beſonders ihre Verfolgung gegen die Illuminaten, in deren Innerem ohnehin die gutgemeinten Abſichten des Stifters durch tumultuariſche Uebereilungen ſolcher Männer wie Knigge alle verdorben

wurden; in Baiern triumphirten die Loyoliten, 1786 ward der Illuminatenorden dort aufgehoben. Wie Meteore schwanden diese Erscheinungen vorüber; nur der Freimaurerorden bestand durch alle Verfolgungen. Er verkündete oft, daß er mit Religion und Politik nichts zu schaffen habe; Lessing legt ihm in seinen Gesprächen zwischen Ernst und Falk eine feine und tiefe Absicht unter, die ganz auf den humanistischen Regungen des Jahrhunderts ruhte, und zu der sich die eifrigsten und einsichtigsten Freimaurer immer bekannten. Der Orden ward in den Zeiten religiöser Wirren und politischer Noth das Refugium aller strebenden Männer; der ganze Klopstock'sche Kreis hielt sich daran an; der alte germanische Verbrüderungssinn fand hier eine willkommene Nahrung. Wie diese Interessen die Nation ausfüllten, erkennt man in unserer schönen Literatur auf Weg und Steg. Alle Romane sind mit solchen Verbrüderungen angefüllt; im Meister, in Jean Paul, in Knigge's Leben, seinen Romanen und ausdrücklichen Gelegenheitsschriften ist Alles voll davon. Ein großes Musikwerk Mozart's ruht auf diesem Grunde; Bahrdt's letzte Ansicht vom Christenthum nicht minder. Man forschte wissenschaftlich nach den Mysterien der Alten; Stark's Buch über diesen Gegenstand setzte in Bahrdt die Idee in Feuer, Christus habe den Plan gehabt, durch eine geheime Gesellschaft die von den Priestern verdrängte Wahrheit zu retten. Hier fand er den ächten Schlüssel zu der Geschichte Jesu. Auch in Wieland's Geschichtsromane der späteren Periode, werden wir unten sehen, gehen diese Ideen vielfach ein. Wir haben andere Romane, derer ganze Struktur auf den Fundamenten des Ordenswesens ruht. Dahin gehört Hippel's A—Z; und zu diesem müßten wir Jung Stilling's Heimweh (1794) stellen. Dies Buch drückt den endlichen völligen Sieg des Verfassers über die Skrupel aus, die ihm Freigeisterei und Determinismus gemacht hatten. Er ward ihm durch die Extreme erleichtert, die auf der Seite des Unglaubens und der Aufklärung heraustraten. Die kantische Philosophie schien am leichtesten überwältigt, wenn man sie für ein unterirdisches Labyrinth erklärte, der französische Vernunftgötze am besten ignorirt, wenn man sich bei dem persönlichen Gotte der Christen tröstete. Jung hatte gerade Tristram gelesen und wollte nach Hippel's Beispiel diesen Styl reinigen und heiligen, allein er hält ihn nur auf den drei ersten Seiten fest. Dazu hat das Ganze durch-

aus nichts mit Sterne zu thun. Es ſoll den Chriſten auf ſeiner Heimwehreiſe, ſeine Ausbildung zum Kreuzritter in dem Tempel von Jeruſalem, unter den Prüfungen des Geheimordens der Felſenmänner darſtellen, und iſt ausdrücklich gegen die Ritter vom flammenden Stern der Aufklärung geſchrieben; die Erzählung iſt peinlich und geſpenſtig, weil man auch ohne den Schlüſſel die minutiöſe Allegorie überall durchmerkt. Es iſt ein Roman, der völlig in dem allegoriſchen bedeutſamen Sinne der Geſchichtsgedichte des 17ten Jahrh. geſchrieben iſt, wie wir denn überall in dem phantaſtiſchen Getriebe dieſer Zeiten an Zuſtände jener früheren Periode erinnert werden. Da ſich die Führung eines jeden Kreuzritters im Allgemeinen gleich bleibt, ſo läßt ſich erwarten, daß auch dieſes Buch wieder Jung's eigenes inneres Leben erzählt, nur in einer überweit getriebenen Allegorie, die es deutlich verräth, wie der Autor in ſpäten Jahren immer mehr in die Blödheit ſeiner Jugend zurückging. Er überläßt ſich zuletzt dem Geiſte der Weiſſagung ſo ganz, daß er ſelbſt die höhere Allegorie ſeines Romans nicht mehr enthüllen kann. Und ſo ſehen wir ihn zuletzt in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (1808) völlig zu jenen Volksklaſſen gleichſam herabgeſunken, aus denen er ſich anfangs emporgehoben hatte. Er bringt den trivialen Köhlerglauben in ein Syſtem, nicht mit der Gewalt jener bildneriſchen Phantaſie des Paracelſus, die einer poetiſchen Theorie der Geiſter noch gewachſen war, ſondern mit dem ärgerlichen Oppoſitionsgeiſt gegen die Philoſophie und Aufklärung der Zeit, der er zu folgen, die er zu begreifen nicht im Stande war, und mit jener Miene der Wiſſenſchaftlichkeit, die ſich gar nicht bewußt iſt, daß ſie auf ein Gewebe von halben phyſikaliſchen Erkenntniſſen und von Charlatanerien ein Gebäude der Wahrheit aufſtellen will.

Wenn ſich Jung Stilling vorſichtig und friedlich hielt, und das Auffallende eines Sektirers, eines Propheten, eines Sonderlings in den phantaſieloſen Zeiten der Kritik, der Naturforſchung und Mechanik wenigſtens praktiſch fühlte, obgleich theoretiſch entſchuldigte oder milderte, ſo warf ſich dagegen Joh. Kaspar Lavater (aus Zürich 1741—1801) laut und eifrig gegen dieſe Zeit auf und verſtockte ſich im Trotze gegen ſie. Er machte ſich für ihre Eigenſchaften blind, er ließ ſich von zerſtreuten Symptomen eines jungen Lebens zu dem Glauben verleiten, die erſte Energie

des Geistes dauere auch in alten Geschlechtern aus, er beschwor diesen Geist, der ihm nur durch Sünde latent geworden schien, er mußte mit Unmuth erfahren, daß er eitle Gespenster für Erscheinungen dieses Geistes hielt, ließ sich aber dennoch nicht enttäuschen und wühlte sich immer tiefer in seinen Eigensinn ein. Was uns den Aufschluß über diesen höchst sonderbaren Mann gibt, wo die Quelle seiner Originalität liegt, ist im Grunde dasselbe, was wir bei Jean Paul gefunden haben. Er lebte von Kind auf ein thätiges inneres Stillleben, was ihn in seinem Bewußtsein über Andere seines Gleichen wegsetzte, er ward aber äußerlich abgestoßen und gegen Andere zurückgesetzt, denen er sich überlegen wußte; dies machte ihn auf alle Eigenheiten, Empfindungen und Phantasien seines jungen Kopfes desto erpichter, und er hielt nun gleichsam in demselben Trotze an dem Angefochtenen fest, wie er es nachher im Großen nach den ersten Befehdungen seiner auffälligen Meinungen vor der Nation that. Dazu kommt dann, daß um ihn her eine Bewegung in dem Volke und in der Zeit war, die diese phantastischen Jugendgrillen unterstützte; die Nation feierte gleichsam eine neue Jugend nach, und diese verschwindende Zeit wollte der, der ihr am innigsten angehörte, ebenso festbannen, wie er seine eigene Kindheit mit ihrem Seelenleben, das ihm lieb geworden war, festhielt. Wir erinnern uns an den Zustand unserer Poesie: sie war ganz der Sphäre des früheſten Volksgesanges nahe gerückt worden; man glaubte an poetische Wundergaben, an unmittelbare Begeisterung, an Eingebungen, deren wir nicht mächtig sind. Im sittlichen Leben ging man ganz auf dieselbe Weise zu den unmittelbaren Einflüsterungen der Natur und des Triebes zurück, und nannte Konvention und Misbrauch, Hofmeisterei und Pedantismus, was die Vernunft dagegen einzuwenden hatte. Auch in der Wissenschaft aller Art hatte Hamann diese Forderung gestellt, daß man von den grauen Theorien zurückkomme zu der ersten frischen Quelle der Anschauung und der Divination. Seine Lehre wandte Herder auf Poesie, Geschichte, Sprachkunde und Religion an, und hier mit jener brausenden Lebhaftigkeit, die wir früher in seiner Jugendgeschichte kennen gelernt haben. Mit demselben jugendlichen Sinne, den wir in Lavater noch potenzirt wiederfinden werden, warf sich Herder jenen Theologen, deren Doktrin bis in die 70er Jahre den festen Mittelpunkt der deut-

ſchen Theologie ausmachte, entgegen, ebenſo wie ſich die ganze Zeit gegen die analogen Dichter des alten Schlags auflehnte. Wir haben es oben geſehen, wie Herder gegen Spalding, mit dem Lavater anfangs befreundet war, losfuhr, und daher kommt es, daß die allgemeine deutſche Bibliothek, wie gegen Hamann ſo auch gegen Herder's theologiſche Erſtlingsſchriften bitter polemiſirte. Die ganze Jugend ſtellte ſich jetzt auf dieſe Seite des Inſtinkts, des kühnen Wurfs, des Ahnungs- und Schöpfungsvermögens im Menſchen gegen die nüchterne Verſtändigkeit der Berliner; und dies nicht allein in Beziehung auf Poeſie, ſondern auch auf Religion. Wie man damals Alles mit poetiſchen Augen anſah, ſo auch die Sagen und Schriftquellen des Chriſtenthums, und man wollte dieſe bei ihrer Poeſie geſchützt wiſſen, auch wenn man keinen anderen Glauben daran hatte, als einen poetiſchen. Man hatte den großen Rückhalt an Klopſtock, und Einer der jungen Genien, die jetzt von allen Seiten auftauchten, ſtützte den Andern. Göthe vertrug ſich mit Jung, mit Herder, mit Lavater, und ſatiriſirte gegen Bahrdt; Herder blickte an dem apoſtoliſchen Charakter Lavater's hinauf und ermunterte ihn bei dem erſten Hervortreten ſeiner wunderbaren Anſichten auf eine gefährliche Weiſe; im ganzen Kreiſe dieſer Männer war Keiner, den das Phantaſtiſche und Abenteuerliche in irgend einer Geſtalt ſchreckte. Jung, Jacobi, Claudius, Schloſſer, Alle ſchienen ſich mehr oder minder den neuen Religionsanſichten anzuſchließen und den prophetiſchen Geiſt zu nähren, der hier laut ward; aus ganz anderen Kreiſen hörte man die ähnlichen Stimmen der Hermes und Hippel; Leſſing ſchien das Phantaſievolle und den poetiſchen Sinn der chriſtlichen Dogmen zu billigen; Semler ſchien zurückzugehen, und ward von Bahrdt und Baſedow ſeiner Zweideutigkeiten wegen angegriffen. So, ſieht man deutlich, war eine Zeit, wo Lavater gleichſam ein Mittelpunkt aller der jungen Männer war, die in Deutſchland eine neue Aera gründen wollten, und dies war in jenen Jahren, als ihn die chriſtologiſchen Meinungen noch nicht ganz der ſinnlichen Welt entfremdet hatten, als er die Phyſignomik vorbereitete, und durch ihre Erſcheinung ſelbſt noch nicht den großen Glauben an ihn erſchüttert hatte. Wie hoch enthuſiasmirt ſich damals die Bedeutendſten um ihn drängten, wie einnehmend und zauberiſch er ſie alle feſſelte, ſo daß ſie ſelbſt ſeine Schwachheiten ertrugen, und

selbst dann noch für ihn schwärmten, als sie ihm schon seine Thorheiten mit der größten Bitterkeit und dem ärgsten Verdrusse vorwarfen, und wie sie endlich alle bis auf den guten Pfenninger ihn verließen, da sie die unnahbare Kraft des Prophetismus in ihm erfuhren, dies Alles übersieht man leicht und anschaulich aus der von Ulrich Hegner besorgten Briefsammlung [56]). Sollten es die Klopstock und Herder, die Göthe und Stolberg, die Zimmermann und Füßli darin versehen haben, daß sie den liebenswürdigen Freund mit Schmeichelei und Bewunderung verdarben, so ließen sie es nicht fehlen, dies Versehen durch Aufrichtigkeit, durch Geradheit, ja durch Grobheit wieder gutzumachen; der heimliche und offenbare Hochmuth, der in Lavater's Briefen und Schriften immer höher stieg, erleichterte ihnen diesen Uebergang vom Schönthun zum Wehethun bedeutend, er forderte förmlich dazu heraus. Der Bruch war ganz unvermeidlich, sobald man sieht, mit welcher Entschiedenheit Lavater auf den eigenthümlichen Meinungen jenes ersten geistigen Revolutionseifers und seiner eigenen Kindheit hängen blieb, während die Andern alle, und in Bezug auf das Religiöse besonders Herder, mit der rasch fortschreitenden Zeit weiter gingen. Sie sahen ihn als einen Zurückbleibenden an, er konnte sie alle als Abtrünnige ansehen.

Lavater hat uns die ersten 15 Jahre seines Lebens [57]) selbst beschrieben; wir halten diesen Schlüssel für hinreichend zu den geheimsten Fächern seines Wesens. Er meinte, von seiner Mutter die hervorstehenden Eigenheiten seiner Natur geerbt zu haben: pedantische Gewissenhaftigkeit, Projektsucht, Erfindungsgeist und Freiheit. Er stellte sich ganz frühe in einen Verkehr mit Gott, wie Kinder häufig thun; der Grad von Lebhaftigkeit und Energie aber, in dem Er es that, ist charakteristisch für ihn: er war auf diesen „Gebrauch und dieses Bedürfniß Gottes" so stolz, daß er seine Mitschüler schon damals, wie später die ganze Welt, mit einem „halb stolzen, halb liebreichen Mitleid oft ansah." Wie Jung machte er die Erfahrung, daß seine Kindergebete wunderbar erhört wurden: der liebe Gott korrigirte ihm seine Exercitien, „er

---

56) Beiträge zur näheren Kenntniß Lavater's aus Briefen an ihn. 1836.

57) In Georg Geßner's Biographie Lavater's. Vergl. Lavater von Herbst. 1832.

ging äußerſt zärtlich mit ihm um; ſeine größten Fehler wußten immer nur Er und wenige Freunde, ſein Gutes zog Gott ans Licht, wie ſehr er es auch verbergen wollte.“ Kein Wunder, daß Lavater für dieſe Güte „an Gott attachirt“ und ihm dankbar ward, und daß er auf dieſe Erfahrung ſeine Theorie von der Gewalt des Gebetes baute, obwohl mit der Zunahme der Theorie nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe die hohe herzerhebende Erfahrung abnahm, weil natürlich mit dem Alter die Phantaſieſpiele der Jugend aufhörten einzugreifen. Kein Wunder aber auch, daß Lavater hier ſchon anfing ſich ſelbſt und Andere zu betrügen. Wenn Gott ſein Gutes ans Licht zog, das er verbarg, verbarg er auch jene böſen Streiche Lavater's, obgleich ſich dieſer nicht Mühe gab, ſie dem Licht zu entziehen? Oder unterſtützte eine angeborene Schlauheit und Klugheit den lieben Gott in der Mühe, ſie geheim zu halten? Dieſe ſeine praktiſchen Talente ſind ſo oft von ſeinen Freunden gerühmt worden, die ſeine Gutartigkeit am lebhafteſten vertheidigten; warum ſollten ſie auch ſcheuen, der Taubeneinfalt die Schlangenklugheit zur Gefährtin zu geben? Aber freilich könnte ſich ſo auch wohl das ſcheinbar Widerſprechende vertragen, daß unter denen, die Lavater am beſten kannten, Viele den aufrichtigen Ernſt betheuern, mit dem er an ſeinen Lehrſätzen hing, während Andere an ſeiner unangefochtenen Ueberzeugung zweifelten, während Göthe ihn einen Freund der Lügen von Anfang an nannte, dem es nichts koſte, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei erſt zu aſſimiliren, um dann ſeine herrſchſüchtigen Klauen deſto ſicherer einzuſchlagen; freilich könnte dieſer Verein von guter Abſicht und übeln Mitteln, von Salbung und Menſchenkenntniß, von Schlauheit und Schwärmerei, zu dem dann jener geiſtliche Stolz noch hinzukommt, ganz gemacht ſcheinen, in hellſten Zeitläufen das zu rechtfertigen, was man im dunkeln Alterthum als die Seele des Pfaffenweſens angeſehen hat. Fehlte noch ein Ingredienz zu dieſem Charakter des Prieſters im ſchlimmen Sinne, ſo wäre es verſteckter Ehrgeiz, und auch dieſer findet ſich ſchon in dem Knaben Lavater. Er trieb ſich immer mit großen Entwürfen um, er wollte Erfinder und Erbauer babyloniſcher Thürme ſein, er machte Plane zu undurchdringlichen Gefangenſchaften, er phantaſirte ſich zum Haupte einer Diebesbande, um den unſichtbar Wirkenden zu ſpielen. Auf dieſe letztere Beſcheidung ſelbſt führte ihn ſeine blöde Natur; er war

steif, ängstlich, ohne die Gabe zu reden; äußerlich so stumm als innerlich lebendig beschäftigt; der Spott der Knaben schreckte ihn in sich zurück; man nannte ihn den Unmündigen, das Kind. Und wie diese Zurücksetzung in der Schule und im Hause jenen heimlichen Stolz nur nähren mußte, so reifte nachher sein geistlicher Uebermuth unter den stechenden Strahlen des allgemeinen Tadels, der ihn traf, und er hätte diesen Eigendünkel nur noch mehr gesteigert, wenn ihn, den Greisen, die Fichte und Gentz, die Humboldt und Göthe noch ins Angesicht unmündig und imbecill gescholten hätten.

Diese Anlagen entwickelten sich nun gerade in der Zeit, wo in Zürich der klopstock'sche Geist waltete, den Bodmer so wunderlich übertrieb; dieser ward im Humanitätskollegium Lavater's Lehrer; Wieland gehörte unter die ersten Phänomene, die er sah, und dieser war damals in seiner frommen Periode; die Heß und Hirzel wurden Lavater's Freunde; die Freundschaftssympathien, die elegische Sentimentalität, die englische Literatur, Alles überströmte den zarten Jüngling auf Einmal. Mit dem ungestümen Füßli schloß er seinen innigsten Freundschaftsbund, und mit ihm gelang jener erste Versuch einer unsichtbaren Wirksamkeit gegen den Landvogt Grebel aufs glänzendste. Die schinznacher Gesellschaft nahm den jungen Mann auf und krönte seine schweizer Gedichte mit ihrem Beifall. Welcher Sporn! Er ward erfüllt von seinem Pfarrberuf, seinem Apostelamt, das er unwillkührlich durch eine Art von Bestimmung ergriff, und seine Predigten machten lebhaften Eindruck: dem Unmündigen ward wie den Aposteln plötzlich die Gabe der Rede! Eine Reise in Deutschland machte ihn mit Spalding, mit Gleim, mit Klopstock, Jerusalem und Moser bekannt. Seine ersten Schriften von Bedeutung machten ein ungemeines Aufsehen. In seinen Aussichten in die Ewigkeit verzieh man, was schwärmerisch scheinen konnte, dem poetischen Entwurfe dieses Buches; der erste Theil, sowie die Anmerkungen zu Bonnet's Palingenesie, die er 1769 übersetzte, schien Herder'n noch ganz ungetrübt von Lust und Liebe zum Himmel durchströmt zu sein, während er in den spätern Theilen schon seinen Teig durch die Meinungen und Urtheile der Menschen ermattet und durchsäuert fand. Die bonnet'schen Beweise des Christenthums dedicirte Lavater an Moses Mendelssohn und beschwor ihn dabei, diese Schrift öffentlich zu widerlegen,

oder zu thun, was Sokrates gethan hätte, wenn er sie unwiderleglich gefunden hätte. Dies war der erste öffentliche Redeakt des gelösten Mundes; es war die erste Uebereilung, zu welcher der bisher geerntete Beifall den rasch vorschreitenden Emporkömmling verleitete. Er gestand sie ein, und erklärte sich seitdem zum Feinde aller Proselytenmacherei; Mendelssohn selbst und sogar die berliner Bibliothekare blieben freundlich und schonend, nur Lichtenberg persiflirte in seinem Timorus (oder Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der lavater'schen Beweisgründe und der göttinger Mettwürste den wahren Glauben angenommen, **1771**) im Tone einer protestantischen Barfüßerpredigt die geistlichen Zuckungen des mit dem Unaussprechlichen schwangern Christen; er sah ihn wie einen Nachtwandler auf der Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft hinlaufen, wo sie am dünnsten ist.

Schon damals (**1769** und **71**) trat Lavater mit seinen Ansichten über Glaube, Gebet und Geistesgaben hervor, aber noch bescheiden und fragweise. Er wollte wissen, ob nach dem Tode der Apostel und derer, die durch sie den heiligen Geist empfangen, keine historisch sichern Beispiele von Wirkungen des Gebets und des Geistes vorhanden seien, die den Wundern des Evangeliums ähnlich? Begebenheiten, die auf ausdrückliches Gebet oder positive Glaubensäußerung erfolgt sind und ohne dies nicht erfolgt wären? besonders, ob nicht seit der Reformation? Es kamen Antworten, die er prüfte und ungenügend fand; die Sache ward schon öffentlich, eine Fluth von Streitschriften erfolgte in den **70**er Jahren, und auf Lavater's Reise am Rhein nannte ihn das fromme Volk, bei dem er predigte, schon St. Lavatus. Herder rief Beifall und Ermunterung zu. Die Nüchternen konnten übrigens noch kaum erwarten, wo das hinauswollte; die ungewisse Fragform schien nur bescheidene Lernbegierde anzukündigen. Gleichzeitig erschienen, durch Zimmermann eingeführt, die ersten Ankündigungen und Vorstudien der Physiognomik, und dies schien eher das Studium eines verständigen, weltkennenden Mannes als eines eifrigen Theologen zu sein. In dem Kreise der Genialitäten vollends hatten jene Ansichten nicht einmal so viel Auffälliges. Wie sollten die jungen Bewunderer Klopstock's, die alle unmittelbare Poesie in Leben und Schrift liebten, dem Manne die seinige nicht gönnen, die sich, wie Klopstock's, ganz auf die Religion werfen wollte? die sich, wie

die Poesie aller dieser Jünglinge, als bloße Empfindung bekannte, nur mit dem kleinen Zusatze: Empfindung über Gott! Wie sollten sie ihm verargen, daß er die Zeit der Apostel wiederbringen wollte, da sie selbst die Zeiten des Ossian und Homer zu erneuen dachten? Wie sollten sie, die an die poetische Begeisterung glaubten, nicht an die prophetische glauben? Warum, da die Claudius und Bürger, und alle die jungen Hamlete Geister fürchteten, warum sollten sie Lavater nicht glauben, daß er durch innere Gebetsstimmung für gewisse Einflüsse der Gottheit und der Geisterwelt empfänglich werde, wie sein Auge für die Vibrationen des Tageslichts? Warum sollten sie es ihm verargen, daß er jene allmächtige Natur, die sie anbeteten, daß er das spinozistische Ein und Alles in einem Sinne Gott nannte, von dem sie noch nicht wissen konnten, wie eng und beschränkt er ihn nahm? Daß er diesen Gott als den Pantotypus des Menschen ansah, daß er dem Menschen an Gottes Natur Antheil gab, daß er die ihm Näheren die Begabteren nannte, das Alles schmeichelte den Begriffen jener Jugend, die von dem Menschen gern als einem Göttersohn dachte; und noch mochte er nicht Allen so bestimmt gesagt haben, was er später sagte, daß er unter diesem Gotte nur den Christengott verstand, daß er die menschlichen Gaben nur fragmentweise im Unchristen, im Christen allein ganz und harmonisch fand, daß er Gott am eigensten angehörig nur die Gläubigsten nannte. Sie konnten seine noch unbestimmten und noch nicht ausschließend gewordenen Lehren für eine Abart der Genielehre nehmen; die Geistesgaben konnten ihnen als eine christliche Nebengattung der Geniegaben vorkommen; und Lavater selbst setzte die Ausdrücke Wunder und Genie in eine Reihe. Er spannte daher, er überspannte diesen Begriff des Genies, er zerbrach ihn dadurch. Er ist der Mann, der in der Mitte zwischen unsern Starkgeistern und Kleingeistern die Spitze einnehmen muß, indem er von dem Einen zum Andern herabglitt. Er wollte von der Würde des Menschen nicht groß genug gedacht haben, und mußte sich dabei gestehen, daß man von seiner Würdigkeit nicht klein genug denken konnte. Nimmt man diesen Sätzen die christliche Färbung, so vereinigen sie die Merkmale des Starkgeistes und des Kleingeistes. Faßt man den Gedanken des Mannes, die patriarchalische Zeit des Christenthums zu erneuen, den Glauben herzustellen, der Berge

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

versetzt, im Ganzen und Allgemeinen ins Auge, so scheint er wenigstens die gleiche Ehrfurcht zu verdienen, wie die Hoffnungen der Dichter, eine reine Naturpoesie zu regeneriren, wenn der neue Apostel nur ganz seinem Berufe hingegeben, und den eiteln Abziehungen der Welt entfremdet erschiene; man würde ihn dann neben Herder ganz in der Reihe der genialen Umgestalter unseres geistigen Lebens sehen, während er jetzt, sobald wir auf die kleinlichen Mittel blicken, mit denen er zu wirken strebte, auf die kleinlichen Beweggründe, die ihn leiteten, auf die kleinlichen, ja sogar höchst lächerlichen Wirkungen, die er machte, ganz zu den Kleingeistern herabsinkt, eben dadurch, daß er sich zur Karrikatur des Genies, zum Original unter den Originalgenies steigerte. Er nannte sich selbst einen gebärenden Berg, und er war der der Fabel.

Auf diese kleinliche Seite seines Wesens ließ gleich **1771** das „geheime Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" blicken, das Zollikofer nicht ohne Verstümmelung herausgab, dessen zweiten Theil aber Lavater selbst authentisch erklärte. Wir können es neben vielen nachfolgenden Blättern und Schriften für einen Theil seiner Autobiographie ansehen, und aus diesen Bruchstücken über sein christlich inneres Leben wie aus der Geschichte seines äußeren Wirkens werden wir einen hochkomischen Charakter aus der Klasse der Kleingeister erblicken, der uns vielleicht in einer nicht geringen Aehnlichkeit mit dem poetischen Pantotyp derselben erscheinen darf. Wenn ein Mensch anfängt seine Gedanken und Willensäußerungen zu beobachten, und er thut dies anders als aus der Vergangenheit, aus bestimmten Anlässen, in Zeiten einer Krise in seinem Innern, sobald er sich in der Gegenwart, auf dem Tag, im Momente belauschen will, so wird er nur die kleinste Zeit aufrichtig sein, er wird, je ernster es ihm ist, desto bälder am Morgen und Mittag seine Thätigkeit so einrichten, daß sie sich am Abend im Tagebuche vortheilhaft ausnimmt, er wird ein Selbstbetrüger und ein geschrobener Mensch zugleich werden. Er wird, wenn er wie Lavater im Menschen nichts als einen Christen sieht, ein religiöses, ein moralisches Phantasieleben führen, ein viel gefährlicheres als das poetische. Wie Klopstock sich spannte und steigerte zu einem konstanten Beharren auf dem erhabenen Kothurn und im poetischen Stande, so zwang sich Lavater, diesem Tagebuche nach, zu einem moralischen Beharren in Heiligkeit und im Gnadenstand. Dazu brauchte

er unnatürliche Reiz- und Erweckungsmittel; nicht allein die Gegenwart Gottes, sondern auch die eines Todtenschädels, nicht allein Gebet, auch Händeringen und Kniebeugen. So viele und häufig angewandte Mittel zerfließen dem Menschen unversehens mit dem Zwecke in Eins, und dies ist bei allen Kleingeistern und Pedanten das charakteristische Abzeichen. Der Friede mit Gott und dem Gewissen, das kindliche unfurchtsame Gemüth des Christen wird auf diesem Wege der diplomatischen Unterhandlungen mit Gott und sich selbst nicht erlangt, eben weil solche Unterhandlungen blos ein Weg bleiben und ewig nie ein Ziel haben. Die unnatürliche Spannung, die Strenge, der Argwohn, der Krittel gegen sich und die Welt muß zuletzt eine religiöse Hypochondrie hervorrufen, die auf jede geistige Nahrung, Operation und Konsumtion mit derselben Peinlichkeit achtet, wie der physische Hypochondrist auf äußere Einflüsse und Leibesnahrung. In dieser Hypochondrie rechnet sich Lavater die holde Beugsamkeit der Natur, die nach schmerzhaften Eindrücken bald wieder den heiteren offen steht, als Schuld und Sünde an; er zerstört die zartesten Seelenkräfte, unbedacht, daß dies ein partieller Selbstmord des Geistes ist. Der Mann, der zu den unmittelbarsten Gaben des Kindheitsstandes der Seele zurück will, zerstört muthwillig ihr Instinktleben, das durch jede Reflexion erschüttert wird, wenn sie irgendwie herbeigezwungen ist und permanent sein soll, weshalb z. B. jeder junge Mann, der von frühe auf aus Philosophie und spekulativer Theologie Profession macht, Gefahr läuft, aller natürlichen Entwickelung verlustig zu gehen. In einem solchen Reflexionsleben wird man immer bedachtsam wandeln, um nicht zu irren und fehlen, aber den größten Irrthum und Fehler wird man nicht bemerken, der darin liegt, die Zeit, die uns zum Handeln und Wirken gegeben ist, mit Selbstquälereien zu verlieren und mit lächerlicher Kleinigkeit zu zersplittern. Ein solches Leben macht Alles bedeutsam, weil es an das Kleinste die erhabensten Grundsätze anknüpft, und auf das Unbedeutendste Werth legt. Dies war ja eben das, dies Zusammenschmelzen des Großen und Kleinen, worin wir den humoristischen Charakter suchten. Und sind nicht jene Mystiker, in deren Weise Lavater Gott zu sich herab, sich zu Gott hinauf zieht, in deren Weise er das Alltägliche emporhebt, das Heilige trave-

ſtirt[58]), die einzigen humoriſtiſchen Chriſten, die einzigen, die mit der Religion und ihren Quellen einen kühnen Scherz zu treiben nicht ſcheuen? und iſt dies nicht ganz natürlich, da ſie jeden Augenblick im Menſchen den Gott fühlen und jeden Augenblick ſeine Menſchlichkeit empfinden, immer zwiſchen ſeiner Würde und Unwürdigkeit, wie Lavater es ausdrückt, getheilt ſind? Was kann ein Menſch Stolzeres ſagen, als was Lavater ſchon im Tagebuch verkündet: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben! Siehe da, deinen großen Beruf, Menſch! Jeder Sterbliche ſieht einen Theil der Wahrheit, und ſieht ihn auf ſeine beſondere Weiſe. Jedem erſcheint das Univerſum durch ſein eigenes Univerſum. Zeugen, wie uns in unſerm Geſichtspunkte die Dinge vorkommen, heißt königlich denken und handeln! Das iſt Menſchen Beruf und Würde!“ So freilich wäre der Menſch zum Maßſtab der Welt berufen! Allein nur der größeſte Menſch ſollte dieſen Beruf in ſich fühlen und ausſprechen dürfen, denn ſonſt wäre auch der Bettler ein König, wenn er zeugte, wie ſeiner Dürftigkeit die Dinge vorkommen. Und dieſen widerlichen oder auch komiſchen Eindruck macht es, wenn man mit Lavater's Auftreten und ſeiner Einbildung das vergleicht, was er that und war, wenn man den Propheten im Hauskleide aufſucht. Jeder wird da den Eindruck empfangen, den der junge W. Humboldt bei ſeinem Beſuche davontrug. Er ſuchte mit geſpannter Erwartung die Spuren eines tiefen und ſeltenen Mannes, große und ſelbſt ſchwärmeriſche Ideen; aber er fand nichts als einen kleinlichen Geiſt, der ewig ſelbſtgefällig und eitel auf ſich ſelbſt zurückblickte, dem Spielereien in Worten und der Ausdruck geiſtloſer und fader Herzensgefühle alle wahre Kraft raubten, der ſich gefiel mit Formen eine unendliche Zeit zu verderben. Die Anſtalt ſeiner Korreſpon-

---

58) Wir wollen nur Einen Satz beiſpielsweiſe herſetzen: „Der Menſch, der ſich als Ebenbild der höchſten Kraft denkt, weiß, daß Gott wahrhaftig in ihm iſt. Solch ein Menſch wird ein durchſcheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigſten Liebe, die er ſich als Urſache aller Urſachen denkt. Strahlen des Urlichtes entblitzen den heiligſten Momenten ſeiner Verlorenheit in dem lebendigſten und liebevollſten All = Eins, durch deſſen Glaubensintuition er mit Verrenkung ſeiner Hüfte allenfalls, nach einer ihm unausweichbaren Vorſtellungsweiſe, ein Ueberwinder Gottes werden kann.“

denzen, die Art, wie er für sich mit seinen Freunden lebte und ihnen Zettel und Futterale hielt, die eitle Ostentation, mit der er seiner Tischgesellschaft seine Zerstreutheit zeigte, die ungeheuere Vielgeschäftigkeit mit nichtigen Dingen, die er in seinen Schriften aufdringlich Allen erzählte, die sie nicht zu kennen verlangten, dies ewige Selbstbeäugeln, mit dem er bei tausend gesuchten und ungesuchten Gelegenheiten in allen seinen Schriften auf sich und seinen wenigen Ideen verweilt, diese ganze Redeweise, die vom Dreifuß herab doch nur in steten Tautologien schwärmt, diese Orakel voll eitler Wortfülle, diese flüssige Schrift, die für Lapidarstyl angesehen sein will, dies Zusammenstoppeln von Stellen und Phrasen, zu dem ihm selbst seine Freunde behülflich sein mußten, diese Karten- und Notizblättchen, Alles läßt uns nur in eine Trödelbude des Charlatanismus und der Pedanterie hineinsehen, die noch abenteuerlicher ausstaffirt erscheint, als sie bei antiquarischen Sammlern zu sein pflegt. Vergebens warnte Herder, bei dem ersten Auftauchen dieses Wesens, den Mann, den er noch hochachtete, vor dergleichen gelehrten Ueppigkeiten, den Umhörungen und unmaßgeblichen Rathschlägen und Korrespondenzen, die im äußersten Grade verwilderten, zerstreuten und von der Einfalt, Kraft und Treue des wahren gottergebenen Genies weit abführten. Der eifrige Mann hörte nicht. Er suchte mit Ernst das Leben in Gott und im Jenseits; aber es führte ihn nicht konsequent, wie die älteren Mystiker, zu einem Quietismus und inneren Frieden, sondern die propagandische und apostolische Unruhe kam hinzu. Nachdem er sich auf die gefundenen Wahrheiten anfing fest zu steifen, zog er aus, um alle Welt zu bekehren und zu retten, und sie zu nöthigen, die Dame seines Herzens für die Schönste zu erklären. Er schob sich selber immer mehr vor und seine Person, um dann seine Doktrin desto leichter geltend zu machen. Er suchte, sagt Forster vortrefflich, nach einem Princip, das die Koryphäen die Schwärmerei dem h. Paulus abgelernt haben, Allen Alles zu sein. Dies ist so richtig, daß sich daher erklärt, warum er es mit allen Sekten hält, mit allen nicht hält; er erkennt bei den Orthodoxen, bei den Pietisten, bei den Katholiken, bei den Protestanten Wahres und Falsches; und dies ist eine Bedingung, ohne die kein Sektenmacher jemals Erfolg gehabt hat. Es erklärt sich dorther, warum sich Lavater gegen alle Seiten hin, gegen jeden Vorwurf mit jener Un-

geduld verwahrte, mit der sich Jacobi mit den philosophischen Sekten zu setzen suchte. Es erklärt sich, warum er Alles für Alle wiederkäute, warum er seine Lehren viel ärger als Basedow für jede Gattung Köpfe und Charaktere, für jeden Stand, jedes Alter, in jede Gestalt einkleidete und in jedem Formate drucken ließ; warum er die zweiseitigen Ausdrücke: im Scherz und im Ernste, zu wenig und zu viel gesagt u. dergl., so gern gebraucht; warum er ewig über Misverständnisse klagt; warum er nach allen Seiten hin Toleranz predigt, während er zuletzt mit dem Intolerantesten: Atheist oder Christ — und Wer nicht für mich ist, ist wider mich — seine besten Freunde abstieß. Wer Allen Alles sein will, wird zuletzt Keinem Nichts, das hat Lavater erfahren. Der sich gegen Alles verwahrte und sein gutes Herz und seine Feindesliebe so oft belobte, entfremdete sich zuletzt alle Freunde. Er, der es nicht undeutlich, obzwar verblümt, nachsprach: Wer kann mich einer Sünde zeihen? bürdete sich eine Last der Thorheit auf, die vielen Sünden gleich wog; und es ward ihm noch dazu aufgebürdet, was er nicht verschuldet hatte, zu tragen, denn der der Welt Heiland sein will, muß ihre Sünde auf sich nehmen. Diese Reform, auf die er losarbeitete, schlug ihm zu einer Revolte gegen ihn selbst aus. Er hatte das Schicksal eines christlichen Don Quixote in allen Theilen. Wie bei diesem, war die Frucht seines beschränkten Festklebens auf Einem Gegenstande eine Monomanie, die mit einem sanften und guten Charakter, und mit einem entschiedenen Talente ganz wohl bestand, und es ist daher leicht, gegen die Spötter dieser Schwärmereien die verständigen und nüchternen Momente in Beiden geltend zu machen. Lavater sah Wunder und Wunderkräfte, er brauchte das Gebet wie eine gefeite Waffe, er suchte nach Wunderthätern, wie jener nach Rittern und Riesen. Die Christenpflichten und Eigenschaften wurden in ihm so lebendig, wie jenem die Ritterpflichten. Ganz auf demselben Einen großen Misgriff ruht die Verrückung Beider: daß sie selber nämlich die Zeiten verrücken, daß sie gewisse Zustände, die einmal waren, für noch immer existirend hielten, daß sie die schönen Gaben eines bestimmten Zeitalters für immer dauernd, die Vorschriften einer anderen Welt für immer verpflichtend und bindend halten. Diese kolossale Irrung setzte Beide an die Grenzen von guter Meinung und üblem Erfolg, von Wahnwitz und Vernunft, von Groß- und Klein-

geisterei; sie sind pedantische Genies, geniale Pedanten; sie sind humoristische Charaktere ohne alle Selbstkenntniß und tragen daher bei ihrem Berufswerke einen hohen und fast tragischen Ernst. Frauen und zarte Gemüther ärgern sich darum auch an der grotesken Darstellung des Don Quixote, und werden sich an uns ärgern, die wir es bedauern, daß Lavater nicht eine ähnliche Komposition bei uns hervorgerufen hat. Welch ein Gegenstand wieder für eine Satire! welch ein Originalcharakter für einen komischen Roman! Man spürte es auch wohl und machte zerstreute Versuche, aber sie fielen so schlecht aus, wie nur immer jene früher erwähnten, die gegen Gottsched, gegen die Klopstockianer, gegen die Genies gerichtet waren. Wieland verspottete im Endymion das Tagebuch; Musäus in den physiognomischen Reisen die Physiognomik und die bekannte Geschichte der Nachtmahlvergiftung; das Tagebuch der kopenhagener Reise persiflirte Knigge in der kleinen Reise nach Fritzlar. Aber das Alles belegt nur die Armseligkeit, in der die Satire immer bei uns geblieben ist.

Wer zu einem solchen Geschäfte am meisten berufen gewesen wäre und gleichsam auf dem Wege dazu war, ist wieder Lichtenberg. Er traf mit Lavater bei verschiedenen Gelegenheiten zusammen, und nie sind sich zwei feindlichere Naturen begegnet. Der Eine ganz auf den Himmel gerichtet, mit so viel lüsternen Blicken nach der Erde und ihrem Ruhme, der Andere ganz auf das Diesseits gewandt, mit so manchem Skrupel über das Jenseits; der Eine ganz Christ, der Andere ganz Spinozist; wundergläubig der Eine, und der Andere ein verstockter Feind aller Propheten; der Eine aus lauter Menschenfreundlichkeit ein Misanthrop geworden, der Andere zwischen misanthropischem Spleen und menschenfreundlichem Kitzel getheilt; muthwillig dieser und jener feierlich ernst; Lavater an Hamann und Herder so angelehnt, wie Lichtenberg an Lessing; ganz Verständigkeit der Eine, nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität und Weichheit, der Andere ganz zart organisirt und empfindsam, nicht ohne eine Dosis von Schlauheit; jener ganz auf mathematische Gewißheit in allem Wissen ausgehend, dieser besonders angezogen von jener Vorempfindung der Wahrheit, von dem Adlerflug und Adlerblick, der aller Wissenschaft Anfang sei; Lichtenberg ganz auf Ueberzeugungen gestellt, Lavater nur zur Ueberredung gemacht; jener war so wüthend gegen alle Genies, und dieser nannte

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Jeden einen Philiſter, der nicht zu aller Richtigkeit der Ideen und aller Schönheit der Formen Genie hinzubrachte; ſchrieb der Eine zu wenig bei vielem Berufe, ſo der Andere zu viel bei wenigem; jener täuſchte ſich über ſeine Schriftſtellergabe vielleicht zu wenig, dieſer allzuſehr, er hielt es für ſeine Kraft, und folglich für ſeine Pflicht, ein Vielſchreiber zu ſein; Lichtenberg fand ſich überhaupt im hellſten Lichte der Selbſterkenntniß, er war ſich „eine wohlbekannte Perſon," aber Lavater's Etourderie hinderte ihn ganz an dieſer Hauptquelle aller ächten Erkenntniß zu ſchöpfen. Beide begegneten ſich in der Jugend in abergläubigen Phantaſien: auch Lichtenberg betete mit jenem Glauben, und warf das Loos, und legte dem lieben Gott Zettel, um zu erfahren, was das Nordlicht ſei; aber ihn erhörte, ihm gewährte er nichts, und er war vielleicht darum auch nicht ſo attachirt an ihn wie Lavater. Wo beide Antipoden am heftigſten auf einander ſtießen, war in der Phyſiognomik. Hatten Wieland und Laroche Recht, wenn ſie behaupteten, Lavater würde ſeine Fragmente nicht, oder nicht ſo geſchrieben haben (nicht mit jener Behauptung, daß der ſchönſte Menſch die beſte Phyſiognomik ſchreiben werde), wenn er nicht ſelbſt ſchön und edel gebildet geweſen wäre, ſo würden ſie mit eben dem Recht behauptet haben, Lichtenberg würde ihm nicht entgegnet haben, wenn er wäre beſſer organiſirt geweſen.

Die Erſcheinung der Phyſiognomik iſt durchaus nicht durch Lavater improviſirt. So wie bei der erregten Neugierde und Sucht nach geheimen Verbindungen und Ordensverbrüderungen das hiſtoriſche Moment des Jeſuitenordens im Hintergrunde lag, ſo ein Aehnliches bei der Phyſiognomik. Sie trat neben den neuen und großen Forſchungen über die Verſchiedenheit der Menſchenracen hervor; das Studium der Menſchengeſtalt feſſelte die Herder und Göthe, die Phyſiognomik die Lichtenberg und Nicolai unabhängig, nur in ganz anderer Weiſe, ebenſo wie Lavater'n. In Deutſchland beſonders hing dies Studium mit dem allgemeinen Rückgang auf die Natur zuſammen. Da man die unmittelbarſte Stimme der Naturdichtung vernommen hatte, und die unmittelbarere des Herzens in der Muſik vernahm, wollte man auch die unmittelbarſte, die ſtumme Sprache der Seele leſen. Die Emancipation der Sinne, in deren Reihe jetzt das Auge beſorgt werden ſollte, die Herſtellung der Schauſpielkunſt, die Aufnahme der Malerei und der pla-

stischen Künste überhaupt, Alles muß in Anschlag gebracht werden, damit man die physiognomische Wissenschaft mehr als einen Ausfluß einer gewissen Richtung der Zeit ansehe, denn als einen Anstoß für diese. Der niederländische Geschmack, der in den 70er Jahren herrschte, die Bevorzugung von Wahrheit und Ausdruck vor Ideal und Schönheit hängt sehr innig mit der physiognomische Doktrin zusammen; der Apollokopf, die griechische Schönheit gilt bei Lavater nichts, dagegen hat er manche an Karrikatur streifende Larve der neueren Zeit schön gefunden. Theilweise hatte Lavater schon Vorgänger. Wolf, Sulzer, Winckelmann konnten ihm Winke geben; durch diesen Letztern war Herder schon 1768 auf seine Plastik verfallen, und Lavater bekennt, daß er Herder'n viel schuldig sei, sowie es bekannt ist, daß Göthe seinen Antheil an den Fragmenten hat. Huarte's Buch, von Lessing übersetzt, zählt unter die Vorarbeiten. Von einem Peuschel erschien 1769 eine: Abhandlung der Physiognomie, Metoskopie und Chiromantie, worin noch abenteuerliche Vergleichungen zwischen Menschen und Thieren, ausschweifende Folgerungen und abergläubische Doktrinen vorkommen, die aber doch immer als eine Anregung angesehen werden muß. So nahe nun durch all dies der Gedanke zu einer Behandlung dieses Gegenstandes lag, so auffallend kann es doch scheinen, daß grade Lavater vor Allen darauf fiel. Ueberflüssige Gaben hat er auch in der That nicht dafür mitgebracht. Es fehlte ihm an einem scharfen Gesichte, an umsichtiger Welterfahrung, an eigentlich wissenschaftlichem Geiste, an anatomischer und zoologischer Kenntniß; übrigens muß er außerordentlichen Takt und physiognomisches Gefühl gehabt haben, wenn ihm auch scharfer, verständiger Beobachtungsgeist entging. Daß er so viele lächerliche Misgriffe machte, kann seine richtige „Gesichtsempfindung" nicht bezweifeln lassen, sowie es andrerseits seinen mathematischen Sinn durchaus nicht beweist, daß er über einen Stirnmesser nachsann, der die Kapacität und die Charaktere der Stirne bestimmen sollte; daß er, sicherer als Columbus sein Amerika, einen allgemeinen Maßstab der Humanität und Animalität *ahnte*, oder daß er ein Einmaleins der Menschheit, ein Organon zur Erkenntniß der Wahrheit entwerfen wollte. Wenn ihn nun die bloße Divinationsgabe, nach den Theorien jener Genialitäten, schon zu diesem Geschäfte befähigte, so gab es innerhalb der Wissenschaft selbst solche Quali-

täten, die ihn von ſeinen zwei Seiten, mit denen er den Genies und den Pragmatiſchen angehört, feſſeln mußten. Sie beſtätigte einmal die Lieblingsſätze der Einen von der Gewalt der Natur. Die Phyſiognomik führte Lavater'n in Bezug auf die menſchliche Freiheit auf den Satz, den Göthe einmal in eine Fabel gebracht hat, der Menſch ſei frei wie ein Vogel im Käficht. Aus dieſer metaphyſiſchen Wahrheit zieht er eine praktiſche, die ganz gegen die Humoriſten und Pragmatiker iſt. Es ſei Helvet's größte Sünde, ſagt er, daß er die Erziehung als das einzige Mittel der Bildung angebe. Er erkenne aus der Phyſiognomik die Beſtimmung des Menſchen und ſeine Talente aus der Natur. Einen Menſchen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt ihm meine Stirne und Naſe aufdringen wollen. Dies iſt die Philoſophie unſerer lucianiſchen Geiſter. Jeder Menſch kann nur, was er kann, und iſt nur, was er iſt, trägt nur wie der Baum ſeine Frucht, iſt nur in ſeinem Bezirke frei, kann ſeine Kräfte brauchen und mehren, aber nicht ändern und übernatürlich ſteigern, jeder iſt Fürſt, aber nur in ſeinem Fürſtenthum. Sei, was du biſt, und werde, was du kannſt, dies iſt am Ende der allgemeine Ruf der Genies. Auf der anderen Seite aber iſt nun die kleinliche und bequeme Art, wie hier die unendlich mannichfaltige Natur auf enge Regeln gebracht werden ſoll, außerordentlich ergiebig für die pragmatiſche Betrachtung der Dinge, und es ſieht daher viel natürlicher aus, daß Lichtenberg und Nicolai gute Phyſiognomen ſind, als daß Lavater. Es liegt noch mehr dürrer Verſtand als Schwärmerei darin, daß man die ganze äußere Welt nur als eine Chiffre und Hieroglyphe der unſinnlichen betrachtet, daß man die Idee im Auge leſen, die geiſtigen Kräfte im Knochenbau fühlen will. Und wie ganz in dieſem kleinlichen und pragmatiſchen Sinne Lavater ſeine Phyſiognomik betrachtete und übte, iſt ja bekannt genug. Er ſchien ſeine Studien auf eine wiſſenſchaftliche Begründung anzulegen, obgleich er ſpäter (in dem Auszuge von Armbruſter 1783), nachdem er die Angriffe von Lichtenberg erfuhr, ſich beſcheiden erklärte, nur anregen zu wollen. In der That iſt in ſeinen berühmten Fragmenten (1775) auch nicht einmal ein ſolides Material für ein Fundament zu erbeuten, und Göthe war ſo äußerſt mismuthig über den Blödſinn, der in einem ſo weiten Gebiete kaum ein ſicheres Reſultat zu Tage förderte. Wir hören

hier einen Architekten, der einen babylonischen Thurm bauen will, der stets von dessen ungemeinen Eigenschaften und Bequemlichkeiten spricht, der Material zusammenfährt, beschaut, zankt, die Witterung spürt, Plan, Aussicht, Terrain, Nutzen und Alles bespricht, aber nicht dazukommt nur zwei Ziegelsteine zusammenzufügen. Es treiben sich die Rufe: forsche, lerne, sieh, beobachte, miß, beschreibe, zeichne — aber es geschieht nichts; es ist noch kein Grundstein zu dem neuen Tempel gelegt, und schon hält der Baumeister, plötzlich in einen Priester verwandelt, Andacht und predigt zur Beförderung der Menschenliebe. Er hebt seiner Eigenthümlichkeit nach den moralischen und religiösen Nutzen dieser neuen Wissenschaft hervor, den Andere wohl am spätesten gesucht hätten. Er sieht, ganz in Widerspruch mit aller Erfahrung, aus Menschenkenntniß Menschenliebe erwachsen, er meint, die Physiognomik müsse der Tugend so günstig als dem Laster furchtbar werden. Für diese Behauptung ist kein einziger vernünftiger Erweis gegeben, vielmehr knüpfen sich an sie jene berüchtigten praktischen Folgerungen, die vollkommen wie Don Quixote's Waffenthaten auf eine Säuberung und Läuterung der Welt ausgehen, und das furchtbarste Unheil anrichten müßten, wenn sie ins Werk gesetzt werden. „Furchtbar ist die Physiognomik dem Laster, sagt er. Laßt sie wirksam werden, und da stehen sie gebrandmarkt die Kammern und Konsistorien, die Klöster und Kirchen, voll heuchlerischer Tyrannei, Geizhälse, Schmeerbäuche und Schälke, die unter der Larve der Religion ihre Schande bergen und Vergifter der menschlichen Wohlfahrt waren. Abfallen wie welkes Herbstlaub wird alle Ehrfurcht, Hochachtung und Zuneigung. Man wird empfinden lernen, daß es Lästerung sei, solche bedauernswürdige Figuren für Heilige, für Säulen der Kirche und des Staats, für Menschenfreunde und Religionslehrer zu halten." Und dies soll Menschenliebe befördern? Das soll eine heilsame Wissenschaft sein, die den Menschen als eine Maschine konstruiren könnte? Der rechte Physiognome sollte bei dem Anblick des Kopfbaues eines neugeborenen Kindes sagen können: so wird sich in dem und dem Falle das Knochensystem formen, so wird der Knabe, der Jüngling, der Mann werden — sollte dies sagen können und wird's! Solche Hoffnungen baute der Mann im Nu auf eine Wissenschaft, die in flüchtigeren Elementen arbeitet als die Meteorologie, für deren

erſte Grundlegungen die ganze Welt zuſammen arbeitet! Wenn die Phyſiognomik dies wird, was Lavater erwartet, ſagte Lichtenberg, ſo wird man die Kinder hängen, ehe ſie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Sturz ließ ſich über jene Hoffnungen halb ironiſch hören: Wenn er ſich ſeinen Gedanken überlaſſe, daß die Ausführung eines phyſiognomiſchen Elementarwerks nicht unmöglich ſei, ſo erwarte er noch mehr als Lavater. Er denke ſich dann eine ſo ausgebildete Sprache, daß nach einer wörtlichen Beſchreibung eine Geſtalt wieder hergeſtellt werden könne, daß ein Phyſiognome aus einem künftigen Plutarch große Männer zu palingeneſiren vermöge, daß es ihm leicht werde ein Ideal für jede Beſtimmung des Menſchen zu entwerfen. „Vortrefflich, ruft Lavater dazu; und, der Verfaſſer mag ſcherzen oder ernſten, was ich Alles ohne Träumerei, ganz zuverläſſig ſchon von dem folgenden Jahrhunderte mit erwarte!“ Mit ſolchen Idealen, fährt Sturz fort, behängen wir dann die Gemächer unſerer Fürſten und wer ein unſchickliches Amt fordert, muß ſich ohne Murren beruhigen, wenn ihn ſichtbar ſeine Naſe davon ausſchließt. „Lacht und lächelt, ſagt Lavater; ſo wird's, ſo muß es kommen!“ und ſo mahnt er die Fürſten, ſich mit ſtarken Naſenwurzeln zu umgeben, ſich am liebſten parallel gezeichneten Geſichtern zu vertrauen! ſo mahnte er, was ſich eher hören ließ, die Richter, mit der Phyſiognomik die Tortur abzuſchaffen, und Sonnenfels, als er das Letztere in Wien durchſetzte, prophezeite, daß man in 25 Jahren physiognomicen forensem als eine Hülfswiſſenſchaft des Kriminalrechts auf den Univerſitäten leſen werde!

Wir wollen nicht ausführen, was Nicolai über Lavater's Phyſiognomik in einer weitläufigen Recenſion in der allg. Bibliothek ſchrieb; ſie war ſchonend und zeigte davon, daß ſich der Verfaſſer ſelbſtändig mit dieſem Studium abgegeben hatte, wie er ſich denn auch in ſeiner Reiſebeſchreibung durch manche geſchickte Beobachtung der Nationalphyſiognomien als einen denkenden Geſichtskenner zeigt. Auch die Art und Weiſe, wie Muſäus in ſeinen Reiſen einen phyſiognomiſchen Don Quixote ausfahren läßt und zuletzt heilt, ſcheint uns, obwohl uns das Werk der Form nach nahe liegt, äſthetiſch zu unbedeutend, um ihrer nähere Erwähnung zu thun. Das Gründlichſte hat unſtreitig Lichtenberg gegen die Phyſiognomik in dem Göttinger Taſchenkalender 1778 erinnert.

Er wollte Behutsamkeit in einer Sache lehren, bei welcher der Irrthum gefährlicher werden könne, als, außer in der Religion, überall sonst; er wollte Mistrauen wecken gegen die transcendente Ventriloquenz, und verhindern, daß an die Stelle des groben Aberglaubens nicht ein klügelnder unter der Maske der Vernunft sich einschleiche. Er legt das Hauptgewicht auf die Unterscheidung der Physiognomik und Pathognomik; er gibt objektiv die Existenz einer Physiognomik zu, nicht subjektiv die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß derselben, weil wir zu wenig vom Ganzen übersehen, weil unser Körper nicht allein von innern bestimmt, sondern auch durch äußere Kräfte afficirt und gebildet werde, so daß in dem feinen Gebilde des menschlichen Wesens die Anomalien allzuhäufig und undurchdringlich sein müssen. Er sträubte sich dagegen, daß der menschliche Körper und Kopf, in dem eine freie Seele wirkt, wie ein Produkt der Pflanzenwelt solle beurtheilt werden. Er räumt ein, daß Jeder von Jugend auf Physiognomik lerne; sie lehren wollen, hieße den Sand zählen. Man könnte ihm einwenden, das dieser Satz alle jene Wissenschaften aufhebe, die man unlehrbar nenne. Allein Lavater'n gegenüber bleibt eben dies der Hauptpunkt der Anfechtung, daß er diese schwierige Wissenschaft nicht wie die Philosophie als das Eigenthum weniger Befähigter unsah und für diese seine Behandlung berechnete, sondern daß er sie allgemein und praktisch machen wollte. Lichtenberg hatte also richtiger als Lavater vorausgesehen, und durfte ruhig wünschen, daß dieser Ausspruch besonders auf die Nachwelt komme: daß die Physiognomik in ihrem eigenen Fette ersticken werde; in einem centnerschweren physiognomischen Atlas entwickelt, würde der Mensch nicht deutlicher liegen als jetzt in seinem Leibe; ein solches Werk zusammenzudenken sei fürchterlich, während den Menschen aus der ersten Hand zu studiren unser tausendfaches Interesse anlockt. Um die Zeit, da man Bücher über diesen Gegenstand verstehen würde, verstehe man die Sache schon weit besser, als sie gelehrt werden kann; sie sei so unnöthig, als eine Kunst zu lieben. Hätte Lichtenberg Hand an diese Wissenschaften gelegt, so hätte er eine Pathognomik geschrieben, und hätte ihr einen einseitigen praktischen Bezug gegeben, wo sie nicht schaden, nur nützen konnte, auf die Schauspielkunst und Malerei. Lichtenberg kannte die Welt zu gut, um sich selbst

von der ungeheuern Aufregung und von der Silhouettenmanie, die in Niederſachſen beſonders groß war, irren zu laſſen, daß er dies Alles nicht für einen ephemeren Schwindel angeſehen hätte. Er ſtach in ein Wespenneſt mit ſeinem Aufſatze, Lavater antwortete, Zimmermann drohte, Mendelsſohn ward hineingezogen; aber ohne daß Lichtenberg ſeine Abſicht ausführte, gegen das Heuſchreckenheer der Phyſiognoſtiker loszuſchlagen, war der Lärm bald vorbei. Hätte er dies Unweſen in einer freiern äſthetiſchen Form perſifliren wollen, welche Gaben hätte er mitgebracht! So viel phyſiognomiſche Weiſſagung und Anatomie hat wohl Jeder, daß er ſchon aus dem Fragment „von Schwänzen" dieſe Talente dem Mann abſieht!

Ehe noch Lavater die abenteuerlichen Konſequenzen, die er aus ſeiner Phyſiognomik zog, ganz enthüllt hatte, hatte er ſich ſchon in noch tiefere Irrwege verloren, die ihn ganz um ſeinen guten Kredit bei Feinden nicht allein, ſondern auch bei Freunden brachten. Er ließ ſich dabei in Sphären herab, die man nicht berührt, ohne beſchmuzt zu werden, und entwickelte einen Eigenſinn und eine Beſchränktheit, die ſeine wärmſten Verehrer am meiſten erſchreckte. Wie kam es doch, daß dieſer Mann mit ſeinen chriſtlichen Doktrinen ſich durchaus nicht nach dem Stande der proteſtantiſchen Gottesgelahrtheit hinkehrte, ſondern mit den ordinären Bewegungen in dem von Aberglauben und Finſterniß niedergedrückten Pöbel von Baiern und Oeſtreich ſich gemein machte? In dieſen Gegenden haben wir ſchon in der Geſchichte des Theaters die alleräußerſte Barbarei noch herrſchen ſehen, und hier finden wir in andern Regionen ganz dieſelbe Erſcheinung wieder. Um 1766 ſchon hatte der Theatiner Sterzinger eine akademiſche Rede in München geſchrieben über das Vorurtheil der Hexerei. Da dieſe Lehre dem Abſatz der geweihten Kreuzchen von Scheyern Abbruch that, ſo griff ein Benediktiner dieſes Kloſters, Angelus März, ihn als einen Halbketzer an. Hier haben wir ganz und völlig noch die religiöſen Zuſtände, wie ſie uns Fiſchart vor zweihundert Jahren in eben dieſen Gegenden ſchildert. Es entſpann ſich eine polemiſche Literatur über dieſen Gegenſtand bis in die 70er Jahre, deren Inhalt ganz unglaublich iſt, wenn man den Zuſtand der Bildung in Norddeutſchland damit vergleicht. Man muß, um dieſe Abſtiche zu begreifen, durchaus die Zuſtände der katholiſchen Welt

neben die der protestantischen halten, man muß wissen, daß in Paris selbst, ehe 1782 die Montgolfieren ein anderes Luftgebiet öffneten, Teufelsbanner, Alchymisten, Wasserbeschauer und Wunderthäter an der Tagesordnung waren. Im Jahre 1774 mischte sich Gaßner in jene Bewegungen ein, ein katholischer Priester in Klösterle in der Schweiz; er vertheidigte den Teufel, Zauberkunst, Hexerei und Teufelsbündnisse, und gab Segensformeln zur Bewahrung. Gegen diesen Spuk hatte sich Schubart in seiner Chronik zu richten, und er ward von dem Fanatiker bedroht, dessen Brod in Gefahr war, der Besessene und Bezauberte exorcisirte. Aus Baiern strömte es nach Ellwang, wo Gaßner kurirte; das Ordinariat unterstützte ihn, der Fürstbischof von Regensburg machte ihn zum Hofkaplan, die Kuren selbst und eine Masse Streitschriften setzten das ganze Land in Bewegung, bis endlich die Regierungen sich hineinlegten, besonders seitdem Dr. Mesmer in Wien entdeckt hatte, daß nicht allein Gaßner, sondern der Mensch überhaupt eine magnetische Kraft besitze, durch welche solche Wunderkuren möglich würden, durch welche nun Mesmer ebenso Teufel austrieb, wie Gaßner. Auch bis nach Sachsen drangen die Wunderthäter der Zeit vor, in der ein Vagabundenleben aller Art unter die Symptome der allgemeinen Gährung gehörte. Ein Kaffeeschenke Schröpfer in Leipzig, der durch allerhand Rollen und Stände durchgegangen war, verschuldet, Freimaurer, Mystiker, ward zuletzt Geisterbeschwörer und theurgischer Philosop. Aber ihm glückte es nicht so sehr in den helleren Gegenden, obgleich sein Zulauf bedeutend war; er verwickelte sich so in ein Gewebe von Gaukeleien und Lügen, daß er sich 1774 bei Leipzig erschoß. Crusius, der zwar so gut wie Lavater die Existenz des Teufels glaubte, ging übrigens doch nicht so weit wie dieser, daß er sich an diese falschen Propheten mit Hoffnungen angelehnt hätte. Lavater setzte sich mit Gaßner in Verbindung, er beschwor ihn, sich zu prüfen, er schrieb an Semler, er solle den Betrug aufdecken oder die Wahrheit Wahrheit heißen, die Kraft Gottes im irdenen Gefäße anerkennen. Vergebens ward er bei persönlicher Zusammenkunft mit Gaßner enttäuscht, wie später mit Cagliostro; vergebens schrieben seine Landsleute, die Hirzel und Hottinger, gegen ihn oder verließen ihn; vergebens riethen sie ihm, die Wunderboutiquen und den Mirakelkram zu schließen, und spotteten öffent-

lich seines Glaubens an „allwissende Viehmägde und an Wasserprophetinnen;" vergebens erlebte er, daß sich die Kaufmann und Aehnliche, die er für auserwählte Rüstzeuge erklärte und nahe bei Christus setzte, in Lumpenpropheten verwandelten, wie ihm die Freunde voraussagten, — er ließ sich nicht irren, er glaubte nach wie vor an die Wundergabe, er sah mit dem Magnetismus das verhüllte Reich der Natur aufgethan; und auch diese Ueberzeugung näherte ihn nicht etwa mehr einer natürlichen Beurtheilung dieser Wunderkräfte, sondern auch sie, auch diese magnetische Kraft war ja von Gott gegeben, und der Gläubigste war auch der beste Magnetiseur. Diese neue Lehre, sagte Zimmermann von seinem Freunde, hielt er nicht allein für demonstrirt, sondern auch für den Prüfstein eines ächten Christen.

Was Alles Lavater in dieser Zeit schrieb, und wie er nun die alte Schüchternheit und Rückhaltung ablegte, und eben so sehr im Offnen wie im Geheimen zu wirken strebte, können wir nur im Allgemeinen angeben. Seine Schriften wurden nun stets häufiger, lauter, anmaßender, dünkelvoller, und man darf wohl sagen absurder, sie verriethen den Taschenkünstler jedes Jahr mehr. In den vermischten Schriften (um 1774) lehrte er nun das schon positiv, es sei die Bestimmung des Menschen, nach den Evangelisten, daß er in einer unmittelbaren und eigentlichen Gemeinschaft mit Gott stehe; eine eigentliche moralisch-sinnliche Unterhaltung mit ihm sei das Eigenthümliche der Religion und die Absicht Gottes bei seiner Offenbarung; Gott sei dem Menschen in dieser Gemeinschaft so erkennbar, spürbar und genießbar, als nur immer ein sichtbarer Mensch sein könne; man könne also von seinem Dasein und seinen Eigenschaften wie von denen eines sinnlichen Wesens überzeugt werden. Die Allgemeinheit der Gaben des heil. Geistes für alle Zeiten vertheidigt er auch hier. In dem Nachdenken über mich selbst (1775) fährt er fort sich selber ins Gebet zu nehmen, und ebenso dreht sich in den vermischten Gedanken (1775) wieder Alles um ihn selbst; sie cirkulirten anfangs als Manuskript unter seinen Freunden; Zimmermann war sehr froh, als sie aufhörten, weil er nur üble Folgen von diesen „Episteln an die Brüder und Schwestern in Thessalonich und Korinthus" voraussah. Wir wollen alles Kleinere, alles Poetische liegen lassen, und nur ein paar Hauptwerke noch berühren. Der

Pontius Pilatus (1781) trug schon das intolerante Motto an der Stirne: Wer nicht für mich ist, ist wider mich — und stieß dadurch Göthe, der ihn einmal parodiren wollte, ganz ab. Nirgends hat Göthe schöner geredet, als in den unmuthigen Briefen darüber an Lavater. Er wirft ihm jene ausschließliche Intoleranz vor, die, wenn sie nicht ausschlösse in dem Sinne, als ob der Andre nichts wäre, hinausschlösse, wo die Hündlein sind, die von des Herrn Brosamen genährt werden. So viele Ausforderungen seien darin: Wer kann? wer darf? auf die ihm bald ein gelassenes, bald ein unwilliges Ich entfahren sei. Ihn ärgerten und lächerten „die ewigen Trümpfe, mit denen man nichts sticht, weil sie Niemand gelten läßt." Hamann hatte in einem Briefe die Idee zum Pilatus gegeben, das Werk sollte Allen Alles werden, und darum schrieb Lavater unter seinen Freunden ein Kontingent von Stellen und Notizen aus; ein historisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches ecce homo, ein Menschenbuch, ein Alles in Einem, wie es Pilatus war, ein Mensch, in dem Gottheit und Schwachheit stark erscheint, der Himmel und Hölle repräsentirt. Wunder, daß man damals ein solches Buch nur ernsthaft zu besprechen würdigte! Es ist eine gesalbte Interpretation und paraphrastische Ausdehnung der vier Worte, die wir über Pilatus wissen, in vier Bände; eine ungeheuere ausschweifende Geschichtspredigt, in der sich der Autor einen Weg vorgezeichnet hat, der Herr aber seinen Gang richtet und leitet; hinter jedem Kapitel hat der Verfasser die „unendlich simple und würdige Naivetät" (so sagt er selbst), eine Selbstcensur, ein imprimatur, ein „Er sahe, daß es gut war" zu setzen! Das Werk würde dem Judas des Abraham a Santa Clara auf ein Haar gleichen, wenn es dem Protestanten erlaubt gewesen wäre, in seiner Kapuzinade Witz und Humor anzubringen.

Wenn auch nichts sonst Lavater'n den eifrigen berliner Protestanten verdächtigt hätte, als dieses Buch, so hätte ihr Verdacht schon einen Grund gehabt. In dem Jahr, als der Pilatus erschien, fing auch Nicolai's berühmte und berüchtigte Reise durch Deutschland zu erscheinen an, ein Werk, das sich in seinen freimüthigen Tendenzen ganz an Schlözer's Staatsanzeigen anreiht, und, wie diese, die Zustände der deutschen Welt ohne Schonung

aufdeckt. Nicolai miſchte ſich hier in die Verhältniſſe von Süddeutſchland, von Oeſtreich und Baiern, dem katholiſchen Theile des Vaterlandes ein, und wenn er ſich nie unberufener eingemiſcht hätte, als er es in dieſem Werke in Fragen der Religion und Aufklärung thut, ſo hätte man nicht viel Recht gehabt, ihn wegen ſeiner allfertigen Urtheile anzugreifen. Die vorausgegangenen Bewegungen in dieſen Ländern, die wir oben andeuteten, und denen Nicolai einen eigenen ſtändigen Artikel in der allg. Bibliothek hielt, entſchuldigten ihn hinreichend, daß er, der ſich an Ort und Stelle aufzuklären ſuchte, ſeine Stimme über die Verhältniſſe dieſer Gegenden und ihrer Bildung abgab. Gerade in dieſen Zeiten hatte Kaiſer Joſeph ſeine befreienden Geſetze gegeben, die eine neue Aera zu verkündigen ſchienen. Freunde und Feinde ſahen mit Beifall und Mismuth in ihm einen neuen Luther; man griff die Ausſicht auf eine Vereinigung der Sekten auf, Maſius, Sattler u. A. ſchrieben für ſie, Schütz ſchlug ein Koncil vor, Andere, wie Zimmermann, hielten das Alles für überflüſſig: er meinte [59]), wir ſeien ja nun Eins durch die Reformation vom 1781; kein Katholik könnte ſich mehr von ſeiner Kirche ſondern wollen, die der Kaiſer von aller Unvernunft gereinigt habe; keiner werde nun weiter einen Proteſtanten von ſeinen Irrthümern zurückführen wollen. Allein Nicolai war viel weitſehender, weil er, wie Lichtenberg, ein praktiſcher, nüchterner Mann war, der die Welt ſah, wie ſie iſt. Er ſtellte Luther gegen Joſeph; die Reformation des Erſteren ſei ein Werk aus dem vorbereiteten Volke heraus, Joſeph's ein bloßes Gebot für ein unvorbereitetes. Bloße Geſetze, ſah er ein, könnten ein Heer von Vorurtheilen nicht vernichten; es gehöre dazu Ueberzeugung von ihrer Schädlichkeit, Verbreitung richtiger Grundſätze. Dazu könnten nichts als die freimüthigſten Betrachtungen führen, und dieſe wollte er geben; er fand in den Schriften des Kaiſers ſelbſt die Aufforderung hierzu für jeden denkenden Menſchen; er fand die Gelegenheit bequem; aut nunc aut nunquam war ſein Motto. Und hat er nicht Recht gehabt? Jene Zeit iſt verloren worden und jener Enthuſiasmus verſäumt! Die öſtreichiſche Literatur nicht allein, auch die proteſtantiſche des lavater'ſchen Kreiſes

---

59) Einſamkeit III, p. 442.

wandte sich gegen Nicolai. Es ist wahr, er urtheilte ein wenig grob über Legendenwerk und den heiligen Kram der Papisten, aber wie fein doch auch über die greifbaren schädlichen Wirkungen des Katholicismus! Wenn man nur ein wenig die Augen öffnen wollte, so mußte man sehen, daß aus ihm weniger der blinde Eifer des Lutheraners sprach, als die Erfahrung des praktischen, staatswirthschaftlich besorgten Mannes; und wenn man ihm entgegnen wollte, so durfte man es nicht mit den Kanzeldeklamationen der religiösen Zeloten, und nicht mit der patriotischen Befangenheit und Gereiztheit der Wiener, und nicht aus dem guten Gemüthe, das sich z. B. in Garve gegen die finstere Ansicht von dem Einflusse des Jesuitismus wehrte; man mußte dem Manne, der mit seinem Auge gesehen hatte, mit Erfahrungen antworten und nicht mit den Vorspiegelungen eines sanften Herzens. Daß Nicolai und seine Freunde Gedicke und Biester in ihren Befürchtungen von dem heimlichen Fortschleichen des Papismus im Allgemeinen Recht hatten, das bewiesen die bald eintretenden Zeiten der Romantiker hinlänglich; daß sie im Besondern Recht hatten, wenn sie die im Stillen fortdauernde Existenz der Jesuiten und ihren großen Einfluß auf die geheimen Orden und von da weiter behaupteten, und eine neue Verfinsterung selbst in protestantischen Ländern fürchteten, das haben die Reaktionen des Jesuitismus im Süden, das haben die Fortschritte der Rosenkreuzerei in Berlin, gleich nach dem Tode des großen Königs, bewiesen, deren Folgen Nicolai selbst und sein ganzer Anhang, sein Sebaldus und seine Journale zu erfahren hatten. Männer, wie Bronner, der die Zustände im Süden einzeln kannte und ganz eingeweiht war, wie Forster, der die Rosenkreuzerei im Norden mitgemacht hatte, sind hier die Zeugen, die man vor Allen hören muß; den Letzteren um so mehr, als er anfangs gegen die Aufklärerei ganz eingenommen, gegen Nicolai und seine Grillen erbittert, ein eifriger Christ war, der der ganzen lessing'schen Tendenz, den Menschen über den Christen zu stellen, sich abneigte, und der daher die Einseitigkeit solcher Bücher, wie Nicolai's über die Tempelherren, ganz durchsah, wo man willkührlich zum Gegenstand aller Mysterien vom griechischen Alterthum an bis auf die Freimaurerei die Lehre des einzigen Gottes machte. Daß Nicolai und seine Freunde vielfach irre geführt wurden, das war wohl nicht zu vermeiden

und wird von Bronner beſtätigt; daß ſie ſich in ihrem Pragmatismus ins Lächerliche verloren, wie wenn z. B. Nicolai den von Skelton in ſeiner geoffenbarten Deiſterei geäußerten Gedanken plauſibel findet, es möchte der Deismus und Atheismus ein ſchlau angeſtiftetes Werk der Jeſuiten ſein, dies iſt offenbar, und iſt oft und mit Recht gerügt worden. Auch hier iſt Forſter Derjenige, der über die feindlichen Stellungen des Proteſtantismus und Katholicismus am meiſten gehört werden muß. Obgleich er nach ſeiner Sinnesänderung ein extrem freidenkender Mann war, ſo ſchlug er doch nicht zu den Einſeitigkeiten dieſer Pragmatik über; ein Freund von Bieſter, trat er deſſen Monatſchrift in einem Aufſatze über Proſelytenmacherei (1789) geradezu entgegen. Er nahm ſich der Katholiken an, denen man das Proſelytenmachen verargen wollte, das ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Wir ſind alle Proſelytenmacher, meinte er, und nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel darf man tadeln. Und er macht die proteſtantiſchen Eiferer zugleich aufmerkſam, wie viel Schwäche der eigenen Ueberzeugung ſie verriethen, wenn ſie ſo kleinlich (wie es in einem einzelnen Falle vorlag, an den er ſeinen Aufſatz anknüpfte) gegen jede Bekehrung empfindlich ſein wollten. Können die Proteſtanten, ſagt er, wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

In den letzteren Bänden der nicolai'ſchen Reiſebeſchreibung nun kam der Kampf zwiſchen ihm und Lavater, der lange drohte, zum Ausbruch. Nicolai hatte Lavater'n, außer den allgemeinen Irrungen ſeiner Lehren und Schriften, ſeine Verbindung mit dem Jeſuiten Sailer in Dillingen zum Vorwurfe gemacht und ſein Schönthun gegen den Katholicismus überhaupt. Ueber dieſen Mann dürfen wir wieder nicht die Parteien hören, ſondern Bronner, der ihn wohl kannte. Er nannte ihn den aufgeklärteſten Lehrer in Dillingen, ob er gleich in ſeinen Vorleſungen noch 1786 die Vernunft als einen trügenden Irrwiſch verſchrie. Er ſuchte ſeine Schüler mit einem dogmatiſchen Zauberkreiſe zu umziehen, aber die Denkkraft ließ ſich nicht einzwängen. Die Jeſuiten wurden hier ihrer Aufklärung wegen beargwohnt! Sailer affektirte daher weiterhin einen ſtets heiligern Ton, bildete ſeine Auserwählten zu Frömmlern, und dies, meinte Bronner, ſei für den Jeſuitismus immer die räthlichere Rolle, der unter der Maske der Aufklärung

Gefahr laufe, die Jugend denkender zu machen, als er haben will. Die Finſterlinge März und Zeiler u. A., die in ihrer „Sammlung der Schriften, welche ſeit einigen Jahren zur Steuer der Wahrheit herausgekommen ſind," alle moderat denkenden Katholiken angriffen, griffen daher Sailer nicht an; und dennoch ſchützte ihn ſeine ſpäte Frömmigkeit nicht: als die Revolution ausbrach, die unſere Illuminaten aller Art angeſtiftet haben ſollten, fiel er, und die Jeſuiten legten die Vernunft an die alten Ketten. Nicolai vermuthete von dieſem Manne offenbar viel Aergeres, als von ihm zu fürchten war. Er machte es Lavater'n zum Verbrechen, daß er deſſen Vernunftlehre empfohlen, und ein Gebetbuch von ihm in Zürich verbreitet habe, in dem er ſo wenig als möglich Unproteſtantiſches finden wollte, obgleich Sailer ſelbſt erklärte, es ſeien darin alle weſentlichen Lehren des Katholicismus enthalten. Nun kam Alles zur Sprache, was Lavater's Zweideutigkeit beweiſen ſollte. Er habe Semler und Steinbart Raubthiere genannt, er habe den Berlinern zur Laſt gelegt, daß ſie die Religion ſtürzen wollten, daß ſie in 20 Jahren den Namen Chriſti nicht mehr genannt zu hören hofften. Beſonders wurden Lavater'n ſeine drei Lobgedichte über den katholiſchen Gottesdienſt zur Schuld gemacht, die Nicolai 1787 mit Anmerkungen begleitet abdrucken ließ. Allerdings war dieſe Toleranz an ſich auffallend, und es klang ſonderbar in dieſen Gedichten [60]), daß ihm Alles, was zu Ehren Gottes gefabelt ſei, verehrungswürdig wäre! Dies heißt Wahrheit und Lüge auf Eine Linie ſtellen; denn was bleibt der einen voraus, wenn die andere Verehrung weg hat? Lavater und Sailer ſchwiegen beide nicht. Der Erſtere hatte ſchon 1787, ehe noch die Streitpunkte ſo beſtimmt hervorgetreten waren, Herzenserleichterungen geſchrieben, jenes Buch der Verwahrung gegen Alle und Alles, was man ihm zum Vorwurfe machte, in dem er ſeiner Eitelkeit die ungemeſſenſten Opfer brachte. Nie iſt ein Buch mit ſolcher Suffiſance geſchrieben worden: Ich Lavater, vom erſten Blatte

---

60) Es heißt dort:

„Mir ſei, was Dich nur, Jeſus Chriſtus,
zu ehren meint, verehrungswerth!
Wenn's Täuſchung nur, wenn's Fabel wäre,
es fable nur zu Deiner Ehre,
um Deinetwillen will ich's lieben.

bis zum letzten: Ich Lavater! und Lavater in allen Poſitionen und Lagen tritt hier auf, der Prophet im Hauskleide, wie er ſeinen Freunden und Gäſten ankündigt, was ſie bei ihm eſſen werden, und wie er für ſeine „Unfreunde" das mitleidige Auge thränend gen Himmel wendet, und ſie ſeiner Fehlloſigkeit und ſeiner Liebe zugleich verſichert. Direkt gegen die Berliner geht alsdann ſeine Rechenſchaft an ſeine Freunde (1786), die gleichzeitig mit Sailer's „einzigem Mährchen in ſeiner Art" erſchien, zwei Schriften, auf die dann Nicolai im 8. Bande der Reiſe erwiderte. Wer dieſe Polemik unbefangen vergleicht, der gewahrt auf Weg und Steg, wie beide Gegner Nicolai's heimliches Spiel treiben, wo dieſer in plumper Geradheit offene Karte legt; ſie leugnen, was ihnen Nicolai nachher beweiſt, ſie drohen gegen Verleumder mit Gerichten, die Verleumder ſtellen ſich ihnen ſelbſt, und ſie verſtummen. Und auch in dieſer Sache haben wir, wenn wir den Akten ſelbſt nicht trauen wollen, Bronner zum Zeugen. Er erfuhr es ganz deutlich, daß Sailer ein heuchleriſches Spiel mit ſeiner Umgebung und mit ſeinen Freunden in Zürich trieb; er erfuhr es, daß Lavater ihm, der dem Kloſter und Katholicismus mit Gefahr entflohen war, anrieth, ins Kloſter zurückzugehen, während Geßner ihm freundlich die Hand zur Rettung bot.

Von nun an ward Lavater's chriſtliche Lehre immer greller und intoleranter. In den Herzenserleichterungen ſchon ſagte er trocken, daß ihm Niemand zumuthen ſollte, den für einen Bruder in Chriſto zu erkennen, der Chriſtus anders anſehe als Er. In dem erſten Bande der kleinen proſaiſchen Schriften (1785) erklärte er, Er ſelbſt ſei kein Chriſt, was das Evangelium Chriſt nenne; er habe ſich nie mit Ernſt und Redlichkeit befliſſen es ganz zu ſein; er kenne in dieſem erhabenen Sinne keinen Chriſten, nicht einen einzigen. Die deutlichſte und vollſtändigſte Entwickelung ſeiner religiöſen Anſichten liegt in der Handbibliothek für Freunde (1790 ꝛc.). Faßt man dieſes Syſtem zuſammen, ſo läuft es auf einen heiligen Epikureismus hinaus, und auf jenen ſpekulationsfeindlichen Pragmatismus, auf den das Chriſtenthum ſo gut wie das Judenthum und wie aller Orient herauskommt, wenn man ſeine Mythen und Dogmen beim Worte nimmt. Eine lebhafte Phantaſie konſtruirt ſich das Unſichtbare, ſo bequem es nur immer möglich iſt, ſo ſehr es nur angehen will, ohne alle Anſtrengung des Verſtandes

und der abstrahirenden Vernunft, und sie scheut sich nicht, aus dieser engsten Schranke des menschlichen Kopfs heraus das Universum für das engste menschliche Bedürfniß zuzurichten. Am allerdeutlichsten liegt dies in einem Briefe Lavater's an Jacobi von 1787. Religion ist ihm da die subjektive Ansicht der Welt in Beziehung auf sich. Betrachte ich, sagt er, die Welt nicht als Mensch, als eine bedürfnißvolle Person, so scheint sie mir nichts als ein System unwillkührlicher Kräfte zu sein, welches willkührliche Kräfte auswirft; ich sehe ein regelmäßig gebährendes und verzehrendes Ungeheuer, das ich nicht ertragen kann. Ich Person muß Alles personificiren und humanisiren. Wir selbst sind der Maßstab aller Dinge. Ich sehe in meiner Natur eine mechanische und eine willkührliche Kraft in steter Harmonie. Ich sehe den Gott des Spinoza und Christus in jeder menschlichen Natur. Im schlafenden und vegetirenden Menschen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmenschen Christus. Ich kann mich als Maschine und als freies Selbst ansehen, je nach Beidem ist mir Spinoza's und der Bibel Gott recht; so vereinige ich Spinozismus und Christenthum, das sich nicht mehr aufhebt, als der Mechanismus und die Freithätigkeit unserer Natur. Dennoch aber schien es trotz diesem System, als ob er allen Mechanismus in seiner Natur aufheben wollte, da er sich so ganz nur zu dem Gott der Freien kehrte. „Bis ich einen persönlichen Gott habe, schrieb er an Jacobi, mit dem ich so vertraulich korrespondiren kann, wie mit dir, der mir so determinirt antwortet, wie du, habe ich keinen! Mein täglich Gebet ist: zeige dich, Abraham's Gott, Gott Isaak's, Israel's, zeige dich! Aber der Gott, der sich zeigen kann, ist so zu sagen nur eine Silhouette Gottes, des unanschaubaren, nur ein relativer Gott, ein Gott für Personen.“ Man sieht, er will einen „brauchbaren, leichtglaubbaren,“ einen bequemen Gott haben; ein Gott, der nicht Mensch ist, ist ihm Luft, Nichts! Daß ein Wesen wie Christus der Menschheit so unentbehrlich sei, wie der Kompaß dem Seefahrer, die Sonne dem Auge, ist ihm ganz gewiß. Das Wesen der Religion nannte er Magie, eine Götterzauberei, Engelerschaffung, Gottesrealisirung, die Kraft in uns, die Geisterwelt uns so existent zu machen wie die Körperwelt. Diese magische Kraft wird durch das Gebet geweckt; sie macht jeden Menschen fähig, ein Prophet zu sein; Gottes Wort soll nicht in der Bibel einge-

kerkert bleiben. Aber feststehen sollte es bleiben, nach seiner und Jung's und Claudius' Theorie, bis aufs Jota, Alles, was die Apostel gelehrt hätten. Er war für die Untersuchung der Evangelien als historische Quellen, die jetzt in Anregung war, ganz blind. Seinen Worten nach verlangte er sie, aber seiner Meinung nach gar nicht; die erste Frage, und es scheint die einzige, war ihm: Was ist die Meinung der Evangelisten, was lehren sie? Und darauf hatte er die Antwort so einfach fertig, daß nie eine Untersuchung mit ihm möglich war. Die Hauptfrage aber: Haben sie Recht oder Unrecht, stimmt ihre Geschichte mit Vernunft und Erfahrung, ist ihre Erzählung Abbild objektiver Begebenheiten oder subjektiver Auffassung und Legende? diese Frage hätte er gar nicht statuirt. Den Worten nach meinte er, eben dies einfältige Festhalten an der biblischen Weisheit und Geschichte verwahre vor aller Schwärmerei; aber daß alles Isoliren auf einerlei Quelle von Weisheit, alle Entfernung von Kritik und Vergleichung gerade Schwärmerei erzeugt, das hat er nie empfunden. Spürt man nun in allen diesen Vorstellungen durch, daß Bequemlichkeit auf sie führte, so begreift man, daß das endliche Ziel des Systems in einem Mann, der sich so kühn zum Maßstab der Welt und ihrer Einrichtung macht, wieder Bequemlichkeit und Genußsucht sein werde. Gott, heißt es in der Handbibliothek in konsequenter Folge obiger Sätze vom Gott des mechanischen und des freien Menschen, Gott und höchstes Gut ist Eins; höchstes Gut und wirksamstes Medium unseres Selbstgenusses, oder unseres frohesten Daseinsgefühls ist Eins. Ist das Medium unseres Selbstgenusses, der Gegenstand, der uns am meisten interessirt, aus der sichtbaren Welt, und kennen wir kein anderes, so haben wir keine Religion und keinen wahren Gott; ist's aus der unsichtbaren Welt, und geistiger Natur, so haben wir Religion. Der hat die wahrste Religion und den wahrsten Gott, der das möglichste, einfachste und allgenugsamste, immer applikable, mithin geistige, inwohnendste Medium des frohesten Selbstgenusses in seiner Gewalt hat. Wer sagen kann: Etwas in mir ist mächtiger als Alles, was außer mir und in mir ist, der hat die wahrste Religion und den wahrsten Gott. Man bemerke ja, daß dies ganz dasselbe Raisonnement ist, auf das Wieland seine weltliche Theorie vom höchsten Gute baute, und daß Wieland, der von Schwärmerei zur Nüchternheit, ungefähr umgekehrt wie

Lavater von praktischem Sinn und Nüchternheit zur Schwärmerei, gelangte, den letzten Satz ganz dreist von sich ausgesprochen haben würde und also der beste Christ gewesen sein müßte. Denn das nannte Wieland ja die Herrlichkeit der menschlichen Natur, jene Applikabilität, mit der sie über Alles Herr werden konnte; und er hätte seine Theorie vom höchsten Gut Lavater'n als eine vielseitigere vorhalten können, da sein Medium des Selbstgenusses das Geistige nothwendig verlangte, und das Sinnliche nicht ausschloß, worauf denn Lavater nichts hätte entgegenhalten können als wieder seine Worte, nicht sein Leben; denn dies schloß bei ihm (so wenig wie bei so vielen frommen Feuerköpfen, die, dunkel auf den Verstand, lebhaft auf die Empfindung wirkend, die Weiber zu führen vermögen, wohin sie wollen) die sinnlichen Genüsse nicht aus, wovon die Briefe der Gräfin Branconi deutliches Zeugniß geben. Eben das Mutuelle, was Lavater zwischen Mensch und Gott suchte, suchte Wieland zwischen Mensch und Natur, und es ist auch natürlich, daß die Bequemlichkeit des christlichen Glaubens dem Laxen und Schwächlichen in der menschlichen Natur so zusagend war, weshalb wir die Uebersprünge von Pietisterei zum Leichtsinn, von Weltsinn zur Bußfertigkeit so allgemein finden. Die Verwandtschaft des wortgläubigen Christenthums mit den Philosophemen der Behaglichkeit fühlte auch Lavater recht gut und hatte die „unendliche Naivetät," sie geradezu auszusprechen. Meine Philosophie, sagt er (gerade wie Wieland auch), macht mich allem Disputiren, Grübeln, Anatomiren, Strahlenspalten und Scheidekünsteln absterben. Meine Philosophie, Religion, Schwärmerei, wenn Sie wollen, Epikureismus, wenn Sie wollen, ist nur Eins! Genuß! Ich will so sehr wie möglich existiren, leben, genießen, mich selbst besitzen; was mir konstanten, geistigen, reinen, vollen, innigen, unzerstörbar scheinenden, nie gereuenden Selbstgenuß verschafft, das ist mein Gott, mein Himmel! All das konnte Wieland mit denselben Worten von seinem Systeme sagen! und gegen Beide giebt es nur Eine Entgegung: daß der Mensch nicht zum Genusse geschaffen ist, sondern zur Energie, zum Leben in einem andern Sinne, als diese das Wort gebrauchen, zum Wirken, zum Erwerben, nicht zum Besitze. So wollte Lessing, und zu ihm hielten sich wenige Kräftige, und im Allgemeinen die protestantische Stoa, die noch das Leben ernster ansieht; kein Wunder,

daß die Lahmſten und Thatunfähigſten, die Hamann, Claudius, Jung u. A. ſich zu Lavater hielten, der dieſen epikureiſchen Chriſtianismus unverhohlener predigte als alle Myſtiker früherer Jahrhunderte, und daß er in der katholiſchen Welt mehr im Andenken geblieben iſt, die von dieſer Lehre, ſeitdem ſie den lebendigen Trieb verloren hat, ganz durchdrungen iſt.

In den letzten Jahren, ſeit der Handbibliothek, ſteigerte Lavater immer mehr Alles, was von frühe an bei ihm auffällig und dem Geiſte der Zeit fremd war. Er ahnte, hoffte, glaubte an eine nahe entſcheidende Epoche, gegen welche die Reformation ein Kinderſpiel ſei; er ſah, je mehr ſich der Unglaube ausbreite, die Glaubenskräfte ſich in wenigen Individuen deſto enger zuſammenziehen [61]). Seine Erwartung von höheren Kräften und der Gabe ihrer Mittheilung ſoll noch außerordentlich verſtärkt worden ſein, als ihm der Prinz Karl von Heſſen in Schleswig verſicherte, daß der Apoſtel Johannes noch auf Erden wandle! Hegner erzählt, Lavater habe ſeitdem jeden vorübergehenden Unbekannten forſchend angeſehen, ob er nicht den leibhaften Johannes in ihm entdecken könne. Auf ſeiner Reiſe nach Bremen und Kopenhagen (1793) gerirte er ſich als einen Heiligen, und man ſkandaliſirte ſich allgemein über ſeine Gaſtpredigten, und namentlich über die Veröffentlichung ſeiner Reiſebeſchreibung. Er ſprach in dem Kreiſe Fr. Stolberg's in Enkendorf und Wandsbeck ein, zu dem Claudius, die Gräfinnen Julie von Reventenlow, Bernſtorf und Kath. Stolberg u. A. gehörten, wo zuweilen die Gallitzin ſich einfand und einige Jahre Jacobi lebte. Stolberg, der ſich etwas bei Lavater erlauben durfte, ſuchte ihn von ſeiner perſönlichen Schriftſtellerei abzuhalten; das aber nannte dieſer flache Philiſterei, Nichtachtung ſeiner individuellen Privilegien, indelikate Hofmeiſterei, und Stolberg bat ab! Auch ſein ungeſchickter Eifer in der Revolutionszeit verräth durchweg eine ganz krankhafte Spannung. Als er gegen die Landvogtei der großen Nation 1798 den patriotiſchen Eifer ſeines erſten Jugendſchrittes wiederholte und ſeinen prophetiſchen und geiſtlichen hinzuthat, und einen Reubel vor ſeinen Ahnungen und Weiſſagungen warnte, da hätte es ſich ihm freilich aufdringen ſollen, daß jetzt keine Zeit mehr war für prophetiſche Patrioten [62]).

Am geiſtesverwandteſten mit Lavater war in Deutſchland der Kreis Jacobi's und weiterhin der Fürſtin Amalie von Gallitzin,

61) S. J. F. Kleuker und Briefe ſeiner Freunde, ed. Ratjen. 1842. p. 84.

62) Die Aktenſtücke im 1. Band der nachgelaſſenen Schriften Lavater's, ed. G. Geßner.

die in Westphalen und Niedersachsen eine Art Mittelpunkt für die Gläubigen und Geistreichen, namentlich aus der katholischen Kirche, ward. Auch dies ist für Nicolai schon eine Rechtfertigung wegen seiner Rüge der katholischen Neigungen Lavater's. Von ihren Freunden Jacobi und Hamann aus entstand in den 80er Jahren ein zweiter öffentlicher Skandal und Streit mit den Berlinern, der mit den Bewegungen, die Lavater erregte, sehr nahe zusammenhängt; nachher gab Stolberg mit seiner Bekehrung ein anderes Aergerniß, daß die Xenien sogleich und Voß so viel später, lange nach dem eigentlichen Uebertritte, öffentlicher machten; endlich hing mit diesem Kreise der Freiherr Droste zu Vischering zusammen, der in unseren Tagen einen neuen Brand in den Frieden der Sekten geworfen hat. Die Fürstin (geb. von Schmettau) war aus Berlin (**1748—1806**), katholisch, mit vielem Geiste begabt, aber schlecht erzogen und unwissend aufgewachsen. Romane gaben ihr den ersten moralischen Trieb, Trauerspiele eine gewisse stoische Ader; die üble Rolle, die sie bei ihrer mangelhaften Bildung in der großen Welt spielte, der sie angehörte, wies sie auf eine ernste Selbstbeschäftigung an; sie fiel auf das Buch de l'esprit und füllte sich unklar den Kopf mit metaphysischen Gedanken und wirrer Spekulation. Sie heirathete **1768** den Fürsten Gallitzin ohne Neigung; ihr männisches Bildniß sagt uns schon, daß sie nicht zu der sanften Bestimmung des Weibes geboren war. Bald wünschte sie aus der Welt zu scheiden, um der Wissenschaft zu leben, sie schob die Pflichten der Mutter vor (ihren Kindern eine gründliche Erziehung zu geben), um die Pflichten der Gattin nicht erfüllen zu dürfen, sie schor sich die Haare ab und lebte um **1773—79** im fleißigen Umgang mit Hemsterhuys, dem sokratischen Sohne des berühmten Philologen, bei dem Haag. Dann zog sie der Minister von Fürstenberg an, sich in Münster niederzulassen. Dieser edle und milde Mann, dessen Administration des Stiftes Münster mit Recht gerühmt ist, nahm sich des Zustandes der Bildung in jenen Gegenden an, und hat hier in einem Lande katholischer Bevölkerung und lange hergebrachter geistiger Verfinsterung geleistet, was im Süden von Deutschland in den katholischen Landen damals nicht gedeihen wollte. Welcher Art sie auch sei, so bildete sich hier doch eine literarische Bewegung. Kleuker, Sprickmann, Katerkamp, Buchholz, de Marees u. A. hatten hier

einen gemeinsamen Mittelpunkt; Stolberg, der 1800 seinen Sitz in Münster nahm, ward von dem Freiherrn von Droste auf die Geschichte aufmerksam gemacht und auf den mangelnden Einheitspunkt, der bisher ihrer Behandlung fehlte. Diesen Einheitspunkt fand man in der Religion; Droste forderte Stolberg auf, eine Geschichte in diesem Sinne zu schreiben; und wirklich bestimmte ihn der gallitzin'sche Kreis, seine Religionsgeschichte zu verfassen. Dies Werk wirkte mit dieser Tendenz offenbar auf Fr. Schlegel's Philosophie der Geschichte fort, leicht das Glänzendste, was aus unserer neueren katholischen Literatur hervorgegangen ist. Damals nun, als die Fürstin nach Münster kam, war sie noch, wie bis dahin immer, ein Freigeist und bat sich von Fürstenberg aus, sie nicht zu bekehren. Als sie aber die Einsamkeit und die Unbefriedigung, die aller verfehlter Beruf mit sich bringt, die Wüste, die eine unfruchtbare Spekulation in ihrem Kopfe zurückgelassen hatte, die Erschöpfung misbrauchter Kräfte, Kränklichkeit und auch die Erfahrung, daß ihr platonischer Unterricht nicht ganz den Erfolg hatte, den ihr Eifer und ihre Geschäftigkeit sie wohl erwarten ließ, hypochonder gemacht hatte, gelobte sie in einer Todkrankheit 1783, über das Christenthum zu denken, wenn sie wieder gesund würde. Die Kaptation des lieben Gottes gelang, sie ward gesund, und es war nicht mehr als dankbar, daß sie nun christlich ward. Eine greifliche, anschauliche, scheinbar tiefere Metaphysik fesselte sie bald, sie präparirte ihren Freund Hemsterhuys, der über christliche Dinge viel ärger als Lessing dachte, mit der Erzählung wunderbarer Träume auf ihre bevorstehende Metamorphose, sogar Sokrates erschien ihr und verwies sie auf einen andern Führer. Sie erfuhr allmählig die lavater'sche Kraft des Gebetes, sie beichtete und empfing den Herrn, sie gab sich Gott ganz unterthan und „brachte ihm das Opfer ihres Verstandes[63])." Sie hatte ganz offenbar das Nutzlose eines gelehrten Strebens in weiblicher Sphäre empfunden, sie entsagte der Gelehrsamkeit, und da sie sich an ein geistiges Bedürfniß gewöhnt hatte, wohin sollte sie anders verfallen als auf das Christenthum, das mit erhabenen Beschäftigungen schmeichelt ohne Anstrengung des Kopfes. Sie fuhr auch jetzt fort zu kalkuliren, sich selbst zu beobachten, bei jeder

63) Vergl. das Leben der Fürstin Gallitzin, von Katerkamp. 1834.

Regung und Empfindung Schildwache zu ſtehen; ſie verachtete die Gelehrſamkeit und gefiel ſich in ihrer Ablegung des Ehrgeizes, und als ihr Hamann, der, indem er alle Excentricität mitmachte, doch nicht ſeine hellen Blicke verlor, das Allzulebhafte und Angeſtrengte ihres Vervollkommnungstriebes, und die Quelle deſſelben, Stolz, vorwarf, fühlte ſie ſich getroffen, ohne das Mittel zu finden, dem entgegenzutreten. Statt daß ſie das eitle Reflexionsleben aufgegeben hätte, achtete ſie nur deſto ängſtlicher auf ſich, gab ſich ganz an ihren Beichtiger Overberg, und rechnete ſich nun zu den Unmündigen und Säuglingen der Kirche. Nicht allein den menſchlich geſtalteten Gott theilte ſie mit Lavater und Jacobi, auch das ſtete Leben der Selbſtbeobachtung ebenſo und das Nieruhen vom Geiſte. So fand es Göthe in ihrem Kreiſe, der zwar nur ſchonend ſeine Meinung über denſelben von ferne andeutete. Jacobi und Hamann mußten dieſe Eigenſchaften anziehen; der Eine war 1784 zum Beſuche in Hofgeismar bei ihr, der Andere kam 1787 zum längeren Aufenthalte, ſtarb aber bald. Der Letztere hatte ſich ihr, ſagt Jacobi, mit der Bibel zugleich ſo in ihre Vorſtellung eingewebt, „daß ſie wie an einem heimlichen Anſatz von Liebe zu ihm krank ward;“ Jacobi ſeinerſeits ſchrieb ihr in den zärtlichſten Ausdrücken und „fühlte ein mächtiges Wehen in den Flammen ſeines Herzens zu ihr.“

Als Hamann ſich 1787 aus Königsberg dieſem Kreiſe näherte, aus dem den neuen Sokrates ſein Alcibiades Buchholz, ein Johanneswesen, Lavater'n in einzelnen Zügen ähnlich, mit einem Kapitale beſchenkt hatte, war ſchon Beider Streit mit den Berlinern eigentlich vorbei. Leſſing's letztes Auftreten machte den Bruch zwiſchen den ſtreitenden Parteien der Gläubigen und der Illuminaten unverſöhnlicher, als er vielleicht ohne ihn geworden wäre; der Ton, den er in ſeinen Streitſchriften gegen Goeze anſtimmte, erhöhte den ſeiner berliner Freunde mehr als der Einfluß ihrer allgemeinen Bibliothek. Wir erinnern uns, daß Leſſing in den 70er Jahren, während die erſten Aufregungen durch Lavater ſchon erfolgt waren, die Fragmente des Ungenannten herausgab, die ſich über die Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln, über die Unmöglichkeit einer Offenbarung, über die Auferſtehungsgeſchichte u. A., zuletzt über den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger mit einer neuen Freimütigkeit erklärten, und einige abſurde Artikel der chriſtlichen Offen-

barungsgeschichte im Grunde zum ersten Male geradehin absurd nannten. Es folgten hierauf seine Flugblätter gegen Goeze, und bald sein Nathan, der glänzende Vertreter aller dieser Händel im Gebiete der Poesie. Bald nach dessen Erscheinung starb Lessing und hinterließ seinen Freunden das Schlachtfeld. Unter diese Freunde rechnete sich auch Jacobi, der ihn noch kurz vor seinem Tode kennen gelernt hatte, und der sich bald ein Geschäft daraus machte, diese Freundschaft hervorzuheben und sich auf alle Weise an Lessing vor den Augen des Publikums anzurücken. In diesem Sinne ist schon der kleine Aufsatz: Etwas das Lessing gesagt hat, ein Kommentar zu (Joh. Müller's) Reisen der Päpste (1782), geschrieben. Wir haben früherhin aufmerksam gemacht, wie Jacobi durch seine unentschiedene Natur die Anlage, sich in Anderer Sinnesart hineinzudenken, vorzüglich eigen war; eben diese Anlage entdeckte er hier in Lessing, bei dem sie aus wahrer Vielseitigkeit und ächtem Wahrheitssinne floß. Eine Aeußerung Lessing's, daß alle Gründe gegen die Rechte des Papstes auch doppelt und dreifach gültig gegen alle Fürsten seien, benutzte Jacobi zur Unterstützung einiger antidespotischer Sätze, die er in seinem Schriftchen aussprach, und zugleich zur Anfechtung der Antihierarchen, die sich jetzt, und zum Theil in Lessing's Namen, so laut machten. Im deutschen Museum erschienen gegen dieses Etwas: Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (1783), woran Mendelssohn Theil hatte. Wie ruhig diese Schrift geschrieben war, so legte sie doch Jacobi so aus, als ob man ihm Vertheidung der päpstlichen Hierarchie darin vorwerfe. Während sich so zwischen diesen schon eine Reizbarkeit zeigte, gab es zugleich Fehde zwischen Mendelssohn und Hamann. Der Erstere hatte in seinem Jerusalem (1783) ein Thema aufgegriffen, von dem Spinoza im tractatus theologico-politicus gehandelt hatte: er besprach die Grenzen der Macht des Staates über die Religion, und man kann denken, in dem Sinne, der der neuesten Zeit angenehm ist. Im zweiten Theile benutzte er seine Stellung, um so weit zu gehen, einen Beweis zu führen, daß Gott keine Wahrheiten und Lehren zu offenbaren nöthig gehabt habe, weil er sie in der Natur schon sächlich offenbart habe, und daß er sie nicht habe offenbaren können, weil Worte die Ideen nur unbestimmt mittheilen, während die Anschauung sie in Bestimmtheit ergreifen läßt. Hier-

gegen erſchien Hamann's Golgatha und Scheblimini (1784), und es traf ſo ungefähr zuſammen, daß, wie ſchon früher angedeutet wurde, Hamann den Moſes zum Atheiſten machte, als Jacobi Leſſingen zum Spinoziſten ſtempelte. Jacobi hatte nämlich von Leſſing bei Mittheilung des göthiſchen Gedichtes Prometheus erfahren, daß er ſich zu dem ἓν καὶ πᾶν, wohin dieſes Gedicht gehe, bekenne. Jacobi machte ihn aufmerkſam, daß er ſich dann mit Spinoza verſtehe. Wenn ich mich nach Jemanden nennen ſoll, ſagte Leſſing, ſo weiß ich keinen Anderen; und als Jacobi dabei ein ſchlechtes Heil finden wollte, ſo gab er es zu, und fragte ihn, ob er aber etwas Beſſeres wiſſe. Das ganze Geſpräch, obgleich aus einem nicht feſten Gedächtniß aufgeſchrieben, trägt völlig das Gepräge der Aechtheit an ſich, und es war eine furchtſame Aengſtlichkeit Mendelsſohn's, daß er daran mäkelte, daß er zu beſchönigen ſuchte, daß er ſich vor dem Vorwurfe des Spinozismus aus der Seele ſeines Freundes wahren zu müſſen glaubte. Leſſingen, wie es aus dem ganzen Verlaufe der Unterhaltung hervorgeht, war dies Alles nur ein Spiel; es ergötzte ihn, daß ihn Jacobi aus ſeinen Aeußerungen der Kabbaliſterei verdächtig machen konnte; er war mit Spinoza mitgegangen, ihn ſchreckte Jacobi's Bedürfniß einer perſönlichen Urſache der Welt auch nicht, er bat ihn, ihn mitzunehmen, ſo weit es auf ſeinem Wege gehen wollte, obgleich er ſonſt mit der Vorſtellung „eines perſönlichen Weſens im unveränderlichen Genuſſe ſeiner höchſten Vollommenheit, die einer unendlichen Langeweile verband;" er, der ſo unparteiiſch über den Katholicismus dachte, neckte Jacobi'n mit ſeinen ſtocklutheriſchen Paradoxen, er behalte „den mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum, daß kein freier Wille ſei;" er nannte, wie Hamann, Jacobi's Syſteme und Anſichten Worte und trieb ſeinen heitern Scherz mit dieſen, wie mit ſeinem Spinozismus. Wer ſich aus der Vielheit der Erfahrungen und der Syſteme klar gemacht hat, daß man das Weltall und die Menſchheit von vielen Seiten vielfach und mit gleicher Wahrheit in verſchiedene Augenpunkte faſſen kann, den wird ein philoſophiſches Syſtem nicht anders als durch ſeine Folgerichtigkeit reizen können, es wird ihm ein poetiſches Ganze werden, das ihm in Bezug auf objektive Wahrheit immer und ewig nur relativen Werth hat. Er wird daher von einer Lehre und Schule nie anders reden können

als mit jenem: Wenn ich mich zu etwas bekennen ſoll; und dies hatte Claudius aus dem vorliegenden Geſpräche ganz richtig als den weſentlichen Moment ergriffen, indem er warnte, man ſolle Leſſing doch ja ſeinen eigenen Stuhl ſetzen, er ſitze die gewöhnlichen (der Spinoziſten und aller übrigen iſten) alle nieder. Und dies war gerade der Satz, den Jacobi gar nicht bemerkte, der ſich vielmehr eilte, ſeine Entdeckung von Leſſing's Spinozismus gleich der Welt mitzutheilen. Vergebens äußerten Eliſe Reimarus und Mendelsſohn ihm in Briefen ihr Bedenken, er ſah es als ein nützliches Werk an, die „wahrhafte Philoſophie" eines Mannes wie Leſſing unverhüllt ans Licht zu ſtellen. Die wahrhafte Philoſophie Leſſing's! die er in einem halb neckiſchen Geſpräche mit Jacobi auf die Erde fallen ließ? die er an Gleim's Tiſche zu Poſſen gebrauchte? Leſſing würde ſich die Ehre, ſeine verlorenen Worte eine Philoſophie genannt zu hören, ebenſo verbeten haben, wie er ſich gewundert haben würde, Jacobi'n von ſeinen einfachen Sätzen von der menſchlichen Freiheit, von der wahrhaften Vorſehung und deren Gnade (denn ein anderer als ein erbarmender Gott wäre ihm ſeiner lavateriſchen Ausdrucksweiſe zufolge ein „ſcheußliches Thier") immer als von einem ihm eigenthümlichen Philoſophieſyſteme ſprechen zu hören. Doch es ſei, daß der Spinozismus Leſſing's wahrhafte Philoſophie war; was konnte Jacobi der Freundin Reimarus antworten, die ihm die Hebung dieſes Schleiers verargte, weil die Welt nicht werth war und nicht fähig, Leſſing unverhüllt zu ſehen? Wo blieb ſeine Verſetzung in Anderer Sinnesart, daß er ſich nicht fragte, ob Leſſing dies Geſpräch „für die Stärkeren im Volk" dem ganzen Haufen mitgetheilt haben würde? Er, der ſo voll Rückſicht auf die Faſſungsgabe des Volks war, der zwar nicht ängſtlich abwog, ob durch ein Gutes auch ein Schlimmeres entſtehen möchte, der aber doch den Grundſatz hatte, daß der „Weiſe nicht ſagen könne, was er beſſer verſchweigt"? Und wie kam Jacobi vollends dazu, da er als Zeuge auftrat, zugleich als Kläger aufzutreten, wie ſehr er es auch verrede? da nun ſogleich auch ſein bloßes Zeugniß verdächtig werden kann! Denn in ſeiner Schrift über die Lehre des Spinoza (1785) nannte er den Spinozismus mit dürren Worten Atheismus, und die leibnitziſch-wolfiſche Philoſophie ebenſo fataliſtiſch wie jene Das Element aller menſchlichen Erkenntniß

sei Glaube. Die Vernunft, sich selbst überlassen, könne den Spinozismus nicht vermeiden u. s. Was half es, daß er immer protestire, er wolle mit dem Namen Spinozismus nichts Arges verbinden, da die Welt mit dem Namen Atheist das Aergste verband? Mendelssohn afficirte diese Schrift so sehr, daß man (Engel, Göthe) ihr wohl mit Recht theilweise Schuld an seinem bald erfolgten Tode gab. Gleichzeitig mit ihr waren seine Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes (1785) erschienen. Sie widerlegten die Lehre Spinoza's und gaben Lessing einen geadelten Spinozismus in den Mund, wie er mit der Sittlichkeit wohl bestehen sollte. Diese Wendung hätte Moses der Sache nicht geben sollen; nachdem das Wort einmal gesprochen war, hätte er in Lessing's Geiste gegen den Spinozismus desselben nicht weiter protestiren sollen, aber gegen Alles, was darin Beschuldigendes für dessen Charakter oder Beschränkendes für dessen Geist liegen sollte. Selbst mit Mendelssohn's Tode schloß sich dieser Streit nicht. Es mischten sich Andere hinein (in einer vorläufigen Darstellung des Jesuitismus, 1786), die Jacobi'n blinden Glaubens beschuldigten, und daß er damit dem Katholicismus in die Hände arbeitete; Hamann machte ihm in Briefen den Vorwurf des Katholicismus, und bezeugte sich überhaupt unzufrieden über seine buntscheckige Schreibweise, besonders in der Schrift David Hume über den Glauben (1787), in der er der vorläufigen Darstellung antwortete. Verba sind die Götzen deiner Begriffe, schreibt er ihm darüber, und Jacobi selbst mußte später gestehen, daß in diesem Gespräche der Gebrauch der Worte und Begriffe von Glauben, Vernunft und Verstand noch unklar und durch den Nebel herrschender Vorstellungen getrübt war. Hamann war so übel gelaunt über dieses Gespräch, daß er ihm geradezu rieth, die Berliner in Frieden zu lassen und sein Schwert in die Scheide zu stecken. Er durchschaute das Schaukelnde in Jacobi's Wesen ganz genau. In seinem Gegensatze gegen Spinoza erscheint dieser überall wie auf Lavater's Wegen; er schien sich dem züricher Propheten immer mehr zu nähern, er nahm sich seiner gegen Rehberg an, der für Spinoza gestimmt war und Lavater einen verwirrten Kopf genannt hatte, die Herzenserleichterungen hatten neue Freundschaft zwischen ihnen geknüpft, er forderte ihn auf, in der Streitsache gegen Berlin nicht zu schweigen, indem er alle die kleinlichen Vortheile des Gelehrten-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

kriegs brauchte, wie namentlich die Rolle bewies, die ſein Schildknappe Witzemann zu ſpielen bekam. Wir haben oben eine Stelle angezogen, die uns Lavater's Anſicht vom Spinozismus aufſchloß; auch Jacobi's letztliche und ſchließliche Aeußerungen gleichen dieſer vollkommen. Er wollte mit dem reinen Naturalismus, dem unverhüllten Fatalismus Spinoza's Friede halten, der in ſeiner Grenze unbeſigbar ſei. Aber daß Spinoza das blinde Schickſal als Vorſehung ausgelegt habe, dies ſei ein von dem ſonſt wahrhaften Manne eingeführter und hernach heillos gewordener Betrug, gegen den er ſtets ankämpfen wollte, aus dem immer Einen Bedürfniß des Glaubens an einen individuellen Gott, an eine ſpecielle Vorſehung, an die menſchliche Freiheit. So wie Leſſing die ſchroffe konſequente alte Orthodoxie gegen die neue inkonſequente in Schutz nahm, mit derſelben Unparteilichkeit wollte er gegen jenen unrechtlichen Fatalismus, der Freiheit und Nothwendigkeit, Vorſehung und Fatum vermiſche, dem rechtlichen des Spinoza ſogar als Bundesgenoſſe beitreten. Wenn Hamann dieſe Aeußerungen erlebt hätte, wie würde er ſich heftig gegen ihn erboßt haben! Denn die auf der Gläubigen Seite ganz waren, denen war mit den philoſophiſchen Toleranzen nicht gedient, viel weniger mit der launiſchen Intoleranz, mit der ſich Jacobi ſpäter gegen Stolberg's Uebertritt erklärte. Bei dieſem Faktum ſchien ihn ſein Eifer gegen die berliner Jeſuitenriecherei etwas zu reuen. Er miſchte ſich in die Illuminatenkämpfe, als Schloſſer ſcherzend den Caglioſtro in Schutz genommen hatte, um misdeutbare Aeußerungen von dieſem zu ermäßigen. Hier nahm Jacobi wieder den mittleren lauen Standpunkt, der Hamann zu dem Ausfalle gegen ihn empörte, den wir früher angeführt haben. Er hatte ſich damals in einer Schrift: Betrachtungen über den frommen Betrug (1788 im deutſchen Muſeum) Stark's angenommen, inſofern er, wie er damals an Stolberg ſchrieb, die ganze Geſchichte von dem einbrechenden Katholicismus für ein Hirngeſpinnſt hielt. Habe er Unrecht in dieſem Punkt, ſo ſei es mit all ſeiner Philoſophie und aus der Geſchichte gezogenen Erkenntniß zu Ende, und er getraue ſich über nichts mehr eine Meinung zu haben! Und er hatte Unrecht, gerade in Beziehung auf dieſen Stark, von dem er ſchrieb, und auf dieſen Stolberg, an den er ſchrieb!

In dieſe Streitigkeiten griff mehrfach auch Herder ein, und

gab sein Votum ab, der Mann, den wir in seinem ersten Enthusiasmus gegen die praktischen und anspruchlosen Theologen wie Spalding haben gerichtet gesehen, den wir Lavater mit Wärme haben preisen hören, der eine Zeit hatte, wo er Priester- und Prophetenthum verband, wo er mit jener unbestimmten Ahnungsgabe redete und mit der Erregung dunkler Gefühle wirkte, überall in jener Glorie und Elektrisirkraft auftretend, die Wielanden und allen Nüchternen so fatal war. Aber in diesem Manne waren seit der Zeit, in der wir ihn verließen, große Veränderungen vorgegangen. Er hatte nicht die Etourderie eines Jung, dem er so viel galt; er hatte nicht die Selbstvergnüglichkeit eines Claudius, der, wie die Berliner sagten, weil er nicht über seine Nase wegzusehen pflegte, die Meinung faßte, des Menschen Sehkreis reiche nicht über die Nase hinweg; er hatte nicht die ängstliche Unentschiedenheit Jacobi's, mit dem er über die spinozistische Frage zu Zerwürfnissen kam; er hatte nicht Lavater's Eigenrichtigkeit, der für Alles, was in der Zeit vorging, ganz blind und taub ward.] Herder konnte nicht zu der Beschränktheit und zu den Vorurtheilen gelangen, die dem theologischen Stande fast nothwendig anhängen, schon weil jene allgemeine Empfänglichkeit, die wir an seiner Natur als das Auszeichnendste rühmten, ihn für Alles zugänglich machte, was in der Zeit geschah. Machte er daher eine Zeitlang die Prophetensucht mit, wie sie epidemisch war, so ging er auch mit der Nation von ihr zurück, als sich die Seuche legte, und es ward nun eine ganz eigene Erscheinung, die nur in Deutschland möglich war, als der Mann, der mit seinen Gaben alle die Ueberschwenglichen leicht hätte überfliegen können, als der prophetischste aller jener Propheten selbst die Fackel des Rationalismus in die Religion trug, und zu seinen ersten Idealen rückzukehren schien, wo er den praktischen Weltmann und den Prediger und Gelehrten zu verbinden suchte in dem ehrwürdigen Begriffe, daß das geistliche Amt die beste Stelle sei, von der man die Kultur der Gebildeten dem Volke vermittelnd übermachte; als er nicht allein, wie er von Lessing rühmte, unter den Freigeistern als ein Rechtgeist, sondern auch als ein Geistlicher stand; als er mehr wie Lavater, von dem er dies aussagte, ein reines Christenthum ohne allen Methodismus lehrte; als er, wie Jean Paul von ihm sagte, die kühnste Freiheit des Systems über Gott und Natur mit dem frömmsten Glauben

bis ſogar an Ahnungen verband; als er jenes Streben der Geiſtlichen um Klopſtock herum in der höchſten Potenz zu realiſiren ſchien, Chriſtenthum mit Vernunft und Naturreligion auszugleichen, durch die Muſen den Glauben auf die Erde zu bringen, und für ihn, durch ſie, auch die Gebildeten und Eingebildeten zu gewinnen. Wie dieſe große Veränderung in Herder ſtufenmäßig vor ſich ging, wollen wir hauptſächlich nur an einigen ſeiner vorragendſten Schriften aus den zwei letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrh. verfolgen.

Herder hatte viel zu viel menſchlichen Takt, als daß er die wunderlichen Ueberſpannungen Lavater's und ſeiner Anhänger nicht mit Mismuth hätte betrachten ſollen. Er warnte ihn wiederholt und dringend vor den gefährlichen Eigenſchaften ſeiner begabten Natur, aber vergebens. Er mußte bald einſehen, daß er ſich nicht ſchleunig genug von dieſen Freunden zurückziehen könne. Er ließ das unfruchtbare Gebiet, auf dem ſich dieſe gefielen, liegen, ihn reizten die Swedenborg höchſtens einmal als pſychologiſche Probleme. Vielmehr wandte er ſeine Aufmerkſamkeit nach jener andern, früher berührten Seite hin, wo Freigeiſterei und Orthodoxie aufeinander trafen; denn ſeine Anſicht war es zu jeder Zeit, daß man aus der Naturphiloſophie für die Religion lernen müſſe; er mochte es nicht leiden, daß man die Shaftsbury mit dem Worte Deiſten als mit einem Ekelnamen verfolgte; er liebte ſie um das, was ſie Gutes hatten, und fand, daß weder Schrift, noch Gnade, noch Offenbarung dies verböten. Die Veröffentlichung der eimariſchen Fragmente durch Leſſing, beſonders des letzten von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, beſtimmte ihn wohl hauptſächlich zur Abfaſſung ſeiner Briefe über das Studium der Theologie (1780), obgleich er ſich mit einer gewiſſen Neutralität ganz außerhalb der beiden großen kriegführenden Mächte hielt. Er ging zwiſchen dem ſtarren Rationalismus, der allen Wein und Geiſt zu Waſſer macht, und dem heißen Schwefelbrunnen des Myſticismus mitten durch; er kehrte den Gelehrten nicht mehr wie in der älteſten Urkunde die Stirne zu, ſondern den Rücken; er wandte ſich an die Ungelehrten und an die Jugend, und ließ die Bibel für ſich und die Religion reden, herzlich müde der Schreibereien, die immer aus der unlauteren Quelle ſchöpften, die die Dogmatik aus dem Religionskodex gemacht hatte, und abgeneigt der gelehrten Theologie, die vor der Gemeinde predige, was Gott ſei und wie

er Eins in drei und drei in Einem; sich mit ähnlichen Sachen viel zu behelligen, sagte er, sei Thorenwerk, und wer darum die Ketzerkrone verdiene, trage sie weder zum Nutzen noch mit Ehren. In dem ruhigen Tone und gehaltenen Style, in dem dieses Werk geschrieben ist, leitet Herder aus seinen frühern Ekstasen in ein mäßigeres Gleis zurück; er fand nun, daß man bei der Theologie so frei und heiter sein könne, wie bei allen andern Wissenschaften, während sich diese Eigenschaften mit seinem früheren prophetischen Priesterthume nicht so gut zu vertragen schienen. Er empfiehlt nun die Lektüre der Bibel als eines weltlichen Buches; er fing an, besonders an das alte Testament die scharfe historische Kritik zu legen, die Lessing verlangte, den Geist der Zeit und der Sprache kommentiren zu lassen, was er selbst so vorzüglich verstand; und auf diesem Wege gelangte er später selbst zur ähnlichen kritischen Prüfung des neuen Testaments, zu der er sich hier noch nicht so erhob. Uebrigens ist es merkwürdig, wie hier Herder in einer gewissen Klemme zwischen Vernunft und Offenbarung, Natur und Schrift erscheint, da er sich noch nicht sein späteres strenges System der Interpretation der Evangelien gebildet hatte. In Allem, was er über die Verbindung beider sagt, löst sich kein einziger Satz recht deutlich ab, als dieser: Beide verhalten sich wie Mutter und Kind; das Kind soll nicht vergessen, daß es von der Mutter einst gehen gelernt. Aber jetzt kann sie allein gehen, wendet man ein, sie will nicht immer das Leitband anhaben. Die Mutter darf nichts als antworten: Geh denn allein! So freilich hätte dann die Vernunft ihren Willen; und Herder findet nichts anders sich zu helfen, als daß er sagt: jede Vergleichung hinke, und so wolle er sich auch dieser nicht weiter überlassen, als es reichen könne und solle. So weit reicht es schon, daß der Geistliche, der sich von der Wahrheit des Christenthums überzeugt bekennt und erweist, doch die nicht verbannt und gekreuzigt wissen will, die nicht glauben, nicht den geschlagen, der eine Geschichte, die 2000 Jahre alt ist, nicht glauben will, da auch Sokrates' Schüler nicht Krieg geführt gegen die, die seinen Namen nicht kannten. Das war Labsal für die vielen Sokratiker! und Gleim begrüßte Herder'n sogleich mit einem Gedichte über diese Briefe, worin die Stelle für Beide am charakteristischsten ist, wo Gleim ihm zuruft:

Bilde den Theologen ſo, daß Leſſing findet, er ſei der beſte Theologe.

Wenn wir auch bei dieſem Werke, wie wir es bei frühern in andern Gebieten fanden, eine Anlehnung an Leſſing erkennen, ſo iſt dies auch bei ſeinen chriſtlichen Schriften der Fall, auf die wir ſogleich zu reden kommen, und bei ſeinen Geſprächen über Spinoza's Syſtem (Gotha 1787), mit denen er ſich in den Streit Jacobi's und Mendelsſohn's miſchte. Die Befangenheiten des Gefühlsphiloſophen verdroſſen ihn, der Spinoza nicht leiden mochte, weil dieſer über ſeine Anthropopathien und Anthropomorphismen in ſeinem kühnſten Syſteme erhaben war; die Aengſtlichkeit, mit der Mendelsſohn Leſſing und den Spinozismus behandelte, ſchien ihm ebenſo unbehaglich. Schon war Leſſing's Nachlaß mit jenen reizenden Fragmenten (1784) herausgegeben worden, in denen es ſich zeigte, wie unabhängig Leſſing von Spinoza, und wie ſehr er auf eigenen Füßen zu ſtehen wußte, wie großartig er zugleich über die chriſtliche Lehre zu philoſophiren verſtand. Dies lieh Herder'n Flügel, wie überhaupt Leſſing's Vorgang jetzt auf Einen Schlag die ganze Behandlungsart der Theologie umänderte, ſo daß, wenn wir in den letzten Jahren des 8ten Jahrzehends noch ganz in der Sphäre der Goeze zu ſtehen ſchienen, wir ſchon in dem erſten des 9ten Jahrzehends uns gleichſam auf Leſſing's Höhe befinden. Dies geſchah hauptſächlich durch die Geſchichtſchreibung und die plane Unterſuchung der Kirchenhiſtorie. Seit 1781 erſchien Planck's Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs und bald Spittler's pikanter Ueberblick der Kirchengeſchichte; hier ſchrieben Kenner des Menſchen die Geſchichte, die über die Befangenheiten der Dogmatik hinweg waren. Mit dieſen Werken pflanzte der Rationalismus ſeine Fahne auf, dem es nun überlaſſen blieb, ob er, wie bei Bahrdt, zu den dürren Kunſtſtücken der Pragmatik herabſinken, oder auf der Höhe von Leſſing eine ſpekulative Religionsphiloſophie begründen, oder, wie es ſchon in Schriften der 80er Jahre geſchah [64]), zum Unglauben und Spott aller Religionen ausarten ſollte. So begreift ſich's, wie Herder 1787 in obiger Schrift ſchon dreiſt für Spinoza und Leſſing zugleich auftreten konnte. Es ſchien, als ob Jeder, der ſich

64) Z. B. Hierokles, oder Prüfung und Vertheidigung der chriſtlichen Religion. 1783.

um Lessing damals herumschlug und seinen Apologeten machte, eifersüchtig sei, dem Manne am nächsten zu erscheinen, wenn nicht gar der Wunsch hinzukam, sich ein wenig über ihn hinaufzustellen. So sieht man Jacobi sich Lessing's heftig gegen Hamann annehmen und zugleich ihn in ein zweideutiges Licht stellen; so spöttelt hier Herder über ihn, und tadelt ihn, je nach Laune, salbungsvoll, aber er erklärt doch auch, daß es dem Manne gleichgültig sein könne, wofür ihn der schwache Sektenmacher halte! Er erklärte, daß, wie Lessing, so auch Spinoza bei den Verständigen keine Ehrenrettung nöthig habe. Er stieß Jacobi hart vor den Kopf durch die Aeußerung, daß es thöricht sei, Spinozismus und Atheismus für einerlei zu erklären, da Spinoza's ganzes System nur Lehre von Gott ist, die Idee Gottes ihm die erste und letzte, ja die einzige aller Ideen, an die er Welt- und Naturkenntniß, Ethik und Politik, das Bewußtsein sein selbst und aller Dinge um ihn her anknüpft. Ja, er geht weiter, indem er, bald an unpassenden Ausdrücken, bald an den Härten der spinozistischen Lehre anstoßend, seine eigenen Ideen unvermerkt unterschiebt, und er behauptet, man gebe Pantheismus dem Spinoza eben so unrecht Schuld als Atheismus, indem man den Unterschied zwischen dem durch sich selbst Unendlichen und dem durch Raum und Zeit in der Einbildungskraft Endlosen nicht fasse, auf dem doch Spinoza's ganzes System ruhe, und indem man so (wie Jacobi that) von einem inweltlichen Gotte rede; Spinoza identificire nicht seinen Gott mit der Welt, sein unendliches, untheilbares Wesen, seine Substanz sei so wenig die Welt, wie das Absolute der Vernunft und das Endlose der Einbildungskraft Eins sei. Hier wollte er Jacobi's Verlangen nach einer extramundanen Gottheit stillen, ohne diesen zu befriedigen, der vielmehr über diese Schrift nicht wenig aufgebracht war.

Als Herder diese Gespräche über den Spinozismus herausgab, hatte er schon (seit 1784) seine Ideen zur Philosophie der Geschichte begonnen, und die Studien für dieses sein berühmtestes Werk mußten seine religiöse Aufklärung und Toleranz aufs höchste steigern. Keins seiner Werke belegte es so sehr, wie er in aller Ausdehnung nach einem panhistorischen Wissen, nach einem Universalismus strebte, wie sein Liebling Leibnitz vor ihm gethan hatte. Er war von frühauf schon von Allem angezogen, was ihm Wis-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

sensswürdiges entgegenkam, dies konnten wir aus den kühnen Lebensplanen merken, die er sich in seiner Jugend entwarf. Er war der Erste, der sich so wie Göthe, und mehr wie dieser, im Ganzen des Bildungsganges der Nation fühlte, und der daher auf ihre theologischen und poetischen, ihre geschichtlichen und philosophischen Entwickelungen zugleich theilnehmend einging. Er faßte dies am richtigeren Ende an, als sein Rival Jean Paul, den die Einheitspunkte der Wissenschaften lockten, aber die Details, die er zu Gleichnissen verbrauchen mußte, zerstreuten: Herder steuerte überall auf jene letzten Begriffe und höchsten Gesichtspunkte los und ließ das Einzelne unverarbeitet liegen. Damit machte er jene anregenden Wirkungen in fast allen Zweigen, die auch Leibnitz vor ihm gemacht hatte. So wie Herder Leibnitzen auffaßte, kann man fast Alles von ihm sagen, was er von diesem sagt. Gerade so brach er überall die Blüthen des Wissens ab, wie er von Leibnitz bemerkt; gerade so warf er nach Laune und Liebe seine Ideen aus, in aphoristischen Winken mehr als systematischer Darstellung. Gerade wie er von Leibnitz rühmt, kann man es von ihm: daß sein Geist in einer idealen Welt, im Reiche der Denkenden, fürs Wohl der Menschheit Lebenden fortwirkte; daß er für diesen großen Staat geschrieben habe, „meist auf Veranlassung fremder Aeußerungen." Beide waren ihrem ganzen Bestreben nach Männer, die nur in Deutschland werden konnten, obwohl sie über die Grenze des Vaterlandes hinwegstrebten, auch wohl in ihren Neigungen für Akademien und dergleichen französische Sympathien verriethen. Der Mangel an Geschlossenheit, der Fragmentarismus ist Beiden gemein, und obgleich Leibnitzens juristische und mathematische Bildung ihn sehr von dem Theologen und Aesthetiker Herder unterscheidet, so sieht ihn dennoch Herder ganz richtig, wie man ihm selbst thun dürfte, als einen Dichter in Philosophie und Metaphysik an, als Einen, der überall die Anfänge der Wissenschaften mehr phantasiereich erfassend bezeichnet. Den Mangel an eigentlichem Censorgeist kann man Beiden zuschreiben; wie Leibnitz von sich selber aussagte, so sah auch Herder die Dinge, die ihn nicht näher berührten, gern von der besten Seite an, und in den historischen Memoiren in der Adrastea steht z. B. Alles durchweg in der Lichtseite. So wie Leibnitz in religiöser Hinsicht verketzert war und im Volke den Beinamen Löwenix führte, so geschah es Her-

der'n selbst in Weimar. Und Beiden nicht allein in der abergläubigen Masse. Lichtenberg wollte nicht, daß man aus Leibnitzens Vertheidigung der christlichen Religion auf Religiosität bei ihm schlösse: Eitelkeit, meinte er, etwas Besseres zu sagen als die Leute von Profession, sei bei einem solchen Manne wie Leibnitz eine weit wahrscheinlichere Triebfeder, so etwas zu thun, als Religion. So fand Niebuhr bei Herder'n in der spätern Hälfte seines Lebens das Große verdunkelt, weil er aufgehört habe, religiös zu sein. Und Beiden kann man doch entgegensetzen Herder's großen Schmerz über die religiöse und moralische Licenz, die in der Zeit der Romantiker hereinbrach, und Leibnitzens wehmüthige Ueberzeugung von dem Einbruch einer allgemeinen Revolution, wenn die irreligiösen Tendenzen, die sich unter die Leute der großen Welt und in die Modebücher einschlichen, überhandnehmen würden.

Wir theilen in Bezug auf Herder's religiöse Seite die Ansicht Niebuhr's in keiner Weise. Wir sehen vielmehr Herder mit Freude aus den dunkeln Sphären des lavater'schen Christenthums und des theologischen Geniedranges heraustreten, nachdem ihm die Ueberspannungen zu grell geworden waren; wir sehen ihn seitdem auch in dem extremen Eifer, der ihn gegen die kantische Schule spät ergriff, gegen alles Ueberschwengliche auch in der Moral gerichtet; wir sehen ihn überall mit Göthe den Rückzug auf eine einfachere Lebensweisheit nehmen. Wie dieser durch Natur und Kunst zu einer gemäßigten Theorie der Dichtung kam, so kam Herder durch Natur und Geschichte zu einer geläuterten Religionsansicht in einem ganz analogen Fortschritt; und so gewiß bei Göthe und Herder mit diesem Uebergang Elemente der frühern Periode, denen wir ihren eigenthümlichen Werth gern zuerkennen, verloren gehen mußten, so gewiß waren die entschädigenden Gewinnste auf der neuen Laufbahn bedeutender als die Verluste. Wenn Göthe in seinen italienischen Dichtungen am höchsten gestiegen ist, so ist es Herder in seinen Ideen, und, von theologischer Seite betrachtet, in seinen christlichen Schriften. Wenn Iphigenie und Tasso die Frucht einer höchsten Kunsteinsicht waren, so die christlichen Schriften das Ergebniß einer aufs äußerste gereinigten Betrachtung des Christenthums. Und wenn beide Männer später gereizt, gleichgültig gegen die Welt und das Publikum geworden sind, und von der erreichten Höhe gleichsam wieder herabstiegen, so war dies die

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

gleiche Einwirkung der ungünſtigen Zeitverhältniſſe: durch die franzöſiſche Revolution und die kantiſche Philoſophie ſchien Herder'n, wie wir ſchon früher anführten, die Zeit um ein Jahrhundert zurückgekommen, und das Aehnliche empfand Göthe der Revolution und der neuen Dichterſchule gegenüber. Wenn Göthe in ſeinen allgemeinen Tendenzen jene Höhe der Bildung anſtrebte, die wir bei Gelegenheit des Fauſt bezeichneten: Kultur und Natur auf einer neuen Stufe der Erkenntniß und Lebensweisheit zu verſchmelzen, ſo war dies nicht minder die enthuſiaſtiſche Ausſicht Herder's. Wenn Rouſſeau als die Quelle aller der menſchenfeindlichen Skepſis und ſauern Betrachtung von dem Werthe des menſchlichen Wiſſens und Seins angeſehen werden darf, wie wir ſie unter unſerer genialen Jugend fanden, ſo kann Herder hier als ſein großer Gegenſatz betrachtet werden. Wie Rouſſeau die Schranken der Menſchheit zu eng ſteckte, die Bedeutung ſeiner geiſtigen Freiheit zu gering anſchlug, des Menſchen Vermögen und Kraft nicht würdigte, einen Ruheſtand vor aller Kultur als ein Ideal anſah, ſo lehrte dagegen Herder, daß man von der Menſchheit nie zu groß denken könne, er ſetzte ihr ihre Ziele nicht vor dem Anfange des Ringens, ſondern in einer weiten Ferne, die nur durch Entwickelung aller Kräfte durchlaufen werden könne. Seine Ausſicht war nicht nach Rouſſau's phyſiſcher Stufe, ſondern nach der geiſtigen Harmonie, die als Lohn den Sieger erwartet, der den Wettlauf um eine völlig durchgeführte Entwickelung wagt; nicht jener Kulturſtand reizte ihn, der die Künſte und Wiſſenſchaften gar nicht anfing, ſondern der andere, der ihre Vollendung erreichte. Er iſt in ſeinen hoffnungsvollen Ausſichten auf die Fortbildung der Menſchheit vielleicht ſo viel zu weit gegangen, als Rouſſeau in ſeinen verzagenden; aber dennoch lehrte er in ſeinen Ideen die in den damaligen Aufregungen ſehr wohlthätige Lehre der Beſcheidung, die dem Menſchen und ſeinem Wohnorte eine mittlere Stellung anweiſt, und die den geiſtlichen Stolz der Chriſtomannen dämpfen könnte, mit dem ſie ihre Welt zum Mittelpunkte des Alls und ſich ſelbſt zum Bilde ihres Gottes machten. Herder warf, wie Leſſing, in ſeinen Ideen den Begriff der Menſchheit dem der Chriſtenheit entgegen; die Lehre im Nathan fing ſo bald an ihre Früchte zu tragen. Er war von der Befangenheit der Schlegel u. A. frei, die in dem Begriffe des Chriſten

des Menschen ganzen Beruf aufgehen sahen. Er wußte dem Menschen keine edlere Bestimmung, als die in seinem Namen liegt; Humanität war ihm der Ruf zu jener Ausbildung alles dessen, was zum Charakter unseres Geschlechtes gehört, zu dem, was Göthe und Schiller Kultur nannten; der Begriff der Thätigkeit lag ihm hierin eingeschlossen, wie Göthe'n auch: da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden soll und kann, so darf Keiner müßig bleiben; er muß aus sich selbst machen, was er soll und kann, wenn er etwas zum Besten der gesammten Menschheit soll beitragen können. Humanität nannte Herder in den Humanitätsbriefen (1793—7) das Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche; er setzte sie ausdrücklich der Brutalität entgegen, die auf dem Naturstande beharren wollte; er setzte sie aber auch schweigend dem Gottähnlichkeitsbestreben der Christlichen entgegen, die sich ihrer menschlichen Natur überhoben; er predigte gegen Swift, der den Menschen zum Yahoo erniedrigen wollte, und gegen Young, der ihm in seinem jetzigen Zustande die Würde des Seraphs anschmeicheln möchte. Er suchte in jenen Briefen den Geist des Humanismus in aller Geschichte und Literatur auf: er empfahl ihn in dem Deisten Shaftsbury und in dem Naturdichter Homer; er fand ihn im Horaz und Petrarca; er saugte ihn in vollen Zügen aus den Schriften und der Kunst der Griechen ein, die mit ihrer geistigen Einfalt in allen Zweigen des menschlichen Thuns und Treibens mit so reizender Sicherheit die Blüthen zu pflücken verstanden. So fuhr er in Lessing's, in Luther's Weg, ja im Wege unserer nationalen Bildung fort, Humanismus und Christianismus nebeneinander zu pflegen, und neben der Einseitigkeit der religiösen Kultur die allgemeine menschliche nicht aus den Augen zu verlieren.

Das Christenthum war nach Herder's ganzem Vorstellungskreise ein wesentliches Moment in seiner gesammten Weltansicht, und wie locker und lose sein Christenthum den heutigen reaktionairen Theologen vorkommen mag, es war keineswegs durch seine Aufklärung und Heiterkeit gebrochen, sondern nur gesichtet und geläutert. Diese Religion hätte sich Herder'n, auch wenn sie nicht bei seiner Geburt ihm eigen geworden wäre, schon dadurch aufgedrungen, daß sie dem Charakter der reinsten Humanität am nächsten lag, daß ihr Stifter ein Sohn Gottes und des Menschen

zugleich war. Seitdem ihn dieser Begriff des Humanismus erfaßt hatte, legte Er, der so viel Sinn für Nationalpoesien und Verfassungen und Sitten hatte, den Sinn für Nationalreligionen ab; er ergriff die Menschheitsreligion, die sich so gut zu akkomodiren wußte, die Allen Alles war, die die Gabe hatte, in fremden Zungen zu predigen. Er haßte innerhalb dieser Religion die Staats- und Nationalkirchen; er möchte nicht, daß Luther eine deutsche Kirche gestiftet hätte. Er war darum mit denselben Argumenten, wie man heute auf eine Universalliteratur und Republik aus ist, auf die Universalreligion aus. Er sah eine wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten und Länder durchgehen, die ihm über die christliche war; in ihr sind ihm die Freimaurer nur eine Sekte, in ihr fallen die Kultusunterschiede weg: in ihr „ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib, in ihr sind wir Alle Eins.“ In diesem Sinne hätte er gern ein Christenthum gelehrt, das so auf die äußersten Punkte der Allgemeinheit reducirt wäre, daß jede Partikular- und Sektenansicht davor aufgehen konnte. War dies eine katholisirende Tendenz, nach der auch Leibnitz auf die Vereinigung der Hauptkonfessionen hinarbeitete, so war doch Herder'n das Katholische weit nicht katholisch, nicht universal genug. Er ging in den *christlichen Schriften* (1794—8) auf jenen reinsten Standpunkt zurück, den Lessing in seiner Religion Christi angegeben hatte. Wenn Herder Lavater'n darum pries, daß er ein reines Christenthum ohne allen scholastischen Ballast bekannt habe, so muß man doch erinnern, daß dieser überall auf den Standpunkten der Apostel stehen bleibt, und ihre Befangenheiten mit ihnen theilt. Herder ging auf Christus selbst und sein Leben und seine Lehre zurück; Lavater konnte keine Mitte zwischen Deisterei und Christenthum, zwischen der Lehre von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit positiver Gotteswirkung finden; Herder ertrug sie beide. In seinen christlichen Schriften, die weder den Rationalisten noch deren Gegnern genug gethan haben, weil sie beiden Partien nicht weit genug gingen, liegt sein Glaubensbekenntniß in allem Umfang und aller Klarheit vor. Diese Aufsätze sind so popular und bündig, so ganz ohne allen falschen Prunk, Salbung und Kirchenfeierlichkeit geschrieben, daß sie jeden einfachen Sinn ansprechen müssen, auch wenn man nicht mitgehen will, so weit er geht, oder nicht stehen bleiben will, wo er stehen bleibt.

Gegen diesen Ton wird der Freigeist nichts haben, der Spötter nicht aufkommen, der einfältig Gläubige nicht taub sein. Aus diesem Tone gelehrt, wird heute das Christenthum und der Protestantismus noch immer seinen festen Anhang um sich gesammelt halten. Herder interpretirt die Evangelien in einer rationellen, nicht in einer plump materiellen Weise. Er will die Wunder und den Glauben Niemanden aufzwingen, der sie nicht einfach festhalten kann. Es fällt ihm nicht ein, aus den Wundern Beweise für das Christenthum zu ziehen, sie sind für uns Tradition, sie waren, wenn sie waren, für jenes Geschlecht. Es war ihm natürlich, daß sich der Glaube in die That verliere; jener war Jahrtausende lang als Bekenntniß und Symbol unentbehrlich, doch war er nur Symbol, nur Zeichen, nie die Sache selbst! Er warnt vor dem gescheiterten Systeme von groben und subtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzlosen Grübelei. Er hofft auf eine Zeit, da man sich schämen werde, Sekten seinen Namen zu geben und sie zu verfolgen; das reine Christenthum dulde Alle; er wollte beweisen, daß alle Sekten dem wahren Christenthum nichts geschadet, sondern geholfen hätten. So läßt er Alles, was die Geschichte aus dem Christenthume gemacht hatte, liegen, und sucht aus den letzten geschichtlichen Quellen das Einfachste, was Christus und seine Lehre war. Er breitet mit wahrer Meisterschaft nach seinen Humanitätsprincipien ein menschliches Licht über die Geschichte Jesu aus, er nimmt den unwohlthätigen Heiligenschein von den Evangelien ab, und versteht dies zu thun, ohne ihrer Würde im geringsten zu schaden. Nur drei lichte Punkte einer himmlischen Beurkundigung des Gottgeweihten hielt er fest: den himmlischen Ruf bei der Taufe, die Verklärung und die Auferstehung. War dies Selbsttäuschung, daß er bei diesen wie willkührlich still stand? Aber ebenso blieb ja auch Luther eigensinnig bei Einem Punkte stehen, weil er fühlte, daß ein Symbolum und Stichwort des Glaubens noth war. Ebenso führte Herder in andern Gebieten uns zu einer reinsten Theorie der Poesie, bis er vor der Didaktik mit einem fast unerklärlichen Eigensinn bewundernd fest stand; so betrachtete er die Geschichte mit gesunden Blicken, behielt aber die Aussicht auf eine endliche Darstellung des reinen Guten in der Menschheit, auf eine moralische Vollkommenheit und Scheidung des Guten und Bösen gläubig fest, die die Geschichte

nicht lehrt. In ihm war die Verſetzung in den Geiſt der Zeiten des erſten Chriſtenthums zu innig, als daß er nicht, wie ein erſtandener Jünger, zwar von vielem Wunderbaren einfaches Zeugniß hätte ablegen, aber auch in Einzelnem die Gläubigkeit hätte theilen ſollen. Wie beweiſt es ſeine Ueberzeugungen, daß ihm in der Nachſchrift zu dem Aufſatze von der Auferſtehung erſt einfällt, ſie könne auch ein bloßes Naturereigniß geweſen ſein (das er übrigens nicht wie unſere Rationalen nach den zweifelhaften Symptomen der mediciniſchen Lebens- und Todeskritik beurtheilt wiſſen wollte)! Wie gern gibt er ſich auch hiermit zufrieden, wenn nur den Apoſteln keine Fälſchung Schuld gegeben werden muß! Und wäre es denn auch für das wunderſüchtigſte Volk nicht Wunder genug, wenn es wirklich ein Naturereigniß geweſen wäre? Aber die Menſchen freilich wollen Alles nur beim Worte halten. Und vom Worte war Herder endlich ſo frei in ſeinem Chriſtenthume, daß er dieſe Schriften mit folgenden merkwürdigen Sätzen ſchließt: Ob in dem Chriſtenthume der Name Chriſti litaneimäßig genannt werde, ſagt er, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Der großen Misverſtändniſſe wegen haben ſich Viele an dem heiligſten Namen verekelt, ſo daß jetzt Stärke der Seele dazu gehört, dieſerhalb das ganze Gebäude nicht von Grund auf neu zu wünſchen! Doch muß man ſich nicht irren laſſen, den ſtilleſten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts auch in ſeiner Art, d. h. ſtill, ſchweigend und nachahmend zu ehren. Am Namen ſelbſt liegt wenig! Er ſelber nannte ſich den Menſchenſohn; von Schlacken gereinigt, kann ſeine Religion nichts ſein, als die Religion reiner Güte, Menſchenreligion. — Schade, daß dieſe gewiß Chriſtus ähnlichen Geſinnungen nicht Wurzel faſſen konnten, ohne daß lächerliche Nachtreter gleich übertreiben und im Namen der Humanität taufen und dadurch natürlich neue Reaktionen herrufen mußten! Konnten ſie nicht bei den Theologen ausdauern, ſo hätten ſie es bei den Laien ſollen! Aber wie ſollte dies geſchehen, da es ja hier offenbar iſt, daß wir das Beſſere unſerer Literatur vergeſſen und liegen laſſen, wenn es nicht in Reimen geſchrieben ſteht! und daß wir dann immer wieder nach halben Jahrhunderten auf längſt bereiſte Gegenden zurückkommen, die wir in Zerſtreuung verdämmert hatten, ſie als neue Gegenſtände aufs neue oberflächlich beſtaunen, um ſie aufs ſchleunigſte wieder zu vergeſſen.

Auf diesen Wegen also gewannen wir in Deutschland von doppelten Seiten her in der Religion eine Aufklärung, in der Freidenkerei und dem Heidenthume eine Mäßigung, wie sie innerhalb der christlichen Welt niemals dagewesen ist. Die poetische Kunst half uns über die einseitige Versessenheit auf eine blos christliche Bildung, die seit Luther unerschütterlich war, hinweg, aber sie achtete die Religion, schon weil sie von der Seite ihres phantasiereichen Gehaltes an die Poesie grenzte. Kein Mann von Bedeutung erscheint in unserer Literatur, der nicht die Fessel der positiven Religion abgeschüttelt hätte, keiner aber auch, der sie nicht respektirt hätte an dem, der sie gern tragen mochte; in dem gläubig erwachsenen Geschlechte dauerten die Jugenderinnerungen aus, die uns so unendlich werth sind, und sie wollten dem werdenden und kommenden Geschlechte nicht die gleiche Unschuld der Jugend verkümmern. So hatten Göthe, Wieland, Forster auf eine rein religiöse Zeit in ihrem Leben zurückzublicken, so entschieden sie sie auch ablegten. Die Einsicht in die Geschichte war zu verbreitet, als daß man den französischen Vernunftgötzen auf den Thron gestellt hätte; wer auch wie Voltaire das Christenthum betrachtete, betrachtete es doch mit historischer Gerechtigkeit: so that Wieland, so that La Roche, als er seine Briefe über das Mönchwesen schrieb, so haben unsere Kirchenhistoriker fortgefahren; sie verschmähten es, den Einen Sektengeist mit dem andern zu bannen. Wer sich selbst auch fähig fand, die Binde des Glaubens von seinen Augen zu nehmen, und reif, die Predigt der Kirche zu entbehren, der wollte darum nicht auch die Unmündigen und die am Geiste Armen mit sich reißen, wollte nicht ihm, dem in den vielen Misverhältnissen der Welt und den Unbilden des Schicksals sein Abhängigkeitsgefühl am fühlbarsten wird, den Trost rauben, den sich eben dieses Gefühl natürlich erschafft. So respektirte Lessing, so Lichtenberg, so Möser in seinem Schreiben an den savoyischen Vikar, den Bestand der positiven Religion für das Volk. Wo irgend ein Spötter der Religion laut wurde, ward er nicht gehört, und es war fast keine Stimme von Bedeutung, die sich spottend, ja die sich nur ernst gegen das Christenthum ausgesprochen hätte. Auch Jean Paul dachte ganz frei in religiösen Dingen, er stach schon in den grönländischen Processen auf Lavater und auf die Orthodoxen, das 10te Kapitel im Siebenkäs über

deſſen Unchriſtenthum iſt voll Stacheln; aber doch bleibt Alles in der Ordnung. Auch Schiller'n gab die Religion kein Reſultat und keine Ueberzeugungen in überſinnlichen Dingen, und ſelbſt in ihren Beziehungen auf die Moralität war ſie ihm ausgeſprochenermaßen „dem Effekte, nicht dem Werthe nach, nur ein Surrogat der wahren Tugend, beſtimmt die Legalität da zu ſichern, wo eigentliche Moralität nicht zu hoffen iſt.“ Aber auch Er ſchwieg vorſichtig, und nur die Zeloten konnten den jugendlichen Erguß ſeines poetiſchen Heidenthums in den Göttern Griechenlands verketzern. Göthe ließ ſich wohl gelegentlich zu harten und bittern Aeußerungen über das Chriſtenthum verleiten; auch Er aber machte es bei all dem nicht ſo arg, daß, während ihn zwar die neuen Paule und Saule auf der Kanzel zu der Linken Gottes ſchieben, nicht andere Theologen wären, die ihn zur Rechten ſchaarten, wenngleich er die Ehre verbittet und im Angeſicht Gottes unter den Vernünftigen ſtehen will. Ich weiß nicht, wie man ſeine Gnomen' interpretirt, worin er die Dreieinigkeit perſiflirend aufführt, worin er jeden Schwärmer vorm 30ſten Jahre ans Kreuz geſchlagen haben will, und das Kreuz zu dem Tabak und Knoblauch rubricirt, und was ihm ſonſt wie Gift und Schlangen zuwider iſt; nur wie man Chriſtenthum daraus zieht, ſehe ich nicht. Ihm war es „eines Gaſſenvolkes Windsbraut, die da einen Gott hinter des Menſchen alberner Stirne predigte, der viel herrlicher ſei als das Weſen, an dem wir die Breite der Gottheit erkennen.“ Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn Göthe auch dieſe wenigen Bitterkeiten verſchwiegen hätte, wenn er ſein Kredo, wie er es gegen die theilnehmenden Bekehrerinnen, die Gallitzin und die Stolberg, that, nur in Briefen und in Geſprächen ausgeſprochen hätte. Wie er es gegen Lavater that, iſt es erbaulicher als manche chriſtliche Predigt, und kann als ein Glaubensbekenntniß aller unſerer Koryphäen der Literatur aus jenen Zeiten daſtehen, dem auch die Reaktionen der Romantiker nichts anhaben konnten. „Bei deinem Wunſche und deiner Begierde, ſchreibt er ihm, in einem Individuum Alles zu genießen, iſt es herrlich, daß uns aus alten Zeiten dies Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen, und in ihm dich beſpiegeln und dich ſelbſt anbeten kannſt. Nur das iſt ungerecht und Raub, daß du alle köſtliche Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ausraufſt, um deinen Para-

diesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich nicht darin verändern kannst, doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigst, dir auch den unserigen als einen ehernen Fels der Wahrheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eueres Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern kann. — Du nennst das Evangelium die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. In diesem meinem Glauben ist es mir eben so heftig Ernst wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, so würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen, wie du für das Einreich Christi.'' Diese Aristokratie besteht bis jetzt unter uns unbesiegt. Was ihr Schicksal sein wird in der Folge, mag die Zeit lehren. Die christlichen Monarchisten vertrügen sich noch mit ihr, wenn sie sie nicht in eine Demokratie in der Ferne ausarten sähen. So lange diese schädlichen Männer, sagte Jung Stilling, noch einzelne Gelehrte, Sokrate und moralische Menschen sind, geht es noch an; aber laßt den Gedanken allgemein werden, daß es mit der christlichen Religion nichts ist, dann — und nun fügt er ein schreckliches Gemälde der Zukunft hinzu, das er aus der traurigen Ueberzeugung schöpft, daß die Christen ohne Religion wegen des hohen Grades ihres Luxus zu allem Greulichen am geschicktesten seien. Auch Leibnitz hatte schon ein ähnliches Prognostikon gestellt, das auch in Frankreich bald genug zutraf. Er noch dazu sah mit dem aufkommenden Moralprincip der Ehre, der launigen, zugleich alle Vaterlandsliebe, Gemeinsinn, Sorge für die Nachwelt, und die edlen Grundsätze der Griechen und Römer schwinden. Unsere Ansicht wäre eine andere. Die Zeiten bleiben leider nicht aus, wo die Religionsprincipien und selbst die bloßen Morallehren aufhören, in den Völkern die Grundsätze des Handelns zu regeln; glücklich ist alsdann der Staat, der nach dem verlorenen Boden des Heiligen und Guten den Grund des Rechts und der Gemeinnützigkeit übrig

behält. Dies iſt nur da möglich, wo man der vaterländiſchen Freiheit, der politiſchen und ſtaatswirthlichen Entwickelung vollen Lauf läßt: dort bildet ſich Ehrbarkeit, Ehre und Rechtsgefühl zu einem neuen bindenden Princip in der Geſellſchaft, das, gegen Religion und Moral gehalten, nur ein Nothbehelf, aber immer ein Behelf iſt. Wir haben das Vaterland, die Freiheit, das Ehrgefühl und den Rechtsſinn nicht, das uns dieſe Ausſicht garantirte, und wenn wir die trüben Weiſſagungen Jung Stilling's theilen ſollten, ſo theilen wir ſie aus dieſem Grunde, und aus keinem andern.

Wir können dem Leſer weit verirrt ſcheinen, und ganz abgekommen von unſerm anfänglichen Vorſatze, uns auf dem Grenzgebiete von Religion und Poeſie zu halten. Wir haben aber in der That nur eine lange Linie durchlaufen, nicht uns in eine unnöthige Tiefe verloren. An ſich ſchon war dieſer Exkurs nöthig, um auch von poetiſcher Seite die Reaktion der Romantiker gegen den freien religiöſen Standpunkt erklärlich zu machen. Zum Glück aber haben wir auch einige praktiſche Romane zur Hand, die nur auf dieſer gewonnenen Höhe freier Religionsbetrachtung entſtehen konnten. Wir meinen einige Werke von Wieland. Bei der Art und Weiſe, wie dieſer Mann die ſämmtlichen Gattungen des Romans kultivirt hat, und zugleich wie er in ſeinem ganzen Dichten auf das Praktiſche aus war, in ſeinem inneren Leben ſtets an den öffentlichen Dingen in Deutſchland Theil nahm, ließ es ſich erwarten, daß er bei den großen Angelegenheiten, die wir bisher behandelt haben, nicht ſtumm ſitzen werde. Er konnte dies um ſo weniger, als er ſelbſt wider ſeinen Willen in dieſe Verhältniſſe hereingeriſſen wurde. Er hatte ſich ja ſchon früher des klopſtock'ſchen Chriſtenthums ſo lebhaft angenommen, er war dann eben ſo lebhaft ſein arger Gegner geworden; als jetzt in den 70er Jahren der Hauptſturm gegen das Chriſtenthum losging, hatte Wieland ähnliche Anfechtungen auch von dieſer Seite zu erleben, wie moraliſcherſeits von ſeinen licentiöſen poetiſchen Schülern. Es erſchien im Anfang der 80er Jahre eine kleine Flugſchrift, die ihn aufforderte, die Menſchen von dem Religionsgeſpenſte zu heilen. Dies nahm er gewaltig übel. Er ſchrieb 1783 Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers und beklagte ſich darin über das Saturnalienmäßige der ſtürmiſchen Aufklärerei,

und über den wachsenden Unglauben, der ein größeres Elend über die Welt bringen würde, als aller Aberglaube und Möncherei angerichtet. Machten ihm diese Himmelstürmer Sorgen, so kümmerten ihn dagegen die neuen Seher und Wunderthäter und Propheten doch mehr, wenn er sie auch nicht in dem Licht betrachtete, in dem Adelung in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit alle Dämonistiker der Welt im grellsten Uebermaße des dürren Pragmatismus in das Tollhaus verbannte. Wieland schien es für nöthig zu halten, sich bald nach der Gegenseite hin zu erklären, damit man ihn nicht aus jenen Antworten für einen Obskuranten halte. Im Merkur erschien 1788 sein Aufsatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. Er verfocht darin nicht nur die Rechte der Vernunft, sondern auch die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte, und dies in einem so energischen Style, daß man wohl merkt, wie auch hier Lessing's polemische Schriften eingewirkt haben. Wieland bekennt sich hier frei zum Deisten und Bekenner der natürlichen Religion, die ihm in den zwei Punkten von Gott und Unsterblichkeit erschöpft war; er nennt den Glauben an das Wunderbare und die Begierde das Künftige zu wissen, die schwächste Seite des Menschen. Seine Stellung gegen das Papstthum ist ganz offene Kriegserklärung: er meinte, wenn wir uns nur entschließen könnten, so zu verfahren in Allem, als ob das Unglück von Roms Sturz geschehen wäre, würde der Sturz bald erfolgen. Er ahnte richtig voraus, was in Frankreich bald geschehen sollte, aber nicht, daß es eine seiner idealistischen Hoffnungen war, einen solchen Erfolg jetzt schon von Bestand zu glauben. Uebrigens gibt er über seiner Deisterei und seinem Antipapismus keineswegs das ganze Christenthum auf; er ist vielmehr ganz auf Herder's Standpunkt, mit dem er in diesen Zeiten sehr befreundet war: er war überzeugt, daß die Hauptfestung des Christenthums, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, sich gegen alle Angriffe der Vernunft behaupten könne, und er bedauerte nur, daß wir Protestanten keinen andern Stützpunkt hätten als die vielgedeutete Bibel, so daß uns nichts übrig bliebe, als Allen das Recht zuzuerkennen, nach eigener Ueberzeugung zu glauben. Als Wieland diesen Aufsatz schrieb, fing schon zu gleicher Zeit sein übersetzter Lucian an zu erscheinen. Es war außerordentlich merkwürdig, daß, als

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

die neuen Peregrine, Apollonius, Chriſtus und Johannes in Deutſchland auftraten, auch jener Geiſt des Widerſpruchs, der pragmatiſchen Verſtändigkeit, des rationalen Menſchenverſtandes ſeine Wiederbelebung fand, daß Wieland ſeine Poeſie eigentlich ganz verließ und nun ſich ganz wie Lucian der Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten hingab, ſich ſo völlig in deſſen Form einlas, daß er zunächſt faſt nichts mehr ſchrieb, als was an Lucian erinnert, ſich auch ſo völlig in ſeiner Geiſtesrichtung wieder erkannte, daß in ihm der Glaube an Seelenwanderung damals bis zu einer Art von Täuſchung feſtwuchs. Er fing nun an, pſychologiſche Räthſel zu ſtellen und zu löſen, problematiſche Charaktere zu würdigen, dem Hang des Menſchen zum Geiſterglauben nachzuſpüren, die religiöſen und politiſchen Fragen des Tags in Unterſuchungen, Geſprächen und anderen freien Formen zu prüfen. Im Jahre 1789 fingen ſeine Göttergeſpräche zu erſcheinen an. Gleich hier trat ſeine zweiſeitige Denkart über das Chriſtenthum grell heraus. In dem 6ten Geſpräche erhält Jupiter die Nachricht von ſeiner Abſetzung unter Theodoſius, und läßt ſich ungefähr ſo vernehmen: In dieſem Augenblicke lege man den Grund zu einem Aberglauben, der alle menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe untergraben werde, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder geſunden Vorſtellung von natürlichen uud ſittlichen Dingen den Zugang verſchließen und unter dem Vorwand einer chimäriſchen Vollkommenheit die Humanität in jedem Menſchen erſticken werde. Der alte Aberglaube ſei unſchuldiger und wohlthätiger als der neue, die alten Prieſter harmloſer, denn ſie fochten Niemandes Glauben an, während die neuen um nichtswürdiger Wortſpiele willen verfolgen und morden, und die als Feinde Gottes und der Menſchen behandeln würden, die nicht über das Undenkbare dächten, wie ihre Willkühr es vorſchriebe. Die alten Prieſter wären nie mit der bürgerlichen Obrigkeit in Zuſammenſtoß gerathen, die neuern würden nicht aufhören zu verwirren, um Gottes Statthalter zu werden, um den freien Gebrauch der Urtheilskraft zum Verbrechen zu ſtempeln, und die Sünden der Welt in Geldquellen zu ihrem Vortheil zu verwandeln. Zeus prophezeit dann all das Ungeſtalte, Verſchrobene, Ungeheuere, was aus der Verbannung der Götter und aller verſchönernden Künſte, deren Erfinder ſie ſeien, erfolgen werde, und wie man ſpäter ſie wieder hervorziehen, und mit affektirtem

Enthusiasmus jene Wunder der Kunst und der ächten Begeisterung und wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachahmen werde. Das 3te Gespräch hält diesem nun ein Gegengewicht. Christus erwidert dem Jupiter, die viele Zeit der Barbarei entscheide nichts gegen das Christenthum, sein Maßstab sei zu kurz, tausend Jahre seien Nichts zur Vollendung des großen Werkes, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Menschen zu machen; auf diesen Vollkommenheitspunkt, wohin Alles bisher Geschehene nur erst hinstrebe, müsse man die Augen gerichtet halten. Wir merken auch hier Herder's humanistische Ansichten, die nur bei Wieland kosmopolitische heißen. Im Jahre 1791 erschien Peregrinus Proteus. Er knüpft sich an einen Stoff Lucian's, der Gelegenheit zu einer Ehrenrettung, zur Lösung eines psychologischen Problems gab. Peregrin war ein Gaukler, der in Olympia eines freiwilligen Feuertodes starb; Wieland macht aus dem Gaukler einen edlen Schwärmer, dessen jugendliche Phantasie mit Wunderglauben und Phantasmen gefüllt ward, der nach Kenntniß seiner selbst und der Welt rang, die ihn zur Eudämonie, Geisterwonne und Glückseligkeit führen sollte: und diese sucht er darin, daß er das Leben des Dämons lebe, mit Göttern und Dämonen umgehe, und von einer Stufe des Schönen zur andern bis zum Anschauen und Genuß jener höchsten Urschönheit, jener himmlischen Venus gelange, welche der Inbegriff alles Schönen und Vollkommenen ist. Man sieht leicht, wie dies ein Abbild eines Lavater's, eines christlichen Mystikers und seines Strebens nach Göttervereinigung, das System des frommen Epikureismus ist. Hatte Wieland in seinem Agathon früher sich selbst geschildert, einen Jugendschwärmer, den die wirkliche Welt heilte, so schildert er jetzt, auf Lavater und die Aehnlichen hinüberblickend, einen Anderen, in dem das Dämonische das Uebergewicht behält und sich gegen die Täuschungen der Wirklichkeit verhärtet, bis zuletzt der cynische Herkules, der es mit der Verderbtheit der Welt aufnehmen will, an Allem, und sogar an seinem freiwilligen Tode scheiterte, mit dem er vergeblich hoffte einen heilsamen Eindruck zu hinterlassen. So weit das Christenthum in diesem Geschichtsromane mitspielt, wird es ungefähr in dem Geiste jenes 6ten Gesprächs behandelt: die hierarchischen Plane gegen den Staat, die Theokratie und das Reich Gottes in Rom, die Gnosis und die dithyrambische Art der

Philoſophie, die Wunder und göttliche Geburt, alles dieſes und Aehnliches erhält ſeine geißelnden Hiebe, ohne daß das Wohlthätige des neuen Glaubens gehörig hervorgehoben würde. Es geſchieht dies aber im Agathodämon (1798), wo Wieland nicht mehr mit ſeinem pragmatiſchen Rationalismus die urchriſtliche Zeit mit lauter Kniffen und Intriguen, Liſt und Verſtand ausfüllt, ſondern dem harmloſen Glauben an den gekreuzigten Gott und der ungeheuern Kraft der Phantaſie ihr Theil abläßt. Auch der Agathodämon iſt ein Geſchichtsroman und bahnt uns den Uebergang zu dieſer Gattung, in der Wieland's Ariſtipp vielleicht als das bedeutendſte Produkt ſteht; das Werk iſt eine pſychologiſche Ehrenrettung des Apollonius von Tyana, und alſo mit Peregrin ſehr nahe verwandt; es tritt an die Stelle von der verunzierten Lebensbeſchreibung des Apollonius von Philoſtrat, ſo wie der Peregrinus an die Stelle des ſpöttiſchen lucianiſchen Geſprächs; es arbeitet hier ſchon der Philolog mit dem Poeten und dem Pſychologen Hand in Hand, und dies deutet uns an, daß Wieland den allgemeinen Uebergang von Poeſie zur Wiſſenſchaft mit der Zeit gemeinſam macht. Aus dem fanatiſchen Beförderer des Dämonismus, der Peregrin geblieben iſt, und der Agathodämon war, wird dieſer zu einem Feinde aller Schwärmerei, zu einem Manne, der im ſchönſten Sinne auf die höchſte Veredelung der Menſchheit ausgeht. Der Held iſt bei Wieland von Jugend auf beſtrebt, das thieriſche Leben möglichſt einzuſchränken, und dem Dämon und Gott ganz dienſtbar zu machen; er enthält ſich daher auch der aphroditiſchen Myſterien, und Wieland eiferte ihm darin in ſeiner Kompoſition einmal möglichſt nach, was noch im Peregrinus nicht geſchehen iſt. Er wollte der verderbten römiſchen Welt werden, was Pythagoras den kleinen griechiſchen Staaten in Italien einſt war. Wieland leiht ihm nun alle die ſelbſtbewußten Kunſtgriffe und Maximen, die die rationale Anſicht gewöhnlich allen Religionsſtiftern leiht; mit Klugheitsmitteln wirkt er in ſeinem Orden auf die kosmopolitiſche Vereinigung der Menſchheit in Eine Familie hin, auf die Herrſchaft von Natur und Vernunft (wir erkennen wieder jenes allgemeine große Ziel aller unſerer Koryphäen), zu welchem weitentfernten Punkte man ſtufenweiſe und allmählig nach Vertilgung des Dämonglaubens fortſchreiten ſollte. Aber ihm gelang ſein Werk nicht; mit ſich ſelbſt Rechnung haltend, muß er

bekennen, daß, was er spielte, Schein und Rolle war, daß in seine guten Zwecke sich Stolz und Ueberhebung gemischt. Er gesteht nun, daß unter seinen Zeitgenossen ein Mann war, der all das war, was er schien, der ohne Geheimanstalten, ohne Künste und Blendwerk auf dem geraden Wege zu Stande brachte, was er verfehlte. Das Christenthum enthalte den Keim zu aller der Entwickelung, die Er berechnet habe, mehr bewußtlos. Christus glaubte der zu sein, für den Er sich ausgab; Apollonius glaubte nicht an seine Göttersendung, aber Christus wohl, der keine selbsterfundenen Pläne auszuführen, noch für die Mittel zu sorgen hatte, an denen Apollonius scheiterte. Wir sehen also, daß Wieland sich über die gemeine pragmatische Ansicht erhebt, und daß er durch diesen geschickten Gegensatz die Angriffe des Fragments über den Zweck Jesu und seiner Jünger zu entkräften sucht. Wie sehr er die Geschichte Christi rationalistisch behandelt und dabei wohl selbst an Bahrdt und Konsorten erinnern kann, so hat er doch in seiner planen Weise hier vortreffliche Sachen über die historische Bedeutsamkeit des Christenthums gesagt, und damit die Anregung zu einer Betrachtungsweise gegeben, die vielleicht noch lange nicht kultivirt genug, und bei weitem die fruchtbarste ist, eine Zeit wie die unsere für das Christenthum billig gestimmt zu halten.

Während in den religiösen Ueberzeugungen die Veränderungen vor sich gingen, die wir bisher durchlaufen haben, bereiteten sich ähnliche und größere im Erziehungswesen vor, die von weit eingreifenderen Folgen werden sollten, und die eigentlich allein in der Masse den Stand unserer Kultur so mächtig umgewandelt haben. Die Glaubenskämpfe gingen bei uns vorüber, ohne in die Formen des Lebens einzuwirken; die Kirche blieb unberührt von ihnen: ein Zeichen, daß sie nicht mehr in die organischen Entwickelungen des Nationallebens hineingehörten, daß die Religion aufhören sollte, das herrschende Agens in der Volksbildung abzugeben. Die neuen pädagogischen Doktrinen aber gestalteten die äußere Form, die Schulen, ganz um, sie belebten diese erstarrten Anstalten, die seit der Reformation kaum Einen Anstoß erlitten hatten. Daß die religiösen Neuerungen den Körper der Nation nicht mehr berührten, liegt nicht allein darin, daß die populärsten Männer

jeder Seite, die Lavater und Bahrdt, gerade im Volke keine Wirkung mehr machten, ſondern es iſt beſonders daraus klar, daß, wie wir ſagten, die gewonnene Höhe der Aufklärung nur das Privilegium einer kleinen Ariſtokratie blieb, die ſich deſſelben mäßig, und ohne Aergerniß zu geben, bediente, ja dem äußeren Benehmen nach ſogar darauf zu verzichten ſchien; und daher kam es, daß auch die Reaktion der Romantiker gegen dieſe heidniſche Aufklärerei durchaus nur in dem Kreiſe der Ariſtokratie blieb und die Maſſe des Volks, wie ſehr man dies auch gefürchtet hatte, nicht berührte. Die neuen Erziehungslehren dagegen beurkundeten darin ſogleich ein unweit größeres Intereſſe, das ſie dem Volksganzen einflößten, daß der Urheber dieſer Neuerungen, trotz unweit kleinerer Anlagen, trotz ſeiner ſehr unempfehlenden Perſönlichkeit, trotz ſeinem bald durchſchauten Charlatanismus allen Partheien, den Lavaterianern und Nicolaiten, eine gleiche und große, wenn auch ſchnell vorübergehende Aufmerkſamkeit abnöthigte, daß, als ſeine Perſon fiel, ſein Werk beſtand, und beſtehend ſich veränderte und akkomodirte, und daß die Früchte davon den Geſammtkörper des Volks mit neuer Nahrung durchdrangen. Wenn alles das, was die ſchöne Literatur, angelehnt an die religiöſen Bewegungen, damals hervorbrachte, an die gebildetſte Klaſſe der Nation gerichtet iſt, ſo ſtrebt dagegen Alles, was ſich an die reformirte Erziehung anlehnt, zu den unterſten Klaſſen hin, und ſtimmte Sprache und Stoff zum entſchiedenſten Volkstone herab. Wenn es unter den Aufgeklärten in religiöſer Hinſicht, wie wir zuletzt bei Wieland ſogar gefunden haben, charakteriſtiſch iſt, daß ſie ſich nicht dem gemeinen Rationaliſten anſchloſſen, der mit dem trivialen Menſchenverſtand Alles greifen will, was er begreifen ſoll, der nichts Unſinnliches in der Phantaſie, ſondern nur das für möglich hält, was in die äußeren Sinne fällt, und was ihm ſelbſt einmal in die Sinne gefallen iſt: ſo ſtehen dagegen faſt alle die Männer, die unſer Erziehungsweſen geändert haben, entſchieden auf der Seite der Pragmatiker und jener Aufklärer in Berlin, die einen ſo üblen Namen unter unſerer poetiſchen Ariſtokratie hatten. Für Baſedow nahmen Nicolai und Käſtner, Gedicke und Bieſter Parthei; Reimarus war ſein Lehrer; Ebert und Leſſing achteten auf ihn; Bahrdt und Steinbart, die Berüchtigten, erſcheinen unter den erſten neuen Pädagogen, und Trapp, der ſich Bahrdt's öffentlich

annahm; und überhaupt koncentrirte sich der reinste Ertrag der ganzen Schulreform zuletzt auf Preußen, von wo aus sie mit Personen und Schriften am energischsten unterstützt ward. Ja noch mehr: die ganze Revolution im Erziehungswesen war ganz in der Stille gerade gegen die Kirche und Geistlichkeit, gegen die ausschließende und bevorzugte religiöse Bildung gerichtet, und das ist ihr letzter Sinn, daß sie die Schule dem Einflusse der Geistlichen entriß, daß sie der Nationalerziehung die christlichen Fesseln abnahm, indem sie ihr die Fesseln der pedantischen Gelehrsamkeit, des unfruchtbaren Wissens und des nutzlosen inhumanen Zwangs abzunehmen Miene machte. Will man diese Wirkungen blos pragmatisch nach ihrer nächsten Quelle verfolgen, so kann man sagen, daß sich der geistliche Zelotismus diese Wunde eben so gut selbst geschlagen habe, wie er mit seinen Verfolgungen gegen Bahrdt den heterodoxen Rationalismus hervorgerufen hat.

Mit den Schicksalen nämlich, die diesen konvertirt und von der Orthodoxie abgebracht haben, hat das Leben Joh. Bernhard Basedow's (aus Hamburg **1723—90**) von dieser Seite große Aehnlichkeit, so verschieden die beiden Menschen auch waren. Basedow war im Anfang ein Anhänger von Klopstock und Cramer, wie es schon sein Geburtsort mit sich bringt. Er hatte sich zur Theologie bestimmt, die er zwar frühzeitig aufgab, allein er gerirte sich doch öffentlich gegen die Berliner als ein Partisan des Nordischen Aufsehers, er ließ sich in diesem Blatte von Cramer rühmen, Gellert führte sein erstes Hauptwerk, die praktische Philosophie (**1758**), preisend in seinen moralischen Vorlesungen an, denn dieses dickleibige Buch war noch in der Absicht geschrieben, die Freunde der Philosophie auch zu Freunden des Christenthums zu machen, der Vernunft zu beweisen, daß sie ihr schönstes Licht erst aus der Offenbarung erhalte; und die triviale breite Weisheit darin war noch ganz in dem Style, der Gellert genugthun konnte. Im 30ten Jahre erhielt Basedow einen Ruf an die Ritterakademie zu Soroe auf Seeland als Professor der Beredsamkeit; er erhielt dauernden Beifall, und der Hof trug ihm auf, auch theologische Vorlesungen zu halten. Aber man ärgerte sich hier bald an seinen Sitten, und die orthodoxe und orthodänische Parthei des Grafen Danekiold verklagte ihn eines anstößigen Privatlebens, das sich mit theologischen Vorlesungen nicht vertrage. Basedow zeigt besser

als Einer, wie man innerhalb der Klopſtock'ſchen Schule von der Sicherheit des rechten Beſtrebens zur Freiheit des genialen Lebens überglitt und bis zum Cynismus des Studentenlebens herabſank. Er kann als einer unſerer vagirenden Originalcharaktere, unſerer Projektmacher und Charlatane ganz füglich genannt werden. Aus niederm Stande erwachſen, war er frühe ſeinem Vater entlaufen und Lakai geworden; wie in dieſem Zuge, ſo zeigte es ſich auch in ſeinem ſpäteren Leben, daß er häuslichen Sinn und Gemüth nicht beſaß. Auf der Schule ſog er ſchon ſeinen Haß gegen allen Zwang und Methode ein; er verachtete alles Syſtemwerk in dem Sinne der neuen Genies, ſtudirte tumultuariſch und in dem univerſellen Abſehen, ſich für jedes Amt und Geſchäft zu bilden, und ſchon auf der Schule in Hamburg ſpielte er den Polyhiſtor. Ein Naturkind ohne Ausbildung, machte er die Unbeſtändigkeit des Betragens zum Syſteme, und nannte es Lappalien, ſich in den Ton der Welt und ihre Konventionen zu fügen. Bei kurzem Umgange, wie man ihn, den ewig Reiſenden, nur zu ſehen gewohnt war, ergötzte ſeine gravitätiſche Drolligkeit und ſeine Schwänke, die er ausführte und erzählte, und das Leben eines freien Muſenſohns bei Spiel, Tabak und Trunk, das er in ſeinem Leben feſthielt; wie er dann von dieſen Extremen launiger Ueberſpannung in das Gegentheil zurückfiel, und mit ſeiner Hypochonderie und Haustyrannei quälte, blieb ſeinen näheren Freunden allein bekannt, von denen keiner bei ihm aushielt. Erſt als man ſein Leben und ſein Wirken im größeren Ganzen überſchlug, ſah man, wie ſehr der Mann, der den Ton der Allmacht anſtimmte, mit Ohnmacht wechſelte, aus Trotz und Ungeſtüm in Verzagen, aus Rechthaberei in Zweifel, aus der ſcheinbaren Kraft des Polterers in Unbeſtändigkeit fiel, und eben einen ſolchen enttäuſchenden Eindruck machten ſeine Schriften, ſobald man auf ſie achtſamer ward. Vergebens verſteckte er ſeine Oberflächlichkeit hinter ſeine blöden Augen, als man es überſah, wie er in ſeinen zahlloſen Schreibereien mit der größten Unverſchämtheit ſich ſelber und ſeine nothdürftige Weisheit ausſchrieb, und immer wiederholte, aufwärmte, wiederkäute, in unzähligen Refrains variirte, ſo daß man witzig bemerkt hat, man könne den Gehalt ſeiner koloſſalen Schriften in ein Sedezbändchen bringen, nach ſeiner eigenen Lieblingsgrille, daß man das Materielle, aus dem die Erde beſtände, vielleicht in eine Nuß-

schale zusammendrängen könne. Es war wohl nöthig, daß man dem hartnäckigen Publikum die neuen Wahrheiten stets aufs neue einprägte; nur ist es die Art dieser Wunderdoktoren und lauten Cyniker, daß sie unter jeder Bedingung schreien, als ob alle Welt taub sei. Damals übrigens, als Basedow in Soroe lehrte, waren seine Schriften weit entfernt den Eindruck der Trivialität oder der Wiederholung zu machen; in seiner praktischen Philosophie lag der Same noch neu, den er später, verbraucht, immer wieder ausstreute, und seine späteren Feinde hörten damals aus diesem Buche einen Patriarchen und Apostel reden. Als man ihn daher aus Soroe 1762 entfernte, ward er nach Altona, doch ehrenvoll versetzt, wohin damals, wie nach Holland, alle Dissenters ihre Zuflucht nahmen; und als er auch hier verfolgt ward und in kollegialische Mishelligkeiten kam, ward er mit seinem Gehalte quiescirt. So erhielt er nun erst recht Muße für seine schriftstellerische Feder und ward fast mit Gewalt auf sein neues Gebiet gestoßen. Der große Goeze hat auch hier das Verdienst, mit seinen Freunden Ziegra u. A. den Mann gereizt zu haben, dessen Pfiffigkeit vielleicht mehr zu fürchten war als seine Unverschämtheit, der seinen Gegnern zwar im Style der Gelehrten der Reformationszeit mit Prügeln und Pistolen begegnete, aber auch mit feineren Waffen zu begegnen wußte. Basedow bewegte sich in religiöser Beziehung wie ein Indifferentist jener Zeit, dem der Deismus und Naturalismus so lieb und unlieb war wie der Supernaturalismus und die Orthodoxie; er verwarf zu Einer Zeit die positiven Lehren der Dogmatik und ließ nur die natürliche Religion gelten, und dann behauptete er wieder, die letztere habe doch ohne die Offenbarung keine Gewißheit und Sicherheit. Ein solcher Mann wäre von den Orthodoxen leicht zu halten gewesen; aber seitdem man auf der Kanzel das Volk gegen ihn aufhetzte und seine Schriften verbrannt wissen wollte, seit man ihm und seinen Freunden sogar das Abendmahl verweigerte, schrieb er nun gegen Goeze und seine Konsorten, und seine Betrachtungen über Rechtgläubigkeit und Toleranz (1766) gewannen ihm die Berliner, weil sie gegen die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher, gegen das Forterben von bestimmten unverletzlichen Systemen, für allgemeine Religionsduldung in den Staaten sich erhoben. Er näherte sich in seinen biblischen Auszügen den Absichten Bahrdt's in dessen kleiner Bibel, seinen Briefen im

Volkston und ſeinem Plane Jeſu; und auch in der Hauptprobe der Zeiten (1767) und der freimüthigen Dogmatik (1766) legte er freiere Bekenntniſſe und oppoſitionelle Grundſätze nieder, die aber immer außerordentlich eingehüllt waren, eben wie es auch in Bahrdt's Schriften möglich war, das Gefährlichſte für das Unſchädlichſte zu halten. Als Lavater mit ſeinem Glauben an Wundergaben hervortrat, trat ihm Baſedow als Bernhardus Nordalbingius (1770) im Prophetenton entgegen, und rieth ihm, ſein der Wahrheit geheiligtes Anſehen nicht durch ſolche ungeprüfte Meinungen zu gefährden.

Alle dieſe ſeine Neckereien gegen die orthodoxe Parthei hätten dieſer nicht geſchadet; ſie machten ſo wenig Wirkung, wie die Philalethie (1764) und ein ganzer Nachzug von Schriftchen, die er aus dem Inhalte dieſes Buches in den nächſten Jahren herauspreßte, und die ſämmtlich in ihrer abſtrakten Art und ſynthetiſchen Methode, in ihrer Breite und Trivialität beweiſen, wie ſehr ſich Baſedow ſelbſt aus dem maſſigen Schulweſen loszuwickeln hatte, und wie erklärlich ſein Ueberſprung zur Sehnſucht nach einer Erleichterung des Lernens war. Er fiel nun, da es ihm nicht gelang, auf dem theologiſchen Felde Aufſehen zu erregen, auf das pädagogiſche, und dieſer Schritt war von einer Folge, die man ganz unvorhergeſehen nennen müßte, wenn dies nicht gerade in eine Zeit gefallen wäre, die für jede Neuerung plötzlich außerordentlich empfänglich ward, und wenn nicht dieſe neuen Entwürfe ſich breit auf dem Grunde der Sentimentalität und Humanität niedergelaſſen hätten, den jetzt gerade die Nation am fröhlichſten kultivirte. Schon ſehr frühe hatte Baſedow ſeine Gedanken über das Erziehungsweſen. Ehe er nach Soroe kam, war er Hauslehrer im Holſteiniſchen, und dies war ſeine liebenswürdige Periode. Er war damals beſcheiden und ruhig, biegſam und empfänglich, er lehrte ſchon jetzt nach ſeinem ſpäter ausgebildeten Plane, ſpielend, praktiſch, anwendend, vertraut und herablaſſend gegen ſeine Zöglinge, was noch eine ganz ungewohnte Erſcheinung war. Als Magiſter ſchrieb er ſchon 1752 eine Diſſertation: inusitata et optima juventutis erudiendae methodus. Und in der praktiſchen Philoſophie ſprach er ſchon in den Kapiteln von der Erziehung in Sätzen, die Gellert und Aehnliche bedenklich machen konnten, die an Locke und Rouſſeau erinnerten: er will die Kinder

kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen, er will sie früh klug, bald in Geschäfte eingeschossen, in die Schliche des praktischen Lebens eingeweiht haben; die Sprachen sollen redend gelernt, das Gelernte spielend erworben werden. Er versicherte schon damals (1758), daß er oft an die Verbesserung der öffentlichen Schulen gedacht habe. Aber dies blieb Alles liegen und ging in ihm selbst, der unfruchtbaren Stimmung der Zeit gegenüber, verloren. Allein 1768 schrieb er seine Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer, über Schulen und Studien, nebst dem Plane eines Elementarwerks der menschlichen Erkenntniß. Dies fiel in eine Zeit, wo Herder, Wieland u. A. selbständig auf ähnliche Gedanken gerathen waren wie Basedow; Rousseau's Naturdoktrin bemächtigte sich seither der Gemüther, und dieselbe Reform, die unsere Poesie umgestaltet hatte, erwartete die ganze Methode des Lebens und der Bildung der Kinder; in den Jahren 1766, 67 hatten Männer wie Ehlers, Herold u. A. sehr beachtenswerthe Schriften über Schulreform geschrieben, Zeitschriften für Pädagogik (wie das Magazin für Schulen und Erziehung 1767) waren schon gegründet, in denen man die Hoffnung aussprach, daß die Verbesserung der Schulen eine Angelegenheit der Regierungsfürsorge werden möchte. Jetzt kam nach jener ächt deutschen Weise, nach der wir Alles von unten auf uns erwerben sollten, der Wetteifer des Privatmannes hinzu, der die Emancipation der Schule, wenn nicht vom Staate, so doch von der Kirche betrieb, der, wenn er die Schule auch der Sorgfalt des Staates empfahl, sie doch auch dem Privatmann freigegeben wissen wollte. Basedow ließ es an den Künsten der vielgestaltigen Praktik nicht fehlen; allein auch ohne sie wäre er zum Ziele und vielleicht zu einem dauernderen Zwecke gelangt, denn die Zeit kam ihm auffallend willig entgegen. Er ließ seine Gabe spielen, zu spannen, zu würzen, aufzuwiegeln; er begann sogleich vierteljährige Unterhaltungen mit Menschenfreunden herauszugeben, worin er die Briefe mittheilte, die über das große Werk besonders mit großen Herren gewechselt wurden, worin er die eingegangenen und versprochenen Summen meldete, und in zudringlicher Weise sich überhaupt des Publikums bemächtigte. Er kündigte das berühmte Elementarwerk an, eine neue Art orbis pictus, und berichtete jedesmal über dessen Fortschritte; 1771 ward er nach Dessau berufen, um dort eine

Muſterſchule anzulegen, und zugleich ein Seminar, in dem die Lehrer für ganz Deutſchland ſollten gebildet werden. Der Enthuſiasmus drang durch alle Theile der Nation, es würde als ein Verrath an der Menſchheit angeſehen worden ſein, an dem neuen Werke zu zweifeln, und vergebens lehnte ſich Schlözer, indem er de la Chalotais' Verſuch über den Kinderunterricht überſetzte, gegen Baſedow auf: die übrige Welt ſchien ihm allein die pädagogiſche Arbeit mit vollem Vertrauen übertragen zu haben. Und jetzt wuchſen Baſedow auch die Flügel ſo, daß er ſich ſeines reformatoriſchen Berufs ganz bewußt ward, und mit Wieland, wenn dieſer auf ſeiner Seite wäre, meinte er, die ganze Welt umkehren zu können. Allein das Vertrauen zu ihm ward bald erſchüttert. Das Werk aber beſtand darum doch, und gedieh nur deſto beſſer, weil es eben Eigenthum des Volks ward. Als das Elementarwerk, zu dem das Publikum **15000** Thaler geſteuert hatte, **1774** erſchien, fand ſich Jedermann getäuſcht. Man verglich es mit Chambers cyclopaedia (London **1728**), mit Alstadii encyclopaedia aus dem **17.** Jahrh., mit dem Schauplatz der Natur und dem Inbegriff menſchlicher Fertigkeiten u. A., und fand es eher zurückgegangen als vorwärts; auch hinderte es nicht, daß ſich bald ähnliche Werke, das ſchütziſche Elementarwerk und Campe's allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens an ſeine Stelle ſetzten. Als daher Baſedow **1775** ſeine Anzeige über das in Deſſau errichtete Philanthropinum machte, und das Publikum einlud, zu dem neugeborenen Kinde Pathenſtelle zu vertreten, d. h. das Pathengeld (für das erſte Jahr bedürfe er **22000** Thaler, wenn Alles geleiſtet werden ſolle) bald einzuſchicken, ſo begnügte ſich das Publikum bis in die unteren Klaſſen herunter, dem Kinde den Namen des Philanthropins, den ihm Baſedow gegeben hatte, reſpektvoll zu laſſen, im übrigen aber die Pathengelder zu ſparen. Die Nothſchüſſe an die Kosmopoliten verhallten, das Projekt zu einem Mädcheninſtitute, zu dem nur **3000** Thaler verlangt wurden, ſcheiterte, Baſedow zerfiel mit allen Lehrern, er zog ſich **1778** ſchon ganz zurück und überließ die Anſtalt an Campe, der ſie ins Kleine zog und den Grund zu einem blühenden Inſtitute legte.

Keineswegs war mit dieſem Rücktritte etwas verloren. Es wich ein unbeſtändiger Mann, und überließ den Platz Anderen, die mit mehr Ausdauer und Kenntniß ſich des Nationalwerkes an-

nahmen. Aus Dessau ging eine Reihe der verdientesten Schulmänner aus, die zum Theil selbst mit Basedow aufs höchste unzufrieden waren, die ihn, wie Mangelsdorf, öffentlich angegriffen, die ihn, wie Bahrdt, Iselin u. A., schnell durchschauten, die ihn, wie Wolke, im Unfrieden verließen, die, wie Gedicke, auf ganz anderen Wegen fortgingen. Aber daß er den großen Impuls gegeben, durften ihm sein Feinde nicht ableugnen, und mit Recht hat ihn der Uebersetzer des Pindar darum besungen und gerühmt. Die genannten Männer und Andere, wie Salzmann, Salis, Trapp, Campe, Funke, W. Gottl. und Rud. Zach. Becker, Schmohl, Mahel, Simon u. A., gingen wie Apostel in alle Gegenden Deutschlands aus und verbreiteten die Philanthropine, oder doch den neuen Schwung, der in den Beruf der Schulmänner gekommen war. Anstalten entstanden und vergingen; einige, wie die bahrdtische in Heidesheim, die wolkische in Petersburg, hatten sehr kurzen Bestand; andere, wie Campe's (nachher Trapp's) bei Hamburg und Salzmann's in Schnepfenthal (im Gothaischen), hatten Ruf und Dauer, und die letztere pflanzte sich bis auf unsere Tage fort. Besonders in der Schweiz zündete der pädagogische Eifer; auch hier dauerte eine Art Rivalität mit Norddeutschland und Hamburg fort. Hier hatten Iselin und Lavater, der Letztere sogar trotz seiner Verstimmung über Basedow's religiöse Ketzereien, die erste Ankündigung des Reformators mit Enthusiasmus ergriffen. Die rousseau'schen Sympathien lagen hier näher, die sentimentale Humanität Iselin's schwärmte für diese Aussichten, in der vielerwähnten helvetischen Gesellschaft von Schinznach konsolidirte sich hier eine ständige Theilnahme. Der Entwurf zu den Ephemeriden der Menschheit ging von dieser Gesellschaft sogleich aus (1771), die die Zwecke der Humanisirung verfolgen sollte; und über diesen Aussichten thaute sogar der Frost der Berliner auf, die in der allgemeinen Bibliothek von einem Orden der Kosmopoliten sprachen, der sich zur Förderung aller dieser edlen Ziele bilden sollte. Der Freiherr von Salis gründete in Marschlinz (in Graubünden) das erste Philanthropin nach dem in Dessau, ein herrischer Weltmann, der, nichts weniger als philanthropinisch, seine Anstalt zu einer Erwerbsquelle machte. Aber ganz in anderem Sinne trat J. H. Pestalozzi (aus Zürich 1746—1827) auf, der an den Ephemeriden gleich mitarbeitete. In seinen theo-

retiſchen Schriften iſt die Schule Rouſſeau's unverkennbar. Sein redlicher Eifer machte in der Schweiz die Erziehungsſache noch populärer als in Deutſchland. Die Arbeit nach der Bildung der Kinder reichte ſich hier mit dem Beſtreben, den Landmann zu bilden, inniger die Hand, als es in Deutſchland trotz vielen gelungenen Verſuchen der Fall ſein konnte. Nach Peſtalozzi's vortrefflichen Volksſchriften bildete ſich in Zürich eine moraliſche Geſellſchaft von jungen Männern, die den Kurzweil der Jugend leitete, den Kindern vorlas und für die anwachſende Jugend ſchrieb. Es iſt bekannt, daß Peſtalozzi die goldene Zeit der Philanthropine in der Schweiz hervorrief; und es iſt auch nicht unſer Geſchäft, hier darauf weiter einzugehen. In dem freien Lande gediehen dieſe Privatanſtalten beſſer, als in Deutſchland, wo herkömmlich die Schule unter der Aufſicht des Staates war. Der Deutſche, in nichts politiſch, war darin politiſcher als irgend ein Staat der neueren Welt, daß er die Bildung ſeiner Jugend einer liberalen Leitung des Staates gern überließ; er, der kein nationales Element hat als ſeine geiſtige Bildung, wollte für deren Gemeinſamkeit Sorge tragen und ihr einen bleibenden Mittelpunkt geben, wie es nur die alten Staaten und die Kirche mit der Schule gehalten hatten. Das Erziehungsweſen nahm daher bei uns eine ganz andere Richtung, als die ihm in den Philanthropinen angewieſen werden ſollte: der Geiſt der Verweichlichung und falſchen Philanthropie, der ſich hier eingeniſtet hatte, ward gedämmt, indem der Staat, wirkſamer als der Privatmann für die Schule thätig, dieſelbe unabhängig von den Einflüſſen ängſtlicher Aeltern ſtellte. Gleich anfangs, während man noch in den proteſtantiſchen Landen wünſchte und ſeufzte, ſchritt man zuerſt in einem katholiſchen zur That, und der Churfürſt Max Friedrich erließ 1776 eine Verordnung für Reformation der Schulen des Hochſtifts Münſter. Und nun folgten ſich Schlag auf Schlag die Schulordnungen von Staatswegen, die Verbeſſerungen der Gymnaſien, und die Einrichtungen von Seminarien. Hier gab Preußen beſonders das denkwürdige Beiſpiel, das im Laufe der Zeit ſo ſchöne Früchte trug. Dort war der Eifer für die Schulreform national! In wie gerechtem Ruhme ſtand damals nicht der Freiherr von Rochow zu Rekahn durch ſeine Volks- und Schulbücher und durch ſeine edle Sorgfalt für die Schule und Erziehung der Kinder auf ſeinen

Gütern! Wie gesund und doch eifrig und warm war das Wirken Gedike's, der in Berlin das Seminarium für gelehrte Schulen leitete und den Schulrath und das Oberschulkollegium organisirte! Zum Glücke kam die Erneuerung der philologischen Wissenschaft diesem Eifer entgegen, so daß die klassische Bildung sich aus eigenen Kräften gegen die realistischen Neuerungen sicher stellte, daß in dem Popularitätsbestreben nicht alle höhere Erziehung Noth zu leiden hatte. Nicht auf dem Wege des freien Privatinstituts, sondern auf dem der Staatsschule, die die Lehrfreiheit im Ganzen nicht viel gedrückt und die Freiheit der Lehrer, die eben so wichtig ist, garantirt hat, hat Deutschland eine solche Verbreitung des Unterrichts, eine solche Allgemeinheit und zugleich Gründlichkeit der Bildung erhalten, daß nun, wie die freien Engländer uns gewöhnlich unsere freiere religiöse Kultur beneiden, so die Franzosen unser Schulwesen nachahmungswerth gefunden haben, und daß derjenige, der ohne Schwarzsichtigkeit und Morosität in den menschlichen Dingen nicht das Ideal, sondern das Wirkliche, und unter Menschen Mögliche im Auge hat, gestehen wird, es sei in ausgedehnteren Volksmassen niemals ein ähnlicher Zustand gewesen.

Was Basedow's Impulse angeht, so hat er (und dies ist sein großes, fast nie beachtetes Verdienst) die Emancipation der Schule von dem Einflusse der Geistlichen, die zwar schon in der Reformationszeit begründet wurde, realisirt, wie sich so vieles in jenem Zeitalter Begonnene in diesem literarischen vollendete; denn faktisch hatten die Konsistorien und die Geistlichkeit immer die Schulen unter ihrer Obhut gehabt. Ob nun diese Emancipation deutlich in Basedow's Absicht lag, oder ob ihn ein natürlicher Takt dazu dunkel antrieb, und die Stimmung der Zeit ihm entgegenkam, ist zweifelhaft; doch kann man leicht darthun, daß er im letztern Falle die Neigungen des Jahrhunderts wohl begriff und erfaßte. Er kündigte seine Unterhaltungen mit Menschenfreunden als solche an, die sich über moralische und dennoch unkirchliche Verbesserungen der Erziehung und Studien verbreiten sollten; er kehrte überall die weltbürgerliche, die humane Seite seiner Neuerungen heraus, und gewann den geschickten Schein, als ob er durch Umgehung der Kirche und der Geistlichen nur den Zwiespalt der Sekten vermeiden und seine Bestrebungen, außerhalb der Partheien gestellt, jeder annehmlich machen wollte. Durch die massenweise

Anziehung junger Pädagogen gewann er eine Anzahl von Leuten, die, ohne ſich auf andere Fächer zu zerſplittern, ihr ganzes Leben dem Lehrfache widmen wollten. Dies zu unterhalten, betrieb er die Begründung von Seminarien; ſo wurden die Theologen aus der Schule weggeſchoben. Was ihnen damit entging, wurde im Ganzen faſt gar nicht bemerkt; der weltliche Schulmann Baſedow ſtellte ſich als Gegenfüßler Hermann Franke's auf, ohne daß man ſich den enthuſiaſtiſchen Eroberungen der Humanität im Namen der Chriſtianität widerſetzt hätte. Im Einzelnen zwar lehrt die Geſchichte des heidesheimer Inſtituts wohl, wie die Geiſtlichen merkten, worauf es abgeſehen war; auch kann man aus der Hauptbiographie Baſedow's [65]) hinlänglich ſehen, wie bitter man in dieſem Stande gegen die Erfolge ſeiner Reform geſinnt war; es findet ſich darin unter Anderem auch die Mittheilung eines Geiſtlichen, nach der Baſedow geäußert haben ſoll, ſein Inſtitut ſei nicht Zweck, ſondern Mittel geweſen, eine Vereinigung zu ſtiften, die vom Kirchenthum unabhängig wäre. Was konnten die Geiſtlichen aber hier von einer Oppoſition hoffen, da man es mit den Regierungen zugleich hätte aufnehmen müſſen? Baſedow drang auf Errichtung von Schulkabinetten und Kultusminiſterien, er trennte dadurch die Schule von dem Geſchäftskreis der Konſiſtorien ab, und untergab die Lehrer als Männer eines eigenen Faches des Staats unmittelbarer Aufſicht. Aber eben dadurch erhielt die Philologie eine neue Kraft; die Schulmänner, deren Subſiſtenz nun beſſer garantirt war, konnten nach einem wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt der Pädagogik ſuchen, und dieſer konnte nicht in Pſychologie und Anthropologie, nicht in Religion und Philoſophie ſo ſicher liegen, als in der Kenntniß jener Zeiten, wo die Welt das Kindheitsalter der Menſchheit durchlebte und jene Schriften ewiger Jugend hinterließ, die allein für den einzelnen Menſchen wieder die natürliche Schule ſeiner Kindheit abgeben. Hier hätte Baſedow, wenn er das Heft in der Hand behalten hätte, übel gewirkt. Sein ganzes Beſtreben ging auf eine Popularität der Methode hinaus, die zuletzt die Popularität der Materie mit ſich gebracht, und die Elemente, die wir für eine rein menſchliche Bildung

65) Von J. Chr. Meier, Rektor in Verden, ein ſchlechtes, ſehr vorſichtig zu gebrauchendes Buch.

nöthig halten, entfernt haben würde zu Gunsten einer realistischen Einschulung des Menschen für das Leben und den speciellen Beruf. Wenn auch die wissenschaftliche Philologie in unseren Gelehrtenschulen in ihrem Interesse zu weit ging, so muß man bedenken, daß damals, wo die Industrie ganz bei uns niederlag und die allgemeine Bildung das Hauptgeschäft der Nation war, diese Wendung eben so natürlich war, als man voraussehen konnte, daß eine industriellere Zeit, wie die unsere, sich — wie es denn geschehen ist — entsprechende Schulformen neben den Gymnasien schaffen würde. Damals würde eine solche Richtung voreilig und widersinnig gewesen sein; sie lag aber ganz in den rousseau'schen Theorien begründet, und der allgemeine Ruf war damals: man solle Emile ziehen, und auf dem kürzesten Wege; besonders Examinationscharlatanerie und Wundererfolge des Unterrichts drohten trotz allem Geschrei von Erleichterung des Lernens eine Treibhausmethode allgemein zu machen, wie sie leider jetzt selbst auf unseren Staatsschulen eingerissen ist. Die Einsichtigen wehrten sich daher damals gegen dieses Wesen. „Mir kommt Alles schrecklich vor, schrieb Herder über das Philanthropin in Dessau; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über der Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arkanum Basedow's liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." Jacobi wollte den aufgeblasenen Quacksalber an den Beinen aufgehängt wissen, der uns das Einzige wegplaudern wollte, was wir noch hätten, die Wissenschaft und jene ihre Quelle, die uns noch ein bischen Menschenverstand und Gefühl erhält: Philologie und Alterthum. Schlosser schrieb gegen die neuen pädagogischen Idealisten: ihm genügten bescheidnere Anstalten und Zwecke, die auf den passenden Grad des Guten berechnet wären; er machte auf die große Kluft aufmerksam, die in einer so praktischen Sache die Theorie von der Praxis trennt, und wie die Menschen, die das Was so hoch spannen, beim Wie gewöhnlich am tiefsten sinken. Er tadelte jene pompösen Ankündigungen, nach denen man Emile, starke Menschen, ziehen wollte, indem man doch jede Anstrengung scheute und nicht wagte, die Schüler länger als eine halbe Stunde mit Einem Gegenstande zu beschäftigen. Er meinte

eher aus einem Waiſenhausſchüler einen brauchbaren Menſchen machen zu können, da ſich die Barbarei abſchneiden laſſe, als aus einem philanthropiſchen Jungen einen arbeitſamen, ausdauernden Geſchäftsmann. Er lachte über das eitle Geprahl mit der ſokratiſchen Methode, da er ſich überzeugte, man verſtehe darunter nichts als eine leere Fragmethode. Sokrates, warf er ein, lehrte bei Gelegenheit; wie kann man dieſe immer auf der Schule für die vielen Gegenſtände in Bereitſchaft haben? er lehrte Denken und Thun, aber nicht Wiſſen, was auf der Schule ein Hauptzweck iſt.

Wenn ſich ſchon an die religiöſen und theologiſchen Bewegungen in unſerer ſchönen Literatur eine Reihe von Werken anſchloß, ſo noch viel mehr an dieſe pädagogiſchen. Hier ſollte es wieder offenbar werden, welchen Hang unſere Literatur von jeher hatte, ſich ins Populare auszudehnen, ſich gemein zu machen und dadurch gemein zu werden; es ſollte ſich zeigen, wie unermeßlich bei uns die Zahl der Mittelmäßigkeiten iſt, die nur auf eine Gelegenheit lauern, ſich hervorthun zu dürfen unter irgend einer Maske der Gemeinnützigkeit oder ſonſt, die ihnen zugleich ein Schild und eine Decke für ihre Seichtigkeit wäre. Eine ganze Bibliothek, eine ganze Literaturgeſchichte voll ſchöngeiſtiger und auch theoretiſcher Werke für und über die Kinder, die Schule und das Volk ließe ſich zuſammenbringen, unter denen aber nur ganz einzelne und wenige einer ernſten Beachtung werth ſind. Sobald das philanthropiſche Inſtitut in Deſſau im Gang war, begann dieſe Kalamität über Deutſchland hereinzubrechen. Schon vorher hatte Schloſſer mit ſeinem Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk (1771) einen Anſtoß zur volksfreundlichen Schriftſtellerei gegeben, die mit der kinderfreundlichen ganz Hand in Hand ging. Mit ihm begegnete ſich Rochow in gleicher Geſinnung, Abſicht und Lehrart: ſein Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (1772) dehnte ſich vom Sittlichen, auf dem Schloſſer verweilte, auch aufs Praktiſche aus. Das Erſte iſt hier verhältnißmäßig das Beſte; wie abſtrakt und ſchulmäßig in dieſem und andern Volks- und Schulbüchern von Rochow und Reſewitz noch Vieles iſt, ſo iſt doch von vielem Spätern, wenn man die Standpunkte der Zeiten in Anſchlag bringt, kaum etwas den Schriftchen dieſer Männer nur gleich zu ſchätzen. Jetzt brach die große Fluth

populärer Bildungsschriften herein; in wenigen Jahren wimmelte Alles von Wochenschriften, Zeitungen, praktischen Unterweisungsbüchern und menschenfreundlichen Geschenken an das Volk und die Kinder. Die Aufklärung des Landmannes ward nicht allein in der Schweiz ein Ehrengeschäft; auch in Deutschland nahm sich R. Zach. Becker ihrer besonders an; er kündigte in einem Versuche (1785), wie Basedow ehemals, sein berühmtes Noth- und Hülfsbüchlein, sein Elementarwerk für den Bauer, an, er posaunte die Ermunterung hoher Personen aus, er legte, ganz wie Basedow, dieselbe Wichtigkeit in sein Geschäft, und meinte, der Schriftsteller müsse mit einer Schandstrafe belegt werden, der es nur bezweifeln wollte, ob Vernunft auch für den Bauer besser sei als Unvernunft; es glückte ihm, sich mit diesem einzigen Büchlein ein artiges Vermögen zu erwerben! Kaum war 1776 Rochow's Kinderfreund erschienen, so kam Weiße's Wochenschrift unter demselben Titel zu Tage, die Großmutter von vielen pretiösen und affektirten Enkelinnen; zwischen diesen Geschlechtern lag der Briefwechsel des Kinderfreundes (1783—92) in der Mitte. Soll man den Bildungstrieb dieser Nation bewundern, die diese Dinge alle als Evangelien verschlang, oder soll man die Genügsamkeit verhöhnen, die sich an diesen kindischen und unsäglich läppischen Produkten kindisch freuen konnte? Es regnete nun Kinderbücher, Kinderreisen, Kinderschauspiele (die ersten wohl von August Rock 1776), Kinderromane, Kindermährchen, Kinderzeitschriften und Bibliotheken — Alles für die großen Kinder noch weit wichtiger, als für die kleinen. Lichtenberg's Jammer war es, daß man darüber die Männer vergaß; er wollte im Ernst gehört haben, Jemand schreibe eine Hebammenkunst für Kinder: die Zeit ist reif, rief er, für die Geißel eines Juvenal! Und ähnlich zürnte Merck über die Kalteschale unserer Literatur, die in den Kinderschriften angerichtet werde: schon spielten da die Mädchen mit ihren Herzen wie mit Schwefelhölzchen. Man hebe das Beste aus jener ganzen ungeheuern Masse aus, was im Besitz der Nation geblieben ist, und man wird erstaunen, zu finden, daß selbst dies Beste nur durch seine Materie sich erhalten hat, daß nur die treffliche Wahl gerühmt zu werden verdient, nicht so die Behandlung. Oder was glaubt man, das sonst die Erzählungen aus der alten Welt von Karl Fr. Becker, und den Robinson von Campe (1779) und seine Entdeckung von Amerika (1781) erhielte, als

der Stoff? Und mit welcher Heiligkeit wurden dieſe Sachen traktirt! J. H. Campe (aus dem Braunſchweigiſchen 1746—1818) ſtand als ein Licht unter den Pädagogen jener Zeit und iſt in Vieler Andenken als ein Stern ſtehen geblieben. Seine Bearbeitung des Robinſon erſchien im Wettſtreite mit Wezel, der dem alten engliſchen Texte von Defoe treuer blieb; wer noch an das veraltete breite Original damals mehr gewöhnt war, wollte den neuen trotz ſeiner Akkomodation und Eleganz gar nicht leſen. Campe wollte mit dieſem Buche der herrſchenden Seuche der Empfindſamkeit entgegentreten, ſcheinbar aus einem männlichen Geſchmacke, und doch hat man mit Recht beklagt, daß er in ſeinem Cook allen Charakter verſchwemmt habe; ja, was die eingeſtreuten läppiſchen Geſpräche angeht, ſo erweiſt ſich jeder kräftige Junge klüger als der berühmte Erzähler, und überſchlägt die langweiligen und ſaftloſen Exkurſe. Wo Campe vollends dieſe Stoffe verläßt und nur ſeinen Reiſebeſchreibungen (1785) die Erzählung einer Reiſe des Herausgebers von Trittow nach Wismar und Schwerin beifügt, da ſinkt er plötzlich zu Salzmann und Konſorten herab. Welch ein Werk iſt Salzmann's Karl von Karlsberg (1783), das geduldige, tolerante, unendlich breite, triviale und deklamirende Seitenſtück zum Fauſtin oder Belphegor, das alles Elend gutmüthig aufzählt, was bei aller Aufklärung noch die Welt überdecke! Und doch hatte dies Buch ein ungeheueres Publikum durch ſeinen populären Styl, und der Verfaſſer ward flehentlich um die Fortſetzung gebeten, und mit mit ſehr bedeutendem Honorare ermuthigt. Muß man nicht erſtaunen, fragt Forſter, daß es in Deutſchland noch Menſchen gibt, wo ſolche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume und Aehnliche die Erzieher ſind? Und dieſer wußte noch lange nicht, wohin es die Loſſius, die Meynier und alle die fruchtbaren Schmierer bringen würden, die alljährlich ihre Oſtereier legen und ihre Chriſtbäume putzen! Unter dieſem Schwall ſeichter und durch Entnervung ſittenverderblicher Bücher ſteht ein Buch wie Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud (1781) einzig da in ſeiner Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke ſeinen Geſichtskreis entlehnt, und ſeine Denk- und Handlungsweiſe und die Freuden des häuslichen Heerdes ſchildert, um es an ſich ſelbſt und innerhalb ſeiner Sphäre fortzubilden. Und ſelbſt ein ſolcher Mann durfte nicht auf dieſem Wege allzu lange beharren: in ſeinem Chriſtoph und

Else (1782) fällt er schon zu einem raisonnirenden Kommentare des vorigen Werkes herab.

Leicht ließe sich außer diesen zunächst für die Jugend berechneten Schriften noch eine Reihe von andern pädagogischen Romanen, theils didaktischen, theils satirischen Inhalts, anführen, die mehr für die Erwachsenen bestimmt waren. Salzmann, Heusinger, Thieme, Fröbing, Niemeyer und wie viele Andere haben solche Werke geschrieben, deren Belehrungen nicht so ausschließlich für die Kinderwelt gemeint waren; Andere, wie Schummel in seinem Spitzbart (ein Autor, den wir in der Reihe der Humoristen im Range von Knigge und Aehnlichen hätten nennen können), griffen satirisch die neuen Schulidealisten an. Aber auch diese Werke sind so unbedeutend, wie alles Frühere, was wir in dieser Art erwähnen konnten. Nicolai durfte nicht fehlen bei dieser Gelegenheit. In den raisonnirenden Theilen seines dicken Mannes (1794) bespricht er Schulen- und Universitätswesen, er läßt Basedow's Anregungen Gerechtigkeit widerfahren, ohne seine Aufschneidereien zu loben. Sein Held wird in einem Philanthropin erzogen, und die Frucht ist ein Mensch, der denken und raisonniren lernt, einen Geniehieb hat, sich nichts übel nimmt, sich nirgends nach der Welt richtet, alle schönen Mädchen verfolgt, aber nichts lernt, der nach der Natur zu leben glaubt, wenn er seinem Dünkel folgt. Es wird am Ende wieder ein pikarischer Roman, ohne viel psychologischen Halt; die Satire fällt auch im Verlaufe von der Pädagogie auf die Philosophie herüber und bereitet schon des Verfassers Sempronius Gundibert (1798) vor, in dem es über die Systeme von Kant, Fichte und Schelling hergeht. Wenn Nicolai auch alles Talent und alles Recht auf seiner Seite gehabt hätte, so wäre es doch natürlich, daß man sich endlich nur über die Häufigkeit seiner Ausfälle und Angriffe und seine Einmischungen in alle möglichen Dinge erbost hätte. Nun hatte er es mit Göthe und Lavater, mit Jacobi und Hamann, mit Wieland und Jung, mit Schiller und Zimmermann, mit Bürger und Blumauer, von Klopstock's bis zu Schlegel's Schule (in den Briefen der Adelheid) mit Allen verdorben; Theologie und Geschichte, Natur und Genie, Kritik und Dichtung, die Poesie der Imagination wie Klopstock's, und des Humors wie Hippel's, Alles war ihm nicht recht, und nun mußte auch noch die Spekulation dran. Kein Wunder, daß Göthe

ihn ſo verfolgte und ihn im Fauſt als Proktophantasmiſten dem Spotte preisgab, daß die Xenien ihn nachher mit allen Mittelmäßigen ſo mishandelten, daß ſelbſt Schiller, der ſelten polemiſirte, in dem Aufſatze über naive Dichtung einen groben Ausfall auf ihn machte[66]), daß Kant (über die Buchmacherei) ihn unglimpflich angriff, und Fichte, alle Würde des Philoſophen vergeſſend, beklagte, daß man ihn für die Polemik gegen ſeine Philoſophie nicht aufgehängt habe. In der That, wenn Nicolai für Alles geſchaffen war, ſo war er es gewiß nicht für ein Urtheil im Felde der Philoſophie, für deren eigenthümliche Vorzüge er auch nicht im im geringſten eine Spur von Sinn zeigt. Und vollends, wo er in äſthetiſchen Formen ſich darüber auslaſſen will. Es iſt keine Frage, daß es eine ſchöne Aufgabe für einen Mann von ſatiriſcher Gabe geweſen wäre, die Anmaßungen der philoſophiſchen Schulen gegen das praktiſche Lebensſyſtem eines welterfahrenen Menſchen überzuſtellen, die Ecken des ſchroffen Syſtems mit den mannichfaltigen Nuancen und Rundungen des Lebens durch Steigerungen ſeiner Konſequenzen in Kolliſion und Kontraſt zu bringen, die ſtoiſche, allein moraliſch machende Tugendlehre Kant's aus dem freundlichen Humor eines Möſer zu beleuchten, der die Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen treueſte Freunde, der Tugend größte Förderer nannte, die Kant aus dem vernünftigen Menſchen ganz verbannt wiſſen wollte. Aber wenn es denn ſo plump geſchieht, wie hier der gute Leinweber Gundibert mit ſeinen reinen Vernunftſätzen an den Weltverkehr überall anſtößt, in dem nichts nothwendig und Alles bedingt iſt, bis er zuletzt getäuſcht von den Eitelkeiten der Philoſophie zur Leinweberei zurückkehrt, da verliert ſich natürlich ſelbſt der Reiz, den ein ſolches Thema an und für ſich ſchon

66) „Molière als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben, oder wegfallen ſollte; aber ich wollte nicht rathen, daß mit den klopſtock'ſchen Oden u. ſ. f. eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die molière'ſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie und Kunſt u. dgl., nur wie billig auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt."

entgegenbringt, und man würde dann noch lieber zu der satirischen Allegorie im Sahir von Klinger greifen, in dem der kategorische Imperativ personificirt und verspottet ist. Man begreift übrigens leicht, wie sich die Philosophie am wenigsten eignete, eine Anlehnung für schöngeistige Werke entgegenzubringen, in der Art, wie wir es bei Theologie und Pädagogik gefunden haben. Die satirische Auffassung würde sich immer nur an einen kleinen aristokratischen Kreis haben wenden können, wie denn schon Gundibert nicht im entferntesten mehr das Publikum fand wie Sebaldus; die didaktische aber wird hier am ersten in Versuchung kommen, die ästhetische Form nur als allereinfachsten Rahmen zu gebrauchen, wie es in allen Werken solcher Art von Allwill und Woldemar an bis zum Julius und Evagoras u. A. geschehen ist. Aehnlich ist es mit den Romanen, die sich an die Geschichte anlehnen. Hier dominirt das Faktische und Wirkliche leicht so sehr, daß man vor Geschichte die Poesie nicht findet. Bei diesen beiden Fächern ändern wir daher unsern Weg. Wir versparen uns den Seitenblick auf die Veränderungen, die hier vorgingen, auf eine Stelle, wo wir die mittelbaren Einflüsse von dort auf unsere größten Dichter anführen können, nicht wo wir, wie bisher, die unmittelbaren Influenzen der Wissenschaften und Lebenszustände auf die mittelmäßigen Schreiber angaben.

Wenn der philosophischen Romane überhaupt sehr wenige waren, so hatten dagegen die Geschichtsromane eine eigentliche Epoche, die mit der pädagogischen nicht allein zusammenfällt, sondern auch zusammenhängt. Als die Wissenschaft der Geschichte hergestellt wurde, so galt es, dem großen Haufen die reizenden Punkte derselben in einer popularen Manier beizubringen: man akkomodirte sich auch hier den Bedürfnissen des alten Kindes Publikum, indem man sich zu seiner Schwäche herabließ. Jede Dichtung, die sich fortwährend an Gelegenheiten übt, wird handwerksmäßig werden; übt sie sich gar an permanenten, stehenden Gelegenheiten, wie man von aller Beschäftigung unserer Romanschreiber mit pädagogischen Lesebüchern und Geschichtstoffen wohl sagen kann, so wird sie dies nur desto verächtlicher und werthloser machen. Wenn die Poesie in der Geschichte ihre Materien sucht, um sie mit freier Selbständigkeit zu behandeln, so wird sie nur Vortheile von diesem Bunde ziehen; sobald sie ihre Dürftigkeit damit maskiren

will, wird sie ihre Blöße desto augenfälliger machen. Es war eines der bedenklichsten Symptome unserer poetischen Kultur, als man seit Götz von Berlichingen immer mehr und mehr historische Momente in Roman und Schauspiel hervorsuchte, und mit dem geschickt getroffenen historischen Kolorit meinte eine poetische Wirkung hervorgebracht zu haben, indem man ein Surrogat für die Sache nahm. Diese Gattung mußte mit der romantischen Zeit, die sich ganz dieser Farbenkunst hingab, ganz den Formen und Tönen oblag und um den Gehalt sorgloser ward, ihre Höhe erreichen; sie nimmt überhaupt die eigene Stellung ein, daß sie sich in dem Maße verfeinerte und vervollommnete und an Geltung gewann, als die eigentliche Poesie verfiel und ausging. Damals, als unsere Dichtung nach ihrer Höhe strebte, gingen diese Romane von den kreditlosesten Anfängen aus, denen man eine so breite Entwickelung kaum versprochen hätte. Haller's Usong (**1771**), den man als den Ausgangspunkt anführen kann, lehnt sich mit seiner politischen Moral und Gelehrsamkeit, als eine Helden- und Staatsaktion mit ritterhaften Abenteuern und Schlachten, in der Sprache unserer alten Tragödie vor und um Gottsched's Zeit, noch ganz direkt an die alten Romane des **17**ten Jahrhunderts an. Sein Alfred (**1773**), der den Zweck hat, der gemäßigten Monarchie, wie sein Fabius und Cato (**1774**) der Aristokratie, eine Lobrede zu halten, ist kaum mehr ein Roman zu nennen. Wenn hier, wie in Wieland's ähnlichen Werken, die Doktrin Hauptabsicht ist, und die Cyropädie als Muster vorsteht, so ist dagegen in den hieher einschlägigen Werken von Meißner die Erzählung der Sachen und die bloße Geschichte die Hauptsache, weniger das Kolorit, das eine farblose Ueberlieferung der Geschichte kompletiren soll. Meißner's Alcibiades (**1781**) erinnert in seinem freieren Bau und in seinen freiern Sitten an Wieland's Vorbild, und eröffnet die selbstgefälligen und unsäglich hohlen historischen Erzählungen dieses Vielschreibers, die sich, noch ganz wie die Sachen des **17**ten Jahrh., in Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten abtheilen lassen, je nachdem (wie im Alcibiades und der Bianca Capello) die Erdichtung, oder (wie im Epaminondas, Cäsar, Spartacus, Masaniello u. A.) die Geschichte vorherrscht. Auf seinem Wege ging J. A. Feßler, der **1790** mit dem Marc Aurel seine Reihe von historischen Romanen begann. Eine andere Klasse bilden jene Nachfolger des Götz von Berlichingen.

Sie strotzen von affektirter Kraftsprache, von frappanten Wendungen und Schlagsätzen, von shakspearischem Witz und Derbheit, und halten meist die Form dialogischer Scenen fest: so H. Schmieder in dem Erdbeben von Messina (1786) und in dem schwachen König (Heinrich IV. von Kastilien), in welchem Letztern übrigens die geniale Sprache nachläßt; so Fr. Chr. Schlenkert in dem Friedrich mit der gebissenen Wange (1784), und was dem Alles folgte; so K. Gottl. Cramer, der auch von Persönlichkeit ein grober, derber Deutschthümler war, in jenen verwilderten Ausgeburten eines rohen Geschmacks, dem deutschen Alcibiades, dem Hasper a Spada und Adolf von Dassel, die den Knaben in seinen Tölpel- und Raufjahren so leicht in Begeisterung setzen. In diesem Ton ging es bei Lafontaine (Scenen; Rud. von Werdenberg u. A.) eine Zeitlang und bei G. H. Heinse aus Gera fort; und man kann nicht einmal sagen, daß bei den mehreren dieser herausgesprudelten Sachen nur eine gewisse Kenntniß des Mittelalters herrsche, oder ein Ton der Zeit anders als in fratzenhafter Uebertreibung getroffen wäre. Sobald sich die Schriften dieser Verfasser vollends aus der Ritterzeit entfernen, wie Cramer's Schleicher und Ysop, verbinden sie aufs widerlichste die Rohheit dieser Rittermanier mit den frivolen Darstellungen der neuen Genialitätsmoral und den Schlüpfrigkeiten Wieland's und Meißner's. Etwas mehr von dem ritterlichen Anstrich, wie ihn nachher Fouqué und die Romantiker suchten, die sich übrigens ganz aus dieser Schule herausbildeten, hatte Veit Weber (Leonhard Wächter) in seinen Sagen der Vorzeit (1787—98) und Benedikte Neubert, die seit ihrem Eginhard und Emma (1785) eine lange Reihe historischer Romane, meist mittelalterigen Stoffs, geschrieben hat; die Bibliothek der Romane, die die alten Rittergeschichten im Gedächtniß auffrischte, konnte übrigens, selbst mit den Originalen vor sich, den Ton für die alten Stoffe noch nicht so finden, wie es der späteren romantischen Zeit gelang. Der frische Produktionstrieb nach den Empfindungen und dem Style der Zeit wog zu sehr vor. Dies kann man bei Vulpius am besten sehen, der, an der Romanbibliothek thätig, sich ganz in die alten Rittergeschichten hineinstudirte, aber nicht mit seinem Kalloander und Gabrino, sondern mit seinem Rinaldo Wirkung machte, der sich würdig an die obige Reihe anschließt. Es gehört in eine andere Zeit schon, wie es endlich besser gelang, die Zeitcharaktere zu individualisiren durch Kompositionen, Charaktere und Färbungen, die nach ernsteren geschichtlichen Studien im Geist der Zeiten gedacht

und entworfen waren, und die ſo das dürre Gerippe der hiſtoriſchen Tradition mit dem runden Fleiſche der Dichtung umgaben. In Deutſchland haben die Produkte dieſer Art von den gekünſtelten und affektirten Romanen von Fouqué an eine regelmäßige Bildung durchgemacht, bis ſie es neuerdings in einzelnen Fällen zu einem naiven Charakter gebracht haben. In dieſer Gattung hat ſich Walther Scott den Namen eines großen Dichters machen können, und iſt als ein ſolcher ſelbſt von Göthe in der Zeit geprieſen worden, da er im Charakter des Dilettantismus Alles, was er nannte, dilettantiſch beurtheilte und lobte, und was er nicht nannte, als Dilettantismus verwarf und verdammte. Am ernſthafteſten und wiſſenſchaftlichſten hat in Deutſchland den Geſchichtsroman Wieland im Ariſtipp (1800) behandelt. Der Mann, der von der Cyropädie ausging, ſchloß billig ſeine erzähleriſche Laufbahn mit dieſem Werke, das ſich neben den Reiſen des jungen Anacharſis aufpflanzt und mit dieſem auf einer gewiſſen Höhe jenes Beſtreben des 17ten bis 18ten Jahrh. darſtellt, alles Wiſſenswürdige aus beſtimmten Fächern und Zeiten zur nähern Anſchaulichkeit zu bringen. Es iſt für Deutſchland charakteriſtiſch, daß ſich Wieland in dieſem koloſſalen Werke zu einem Cicerone nicht in der äußeren, ſondern in der geiſtigen Welt von Athen zu Ariſtipp's Zeiten macht; und für Wieland charakteriſtiſch, daß er noch einmal ſeine Unfähigkeit des breiteren bekundet, ſich in fremde Zeiten zu finden, und andern Leuten andere Philoſophien als ſeine eigenen zu leihen. Die Beurtheilung des Ariſtipp iſt dadurch ſchief, daß ſich Wieland ihm wie allen ſeinen Lieblingen überall untergeſchoben hat; die Beurtheilung des Plato aber, die eine breite Stelle einnimmt, iſt dadurch ſehr unwohlthuend geworden, daß der epikureiſche Wieland, der ihn jetzt mit weit andern Augen betrachtet, als es früher der ſchwärmeriſche Jüngling that, die ſchwachen Seiten des Mannes vorzugsweiſe verhöhnt, während, faſt wie bei Nicolai der neuern Philoſophie gegenüber, kein Organ des Verſtändniſſes für ſeine großen Seiten ſichtbar wird. Auch zeigt das Werk in den vielen Erörterungen kritiſcher philologiſcher Probleme die Verwandtſchaft, die es mit den Zwecken des Attiſchen Muſeums hat, und den Uebergang, den es mit dieſem aus der poetiſchen in eine wiſſenſchaftliche Periode einleitet.

Auf welche Vielgeſchäftigkeit und Ausdehnung unſerer Litera-

tur lassen nicht nur schon die wenigen Fingerzeige auf die wenigen Gattungen schließen, die wir bisher erwähnt haben. Und noch haben wir nicht einmal den ganz gewöhnlichen Unterhaltungsroman genannt! Nachdem die schöne Prosa alle großen Gegenstände des öffentlichen Lebens berührt hatte, so bemächtigte sie sich nun auch im ganzen Umfange aller der kleinen Gegenstände der engern Gesellschaft und des Privatlebens. In diese Gebiete folgt die Geschichte nicht. Sie hat es nur mit dem zu thun, was auf dem öffentlichen Boden der Nationalkultur, zur rechten Zeit gesäet, als erzielte Pflanzung darin aufgeht; das Unkraut, das von selbst dazwischen wuchert, geht sie nicht weiter an, als daß sie aufmerksam darauf macht, wie viel Nahrungssaft es der ächten Saat entziehen mußte. Und wenn auch dies nicht wäre, so haben wir unser Werk von Anfang an darauf angelegt, unsere Dichtung nur bis zu ihrem Höhepunkte zu führen, nicht ihre Ausbreitung und ihren Rückgang zu verfolgen. Es begannen jetzt die Zeiten, wie Wieland sagte, wo „die Langbeine, die Kind und Kindskinde alle Zugänge und Hügelchen des deutschen Parnasses besetzt hielten;" die Urtheilskraft und der Geschmack des Volks ward ganz mit der hereinbrechenden Fluth verschwemmt, und wie im Schauspiel, so im Roman gab man bald der geringsten Hefe und dem geläutertsten Tranke die gleiche Geltung. Ich weiß nicht gleich, wer es sagte, daß bei einer vollkommenen Polizeiordnung keine Romane möglich sein müßten, weil alles Unordentliche, Abenteuerliche, und was die Wirklichkeit und das Gewöhnliche scheut, alsdann aufhören und mithin aller Stoff wegfallen würde; allein unsere Laune und Clauren und Hell, und wie die andern Krähwinkler alle heißen, hätten und haben das Mittel gefunden, aller Polizei zum Trotz auch ohne alle Unordnung und Leidenschaft, ohne Abenteuer und Wunder, und ohne Alles, was nur polizeiwidrig sein kann, ganze Sündfluthen von Romanen zu machen. Ja, wenn man mit chinesischer Strenge verfahren wäre, und mit Kleider-, Fest- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeschrieben hätte: wer weiß nicht, daß auch selbst die Chinesen ihre loyalen Romane haben? Gegen dieses Fluidum also ist kein Damm erfunden, die Manufakturwaare ist zu wohlfeil, sie ist für den Hausbedarf zu nöthig, als daß irgend ein Zoll könnte bestimmt werden, den sie nicht überwände, wenn einmal die geistige Konsumtion zu der Höhe gestiegen und zu der

Verbreitung in der Maſſe gelangt iſt, wie bei uns. Es gilt nur, daß die Produkte ein Paar Jahre, von Meſſe zu Meſſe aushalten, ſo brauchen ſie des Stoffes wenig und gelten für ſo viel feiner und modiſcher. Ein Schriftſteller, der auf ſolchen kurzen Ruhm ausgeht, darf nur, nach Lichtenberg, einiges Moderne leſen und die Geſellſchaften beſuchen; dann gebe ſich, wenn er nur ein Menſch iſt, wie man ihn in die Haushaltung braucht, Alles von ſelbſt. Wie leicht iſt es, etwas Liebe aufzutreiben für eine Novelle, wenn man ſelbſt in den verliebten Jahren ſteht! Wie leicht, eine Zeit und einen Cirkel abzuſchildern, deſſen Geſchöpf und Angehöriger man iſt! Wie viel Anſteckendes liegt nicht allein nur in dem nahen Beiſpiele! Daher war Sachſen, der Sitz unſers Buchhandels, von jeher der Mittelpunkt dieſer platten Unterhaltungsſchreiberei wie des rathloſen Urtheils und des irrenden Geſchmacks. Dort waren gleich unter den Erſten unſerer Romanfabrikanten die meiſten geboren oder domicilirt: Meißner und Salzmann, Thilo und beide Becker, Seidel und Haſe, Schlenkert und G. K. Claudius, Langbein und Jünger, Heuſinger und Brückner, der altenburger Müller und Schilling; und welche Reihe wäre es, wenn wir ſie bis in unſere Tage fortführen wollten! Ganz dieſen epidemiſchen Einwirkungen der Schreibſucht muß man auch die Erſcheinung ſo vieler Literaten in Weimar und Gotha, und das plötzliche Hervortreten unſerer ſchriftſtelleriſchen Frauen zuſchreiben. Ihre Emancipation lag ohnehin in jener Zeit der wilden Aufſchüttelung aller Talente nahe genug. Sie ging aber nicht von den Genialitäten aus; ein Mann wie Hippel mußte dieſe Frage anregen; das Buch der Marie Wolſtoncraft, das die Rettung der Rechte des Weibes in der Art predigte, daß das Weib eben ſo wiſſenſchaftlich und gymnaſtiſch zu den gleichen Geſchäften und Arbeiten wie der Mann erzogen werden ſollte, wurde von Salzmann (1793) überſetzt. Auf jener andern Seite ſtand das Wort Rouſſeau's: Nicht Einem Weibe, aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab. Wie Schade, daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten! ſo daß ſich eine ſehr reiche amazoniſche Gruppe aufſtellen läßt, deren Werke eine ganz artige Bibliothek bilden. Nun vollends haben ſie auch noch ihr eigenes Journal! Wir Männer ſollten ſolche literariſche Kaffeegeſellſchaften gar nicht dulden, ſo wenig wie die unſigürlichen. Die Werke der Poeſie ſind ſo vorzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen;

der Geist der Frauen nährt sich nicht an Wissenschaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus diesen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß schafft; er lebt auch hier dem mühseligen Erwerb, wo das Weib dem Besitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es ist nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüstete Tafel umdecken und umstellen will. Denn was hat uns jene ganze Literatur Dauerndes, was hat sie uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die schönen Formen nachahmen, die Materien mußte sie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das sich in dem Leben selbst die reichen Erfahrungen sammeln wollte, die nur für eine mediokre Schriftstellerin, wenn sie selbständig sein soll, nöthig wären? Für die bescheidenen Ansprüche freilich, die man an die Lektüre des Tages macht, ist auch bald gesorgt, ohne daß man so große Anstrengungen machen dürfte. Wir in dem einförmigen Geleise des Geschäftslebens bedürfen der Erholung, und man darf es am Ende noch als Zeichen der Bildung und eines bessern Sinnes ansehen, wenn wir nach einer geisttödtenden Arbeit uns doch noch nach einer geistigen Erholung umsehen. Wir wollen nicht unbillig sein gegen die Unterhaltungslektüre, deren Nothwendigkeit unwidersprechlich ist; wir können nicht die Mühseligkeiten aus unserem Leben wegbannen, die uns in der Stunde der Ruhe keine Anstrengung gestatten; allein sobald wir, von der Geschichte der eigentlichen Dichtung ausgehend, den jähen Verfall derselben fast vor ihrer Blüthe gewahren, so werden wir uns kaum des Unmuths erwehren, wenn wir auch hier wieder bestätigt sehen, was wir von Uranfang an zu finden meinten, daß das Herabziehen der Literatur in die Masse uns an den höchsten Entwickelungen überall gehindert hat. Wer dies historisch erwägt, der wird zwischen dieser Alltagsliteratur und der höhern Dichtung das Verhältniß finden, wie zwischen Privatleben und öffentlicher Geschichte; und so natürlich es ist, daß der Geschichtschreiber an jenem vorübergeht und es desto mismuthiger betrachtet, je mehr die Behaglichkeiten der Privatexistenz den Geist des öffentlichen Wirkens erstickt haben, so erklärlich ist es auch, daß wir diese Privatpoesien liegen lassen, obwohl sie den Stamm der wahren Dichtung überrankten, daß wir Partie nehmen für das Unsterbliche gegen das Ephemere, wie die Geschichte überall in der Fülle der Dinge zu thun genöthigt war.

Aber auch äſthetiſch betrachtend neigen wir uns zu der Strenge des Urtheils, das Schiller über dieſe Art Literatur und literariſche Erholung zu ſprechen pflegte. Denn darin wird er ewig Recht behalten, was er vortrefflich irgendwo geſagt hat: daß nichts die Empfänglichkeit für das wahre Schöne und das einfache Urtheil in äſthetiſchen Dingen ſo abſtumpft, als der Sprung von anſpannender Arbeit zum erſchlaffenden Genuſſe. „Wer durch abſtraktes Denken, ſagt er, in ſich ſelbſt getheilt, durch Geſchäftsformeln eingeengt iſt, der verlangt nach einem ſinnlichen Stoff, um das Spiel der Denkkräfte einzuſtellen. Er will frei ſein, von einer Laſt, die ſeine Thätigkeit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ſeine Thätigkeit hemmte. Darf man ſich alſo über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen wundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und armen Begriffe, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort aber ſind ſie der Laſt des Denkens auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuſſe des Nichts auf dem weichen Polſter der Platitude pflegen.“ Und ſo urtheilte auch Göthe, als ihn die Wucht der literariſchen Maſſen in den 90er Jahren zu drücken begann, und die Quantität der ſchöngeiſtigen Schriften die Qualität der wenigen ächten Poeſie weit überdeckte. Als ſich daher die beiden großen Dichter näher kamen, manifeſtirte ſich die unerwartete Gleichartigkeit und Harmonie ihres Beſtrebens in nichts ſo ſehr, als in dem Unmuthe über dieſen Zuſtand unſerer Literatur, wo die unmündige Menge nicht in der Blume, ſondern im reichlichen Laubwerk die Blüthe ſuchte, und ihr gemeinſamer Groll ſtrömte in die Xenien aus. Stoß und Gegenſtoß drückte nichts anders aus, als die Begegnung der Mittelmäßigkeit mit der wahren Größe. Es iſt Zeit, daß wir uns wieder nach unſern Lieblingen umſehen, um zu beobachten, wie ſie ſich unter der Ungunſt der Zeiten geberden, wie ſie ſich einzeln durchſchlagen und im rechten Momente zuſammentreffen, um Einer dem Andern Troſt und Stütze zu werden.

XIII.

Schiller und Göthe.

1. Geschichte und Politik. (Göthe.)

Die Regeneration unserer Literatur verbreitete sich, wie wir sahen, über alle Wissenschaften und in alle Zweige. Sie hatte nun die Poesie verändert, und einen gereinigten ästhetischen Sinn geweckt, sie hatte die Theologie ergriffen und neue religiöse Gesinnungen erregt, sie hatte die Schule umgeschaffen und neue Maximen der Erziehung und des natürlicheren Unterrichts ausgebreitet; bald lebte auch die Philosophie auf und erschütterte in gewissen Kreisen die alten Lebenstendenzen und in den Wissenschaften die geistlose Methode der frühern Zeit mit großer Gewalt. Auch in der Geschichtschreibung finden sich die allgemeinen Zeichen einer neuen Belebung wieder, und eine ganz eigenthümliche Fortwirkung auf die lebendige Seite dieser Wissenschaft, die politischen Gesinnungen, läßt sich auch hier wahrnehmen. Nur drang hier vorerst weder das wissenschaftliche Interesse und die allgemeine Theilnahme besonders tief in die Nation ein, noch auch bildete sich ein politisches Urtheil, das den übrigen gewonnenen Einsichten irgend gleichgestanden hätte. Dies lag natürlich darin, daß wir keinen Staat bildeten, keine Politik hatten, kein großes Vaterland kannten, kein öffentliches Leben besaßen, was auf die Gestaltung unserer Geschichtschreibung hätte wirken können; sie wirkte daher auch nicht auf Staat und Leben zurück, sie entstand aus dem Buche, und zog sich mit ihren Resultaten wieder nach den Gelehrten hin, wo sie theoretische Chimären genug ausbrütete, während sie keinen praktischen Sinn in den Männern der Welt und des Staates geweckt hatte. Als daher die französische Revolution ausbrach, ein Ereigniß, das in einem staatssinnigen Volke die Geschichtschreibung hätte zum höchsten Flore treiben können, so ward bei uns die kaum geborene Kunst dadurch eingeschüchtert und unterbrochen, und als der erste Schuß unserer Historiker, die Generation von Müller und Spittler vorüber war, begann mit den

Quellenforschern um Schlosser und Niebuhr herum die Wissenschaft gleichsam wieder von vorn. Im Politischen aber herrschte nicht allein unter den Männern des Buches, sondern auch unter den leitenden Staatsmännern jene Rathlosigkeit, deren schreckliche Folgen das arme Vaterland mit seinem Schaden und seiner Schande tragen mußte, und noch als die Herstellung der deutschen Freiheit erkämpft war, und die Adam Müller und Görres als politische Stimmen gehört wurden und von Politikern wie Gentz erst abgeschüttelt werden mußten, zeigte sich das ungeheuere Misverhältniß zwischen romantischem Enthusiasmus und philosophischem Abstraktionsvermögen, den Eigenschaften, zu denen das nur geistige Leben den Deutschen geschult hatte, und der gesunden angewandten Urtheilskraft über gegebene wirkliche Verhältnisse, die so große und gewaltige Erschütterungen unserer ganzen Existenz kaum bei uns wecken konnten!

Unsere Geschichtschreibung verrieth nicht allein in ihren Zuständen unter dem alten Regime, sondern auch seit den Neuerungen Herder's, daß sie in keiner Weise aus dem Leben selbst und aus naheliegenden politischen Anschauungen und Erfahrungen herauswuchs. Vor den 30er Jahren, wo überhaupt erst das neue Leben die Wissenschaften erreichte, drehte sie sich nur um Sammelwerke herum und begnügte sich mit einer planen Vergleichung der Quellen. Die breiten dokumentarischen Werke der Mascow und Bünau, der Wenck und Sattler, sowie selbst die formeller verarbeiteten jener Männer, die um die baumgarten'sche Allgemeine Weltgeschichte gruppirt sind, konnten kein allgemeineres Interesse fesseln, und den Unmuth, den ein heller Kopf diesen gestalt- und farblosen Arbeiten gegenüber empfinden mußte, sprach Lessing gelegentlich bei Beurtheilung eines Werkes dieses Schlages von Gebauer aus. Einzelne Männer, die als Namen von Bedeutung unter diesen veralteten Historikern hervorsehen, waren zwar den Bewegungen des neuen Lebens in Deutschland und sogar den politischen Zuständen nicht fremd. Wer weiß nicht, wie einflußreich Schlözer geworden ist durch die statistischen Kenntnisse, die er in seinem Briefwechsel verbreitete, durch die Aufdeckung so vieler Misstände und Bedrückungen, die er darin rügte; wie sehr er sich der Freiheit seines Aufenthaltes bediente, um aufs freimüthigste die politischen Reformationsideen auszusprechen, die ohnehin in der Mitte von

Friedrich II. und Joseph zu fassen einmal in Deutschland erlaubt war; und wie sich dagegen auch der Obskurantismus wider seine Staatsanzeigen (seit 1782) rüstete, so daß er sich doch die Odiosa über deutsche Lande und Leute bald verbitten mußte, wenn nicht die Einsender die Gefahr mit ihm theilen wollten. Wer weiß ferner nicht, wie Meiners sich in seinen historischen Untersuchungen von dem Stande der neuen Aufklärung in Deutschland leiten ließ, wie er die Kultur der Völker erforschte, die Natur der Zeiten zu vergleichen, den Gang der Wissenschaften zu verfolgen suchte. Und dennoch, wie sehr fehlte diesen Männern nur die Gabe, den Zeitaltern und der Nationalität ihr Recht zu thun, eine Eigenschaft, ohne die keine Geschichtschreibung denkbar ist. Was konnte das für ein Historiker sein, der die atheniſchen Könige mit Kaziken verglich, die helleniſchen Stämme ein Packvolk nannte wie weiland polniſche Konföderirte, und der die Franzosen für das erste Volk des Universums erklärte? Und wie sollte Meiners zu einem unbefangenen Blicke kommen, der die kaukasischen und mongolischen Stämme wie das gute und böse Princip auseinanderhielt, der von den Vorzügen der europäischen Welt so überzeugt war, wie Schlözer von denen der modernen, und der aus allen fremden Stämmen, wie Schlözer aus den Alten, Karrikaturen machte und ihnen Werth und Geltung absprach! Gegen diese französischen Befangenheiten war derselbe Sturm nöthig, der gegen den gallischen Geschmack in der Poesie ankämpfen mußte, und Herder war der Mann, der in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte, und in dem Schriftchen, das diese voraus ankündigte, diese voltaire'sche Manier der Geschichtbetrachtung brach und eine gewaltige Aussicht auf eine reizendere und geistvollere Behandlung der Geschichte öffnete. Auch in diesem Gebiete stach sein Talent der Auffassung fremden Volksgeistes so sehr hervor! Wie kontrastirten z. B. gegen die französischen und französirenden Urtheile gleich jene Gemälde der chinesischen und indischen Zustände, die so sehr aus deutscher Auffassung entworfen sind, daß in den ganz verschiedenen Werken Schlegel's, Schlosser's und Hegel's dennoch der Gesammteindruck und das allgemeine Urtheil über diese selben Gegenstände mit den Umrissen von Herder nicht in Widerspruch stehen. Wie charakteristisch war es aber wieder, daß die deutsche Geschichtschreibung nicht durch ein historisches Werk, sondern durch ein geschichtphilo-

sophisches reformirt werden sollte! durch ein Werk, das über und über von physikalischen Elementen gefüllt ist und eben so gut als ein reformatorisches Ferment in der deutschen Naturkunde angesehen werden darf; das nicht von den kühnen Betrachtern der moralischen Welt, wie Macchiavelli oder nur Montesquieu, angeregt war, sondern von Buffon und dessen phantasievollen Konstruktionen der Natur; das da, wo es auf eigentlichem historischen Boden anlangte, sogleich aufhört, und, wie es wieder bei Schlegel und Hegel geblieben ist, je weiter es in die neue Zeit rückte, und je mehr es die Entwickelungsgesetze des Staats und einer komplicirten Menschheit darstellen sollte und politischer Einsicht bedürfte, desto dürftiger wird! durch ein Werk endlich, das nicht von einem Historiker von Profession ausging, sondern von einem Theologen! Denn auch dies ist ganz bedeutsam, daß unsere Geschichtschreibung in ihren ersten bessern Leistungen sich gern an die Theologie anschloß. Unter all den älteren stoffartigen Werken hat doch keines Schröckh's Kirchengeschichte übertreffen können. Das erste Geschichtbuch, das sich über den Wust der Materien mit Beibehaltung derselben zu einem pragmatischen Urtheile erhebt, war Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, eines Theologen; sie regte Spittler'n an, der in dem Gebiete der Kirchengeschichte das Erste und mit das Vortrefflichste geleistet hat; selbst Johannes Müller war im Anfang in einer lessingischen Periode, verbündet mit Nicolai, ganz aufs Theologische gerichtet; und später ging Schlosser, ein Theologe, von der Kirchengeschichte zur politischen über. Man sieht wohl, wie nöthig es war, daß wir den religiösen Verhältnissen in Deutschland vorzügliche Achtsamkeit schenkten, weil noch das religiöse Element ein Haupttriebwerk in dem Gange der Civilisation ausmachte, sowie denn von dem ganz im Geiste lebenden Volke auch keine politische Geschichte geschrieben werden könnte, die nicht überall auf die Einwirkungen des Geistes, in den letzten Jahrzehenden der Poesie und Wissenschaften, stoßen würde. So zeigt sich auch darin die ganz literarische Anlehnung unserer Geschichtschreibung, daß jeder bedeutende Mann in diesem Fache sich damals an einen Dichter anhält, die Tendenzen eines poetischen oder doch sonst literarischen Vorgängers in der Geschichte fortsetzt. So ward Joh. v. Müller in seinen wechselnden Launen, in seinen historischen Enthusiasmen ganz ein Kind der Genialitätszeit, und ihn bestimmten

die Einflüsse Herder's; Spittler stand, ihm feindlich, auf der entgegengesetzten Seite des Pragmatismus, und pflanzte Lessing's Geist in das historische Gebiet über; so lehnte sich Heeren an Heyne, und Niebuhr an Voß; Schiller machte den Uebergang zur Geschichte selbst, und ihm entspricht mehr ein praktischer Politiker, W. von Humboldt, sowie Gentz den Romantikern, die übrigens in Woltmann auch ihren Geschichtschreiber haben; nur Göthe fand, wie es natürlich ist, keinen historischen Anhänger, weil seine Unempfänglichkeit für Geschichte und Politik nach dieser Seite hin keinen Anstoß geben konnte. Als in jenen fruchtreichen Jahren unserer Literatur die Geschichtschreiber auftraten, die eigentlich erst den Namen verdienten, weil sie sich der politischen Historie widmeten und in der politischen Atmosphäre der Zeit zu leben begannen, da zeigte sich selbst in ihren Verhältnissen zur Politik auf ganz verschiedene Weise, wie wenig dies selbst bei ihnen ein gewohntes Element war, in dem sie sich behaglich und heimisch gefühlt hätten. Ein patriotisches Werk, das sich Müller's Schweizergeschichte (1786) vergliche, hätte in dem eigentlichen Deutschland nur in engern Bezirken (wie Möser's osnabr. Geschichte) entstehen können, wie es auch nur in der Schweiz popular werden konnte; auch dieses Werk aber schien in jener Manier, wie es minutiöses Material und eine affektirt gehobene Darstellung unversöhnt vereinigt, immer einen Zwang anzudeuten, den uns die Geschichtschreibung noch auflegte. Wie Müller als Geschichtschreiber glänzte, so auch als Politiker; noch der neulich veröffentlichte Briefwechsel verräth es überall, wie man ihn lange Zeit als den Mittelpunkt politischer Weisheit allgemein betrachtet habe. Und doch ist es bekannt, wie zweideutig sein politischer Charakter in den Stürmen der Zeit erschien; es ist bekannt, wie seine politische Einsicht sich über sein Volk und Vaterland täuschte, und wie er, unfähig, die Ereignisse der wirkenden Welt zu ertragen, am gebrochenen Herzen starb, ein Fall, der sich in einem andern Historiker, in Niebuhr, später wiederholte. Wieder anders war es bei Spittler. Ein so entschiedenes humoristisches Talent wird überhaupt selten geboren. Aber die pragmatische Kürze, mit der er die Geschichten von Würtemberg (1783) und Hannover (1786) behandelte, und, von den großen Bewegungen in Frankreich aufgemuntert, nicht eingeschüchtert, die europäischen Staatengeschichten (1793) entwarf, war wieder nicht

geeignet, in weiten Kreisen Theilnahme zu erregen, so werthvoll sie auch dem Kenner ist. Im persönlichen Wirkungskreise als Lehrer muß Spittler mehr als Einer dazu berufen gewesen sein, geschichtlichen und politischen Sinn zu wecken; allein er ward bald diesem Berufe und der Wissenschaft entzogen, er ward in den praktischen Staatsdienst gerufen, und hier hielt er leider auch nicht die Probe. Von Woltmann dürfen wir kaum reden. Er schwang sich in dem anmaßenden Dünkel der romantischen Schule über Alle hinweg, er sah sich wohl schon im Mittelpunkte einer jungen Geschichtschule; und doch war er nur ein historischer Phantast, der die Gegenstände der Wirklichkeit mit idealem Maßstabe richtete, und nur ein ganz abhängiger Geist, der unentschieden bald zu Müller's und Tacitus' Fahne schwur, bald Spittler's meisterhafte Winke paraphrasirte.

Wir zwingen uns in diesem Gebiete um so mehr zur Kürze und blos andeutenden Winken, als es uns hier am meisten verführen könnte weitläufig zu werden. Nur über Schiller's geschichtliche Werke wollen wir einige Bemerkungen noch beifügen, weil sie uns wegen des Mannes sowohl, als wegen ihres Verhältnisses zu seiner Poesie näher liegen. Bei den angegebenen Verhältnissen würde es uns nicht wundern, wenn Schiller des politisch-historischen Interesses so wenig gehabt hätte wie Göthe. Allein in seiner Natur lag, wie wir schon früher andeuteten, der Fortschritt aus der ästhetischen in die historische und philosophische Welt vorgeschrieben; es lag in ihr der Sinn für das große öffentliche Leben vielleicht mehr, als Schiller selbst wußte, mehr, als er in manchem unserer Historiker lag. Ein Zeugniß sind seine dramatischen Werke, die früh und spät nach einem historischen Boden und großen Verhältnissen streben; ein Zeugniß seine Neigungen zu epischen Versuchen, und seine geschichtlichen Sympathien überhaupt, die weit über seine geschriebenen Werke hinausgingen: er trug sich mit dem Gedanken zu einem deutschen Plutarch, und wollte im Alter, wenn die Jugendkräfte des Dichters schwänden, eine Geschichte von Rom schreiben. Die großen politischen Begebenheiten, die er erlebte, weit entfernt, ihn einzuschrecken und zu verwirren wie Göthe'n, steigerten ihn; er hatte Lust, sich in die französischen Verhältnisse einzumischen und eine Vertheidigung des unglücklichen Königs zu schreiben; in seine Dramen strömte der Geist der Zeit, dem Dichter unbewußt, mit belebender Wärme ein, und er warf den

Ereignissen des Tages das Aehnliche aus der Vergangenheit wie einen Spiegel entgegen. Wie wenig er der Meinung war, die Nation blos auf der literarischen Stufe der Kultur zu halten, werden wir unten aus seinen Briefen über ästhetische Erziehung erfahren; und in der That hat auch kein Mann in Deutschland so viel politischen und patriotischen Sinn geweckt wie Er. Wenn diese Züge aus dem ganzen Wesen und Wirken Schiller's nicht deutlich genug reden, dem lassen sich direktere einzelne Aeußerungen anführen, die zugleich seine Achtung vor dem Gebiete der handelnden Welt ausdrücken und die Ursache angeben, warum er dennoch in seinen historischen Schriften darin so wenig heimisch erscheint. Er schrieb an seinen jungen Freund v. Wolzogen nach Paris: Wer Sinn und Lust habe für die große Welt, der müsse sich in diesem weiten Elemente gefallen. „Wie klein, fährt er fort, und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail mit diesem Rückblicke auf das große Ganze zu denken, oder mit philosophischem Geiste zu sehen. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein. Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt!“ Wenn er in dieser Stelle dem Ganzen der Menschheit und der handelnden Welt so nahe zu sein scheint, so entfernt er sich wieder in einer andern davon, die um dieselbe Zeit geschrieben ist, und zieht sich bestimmter und mit entschiedener Achtung nach dem menschlichen Individuum hin. „Ich glaube, schreibt er, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist Menschenwerk (Wie?); der Mensch ist ein Werk der unerreichbar großen Natur! (die aber doch in dem bewußtlosen Thiere die großen Urbilder des Staates auch

geschaffen hat?) Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (Wie!), aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was ist sonst der Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? (und wodurch auf der andern Seite das Individuum erst seiner vollen Kräfte sicher als im Staate?) Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens" (den ihm doch nur die Idee der Naturbildung entgegenbringen konnte, die vor dem erwachten Bewußtsein der Völker ihren Lauf nimmt ohne den Gedanken des Menschen, und nach demselben trotz ihm). Man sieht wohl, wie diese Sätze die Unübung jenes historischen Sinnes so belegen, wie die vorher angeführten den Besitz dieses Sinnes. Man sieht auch, daß sie die Ansicht eines pragmatischen Betrachters der Geschichte verrathen, als welcher auch Schiller in seinen Geschichtswerken erscheint, wenn man durch ihre Reflexionen und das Kleid der Rhetorik auf den Kern durchdringt. Das dramatische Verfahren, das den Menschen einzeln heraushebt, ihn zu seines Glückes und Unglückes Herrn macht, und zu seinen Handlungen die psychologischen Quellen in ihm selbst sucht, war Schiller nicht allein als Dichter versucht auf die Geschichte überzutragen, sondern auch durch so viele Muster in der Geschichtschreibung selbst. Wie er in seinen Dramen einzelne leuchtende Punkte aus der Geschichte der Völker heraushob und in sich ausbildete und gestaltete, so that er in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande (1788) und des 30jährigen Kriegs (1790), die fast nur als ein Zeugniß wichtig sind, wie ernst es Schiller mit den Vorarbeiten für seine Poesie nahm. Weder den sichern Blick in den großen Zusammenhang der Weltbegebenheiten wird man darin entdecken, noch auch das Detail, aus dem man eine geschilderte Zeit erst kennen lernt. So wahr es ist, was W. Humboldt bei Gelegenheit dieser schiller'schen Werke gesagt hat, daß es um den Historiker schlecht bestellt sein möchte, der nichts von poetischen und philosophischen Gaben mitbringt; so ist es doch gewiß eben so mislich um jenen, der mehr von diesen als von eigentlich historischem Talente besitzt. Richtig verstanden, ist es gewiß richtig, daß der Historiker den gesammelten Stoff mit freier Hand erst in sich aufbauen und zur Geschichte construiren müsse; aber wer dabei nicht die äußerste Ehrfurcht vor der Materie, nicht den vollkommensten Sinn für das einzelne Detail, wer nicht die Gabe hat, die aus diesem gefundene Idee wieder

auf eine weite Strecke durch die kleinsten Einzelheiten zurückzuverfolgen, und, wenn er sich auch auf das Nothwendigste beschränkt, nicht überall verräth, daß er sich nicht aus Armuth und gezwungen, sondern trotz der Fülle und freiwillig beschränkt, der muß nothwendig den Zweck und den Vortrag der Geschichte gleich verfehlen. Die Historie hat so gut wie Philosophie und Poesie ihren eignen Styl: sie soll aus einem Reichthum faktischer Anschauungen reden, und wird dann gewiß am spätesten auf jene rhetorische Ausstattung fallen, die das Thatsächliche so nur in Bausch und Bogen behandelt[67]). Der Beifall, den Schiller's historische Schriften lange gefunden haben und zum Theile noch finden, belegt es nur aufs neue, wie urtheilslos das Publikum in solchen Dingen ist. Baggesen meinte, Schiller sei Deutschlands erster, ja vielleicht aller künftigen erster Geschichtschreiber. Sachverständige, wie Niebuhr, haben sich über die Nichtigkeit seiner Geschichten schonungslos ausgesprochen, und wir würden dies Urtheil hier wiederholen, wenn nicht Schiller selbst eben so streng darüber geurtheilt hätte, und wenn es nicht überall eine Pflicht der Gerechtigkeit wäre, treffenden Tadel dort zunächst zu suchen, wo er zugleich ein löbliches Zeugniß der Selbstkenntniß ist. Schiller war zur Geschichte aus innerer Neigung und aus poetischem Bedürfniß gekommen; zum Lehrer und Schriftsteller ward er in diesem Gebiete aus materiellem Bedürfniß, und weil ihn die Professur der Geschichte in Jena (1789) überfiel, wie Göthe'n das Ministerium. Er wußte wohl, daß mancher seiner Zuhörer mehr Geschichte verstehen konnte als er, und daß er die mangelnden Kenntnisse mit rednerischen Künsten versteckte. Er schrieb es selbst, daß er eine schlechte Quelle für den künftigen Geschichtsforscher sein würde, der das Unglück hätte, sich an ihn zu wenden. „Die Geschichte, sagt er, ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Und in diesem Satze ist Alles erschöpft, was man von seinen geschichtlichen Schriften sagen kann.

Das Wohlgefallen an solchen Geschichtswerken wie Schiller's hängt ganz eng mit unserer philosophischen Neigung zusammen, uns in aller Wissenschaft vom Anfang sogleich nach dem Ende zu

67) „Ein guter Kopf wendet desto mehr Kunst an, je weniger Data ihm vorliegen; Er wählt gleichsam, seine Herrschaft zu zeigen, sich aus den vorliegenden Datis wenige Günstlinge aus, die ihm schmeicheln, er versteht die übrigen so zu ordnen, wie sie ihm nicht widersprechen, die feindseligen so zu verwickeln und zu umspinnen u. s. w." Göthe.

ſchwingen, die läſtige Breite des Materials in der Mitte zu überſpringen, uns ſogleich zu den Reſultaten zu erheben. So hatten wir eine Naturphiloſophie vor Naturerkenntniß, und eine Geſchichtsphiloſophie, ehe nur Ein bedeutendes hiſtoriſches Werk da war; ſo hatten wir auch gewiſſe, politiſch-philoſophiſche Maximen in einer Art populärer Verbreitung, ehe im geringſten eine Spur von ſolidem, politiſchem Urtheile exiſtirte. Herder ſteht auch hier wieder mit ſeinen Ideen über die Philoſophie der Geſchichte und mit ſonſt ausgeſprochenen Anſichten als ein Mittelpunkt da, um den wir leicht die intereſſanten Notizen fügen können, die uns einen Blick in die herrſchende politiſch-hiſtoriſche Philoſophie des Zeitalters öffnen, in deren praktiſcher Natur wir ſogleich wieder die Einwirkung der religiöſen, der poetiſchen, der philoſophiſchen Kultur, nirgends die einer praktiſchen Erfahrung finden werden. Ich will über die Philoſophie der Geſchichte und im Beſondern über Herder's Ideen nicht von wiſſenſchaftlicher Seite reden, ſchon weil mich meine Studien wohl natürlich auf dieſen Gegenſtand einmal weitläufiger führen werden, wenn mir Zeit und Leben gegönnt iſt. Nur an dem wollen wir uns hier halten, was aus der wiſſenſchaftlichen Theorie in die geſellſchaftliche tranſpirirte, wie wir es in dem theologiſchen Gebiete gethan haben. Herder hat in verſchiedenen Schriftchen auch außer den Ideen einzelne Fragen, Probleme und integrirende Beſtandtheile einer Geſchichtsphiloſophie mit ſeiner eigenen Witterungsgabe berührt, ohne übrigens zu ihrer Löſung beizutragen. Er wußte es ſelbſt ſo genau und gut, daß unſere Aufmerkſamkeit auf moraliſche Dinge blöder ſei, als auf phyſiſche; wir ſuchen die Geſetze des flüchtigen Schalls und des Lichtes auf, die aber der feinſten, ſchnellſten, wirkſamſten Kräfte in dem Reiche des Menſchengetriebes ſuchen wir weniger eifrig. Auf dieſe Art entgehen uns die Grundlagen zu einer eigentlichen Philoſophie der Geſchichte, die auch mislicher zu lehren iſt, als irgend ein anderes Syſtem der Philoſophie, weil die Geſetze der Entwickelung, ſobald wir ſie feſtzubannen ſuchen, der menſchlichen Freiheit einen Zwang anzuthun ſcheinen, der uns empört. Wer dieſe Geſetze nur in jener Allgemeinheit angäbe, in der ſie ſelbſt dem Volke geläufig ſind, den würde man der Trivialität zeihen; wer ſie weiter verfolgte, ja nur in ihren Konſequenzen anwendete, der würde gleich alle Welt wider ſich haben: denn es würde Hochverrath

an der Freiheit des Lebens scheinen, dem Leben seinen gemessenen Gang vorschreiben zu wollen. Wer sich täuschungslos dem Geschäfte hingäbe, die Ordnungen des moralischen Weltlaufs zu gewinnen, und schonungslos das andere betriebe, sie auszusprechen und zu lehren, der würde sehr bald alle Gemüthlichen und Schwachmüthigen erschüttern und bekümmern; wer, sich selbst betrügend oder Andere, den mildernden Schleier vorzöge, der würde wieder dem Kenner nicht genugthun. Herder mochte die Eine dieser Mislichkeiten empfinden, die andere empfand er nicht. Er regte vielfach nur an, und in die Labyrinthe der Folgerichtigkeit geführt, ließ er fallen, was ihn zu weit zu führen drohte. So hatte er in dem Auch eine Philosophie die physiologischen Gesetze des Völkerlebens angedeutet, und in den Ideen zog er sie sogleich zurück, weil sie Anstoß erregt hatten. Er besprach (1795 in den Horen) das „eigene Schicksal," die natürliche Rückwirkung unserer Handlungen und unseres Charakters auf unsere Verhältnisse und Schicksale; allein die geschichtliche Frage verschwindet uns unter den Augen, es wird an der wissenschaftlichen Lösung verzagt, und eine moralische Nutzanwendung tritt an die Stelle. So sind in Titan und Aurora (1792) Gedanken über die Ueberlebung, über Revolutionen u. A. niedergelegt, immer nur anregend, nicht erschöpfend. In den Ideen selbst ist nicht die Ordnung der Zeiten sowohl, wie es sollte, der Gegenstand des Philosophirens, sondern es bildet das Verhältniß des Ortes, der Heimath der Menschheit zu dem Universum, einen Hauptpunkt der Untersuchung; die Vorsehung und ihr Plan wird nachgewiesen in dem ruhenden menschlichen Geschöpfe, nicht in dem in Entwickelung begriffenen. Das Werk holt ungeheuer aus und umspannt den Himmel und die ganze Natur, um zuletzt mehr eine Frage der Moral und Humanität als ein geschichtliches Problem zu lösen. Ueberall führt den Verfasser sein Weg nicht zu historischen, sondern zu religiösen Wahrheiten. Wir suchen in der Religion die Vindicien des empfindenden Lebens, in der Kunst die des vorstellenden, in der Philosophie die des denkenden, in der Geschichte die des handelnden Lebens. Wer hier die Planmäßigkeit in dem Gange der Dinge darlegte, der gäbe dem praktischen Leben des Individuums ein Relief, das in unseren Augen nur das Leben des Schriftstellers hat; denn wir wollen unsere Unsterblichkeit durchaus schwarz auf weiß

vor uns sehen. Aber Herder'n fehlte der Sinn für das handelnde Leben und die politische Geschichte so sehr, daß er von dem Heldenthume noch spricht, wie unsere Magister des 17. Jahrh., daß ihm ein Weltentdecker wie ein Straßenräuber ist, daß ihn St. Pierre und der ewige Frieden mehr fesselt als Napoleon; es entgeht ihm der Sinn für Vaterland, Staat und Nationalität; es ist ihm traurig, daß das menschliche Geschlecht nie weniger liebenswerth erscheine, als wenn es nationenweise auf einander wirkt; als ob die Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit der Maßstab des Werthes der Weltbegebenheiten sei! So kommt es denn auch, daß das endliche Resultat, wenn wir nach Zweck und Ziel der Geschichte fragen, bei Herder ein religiöses, ein humanes, kein historisches ist. Er wirft sich in den Humanitätsbriefen die Zweifel entgegen: ob nicht die ganze Idee der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts, wie Lessing meinte, ein Traum und ein heilsamer Trug sei, da doch Alles wächst, kulminirt und zurückgeht? Das Eine Wort: Humanität meint er, beantworte diese Zweifel. Der Wensch soll sein Wesen entwickeln und sich zur Humanität bilden; für sich allein kann er dies nicht; seine Fähigkeiten fallen immer seinem Geschlechte anheim, und so bleibe das Fortschreiten unbeschränkt. Die Linie aber müsse man sich nicht gerade und einförmig, sondern nach allen Richtungen vorstellen, unter einer Theilnahme aller Nationen. Denn ein Konflikt aller Völker der Erde lasse sich wohl denken, der Grund sei dazu schon in dem Christenthum gelegt, das ganz Humanität ist. Der Staat muß Politik und Moral verschmelzen, er soll Auge der allgemeinen Vernunft, Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte sein, und so jede bessernde Stimme hören und alle verschiedenen Sinnesarten zum Wohle des Ganzen wirken machen. Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größte; er erstreckt sich über alle Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgang und Streben, die Perfektibilität ist also keine Täuschung.

So zu argumentiren, heißt nun freilich eine Festung stürmen, ohne das Geschütz zu sehen, das auf allen Flanken droht. Allein damals argumentirten Viele so, und das System des Kosmopolitismus wurzelte sich so tief in die Nation ein, daß noch heute diese politische Universalität, auch nachdem sie seit den Befreiungs-

jahren ein patriotisches Gegengewicht erhielt, ein Hauptprincip in dem Gedankensysteme des Deutschen bildet. Die verschiedensten Menschen waren hierin einig, die praktischen und die unpraktischen, die Nüchternen und die Schwärmer. Der klopstock'sche Patriotismus ward ganz zur Seite geschoben, seine eigene Schule in Göttingen besaß ihn zum Theil nicht mehr; wie bald waren die Abbt und Zimmermann, die Moser und Iselin, die ihre patriotischen Träume ausgesprochen hatten, veraltete Schriftsteller! Herder in seinen Gedichten sang gegen Klopstock Gedichte wider Deutschland's Ehre; es war ihm gleich, ob aus Deutschland die Politik verbannt sei, nur nicht die Menschlichkeit. Er sah Klopstock's Vaterlandsliebe für ein Wahnbild an, und wünschte ihm nur, daß es ihn niemals enttäuschen möge. Lessing verwarf zwar das Festhängen an dem Boden der Geburt; aber jener Ausspruch, der deutsche Nationalcharakter sei, keinen haben zu wollen, war doch wie ein bitterer Vorwurf in die Mitte der Nation geschleudert in einem Momente, als er die Nachtheile dieser nationalen Farblosigkeit hatte fühlen lernen; die Nation hob diesen Vorwurf aber als einen Lobspruch auf. Er war wie ein Signal; seitdem kostete es Schiller, Göthe und keinen Schriftsteller wes Namens das Geringste, das Bitterste über den antiken Patriotismus, und alles Glänzende über das deutsche Weltbürgerthum zu sagen. Wir dürfen nicht leugnen, daß in dem deutschen Nationalcharakter das menschenliebende und menschenachtende Gemüth gelegen ist, das sich über die Vorurtheile der Scholle emporhebt, das zum Nationalhaß zu gutmüthig ist, das sich mit jeder Sitte verträgt und den Besitz jeder fremden Sprache als einen Gewinn und eine Ehre ansieht; aber vergessen wir nur nicht, daß dabei auch eben so viele Geschmeidigkeit und Nachäfferei im Spiele ist, und daß es im Zusammenstoßen der Völker im öffentlichen Leben nichts Schädlicheres gibt, als die Vertrautheit mit dem Gegner und die Nachgiebigkeit gegen seine Sitte, die Abhängigkeit von seinen Produkten und seinem Geiste im Privatleben, vollends wenn dies Alles einseitig ist. Wir wissen den Kosmopolitismus zu schätzen, wenn er sich als Wächter der Menschenrechte, als Schutz der höchsten intelligenten Aufklärung geltend macht; verachten muß man ihn, wenn er die Bürgerpflichten lösen, die Heimlichkeit der Heimath zerstören und ein kolossales Nivellationssystem, das sonst nur dem

Despotismus eigen ist, als demokratisches Princip predigen will. Er muß eine stille Eigenschaft des Menschen sein, nicht ein propagandistischer Eifer; in seinem Begriffe liegt die höchste Toleranz, und wo er sich gegen das Völkerthum und die Staatsbande, die gewaltigsten Kräfte der Menschheit, intolerant zeigt, da kennt er sich selbst und die Dinge nicht, und spielt den Aufklärer aus der ärgsten Verblendung. Wunderbar, wenn es sich widerspräche, ein Weltbürger zu sein und ein guter Patriot zugleich, Mensch und Bürger, Deist und Christ. Gerade als ob ein Pfahlbürger von Stand auch nothwendig einer von Gesinnung und Charakter sein müßte, als ob ein Christ all die Armseligkeiten glauben müßte, die zum Handwerksgebrauch gehören! Aber unsere Weltbürger haben bisher mit ihren weitherzigen Theorien alle diese engherzige Standesansicht gegen jede patriotische Gesinnung verrathen. Unser Wieland sah es damals schon, wie es heute unsere Weltliteratur thut, den Musen vorbehalten, das große Werk zu Stande zu bringen, alle Völker des Erdbodens in Eine Brüderschaft von Menschen zu verwandeln, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühle der Menschlichkeit durchwärmt würden. Als der **14.** Julius in Frankreich gefeiert ward, schien ihm ein uraltes Orakel in Erfüllung zu gehen, nach dem die Periode der Monarchieen vorübergehen und eine goldene Zeit sich über die Menschheit verbreiten würde, die sie in eine einzige Familie knüpfen und bis auf die Sterblichkeit den Göttern ähnlich machen werde. Als schon die schweren Zeiten von **1793** da waren, wo uns einiger Patriotismus so noth that, schien ihm dieser bei uns nur noch eine Modetugend; er wollte gar nicht begreifen, wie er diese Tugend mit seinen Pflichten gegen andere Völker vereinen solle! er erinnerte sich gar nicht, in seiner Jugend diese Tugend nur nennen gehört, das Wort: deutsch, irgend ehrenhalber vernommen zu haben, und es ist ihm, scheint's, gar nicht recht, daß das Wort zu dieser Ehre endlich kommen zu wollen schien! Aus der näheren Kenntniß des deutschen Reichs wollte er vollends nicht einsehen, wie dies nur irgend geschehen könnte. Unser Reden von Gemeingeist und Vaterland kam ihm vor, wie das Prahlen des Bettlers mit seiner Freigebigkeit. In seiner Schrift (**1788**) über das Geheimniß des Ordens der Kosmopoliten

(ein Begriff der ihm die Kalokagathie und die herder'sche Humanität umschließt, und der alle seine Schriften von Diogenes bis zum Aristipp ausfüllt) ist ihm die Vaterlandsliebe der Römer wie Göthe'n ein Greuel und eine Leidenschaft, die mit der Sinnesart eines Kosmopoliten ganz unverträglich ist; Charakterewie Brutus und Milton sind ihm wie Göthe'n unheimlich; der Kosmopolit läßt sich auf keine Staatsverwaltung ein, er will nur Alles auf natürlichem, sanftem Wege zu der „Regierungsform der Vernunft" hinziehen, die (doch?) im Staate sein letztes Ziel ist!! Noch viel greller sind die ähnlichen Maximen bei Herder. Schon in seiner frühesten Jugend schrieb er eine Abhandlung: ob wir noch das Vaterland der Alten hätten? und verneint diese Frage, verwirft diesen Wunsch; an dem Wahne des Vaterlandes und Religionsstolzes sei Griechenland, Judäa und Rom untergegangen. Diesen Ansichten blieb er immer treu. In den Humanitätsbriefen theilt er [68]) Auszüge aus Realis de Vienna (Gabriel Wagner), einem Zeitgenossen von Leibnitz, mit. Dieser Mann spricht über Deutschland die schönsten Urtheile aus. Er stellt unter Anderem den Satz auf, daß ein Volk vornehmlich durch zwei Stücke herrlich werde, durch den Verein von Ehrliebe und Verstand. Er spricht uns den letztern mit Allem, was damit zusammenhängt, Erfindungsgeist u. s. f., zu, Ehrliebe aber sammt Großmüthigkeit und Landesliebe spricht er uns ab; darum verachteten wir das Heimische, äfften das Fremde nach; das Mährchen von fremder Klugheit und deutscher Dummheit habe uns niederträchtig gemacht, und selbst wo wir uns noch auf unsere guten Seiten etwas einbildeten, seien es meist eben die Schulmeister, Sprachkünstler, Pfarrer und solch geduldig schwitzendes Volk, die Fleiß für Verstand halten, und mit denen eben die Ausländer mit mehr Recht unsere Dummheit beweisen. Tugend müsse man zwar auch am Feinde loben, wo es die Wahrheit erfordert, sonst müsse man von ihr schweigen. Unzeitige Bescheidenheit sei ein herber Betrug; wenn wir unseren Feinden, den Franzosen, etwas vorwürfen, so sei es nichts (so wenig ändern sich die Zeiten!!), als daß sie unsere deutschen Verhältnisse nicht kennten, was nur ein Beweis sei für unsere Dummheit, nicht für ihre, ein Beweis für ihren Stolz und unsere Verachtung unserer selbst.

---

68) I, 27.

Die Ausländer hielten die Nachahmung Anderer für den ärgſten Schimpf, wir für Ehre, und es ſei doch nur das Zeichen der Kindheit oder der Knechtſchaft. — Und nun, nach dieſen Sätzen, die man nur in einem mittleren Gefühle zwiſchen der Behaglichkeit, die uns treffende Wahrheiten, und der Unbehaglichkeit, die uns ſchimpfliche Wahrheiten machen, nachſchreiben kann, nach dieſen Sätzen läßt ſich Herder folgendermaßen hören: „Man ſagt gewiſſen Landsleuten nach, daß, ehe ſie ihre Landsmannſchaft nennen, ſie ein Entſchuldigungskompliment vorbringen, daß ſie die ſind, die ſie ſind. Unſer Autor wird dies für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen ſtolze Nationalverwandte geſagt würde, ſo möchte hinter dieſer Demuth ein Spott liegen, dem ich faſt beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalſtolzen, ſowie den Geburts- und Adelſtolzen für den größten Narren.“ Das thut weh, wenn ſich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte „leider oder mit Reſpekt zu ſagen“ zu einem Deutſchen erklären möchte, auch nur faſt Luſt hätte ſich zu erklären! Denn tilgt das Würdegefühl des Menſchen in ſeinem Geſchlecht, ſeinem Stande, ſeinem Amt, ſeinem Stamme, und wie ſoll Würdegefühl der Humanität übrig bleiben? Der Stolz überhaupt iſt ein Laſter wie die Verſchwendung, das nur nach dem Maße gemeſſen werden kann, nach dem man zu verſchwenden und ſtolz zu ſein Mittel und Urſache hat. O des herben Betrugs mit der Demuth wie mit der Sparſamkeit, wo zu beiden nicht Grund iſt! Und welcher Stolz könnte edler ſein als der Nationalſtolz! der Stolz nicht auf eigene Kräfte und Tugenden, ſondern auf die der Stammverwandten! der Stolz auf wirkliche Kräfte und Tugenden, nicht die Eitelkeit auf eingebildete! Herder vergleicht dem Nationalſtolz den Adelſtolz. Wenn des großen Mannes Nachkommen auf ihn, ihren Vorfahren, deswegen ſtolz wären, weil er ſich den Adelsbrief erworben, dies wäre etwa jener Adel- und Standesſtolz, den der Ahn mit jenen Worten verdammt hätte; aber wenn ſie auf ihren Namen, auf ihre Familie, weil ein gefeierter Mann darin ſteht, wenn ſie auf das Verdienſt des Hauſes ſtolz ſind, dieſen Familienſtolz, den Nationalſtolz im Kleinen, würde auch kein Feind die größte Narrheit nennen mögen. „Was iſt eine Nation? ruft Herder nach obigem Satze aus. Ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut! Wer ſollte ſich dieſes Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, ſowie von

Vortrefflichkeiten und Tugend ohne Unterscheidung annehmen?" Spiegelfechtererei der Worte! Was ist die Menschheit, von der Herder so würdig gedacht haben will, anders als ein großer ungejäteter Garten u. s. f.? und warum soll man sich dieses Gartens voll Kraut und Unkraut so eifrig annehmen und die Saat der Humanität so emsig streuen? „Lasset uns, sagt er, zur Ehre unserer Nation beitragen (aber das ist ihr Unehre, daß man von ihr gering spricht!), auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut (wenn aber hätten wir das gethan?); sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung." Daß wir sie aber ex professo herabsetzen, was unser tägliches Werk ist, diese Niederträchtigkeit, die leider sehr große Wirkungen hat, bildet einen Gegensatz gegen jenen eiteln Selbstruhm, den Herder unbeachtet läßt. Daß kein Volk ein auserwähltes Volk sei, das würde Realis zugeben, aber, würde er einwenden, keines auch ein verworfenes! Und hinzufügen müßte er: daß dem bösen Nachbar gegenüber, der sich noch heute für den Auserwählten hält, die Rolle die schlechteste von allen ist, die uns unsere Regenten am liebsten spielen lassen, daß wir uns selber hinwegwerfen.

Auf diesem zertretenen Vaterlandsgefühle, diesem Boden, der so schöne Früchte trägt, wucherte nun, da er verlassen und wüst lag, jenes seltsame Unkraut der kosmopolitischen Politik lustig fort. Zu einer wunderlichen Höhe stiegen ihre Theorien in Jean Paul. Auch er hatte sich schon ganz jung von der Vaterlandsliebe losgesagt, sie schien sich ihm mit freier Aufklärung nicht zu vertragen, er wollte sie Klopstock überlassen. Freisinnige, politische Ideen, wie sie dem Systeme der Menschenrechte gemäß sind, schlingen sich durch alle seine Werke hindurch, und man muß nur z. B. darauf achten, welche elende Rollen er alle seine Fürsten, Höfe und Hofleute spielen läßt. Ueberall liegen auch die Theile seiner historisch- oder politisch-humanistischen Philosophie zerstreut, am koncentrirtesten beisammen aber stellt er sie in dem Hesperus im sechsten Schalttage auf; die großen Vorgänge in Frankreich hatten sie eben gezeitigt. „Wenn einmal, heißt es dort, dieser Lebensdunstkreis heiter werden soll, so müssen alle Völker der Erde einmal zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gährung abklären. Das zerstörte Gleichgewicht der eigenen Kräfte macht den einzelnen Menschen elend; die Ungleichheit der Bürger, der Völ-

ker macht die Erde elend, so wie alle Stürme aus ungleichen Luftvertheilungen entstehen. Aber zum Glück liegt es in der Natur der Berge, die Thäler zu füllen. Bei der fürchterlichen Ungleichheit der Völker in Macht, Reichthum, Kultur, kann nur ein allgemeines Stürmen aus allen Kompaßecken sich mit einer dauerhaften Windstille beschließen. Ein ewiges Gleichgewicht in Europa setzt ein Gleichgewicht der übrigen vier Welttheile voraus, welches man, kleine Vibrationen abgerechnet, unserer Kugel versprechen kann. Man wird künftig so wenig einen Wilden als einer Insel entdecken. Die längsten Regenmonate haben ausgewittert. Noch steht ein Gespenst aus der Mitternacht da, das weit in die Zeiten des Lichts hineinreicht, der Krieg! Aber wie man vom Vesuv berechnet, daß er nur zu 43 Entzündungen noch Stoff verschließe, so könnte man die künftigen Kriege zählen! Aus Allem folgt: es kommt einmal ein goldenes Zeitalter! das jeder Weise und Tugendhafte genießt, und wo die Menschen es leichter haben gut zu leben, weil sie es leichter haben überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen, wo die Menschen nicht mehr Freude, sondern mehr Tugend haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert. Wenn diese Zeit da ist, so stockt beim Uebergewichte des Guten die Maschine nicht mehr durch Reibungen. Wenn sie da ist, so liegt nicht nothwendig in der menschlichen Natur, daß sie wieder ausarte, und wieder Gewitter aufziehen.“ Nach seinem Systeme müßte die ganze Erde nothwendig[69] in eine Universalrepublik zusammenfallen. Diese politische Manie hat sich fast unbegreiflich unter uns in die Jugend eingegraben, die nur, wo sie von dem direkten Hinarbeiten nach diesem Ziele durch die Gewalt abgeschreckt wird, in die Unterminirung der bestehenden Gesellschaftsprincipien durch die Weltliteratur abbeugt, zu der Göthe das erwünschte Stichwort gegeben. Gewiß, es wäre armselig, den menschlichen Entwickelungen für die Zukunft strenge Grenzlinien nach dem Maßstabe der Vergangenheit vorziehen zu wollen, doppelt armselig in einer Zeit, wo nur die bloßen mechanischen Erfindungen den Zustand der

69) S. Hesperus im 32sten Hundspostage.

Welt zu verändern scheinen, da sie noch im ersten Stadium einer neuen Periode stehen. Aber wo man für die Wahrscheinlichkeitsberechnungen der künftigen Gestaltung der Welt einen Kalkul anwendet, der keiner Probe fähig ist, wo man, wie oben geschah, über die Gesetze der Welt und Natur gleichgültig hinwegspringt, da scheiden sich die Wege des Enthusiasten von dem des redlichen unbetrogenen Beobachters. Wir können nicht über die Bedingungen des Daseins uns mit einem Salto weghelfen; es gehört zu den Gottmenschen Jean Paul's, wie den Kosmopoliten Wieland's, daß ihre Politik jene Höhen der Menschheit erwartet, ohne auf den einzelnen Stufen dahinzuführen. Wenn diese Gottmenschen den ewigen Frieden werden auf die Erde gebracht haben, so wird das Greisenalter der Welt angebrochen sein [70]), und das Unvermögen wird sich jener Tugenden der Friedlichkeit und Menschlichkeit rühmen; uns menschlichen Menschen sei daher der Krieg und die Ungleichheit der Luft lieber, denn das weiß der unterste Matrose, daß ein Sturmwetter besser ist als eine Windstille, und nur ein schwacher Geist könnte die Verwesung bei lebendigem Leibe dem Tode vorziehen wollen. Wie ist es möglich, daß in einem gesunden Volkskörper diese Ansichten popular, diese Träume wirksam werden konnten! Der verkündende Evangelist selbst hat die Zweideutigkeit nicht fehlen lassen, die allen Evangelien und Orakeln eigen ist, und die im Nothfall vor Spott und Vorwurf schützen kann. Er scheint sein goldenes Zeitalter so nahe zu sehen, wenn er sagt, die längsten Regenmonate der Menschheit seien vorbei, die künftigen Kriege könne man zählen; und doch setzt er gleich darauf wieder das Zeitalter jener moralischen Tag- und Nachtgleiche gleichzeitig mit der, die die Astronomen unserer Erde versprechen, nämlich nach **400,000** Jahren. Seine Jünger aber legen schon jetzo Hand ans Werk; der 25jährige Frieden, und die Emancipation der Sklaven, die Bekämpfung der Todesstrafe, die

---

70) Göthe sagte von Herder's Ideen ganz vortrefflich: „Er wird den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr wird, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich sagen, halt' ich es selbst für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein wird."

Federkriege, die Künste der Diplomatie, die Bücherfluth und die goldenen Jahrzehende der Schreiber scheinen die Vorboten der ersehnten Friedenszeit zu sein, wie der wahren Weltliteratur und Weltrepublik. Es ist wohl nur ein Spiel des Zufalls, daß aus Jean Paul's Geburtsorte der unglückliche Jüngling stammte, der zuerst unter uns seine politischen Phantasmen in die Wirklichkeit trug und den unseligen Anlaß zur Erneuerung unserer politischen Unmündigkeitserklärung gab, was denn wieder neue Ausgeburten der Schwärmer und der Excentrischen nothwendig machte. Aber das ist kein Zufall, daß vor den baierischen Assisen (ein merkwürdiges Zeichen der Zeit!) die Humanitätspredigten Herder's und Jean Paul's zum Schilde des Liberalismus gemacht wurden, daß sich die Jugend zu diesen lächerlichen Hoffnungen exaltirt und dadurch alle Kraft vergeudet, wodurch sie dem Vaterlande, verständig auf das Nächste und Mögliche gerichtet, in Wahrheit von seiner politischen Schmach weghelfen könnte, daß Männer wie Börne als die Schüler und erwählten Rüstzeuge dieser falschen Propheten bei den Misleiteten und Unverständigen Figur machen, die ein Flecken an dem deutschen Vaterlande sind.

Daß diese politischen Träume, diese überspannten Erwartungen von dem Fortschreiten der Menschheit und der Staaten damals in den exaltirten Köpfen erzeugt werden konnten, dies war übrigens mehr als natürlich: denn auch sie wurzelten in dem allgemeinen Humanismus und jener Sentimentalität, die in den kirchlichen Glauben Toleranz, in die Schule Menschlichkeit gebracht, die das Bild vollkommener Staaten in Romanen längst entworfen hatte, und der es eine Kleinigkeit schien, diese Ideale zu verwirklichen, wenn sich nur Regierungen und Völker im guten Willen einmal begegnen wollten. Die entfernten Vorgänge in Amerika, von denen man blos das Leuchtende und Glänzende sah, der Charakter eines Franklin, der der deutschen Gemüthlichkeit so nahe trat, alles das wirkte mit, auch in diesem Gebiete Ideal und Wirklichkeit in den poetischen Köpfen an einander zu reihen, wie es in allen übrigen Beziehungen geschah. Als daher das große politische Schauspiel in Frankreich begann, ward es in den ersten Momenten mit Jubel begrüßt, und nur die ganz entschieden gar keinen Sinn für politische Dinge, oder Ein Interesse mit den Höfen und Regenten hatten, erhoben gleich anfangs ihre Stimmen gegen

diese neuen Erscheinungen. Aus dem ersten Enthusiasmus quollen jene Systeme Jean Paul's; und jene Hoffnungen Herder's und Wieland's schienen gerechtfertigt zu werden, als man in Frankreich den langen Druck barbarischer Jahrhunderte abschüttelte, ohne daß es anfangs schien, als werde man von Seiten des Volks verjährte Ungerechtigkeit mit plötzlicher ungerechter Rache vergelten. Wie laut erhub damals Klopstock seine preisende Stimme, deren Wirkungen selbst dann nicht verloren waren, als er sie nachher zum Anathema umstimmte. Er hatte gedacht, so sangen seine Oden, daß Friedrich's Kampf die größte That des Jahrhunderts sei. Jetzt nicht mehr! Frankreichs Bürgerkrone sei mehr als dieser Lorbeer. Er heißt die Weltannalen durchwandern und ein Aehnliches suchen! Er fragt die Deutschen: was ihr Schweigen bedeute? ob bejahrter Geduld müden Kummer, oder nahe Verwandlung und Sturm? Ihn lockte der Geist der Freiheit, durch den die Völker sich erfrechen, zu sehen, was sie sind; nur Ein Schmerz war ihm dabei linderungslos, daß es nicht das Vaterland war, das der Freiheit Gipfel erstieg und den Völkern Beifall gab. Kaum tröstet ihn die andere Palme, die damals Deutschland erstrebte, als es die Religion reinigte: denn wenn Deutschland der beschorenen Despoten Joch nicht gebrochen, so brach auch jetzt das der gekrönten nicht. Als man Krieg gegen Frankreich machinirte, fragt er: ob man das selbsterrettete Volk wieder Wilden dienstbar machen wolle? durch Mord erweisen, daß der Richter der Welt den Menschen keine Rechte gegeben? und er mahnt, man möchte der Klugheit warnende Stimme verstehen: es glimme schon auch in anderen Landen die Asche. Wirklich schien es, als ob die Begriffe auch in Deutschland die Leidenschaften in Flammen setzen wollten; die neuen Doktrinen verbreiteten sich im Volke, die blendenden Wahrheiten von dem Rechte der Menschen und den Pflichten der Regenten kamen in Umlauf; man verglich die Zustände zu Hause, die ähnliche Verfassung, auf das alte Feudalgesetz gegründet, den Mangel an persönlicher Freiheit; das Verfahren, die alten Lasten abzuwerfen, lag vor, das Beispiel war lockend, den alten Zauber von Regentenmacht, Hof, Adel und Militair zu brechen, und den neuen Ruhm der Freiheit und Gleichheit an die Stelle zu rücken. War man nicht durch das ganze Jahrhundert an fast allen Höfen Europas mit humanistischen Reformen der Volksthätigkeit gleichsam

auffordernd entgegengekommen? und mitten in Deutschland hatte Joseph in diesem Sinne gehandelt! Das Revolutionsfieber war ein allgemeines, und kam selbst da zum Ausbruch, wo ganz andere, zum Theil grad umgekehrte Anlässe als in Frankreich waren: in Schweden erhob sich die senatorische Parthei gegen den König; in Polen regte sich die Sehnsucht, die alten Uebel der Anarchie abzuwerfen; in Ungarn und Brabant lehnte sich Adel und Priesterschaft gegen die liberalen Neuerungen des Kaisers auf; in Holland rang eine Bürgeraristokratie gegen eine adelige Hofparthei; in Lüttich suchte das Volk die Hierarchie abzuwerfen. Auch in Deutschland bildeten sich Partheien nach den Mustern in Frankreich; dennoch blieb die betrachtende Natur des Volks bei Wünschen und Befürchtungen stehen, und ließ es zum Handeln nicht kommen. Dieses gutartige Volk hat, wie wir noch in den Bewegungen von **1830** so deutlich gewahrten, für politische Handlungen und Zustände noch keinen Sinn; wo es sich ja einmal regen sollte, mußten mehr solche Anlässe stattgehabt haben, die seine moralische Empfindlichkeit reizten. Damals aber war Deutschland mit einer Reihe vortrefflicher Regenten gesegnet, auf die in merkwürdiger Verbreitung der Geist Friedrich's und Joseph's wirkte: in Baiern, in Würtemberg, in Baden, in Hessen, in Weimar, Mainz, überall bot man das Gute von oben herab und wirkte in dem Sinne der Aufklärung und Toleranz, der das ganze Volk ergriffen hatte; die Ansprüche der Menschheit waren bis an die Throne gedrungen; freiwillig entäußerte man sich hier mancher Privilegien und jener absondernden, den Unterthan herabwürdigenden Majestät; die Leibeigenschaft verschwand, die Hierarchie ward gebrochen, Freiheit des Glaubens und Gewissens wurde in Ländern eingeführt, die sie nicht einmal begehrten, und in den obersten Reichsgerichten schien ein Schutz des Eigenthums und der Person garantirt, der uns vor den Gefahren einer Revolution sicher stellen konnte. Und diese staatlichen Zustände waren noch nicht einmal das Wesentliche, was uns einer thätigen Theilnahme an jenen politischen Stürmen ganz entfremdete: das geistige Leben, eben in einen kaum denkbaren Flor gekommen, überstrahlte den Ruhm des handelnden Lebens weit; wir waren ganz in die Werke des Parnasses begraben, um den Werken eines anderen Berges noch eine Achtsamkeit schenken zu können; dazu schien die neu erwachte Philosophie eine moralische

Gährung in Deutschland hervorzubringen, die der politischen im Nachbarland die Wage halten könnte. So fing man bald an, statt die heimischen Verhältnisse wirksam zu untersuchen, die Rechte zu prüfen, die die bösen Nachbarn zu ihrer politischen Umwälzung gehabt hätten, und zu beweisen, daß sie ihnen ganz entgingen. Zu Hause bewies Deutschland seinen Fürsten Treue und Rechtssinn, wie vielfach ihm von der Gegenseite Mistrauen und Argwohn gezeigt ward. Ich hoffe, sagte Klinger, Deutschlands Fürsten werden es erkennen, daß, wenn die Weltgeschichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das der französischen Revolution gleicht, sie auch kein Volk kennt, das bei solchem Unglück, in solcher Noth und solchen Versuchungen, es so mit Recht und Pflicht und seinen Fürsten gehalten hat! Das hoffte der so schwarzsichtige Mann? so gutmüthig ist in diesem Volke selbst der Schwarzsichtigste!

Als sich in Frankreich die Begebenheiten zum Schlimmen wandten, vergifteten sich auch die Stimmungen in Deutschland. Nun schieden sich die Partheien schroffer, und die Gemäßigten erregten Mistrauen bei den Exaltirten nach beiden Seiten. Das gesellige Leben ward zerrissen, Verhältnisse unter Freunden und Familien zerstört. Die Stimme der Gegner der Revolution ward nun eben so vorlaut, als es anfangs einen Augenblick die der Bewunderer war; ein Girtanner, der, wie Forster sagt, auf die neue Sache wüthend war, weil er auf dem Marsfeld ein paar Rippenstöße erhalten hatte, gab der Masse den Ton an, und die Politiker wie Gentz, Rehberg u. A. stimmten in Burke's Sinne die Einsichtigen entgegen; alle Blätter ergriffen die aristokratische Seite, und die bloße Besprechung französischer Freiheitsschriften erregte den Verdacht des Demokratismus. Jetzt kam die Zeit, wo sich Wien an Berlin rächen konnte, und der Obskurantismus seinen Grimm auf die Aufklärung losließ. Das Wiener Magazin der Literatur und Kunst, von dem Exjesuiten Hofstätter und Haschka, die berüchtigte Wiener Zeitschrift, von Aloys Hofmann, schütteten allen verhaltenen Zorn aus, sowohl auf die östreichischen Schriftsteller, die wie Alxinger, Sonnenfels, Retzer u. A. dem neuen Geiste der Literatur in Deutschland gefolgt waren, als auch auf die berliner Protestanten und Illuminaten. Man hatte gemeint, die eitlen Zänkereien über den Illuminatenorden seien vorüber; Nicolai hatte ihn schon ein Projekt ohne Menschenkenntniß und Ueberlegung genannt,

das nie Zusammenhang hätte erhalten können, und das schon so gut wie verschwunden sei. Aber jetzt ward er selbst zum Illuminatenzögling Leuchsenring's und Bode's gemacht, und die bösen berliner Aufklärer sollten die Anstifter der ganzen französischen Rebellion sein. So sagten anonyme Schriften, so sagten jene Zeitblätter, so sagte Stattler, so sagte Zimmermann in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen. Welch ein Aufruhr ward es, als dieser hier von einem Bunde zum Umsturz der Staaten sprach, an dem er namhaften Literaten Schuld und Antheil gab! welch ein Skandal, als er an den Kaiser Leopold über den Wahnwitz unseres Zeitalters schrieb, und die Regierungen aufrief gegen dieses Gespenst, und als sich die Nachricht verbreitete, der Kaiser wolle einen Fürstenverein gegen die Illuminaten bewirken! Wenn diese und ähnliche Verdächtigungen und Verfolgungen Manchen von seinem Interesse an den Staatsveränderungen in Frankreich abschrecken konnten, so waren wieder Andere, die der moralische Eindruck abwendig machte, den sie unter den steigenden Atrocitäten in Paris empfanden. Um sich von diesem moralischen Abscheu das rechte Bild zu machen, um ihn in seiner ganzen Tiefe und Verbreitung nachzufühlen, darf man nur die ersten besten Schriften unserer Literatur aus jener Zeit aufschlagen. Man darf sich, um einige Beispiele anzuführen, nur in den Briefen Schlosser's umsehen, der sich wie in einen Sumpf gestürzt fühlte, der sich ganz in religiöse Gefühle zurückzog, und selbst da nicht das Vertrauen wiederfinden konnte, das er immer besessen und jetzt verloren hatte: daß nämlich in dem Ganzen der Menschheit etwas von dem Ebenbilde Gottes liege; er trachtete jetzt, alles Menschenwerk von sich zu stoßen und nur in der Natur zu leben. Sein Freund Klinger fand die Begebenheiten der Revolution geeignet, allen Glauben an eine Vorsehung mit der Wurzel auszurotten; man müsse ein Theolog sein, und ein recht orthodoxer, um diese Angel zu verschlucken, an der ein Wallfisch verbluten könnte! „Daß etwas Teuflisches in der menschlichen Natur liegt, schrieb er, und sich der Oberherrschaft bemächtigt, sobald es nur kann, haben wir an der französischen Revolution gesehen, und es scheint, als sei es nur dies Teuflische, das den Sumpf bewege, in dem sich das Menschengeschlecht herumwälzt. Gelungen ist dies Werk einmal; es ist nur Menschenwerk und leider ganz natürlich zugegangen, so teuflisch

es auch aussieht. Da habt ihr eine allgemeine Weltgeschichte zur Lehre und Warnung, in Einem Athemzuge, wie freilich kein deutscher Professor seinen Zuhörern zum Leitfaden zugeschnitten hat!" So urtheilten die Männer, die sich mit den Dingen der wirklichen Welt noch dazu abgegeben, die so manche Probe ihres praktischen Urtheils geliefert hatten; was sollten die Anderen thun, die die Geschichte niemals berührt hatte? So grell waren die Influenzen dieser Begebenheiten auf das vom wirkenden Leben völlig entwöhnte Volk! Selbst die Unveränderlichsten litten hier Erschütterungen, die am merkwürdigsten von der Heftigkeit der empfangenen Eindrücke zeugen. Wieland hatte die Zeitereignisse Schritt für Schritt verfolgt; er hatte sich mit den Konservativen überworfen, als er die Revolution vertheidigte, und mit den Freiheitsenthusiasten, als er gegen ihre Fortgänge eiferte; die partheite Nation hatte kein Ohr für seine Ironien, keinen Sinn für die historische Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, mit der er die Fragen des Tages wog. Er hatte eine kosmopolitische Adresse an die Nationalversammlung gerichtet; er beleuchtete in seinen Schriften die Revolution als ein Ereigniß, das nach Naturgesetzen nothwendig eingetreten war, er verfocht ihre Wohlthätigkeit lange, als schon ihre Schreckniſse begonnen hatten. Aber als der Konvent den König in den Privatstand herabstieß und die Nation ihn opferte, da erhielt sein humanistischer Kosmopolitismus, der so tief in ihn verwachsen war, einen Stoß. Als die große Nation die Befreiung aller Völker ankündigte und eine einzige verbrüderte Demokratie predigte, da schien ihm doch der Glaube an die Realisirung dieses Projektes selber abenteuerlich, da schien ihm dies Projekt, das er selbst vor nicht lange begünstigt hatte, eine tolle Chimäre, da gab er in seinen Betrachtungen über die Lage des Vaterlandes (1793) sein Votum für ein videant consules, da vertheidigte er das Königthum, an dem ihm vor nicht lange so viel nicht gelegen schien, da durchschaute er die Täuschungen der republikanischen Dogmatiker, die sich immer ein Volk imaginirten, wie es nicht ist, und er sah nun die Zeit, die für die robespierre'sche Verfassung reif sein werde, in dunkler Zukunft entfernt liegen. Nun muß er auch nach den traurigen Erfahrungen der Zeiten beseufzen, was er kurz vorher gepriesen hatte, daß wir keinen Nationalgeist, keinen Gemeingeist besaßen! er muß es beklagen, daß es undenkbar

sei, dies Nichtvolk solle sich einmüthig erheben, um eine unhaltbare Verfassung zu vertreten und die hohen Vorrechte der römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu halten. So trat er auf seinen realistischen Standpunkt nüchtern zurück, da sich seine eigenen Ideale in die Wirklichkeit drängten; er gab sein Weltbürgerthum auf, als die Franzosen dessen Fahne aufsteckten. Wen wundern hiernach noch die Veränderungen, die mit unseren Poeten vorgingen, die nie eine Ahnung von den Dingen der Welt hatten? Der freiheitssinnige Gleim stand unter den Verzagten voran; er sah sich unter allen seinen Freunden, besonders dem Kreise Ebert's, wie unter einer Schaar von Demokraten verrathen und verkauft. Er schrieb auf einen allerhöchsten Wink Marschlieder für die preußischen Armeen, aber sie wollten keinen Enthusiasmus bringen; er schrieb an den Herzog von Braunschweig, als er das Kommando niederlegte, anonyme Vorwürfe, aber sie konnten die elende Politik nicht ändern[71]); er schrieb und verschenkte seine Zeitgedichte, in denen er Zorn und Kummer ausließ, aber Niemand wollte sie lesen. Sein Unmuth quoll ganz aus der spießbürgerlichen Gesinnung eines Deutschen, der nur für Privatleben und häusliche Existenz Sympathie hat; sein Ideal reichte nicht weiter, als daß wir unter dem Schutze der Gesetze hübsch still und ruhig bei unseren Musen und unseren Weibern leben sollten, und da ihm diese Ideale gestört wurden, so glaubte er an den Umsturz aller Humanität. Noch viel auffallender als Gleim's Verzweiflung äußerte sich Klopstock's. Als er die Freiheit gen Himmel zurückkehren sah, durchlas er die französische Geschichte, und fand sie voll Blutthaten und Entsetzen; und dem entsprach die neue Verwandlung. Er fürchtete ein Menschenfeind noch im Blüthenhaare zu werden, denn nie schien ihm Erhabenes und Vortreffliches so entheiligt und gesunken zu sein! Sein Grauen vor den Greueln der neuen Anarchie in der „Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik," wie er sie einmal

---

71) Der Herzog schrieb ihm anonym wieder: „Nicht Trägheit, nicht Mangel an Theilnahme an das über die Menschheit verhängte Unglück, sondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzusammenhängenden politischen Umständen zu wirken, und Friedrich's Nachfolgers Aeußerungen, nicht wirken zu sollen, gebieten dem Guelfen, Zuschauer der Schande Deutschlands und des Triumphs des Verbrechens zu sein."

nennt, verführt ihn zu formell höchst sonderbaren Oden, wie es schon eben dieses Wort andeuten kann; sein ganzer Empfindungskreis ward von dem Gram und Abscheu durchdrungen, den ihm diese Täuschungen bereiteten. Und wie mußte es ihn schmerzen, daß gerade seine eigene Schule am hartnäckigsten und längsten für die Sache der Revolution stand! Viele zwar kehrten mit ihm bekehrt zurück, wie Cramer, Campe, Stolberg; aber Andere, wie v. Halem, Hennings, Oelsner, blieben um das Schleßwigsche Journal und den „Genius der Zeit" versammelt, und mit ihnen war Voß in Verbindung; sie schrieben unter Begünstigung der dänischen Preßfreiheit im Sinne der rights of man von Thomas Payne, des kühnen Gegners von Burke, und es mußte für Klopstock jedesmal eine Schmerzerneuerung sein, wie diese Männer mit Stolberg brachen, wie Halem den Tod eines Knigge besingen mochte, wie Voß gegen Claudius und seine Fabel wider die Preßfreiheit ausfiel, wie Hennings sich gegen die Jacobi und Göthe und selbst gegen Wieland verstockte, und gegen Jeden, der nicht bei der Sache der Freiheit auch in den gefährlichen Zeitmomenten aushielt.

In dieser allgemeinen Trostlosigkeit und Rathlosigkeit, wo kein Urtheil Stand hielt, und wo selbst seine Frömmigkeit den gutartigen Deutschen so weit verließ, daß er an Gott und Vorsicht irre ward, hielt vor Anderen Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem rechten Urtheile fest und an dem, wenn nicht religiösen, doch historischen Glauben, daß trotz jenes Spiels der rasendsten Leidenschaften dies Schauspiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet sei; er sah, wie kein Deutscher, ganz in der Nähe dem Chaos der menschlichen Willkührlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Intriguen der Partheien zu, aber er hielt an dem Einen Punkte fest, „der sich brüten ließ und künftige Gestaltung versprach," er glaubte an kommende heilsame Früchte, als sein Auge am dichtesten auf den Greueln ruhte, die sie zu vergiften drohten, er traute dem Schicksal und der Menschennatur, als ihm schon das Herz gebrochen war, und selbst der vorläufige üble Ausgang jener großen Reformation der Welt konnte nicht seinen Begriff vom moralischen Zusammenhange der Dinge aufheben. Ich rede von Georg Forster, einem der klassischsten Schriftsteller unserer Sprache

und der seltensten Menschen aus dem Kreise unserer Literatoren. Daß aber dieser Mann nicht gehört wurde, das machten schon seine Schicksale begreiflich; er schien ja weit der Verirrteste unter allen Verirrten, denn er durchschaute vom ersten Augenblicke die Verirrung der deutschen Regenten und brauchte seine Kräfte da, wo etwas zu wirken war; er that nach den Grundsätzen, die man, wie es unsere Art ist, in Deutschland nur in der Idee, nicht in den Handlungen ertrug; man erklärte ihn in Acht und Bann, man setzte einen Preis von hundert Dukaten auf seinen Kopf, und Göthe und Schiller mochten in den Xenien den tragischen Fall dieses Mannes mit einem elenden Witze begleiten, der es beweist, wie unendlich ein wirkender praktischer Sinn aus dem Gesichtskreis unserer größesten Männer ablag. Wer die Werke Forster's und sein Leben kennt, die freilich beide aus dem Gedächtniß der Nation wie geschwunden sind, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm aussagen, er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir unter uns in Deutschland schlechtverdientermaßen mit diesem Namen beehren, er habe die Anlage gehabt, ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er sei praktisch, wie sein Freund Lichtenberg literarisch, dem kleinlebigen Geiste des deutschen Volkes zum Opfer gefallen und habe seine größten Gaben unentwickelt zu Grabe getragen. Wie abnorm waren aber auch die Schicksale, die uns ausnahmsweise einen solchen Mann bildeten! Er mußte in England aufwachsen, als Jüngling die Welt umsegeln, und sein übriges Leben in der Sehnsucht nach einem großen praktischen Wirkungskreise verbringen, der ihm in Deutschland nicht blühte. Als jene Revolutionszeiten kamen, wo man in Deutschland aus der Theilnahme an den Geschicken der Menschheit ein Verbrechen machte, drängte sich auch ihm wohl der Gedanke auf, in dem sich jeder ehrliche Deutsche am glücklichsten fühlte, sich auf sich selbst zurückzuziehen und für sich allein zu sorgen. Es gab aber noch ein Zweites: sich dorthin zu wenden, wo jene sympathetischen Gesinnungen kein Verbrechen waren, und dies lag dem thatsinnigen Manne nahe genug zu thun, der in der Schule des Lebens kein Neuling war, der nicht aus fliegender Hitze, sondern aus einer ruhigen und selbst phlegmatischen Natur nach Principien handelte. Sich aus dem Vaterlande nichts zu machen, das hatte ja das deutsche Vaterland in Theorie und Praxis selbst gelehrt! nur dort ein Vaterland zu glauben, wo

Freiheit ist, das hatte er aus der Kenntniß von England und der Geschichte gelernt. Seine konsequente Neigung für die französische Sache floß ganz aus den Gründen einer politisch-historischen Einsicht, mit der Forster nur öffentlich allein stand, keineswegs absolut. So nüchtern und gesund beobachtende, so kalt urtheilende, so von Sentimentalität entfernte Männer wie Merck und Lichtenberg waren ganz auf seinem Wege. In des Letztern Schriften stehen die Zeugnisse deutlich genug, daß er der lächerlichen Untersuchungen über das Recht der Revolution lachte, daß auch ihn keineswegs die momentanen Leiden und Schreckniſse der Revolution irrten, die, um so größer sie waren, ihm einen desto weitern Plan der Vorsehung verbürgten; er sah das Schicksal hier eingreifen, wo die gutmüthige Kurzsichtigkeit auch der weisesten Regierungen nicht ausreichte, im sanften Gleise des Rechts große Ziele zu erringen; der Mensch, sagte er, ist nur da, die Oberfläche der Erde zu bauen, den Bau und die Reparaturen, die mehr in die Tiefe gehen, behielt sich die Natur selber vor. Die ähnlichen Ueberzeugungen sprach Forster laut und wiederholt aus, und sie stehen bei ihm um so merkwürdiger, als er sie nicht außerhalb des Spieles selbst, ohne Leidenschaft und Neigung aussprach. Er handelte selbst in der Nähe mit, er betrachtet ganz im Einzelnen, und er hat im Moment der unreifen Thaten ohne Vergleich die treffendsten Urtheile gegeben, eine Reihe Voraussichten und Weissagungen ausgesprochen, von denen, so viel ich gleich sehe, keine einzige unerfüllt geblieben ist. Er hat noch im raschen Laufe der Dinge selbst ihren Verlauf, wie einen vergangenen Akt, gesehen, er hat das Bleibende im Vorübergehenden erkannt, er hat innerhalb der werdenden Geschichte ein historisches Urtheil gefällt, das der späte Geschichtschreiber nur erweitern, nicht bessern kann. Dies ist das Wahrzeichen, an dem man den Politiker und Historiker erkennt! und wie treten hier die Kommentatoren des Burke in Schatten, wenn man nur die paar Worte liest, die Forster gegen den bewunderten Antagonisten der Revolution geschrieben hat. Verfassungen, sagte er ihm, sind menschliche Gebilde und, wie alles Menschliche, vergänglich. Der französische Staat ging seiner völligen Auflösung entgegen, keine Faser des Ganzen zeigte noch einige Spannkraft, die Männer der Revolution selbst erklärten ihr Vaterland für so verderbt, daß sie eine neue Begründung von Gesetz

und Sitte für unumgänglich hielten. Was erwartete nun Burke von einem solchen Staate? Sollte das Volk durch und mit der Herrschaft des Konvents plötzlich die verlorene Tugend und Sittlichkeit wieder erhalten? Oder war es nicht natürlich, daß sich jene Krebsfäule auch in der Nationalversammlung zeigte? und macht diese Erscheinung etwas Anderes verabscheuungswürdig, als die vorige Verfassung, in der sich die Ungeheuer der neuen erzeugten? War es dort der Stolz der Geburt und ihr Heiligenschein, mit dem man sich für besser als Andere ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können, so ist jetzt der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit und Menschenrechten an die Reihe der Herrschaft und der Verirrungen gekommen. Trotz dem aber erscheint die Revolution überall als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur u. s. f.

Wir haben alle diese fragmentarischen Notizen über die verschiedenen Wirkungen, die die Revolution in den deutschen Köpfen hervorbrachte, zusammengestellt, um die sonderbarste von allen diesen Wirkungen in dem großen Dichter der Nation zu erklären, die außerdem unerklärlich scheinen könnte. Und wir haben vorübergehend zuletzt absichtlich Forster erwähnt, um den Abstich zwischen den Handlungen und Urtheilen eines praktischen Mannes und eines Poeten den großen Ereignissen der Geschichte gegenüber recht fühlbar zu machen. Göthe sah diese große Tragödie der Zeit durchaus nur als eine zufällige Begebenheit, als nackte menschliche Willkühr an, die Forster für einen Akt des Weltschicksals erklärte; es hätte nahe gelegen, daß jener Dichter aus der Entfernung und persönlichen Unberührtheit dieses Urtheil gefällt hätte, und dieser Praktiker, der die Hände im Spiel hatte, jenes andere. Diese pragmatische Ansicht war auch Forster'n keineswegs fremd, noch ihre theilweise Wahrheit verhüllt. Er wußte wohl, wie unbehülflich die Vernunft ist, wenn sie sich in der Nähe der Geschichte ein Urtheil bilden soll; er sah, daß die größten Revolutionen der Welt in der That oft an sehr dünnen Fädchen hängen, und daß in gewisser Hinsicht Jeder Recht hat, der nach Belieben aus vielen Ursachen zu Erklärung irgend einer geschichtlichen Erscheinung die erste beste herausgreift. Aber doch erinnerte er vorsichtig, was Göthe wohl hätte bedenken sollen, daß unter den vielen Beurtheilern der Geschichte verschiedene Grade des Sinnes und des Ge-

sichtskreises statthaben, daß der Eine vor dem Andern Gemeinschaft mit der wirkenden Welt und Empfänglichkeit voraus hat; und er empfahl die goldene und bewährte Regel, die Göthe diesen Zeitereignissen gegenüber ganz vergaß, daß man große Begebenheiten nicht von geringfügigen Ursachen herleiten müsse. Er ließ dem seine Freude, der den Samen der Revolution im Faubourg St. Antoine entdeckt zu haben meinte, und dem Physiker, dem ein Fläschchen mit nasser Eisenfeile die Lavaströme des Vesuvs erklärt; nur wünschte er es erlaubt und vorbehalten, daß sich ein tieferer Forscher nicht so leicht befriedigen lasse. Göthe überließ diese tiefere Betrachtung Andern. Er selbst war für alle Historie völlig blind, wie schön er auch die große Lehrmeisterin und Mutter der Weisheit in dem Satze gepriesen hat: daß wer eine Anlage habe, klug zu werden, es nächst dem Leben in der Geschichte werden möge. Was Göthe'n von Anfang an mit der Geschichte hätte vertraut machen können, wäre eine kühne, künstlerisch bildende Konstruktion ihres Gebäudes gewesen, das der Phantasie erfaßlich gewesen wäre; ein historischer Buffon, der ihm die moralische Welt zurechtgelegt, ein Epos der Geschichte, ein großes Drama des Weltgeschickes entworfen hätte, hätte ihn für das Ganze der Menschheit mehr interessiren, hätte ihm die Größe des handelnden Menschen näher rücken können, als es nun geschehen ist, und dieses Interesse hätte ihn unstreitig für höhere Gattungen der Poesie gestimmt, hätte seine großen Gaben auf imposantere Stoffe gelenkt, wo er ein ihrer ganz Würdiges leichter hätte zu schaffen gehabt. So aber vertheilte er sich auf die Naturkunde, welche die allgemeine Thätigkeit in Europa mitriß, ehe die politische Welt aus ihrem Schlafe erwachte; er gab sich ganz der Kunst hin, und wollte, das Leben im Gedichte anticipirend, von der andrängenden Wirklichkeit nicht gestört sein. In seinem innersten Wesen entging ihm das, was Forster'n zu jedem Opfer gestimmt hätte: die Theilnahme an der Menschheit und ihrem Geschicke, ohne die kein historisches oder politisches Talent bestehen kann. Ihn interessirte nur der Mensch, die Menschen ließ er gewähren; er dachte von den Massen geringschätzig, verschieden von Herder und Schlosser, die wahrer und treffender in dem Ganzen der Menschheit ihre Würde suchten. Das beleidigte Niebuhr und seine künstlerischen Freunde so in Göthe's Reisebriefen, daß er

Italien so ohne Liebe gesehen und sein Herz verhärtet hatte; sie übersahen im Eifer die große Wärme, die ihn innerlich der Kunst und Antike gegenüber durchdrang, und vergaßen die großen Dichtungen, die er dort vollendete; sie gedachten nur, wie er an der Menschheit kalt vorüberging, und wie er dort seinen Großkophtha vorbereitete, und Anderes, „was die große und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt.“ Wirklich liegen die Spuren in jener Reise nur gar zu deutlich, wie verächtlich er die Menschen schon ansah, als er den italienischen Boden betrat. Aus diesem Sinne hatte er damals schon die aristophanischen Vögel behandelt; diese Bezeichnung für die Menge kommt ihm gar nicht aus dem Munde; wer die Vögel belügt und verschlechtert, das sei, sagte er schon bei Gelegenheit in Oberitalien, ihr Mann; und gewiß war das Leben unter der entarteten italienischen Nation nicht geeignet, ihn von seiner Menschenverachtung zu heilen: ihre alte Größe und Herrlichkeit wollte er nicht kennen, die energischen Charaktere des alten Rom waren ihm unheimlich, vor dem Römerpatriotismus kreuzigte er sich, selbst die Geschichte von Griechenland hatte für ihn wenig Anziehendes. Indem er sich in Italien ganz in die Kunst einlebte, legte er den Sinn für die Geschichte und das praktische Leben unbewußt immer entschiedener ab. Die Kunst hat es eigen, daß sie, wie die Naturbetrachtung, den Menschen stille, ruhig und friedlich macht; ihn nun hatte sie ganz mit ihrer Würde durchdrungen; ihr Studium war für ihn die Befriedigung einer lang genährten Sehnsucht; sie füllte ihn ganz aus, sie wies ihn nur auf sich, sie bemächtigte sich aller seiner Wünsche, sie gab ihm die Gegenstände, über die hinaus er nichts möglich dachte, und das Verhältniß, in das er sie zu seiner Betrachtung und Bewunderung der Natur setzte, erhöhte ihm die Würde derselben noch mehr. Jetzt kam er nach Deutschland zurück, und gerade nun brach die Revolution aus. Sie riß plötzlich die Bewunderung der Menschen auf einen andern Gegenstand, dem sich Göthe nicht gewachsen fühlte; sie zerstörte das Privatleben und dessen alte Gemüthlichkeit; sie warf ihn aus dem tiefen Frieden eines Landes, das ganz mit den elegischen Eindrücken einer ungeheueren Ruine erfüllt, in das bewegte Leben des Kriegs, er machte die berüchtigte Kampagne selbst mit, in deren Charakter seine Schilderung so vortreffliche Blicke werfen läßt. Der Sohn einer freien Stadt,

die dem großen politischen Leben entfremdet war, eines Landes, das im Flor der Wissenschaften stand, der Diener eines guten Fürsten, der Mann des Friedens, wie sollte er nicht von diesem grellen Wechsel der Verhältnisse ganz erschüttert worden sein? Einen Ueberblick politischer Verhältnisse hatte er nie sich zu eigen gemacht; Zeitungen waren von ihm und seinem engern Kreise entfernt; weder Friedrich, noch Katharinens Türkenkriege, noch Corsica und Amerika hatten ihn weiter interessirt, als sie die größere Gesellschaft berührten. Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatte daher die Halsbandgeschichte einen fast unbegreiflichen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte „die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer verwünscht, und sich über die Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten verwundert. In dem unsittlichen Abgrunde, der sich eröffnete, erschienen ihm die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung er nicht los werden konnte," wobei er sich so seltsam benahm, daß er seinen Freunden, nach der Erzählung in den Jahresheften, bei der ersten Nachricht von der Halsbandgeschichte wie wahnsinnig vorkam. Als die Revolution nun selbst ausbrach, der Thron gestürzt, der König hingerichtet war, und nach Deutschland zu seinem Schrecken sympathetische Gesinnungen mit diesen grassen Handlungen sogar in edle Gemüther herüberdrangen, steigerte sich sein Unmuth immer mehr. Je größer die Begebenheiten wuchsen, desto mehr verstockte er sich darauf, den großen Streit der Welt für einen bloßen Zank um äußere Verhältnisse zu erklären; er wandte der Verwickelung und Lösung dieses gewaltigen Schauspiels den Rücken, und Alles schien ihm hier Willkühr schlechter Menschen, da er doch sonst in der Natur so völlig keine Willkühr dulden wollte. Ueberall gerieth er bei Betrachtung des Weltregiments und der moralischen Dinge in Verwirrung, ihm war alles isolirte Thatsächliche unhandlich, bis es sich zur künstlerischen Bewältigung verknüpfte. Da hierzu in den ganz aufs Große angelegten Begebenheiten der Revolution keine Aussicht war, so leugnete er den höhern Zusammenhang lieber ganz. Er konnte „als Dichter den rollenden Weltbegebenheiten nicht nacheilen," er konnte mit ihnen nicht zum Abschlusse kommen; er hatte gar keine Ahnung, was aus dem Umsturz alles Bestehenden Besseres, ja was nur Anderes daraus entstehen sollte; ganz auf ruhige Bildung gerichtet,

ganz nur in der Literatur thätig und fördernd, war er unbehaglich, daß das „Franzenthum" diesen ebenen Weg der Kultur abschnitt, und er trug dies Misbehagen auf die größesten Akte der Weltgeschichte über, die vor ihm und hinter ihm lagen. Auch das Lutherthum war ihm seitdem verdrießlich, weil es einst die ruhige Bildung zurückgeschreckt hatte, und als die großen Ereignisse kamen, die das Vaterland aus Druck und Schmach erlösten, glaubte er nicht an Erfolge, weil sie ja von dem großen Haufen ausgehen mußten! er wettete auf schlechten Ausgang, und verlor! die sittliche und praktische Bedeutung war ihm ganz gleichgültig, und er zog sich in ein fernes Extrem zurück und trieb derweil chinesische Geschichte. Ja auch nach dem Befreiungskriege trieb er einen ärgerlichen Spott mit den innern politischen Anforderungen in Deutschland, wie ein Mann, der gar nicht weiß, worum es sich handelt, der nicht begreift, „warum man die Menge fragte, was Einer hätte thun sollen," und dem es also natürlicher scheinen mußte, daß Einer ungefragt thue, was die Menge quält und plagt. Seit jenen Zeiten trat daher die aristokratische Vornehmheit in Göthe's Benehmen ein, die seinem Herzoge selbst in ihren Anfängen so lächerlich auffiel, die ihm so viele Freunde entfremdet hat; er nahm die Symptome jener Engherzigkeit an, die so leicht die Begleiterin einer „ruhigen Bildung" und einer feinsten Civilisation und Kultur ist. Er fing nun an, jenen Frieden mit der Welt zu machen, der sich zuletzt in Alles fand; und er nannte das in seinem quietistischen Alter zu historischer Ansicht gelangen, wenn man sich bei Allem beruhigte und mit Niemanden kontrovertirte. So wäre freilich des Geschichtschreibers Geschäft, sich das Vergangene nur vom Halse zu schaffen, da er es doch reproduciren und wiedergeschehen lassen soll, bei welchem Geschäfte er überall die gleiche Ehrfurcht vor der Weisheit des Schicksals und vor der Freiheit des Menschen behalten wird. Nun lenkte der Mann, der einst mit dem eigenen Beispiele die Jämmerlichkeit des deutschen Kurialstyls zu bannen gesucht hatte, hofmännisch ein, stellte die altfränkische Herrlichkeit wieder in alle ihre Rechte her, und erzählte seinen Künstlern in den Propyläen die Schicksale der hemsterhuys'schen Gemmensammlung im unterthänigsten Respektstyle: daß „Ihro des Königs der Niederlande Majestät allergnädigst durch Ihro des Hrn. Landgrafen von Hessen-Homburg Hochfürst-

liche Durchlaucht ihm habe vermelden lassen, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihro Besitz wohl verwahrt sei"! Wohin war dieser Dichter der Natur, der Unabhängigkeit, der Antikonvenienz endlich abgeirrt, als er den Naturdichter Hiller korrigirte, der sich seiner schönen Königin gegenüber auch ein kleiner König fühlt, und ihr eine Viertelstunde getrost in die Augen sah! „Ein wahrer Dichter, belehrte er ihn, hätte sich in der Nähe der Majestät ganz anders gefühlt; er hätte den unvergleichlichen Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheuere Kraft geahnt, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüber stellt"!! „Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte"!! Dies heißt doch wahrlich allersubmisseste poetische Devotion und dithyrambische Ersterbung!!

Die innere Lage des Dichters bei jenem großen Ereigniß des vorigen Jahrhunderts, die im Laufe der Zeiten auf diese karrikaturartigen Aeußerungen eines Höflingssinnes führte, der dem ganzen Charakter eines geistig so gesunden Mannes unnatürlich angeklebt war, führte ihn damals unmittelbar zu einer Reihe politischer Dichtungen, die sich direkt auf die französische Revolution beziehen. Wer des Dichters Werke chronologisch läse und von den Werken aus Italien plötzlich auf diese Gruppe überspränge, der muß Niebuhr's obigen Ausspruch freilich wiederholen, daß sich des Mannes Genius hier verhüllt; er muß urtheilen, daß, wenn in jenen italienischen Werken aus dem zweigetheilten Dichter nur der gute Dämon redete, in diesen nur der böse erscheint. Man hat Göthe'n oft den Vorwurf gemacht, daß er nicht ein nationaler Dichter geworden sei; wir wollen in diesen Vorwurf nicht einstimmen. Wer ihn ausspricht, der hängt sich Schiller um so eifriger an, und doch war es auch diesem ein armseliges kleines Ideal, für Eine Nation zu schreiben, und das vaterländische Interesse dünkte ihm, wie allen unsern Weltbürgern, nur für unreife Nationen wichtig. Wir meinten in Göthe's Jugendgefühlen wie in seinen Alterseinsichten die Spuren gefunden zu haben, daß er Sinn und Begriff für eine nationale Poesie gehabt hätte, wenn ihm nur sein Volk ein Nationalleben entgegengebracht hätte. Aber so hatte es diese Seite nahrungslos gelassen, und welche Ansprüche

hatte es also auf eine nationale Dichtung zu machen, das Volk, das sich damals verließ und aufgab, sich unwürdig treten und mishandeln ließ? Welche Vorwürfe dürfte es dem großen Manne machen, die er ihm nicht zehnfach erwidern könnte? Hätte man ihm eine Fähigkeit des Handelns bewiesen, er hätte wohl die seinige bewährt, den Thaten das Würdige der Poesie zur Seite zu setzen. Daß also Göthe damals nicht etwa in den Nothruf Gleim's und Klopstock's eingestimmt hätte, das wollen wir ihm lieber zum Guten als zum Schlimmen deuten. Schwer wird es, ihn vor dem größeren Vorwurfe zu retten, daß er dem handelnden Leben überhaupt den Rücken gekehrt, und daß er seine Dichtung von der großen Welt der Geschichte abgewandt hat. Denn sie mit dieser in Verbindung setzen, heißt allerdings nicht, wie er meinte, die Poesie in die Gewitterwolken der politischen Welt herabziehen, sondern es heißt nur, sie aus der schalen Novellistik der Italiener und Spanier in die ernsten Gebiete des geschichtlichen Epos und Dramas, aus der empfindenden, genießenden und kontemplativen Gemüthswelt des Deutschen in die schaffende und wirkende versetzen, wo Homer und Shakspeare groß wurden, die des heitern Aethers Beide, der erste gewiß außer allem Streite, nicht entbehren. Griechen und Engländer hätten nicht diese Dichter gehabt, wenn sie keine Thaten gehabt hätten; und es sind immer matte Zeiten, die die Schriften vor den Thaten preisen. Schiller, dem diese handelnde Welt stets achtbar, stets für seine Poesie der höchste Vorwurf blieb, konnte darum damals bei weit geringern Dichtergaben seine Stelle neben Göthe nehmen. Wer in der Weltgeschichte lebt, wer in die Zeiten schaut und strebt, hat Göthe selbst gesagt, nur der ist werth zu sprechen und zu dichten! Er hat es selbst gesagt, daß, wer die Revolution erlebt habe, sich in die Geschichte hineingetrieben fühlte und das Vergangene im Gegenwärtigen mit frischem Blicke sah; und daher habe man jetzt größere Weltcharaktere und bedeutendere Ereignisse auf die Bühne gebracht. Er konnte das nur Schiller'n nachsagen, nicht sich selbst. Aber wenn uns auch hier die Einsicht in die Lage der Nation und der Verlauf der göthischen Bildung zu der Mäßigung stimmen sollte, daß wir es nur bedauern, daß wir es nicht tadeln und schmähen wollen, wenn der größte Dichter unseres Volkes an die höchsten Gattungen aller Dichtung nur gestreift hat; wenn wir

uns zufriedenstellen, daß, der Virgil werden konnte, nur Ovid ward; daß er die Gaukler in Venedig besang und die Könige der Erde nicht besingen wollte, „weil er ihr Handwerk nicht begriff:" so müssen wir uns doch eben dann desto mehr verwundern und erstaunen, daß der Mann, der die ernste historische Dichtung so zurückstellte, die komisch-politische damals so eifrig ergriff, daß Er, der dem Dichter in den partheienden Bewegungen des öffentlichen Lebens die Stelle der Unpartheilichkeit und Vermittelung zutheilte, und, wenn diese unmöglich sei, ihm ein tragisches Ende prophezeite, daß Er gerade so blind partheiisch zufuhr, daß Er den Genius auf das Spiel setzte, das ihm immer so mislich schien, und eben in dem Momente, da es am mislichsten stand. Bei diesem Entschlusse verlor er sich selbst und jede seiner alten Besonnenheiten. Er hatte in seiner ersten Periode die Dinge, die ihn quälten, unmittelbar nach ihrem Verlaufe durch eine dichterische Komposition abgeschüttelt; in der zweiten verrichtete er diese Operation aus größerer Entfernung mit einem weitern Inhalte; in dieser dritten wagte er dies Geschäft mitten in den Dingen befangen, die er nicht übersah, die er nicht selbst erlebte, zu denen er kein inneres Verhältniß hatte, und es ist daher kein Wunder, daß die Produkte dieser Zeit in sich ohne alles Verhältniß und Maß daliegen, und zur Nation in keinerlei Verhältniß gekommen sind. Zuerst, bemerkten wir schon oben, reizte ihn die Geschichte des Halsbandes. Er verfolgte den Proceß mit Aufmerksamkeit, er schaffte sich in Sicilien Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt nach altgewohnter Weise, um jede Betrachtung los zu werden, das Ereigniß in eine poetische Komposition. So entstand sein Großkophta (1792). In einer höhern Region treffen wir auf das Nämliche, was uns schon bei den Mitschuldigen empören konnte. Ein gemeiner Stoff sollte erst in eine Oper gebracht werden, dann ward es ein Lustspiel, das mit Aufwand geschrieben ist, von dem es uns nicht wundern kann, wenn es auf der Bühne Ekel statt Lachen erregte. Forster fällte darüber ein schneidendes, aber vortreffliches Urtheil. „Dies Ding ohne Salz, sagte er, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese blos höfische Rettung der Königin

— ich habe die Wahl zwischen dem Gedanken, daß Göthe die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten haben und sehen wollte, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtete, um es nur mit in Anschlag zu bringen, und dem, daß der Erzbischof von Sevilla im Gilblas hier wieder leibhaftig vor uns steht.“ Während der Kampagne hatte Göthe ein Mährchen entworfen, die Erzählung von einer Reise von sieben Brüdern verschiedenen Charakters, die in Verwickelung, Verworrenheit, Abenteuerlichkeit und Planlosigkeit ein Bild von den damaligen Zuständen abgeben sollte. Er kehrte also auch wieder zu den wunderlichen und wilden Entwürfen seiner Jugend zurück, und seine geordneten Kunstgebilde, seine Iphigenie nur zu lesen, war ihm damals ganz unmöglich. Wäre er doch wenigstens während dieser peinlichen Seelenlage in dem Asyle seiner Naturforschungen geblieben. Er hatte **1790** als Herzenserleichterung die Metamorphose der Pflanze geschrieben; er trieb seine anatomischen Studien in Schlesien weiter; er fiel auf die Farbenlehre, an die er sich wie an einen Balken im Schiffbruch klammerte, und er gab **1791** und **92** zwei Stücke optischer Beiträge; als er **1792** den Feldzug nach Frankreich mitmachte, begleitete ihn Fischer's physikalisches Wörterbuch und seine chromatischen Arbeiten. In diese vertieft, lebte er mitten in den größten Bewegungen als ein Einsiedler, mit sich selbst vergnügt; aber es duldete ihn nicht in dieser Rückgezogenheit; sein heimlicher Aerger über die unruhige Zeit mußte zu Tage, er gab seine Paradoxen über die Politik zum Besten und spielte das böse Princip. In inneren Zerrüttungen wollte er guten Humor erzwingen, und das spiegelt sich in den Poesien dieser Zeit vortrefflich ab. Wie widerlich ist es, in dem Bürgergeneral (**1793**) große, oder doch schreckliche Stoffe in einer so kleinen, niedrig komischen Art behandelt zu sehen, die zum Ernst zu oberflächlich, für den Spaß zu herb ist. Und wenn Göthe die Schnäpse auf die Bühne brachte, was sollten die Anton Wall thun? So leugnen wir auch nicht, daß uns fast behaglicher zu Muthe ist bei dem leidenschaftlichen Sturme, der Wildheit, Grausamkeit, Blutgierde und dem Kannibalismus, den damals die Iffland und Kotzebue in Revolutionsstücken (wie die Kokarden und Aehnliches) auf die Bühne brachten, als in Göthe's Aufgeregten (**1793**). Denn hier ist keine Kraft und kein Saft, am wenig-

ſten wo der unpartheiiſche Dichter die Seite des Demokratismus abſchildert. Die ehrbaren Eigenſchaften der ſtarken, kernigen, rechtlichen, aber nie billigen und nachgiebigen Ariſtokraten ſind mit Wärme hervorgehoben; die Vertreterin des Demokratismus ſoll ſpurweiſe etwas von Kraft und Schwärmerei an ſich tragen, fällt aber doch über eine Kontuſion ihres Sohnes in Ohnmacht. Reineke Fuchs gehört in eben dieſe Zeit. Er ſei ihm, ſagt Göthe, zu rechter Zeit begegnet. Er habe ſich aus dem größten Unheile zu retten geſucht, indem er die ganze Welt für nichtswürdig erklärte. So kam ihm dieſe unheilige Weltbibel gerade recht zur Hand. Hätte er ſich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten überſättigen müſſen, ſo ſei es ihm erheiternd geweſen, in den Hof- und Regentenſpiegel zu blicken: denn trüge auch hier das Menſchengeſchlecht ſeine ungeheuchelte Thierheit ganz natürlich vor, ſo gehe doch Alles, wenn nicht muſterhaft, doch heiter zu, und der gute Humor fühle ſich nirgends geſtört. Zum Glücke ahnte das Publikum den Sinn nicht, aus dem dieſe Arbeit entſtand, wie es auch nicht merkte, daß es formell ein ſchlechtgerathenes Exercitium im Hexametermachen war; und ſo iſt dieſes Werk die willkommene Akkommodation eines der edelſten Produkte unſerer älteren Literatur geworden, das in ſeinen alten Geſtalten der Maſſe unzugänglich geworden war. Die Anwendung aber, die Göthe von dieſem Gedichte machte, muß im höchſten Grade beleidigen. Den unſchuldigen Humor einer ſimplen Zeit, die im Grunde das intrigante Weſen, das hier geſchildert wird, erſt im Werden ſah, an eine Zeit halten, die ſich von dem Uebermaße deſſelben, das ſich in Jahrhunderten furchtbar angehäuft hatte, zu befreien ſuchte, mit lächelnder Behaglichkeit die ſchrecklichen Uebel der Geſellſchaft beleuchten, die keine bitterſte Invektive, keine ſatiriſchen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch heilen konnten, dies muß beleidigen. Aus einer früheren Periode, wo in der Satire auf dem Hintergrunde einer kindlich einfältigen Zeit die Thorheit und Schlechtigkeit vergrößert ihr Spiel treibt, rückte Göthe dieſes Gedicht in eine ganz andere Zeit, wo die Satire auf dem Grunde einer verſchwundenen goldenen Vergangenheit das Gemälde der gegenwärtigen Korruption aufziehen mußte, und er ſchob daher hier

und da Stellen ein [72]), die dem Geiſte des alten Werkes ganz widerſprachen, und variirte den Ton, wie es der Ueberlieferung nicht gemäß iſt. Sehr richtig bemerkt Göthe in den Ausgewanderten, die gleichfalls in das Jahr 1795 fallen, daß ein großes Unglück in der Welt gewöhnlich von lächerlichen oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umſtänden begleitet ſei. Das Ueble aber iſt, daß Göthe, wo er dieſer Erfahrung den Stoff zu einem Gedichte abgewinnen will, überall das Unglück ſelbſt und nicht blos die begleitenden Umſtände in den Kreis des Lächerlichen hereinzieht; und dies merkt man überall aus der Behandlung dieſer damaligen Produkte heraus, die mehr bitter und verſteckt, als heiter und offen iſt. Mit der Zeit indeſſen, als der erſte bittere Eindruck ſich etwas verſüßte, trat eine andere Stimmung in Göthe ein, und mit ihr eine veränderte Gattung von Werken. Er reſignirte; und ſeine Reſignation hatte zwei Seiten wie jede. Wer bei Thucydides oder Villani die Wirkungen ſolcher allgemein ſchreckenden Begebenheiten auf die Menſchen geleſen hat, der wird beſonders auffallend gefunden haben, wie ſich leicht engere Kreiſe zuſammendrängen, wo dann bald Frivolität, Leichtſinn, Lebensgenuß obſiegt, bald tiefere Betrachtung der ſittlichen Natur des Menſchen veredelnd hervortritt und ernſter und in ſich gekehrter macht. Des Thucydides und Villani Schilderung nicht allein, ſondern ihre Werke ſelbſt, dann Boccaccio und das letzte Schriftchen Machiavelli's ſind Produkte, die ſolchen Zeiten und dieſen getheilten Stimmungen angehören. Auch Göthe bietet uns für beide Seiten einen Zuwachs. Die Ausgewanderten erinnern viel an das Dekameron, und auch Einzelnes im Meiſter ſcheint uns hierher

---

72) So wird z. B. nur von den Pfaffen dort, und nur von einem gewiſſen Theile der Pfaffen ein ſo übles Bild entworfen, wie in einigen göthe'ſchen Verſen von der Allgemeinheit:

Doch das Schlimmſte ſind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch Jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder
Alles zu, und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.

zu gehören. In den Novellen der Ausgewanderten finden wir neben manchen reizvollen Schilderungen schon hereinspielend den Hang zum Ahnungsvollen und Räthselhaften, der weiterhin in Göthe zu überwiegen anfing, und es begegnen Charaktere, die in ihrer ganzen Anlage schon an die natürliche Tochter erinnern. Auch dieses Stück, zwar weit später (um 1799) entworfen und (1804) erschienen, gehört noch in den Kreis der auf die Revolution bezüglichen Werke; die Müdigkeit statt der früheren Frische der Weltbetrachtung, die Rückhaltung statt des früheren Dranges der Mittheilung, die Reaktion des Quietismus gegen die alte Lebenskräftigkeit ist hier schon ganz herrschend, die in den Ausgewanderten und im Meister zuerst spurweise erscheint. Mit diesem neuen Charakter seiner späteren Werke entfremdete sich Göthe dem Publikum, und machte sich dagegen engere Freunde in engeren Kreisen. Herder'n gefiel diese gereifteste Frucht eines tiefnachdenkenden Geistes, der die ungeheueren Begebenheiten der Zeit still im Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe. Aber die Nation achtete nicht auf diese Silberbleistiftzüge, und behielt die groben Striche der Jugendwerke Göthe's lieber. Welch einen Weg haben wir zurückgelegt, welche grundtiefe Veränderungen haben wir in unserm Dichter erlebt, wenn wir von seiner ersten revolutionären Staatsaktion, dem Götz, zu dieser herüberblicken! Wie ist der offene, franke Dichter versteckt und heimlich geworden! der kecke knappe Maler der Sitten wie breit und eintönig in diesem Stück, das auf 15 Akte berechnet war und das Publikum schon in den 5 vollendeten langweilte! welche andere Memoiren hatten ihn damals zur Dramatisirung gereizt als jetzt! wie wenig scheute er sich damals vor den grausamen Scenen der Rebellion und den starken Charakteren solcher Zeiten, da er noch ganz auf der Thätigkeit der menschlichen Natur weilte, die im Egmont schon den halben Raum der Diplomatie abtreten, und jetzt der Diplomatie völlig weichen mußte! wie offene breite Wirkungen machten die Dichtungen jener Jahre gegen diese, die, kalt wie sie war, kalt aufgenommen ward! eine Wirkung, die der innern Beschaffenheit des Werks genau entsprach und gewiß nicht, wie Göthe meinte, von der voreiligen Veröffentlichung des ersten Theiles herrührte. Wir erinnern an den Aufruhr, den sein Götz in Deutschland machte, wo er die ganze Jugend aufwühlte, und

wollen des Kontraſtes wegen anführen, wie die natürliche Tochter auf die Frau Herder wirkte, was beſſer als jedes Urtheil den Charakter des Stückes bezeichnen wird. Sie war, wie Herder ſelbſt, entzückt über dieſe Schilderung des Kampfes menſchlicher Verhältniſſe mit den politiſchen, in der das gräßlich Herzloſe der Stände und ihre Verworfenheit dargeſtellt ſein ſollte; ſie nannte es ein klaſſiſches Stück, das höchſte, was Göthe gab, ein Stück wie Nathan, aber wärmer, vielſeitiger, ein Kunſtwerk, vor dem Schiller's Irrlicht ſchwinde. Aber Knebel urtheilte ihr entgegen, und es traf ſie plötzlich die Wahrheit, daß Laſter und Greuel hier ſo mit einſchmeichelnden Worten umhüllt und in ein ſo mildes und ſanftes Licht gerückt ſind, als ob die unnatürlichſten Menſchen alle Engel wären; ſie fürchtet nun, der Dichter habe das Ganze nicht zu Gunſten der Menſchlichkeit, ſondern der Stände angelegt; ſie ahnte was von jener hiſtoriſchen Anſicht, der das Geſchehende alles recht iſt; ſie kam ſich nun wie ein Lamm vor dem Wolfe vor, und wünſchte zu ſtreng den Teufel mit ſeinem Talente zur Hölle. Kurz ehe Göthe dieſes Drama zuerſt entwarf, entſtand das kleine Epos Hermann und Dorothea, das gleichfalls auf den Grund der politiſchen Zeitgeſchichte gezogen iſt, und das die reine und edle Seite ſeiner Reſignation darſtellt. Aber dieſes Werk, das uns leicht alle die übelgerathenen Produkte, die wir bisher erwähnt haben, vergüten kann, wäre nicht entſtanden ohne die wohlthätige Einwirkung Schiller's, mit dem jetzt Göthe in nähere Verhältniſſe kam, der ſeinen erſtorbenen Schöpfungstrieb erhöhte und vorübergehend ihn in ſeine edlen Beſtrebungen mitriß. Wir haben daher zunächſt nach dieſem zu blicken, um zu finden, in welcher Lage er war, als ſich das engere Bündniß zwiſchen Beiden knüpfte.

---

2. Philoſophie. (Schiller.)

Indem wir nun noch die Berührungen unſerer vielfach beeinträchtigten Dichtung mit der im Anfang der 80er Jahre regenerirten Philoſophie angeben wollen, haben wir es in aller Hinſicht bequemer, als bei den bisher beſprochenen Disciplinen, die Grenzen zu finden. Wenn die kantiſche Philoſophie, die allein dem Zeitpunkte angehört, mit dem wir eigentlich ſchließen wollen, nicht ſo

durchaus kritisch und rein wissenschaftlich wäre, so würde sie gleich anfangs auf die Produkte der Einbildungskraft unmittelbar übergewirkt, es würden sich in der Poesie jener Jahre solche Einflüsse gezeigt haben, wie sie früher der realistische und nominalistische Scholasticismus auf die gnomische und mystische Didaktik des Mittelalters, und wie sie später mehr die aus der kantischen gefolgerte Philosophie seiner selbständigen Schüler auf manche Dichtungen der Romantiker geübt hat. Dieserartige Wirkungen aber lassen sich ohne Zwang nicht in den Verhältnissen der ersten und ächten kantischen Lehre zu unserer Poesie nachweisen; kaum haben wir oben einige dürftige Polemik in ästhetischen Formen gefunden, die einer Erwähnung nicht recht würdig war. Wir behalten daher nur einen mittelbaren Einfluß übrig, der dem Charakter dieser Philosophie durchaus angemessen ist: sie unterwarf, wie alle Objekte der eigentlichen Philosophie, so auch die Principien der Aesthetik einer kritischen Untersuchung; sie gab dadurch Anlaß zu einer ganz neuen Begründung dieser Wissenschaft, die wir Schiller'n verdanken. Auf dessen Poesien hatte diese philosophische Thätigkeit weniger positiven als negativen Einfluß; sie lehrte ihn die Kluft zwischen dem produktiven Dichtungsvermögen und der ästhetischen Einsicht erst recht kennen, die auszufüllen mehr das instinktartige Bestreben seiner eigenthümlichen Dichternatur war, als ein Ziel, das seine reifen ästhetischen Ueberzeugungen in Aussicht genommen hätten. Seine eben so geistige als phantasiereiche Natur wies ihn dahin, sich von den Operationen seiner dichtenden Kräfte Rechenschaft zu geben, und dies drückt den gefährlichen Höhepunkt aus, wo die Poesie von dem Baum der Erkenntniß brach, und von wo an für die nächste Zeit ihr Fall unvermeidlich schien. Wie wenig wir daher auch dem Gange der ästhetischen Wissenschaft folgen wollen, so macht es uns doch der historische Verfolg unserer Dichtung an sich zur Pflicht, diesen bedeutsamen Moment genau ins Auge zu fassen, und um so mehr, da er gleichsam den Schlußstein zu dem Gebäude unserer Dichtung setzt, den wir von Anfang an ins Auge gefaßt hatten. Denn das Princip des Schönen und das Grundgesetz der Kunst konnten auf befriedigende Weise auch aprioristisch nicht anders als in einer Zeit gefunden werden, die die Kunst zu einem reinen Standpunkte zurückgeführt hatte; und die Epoche, wo sich unsere Dichtung dem ächten Kunstcharakter am meisten näherte, war bei

unſerm erſten Ausfluge unſer letztes Ziel. Daß ſie ſich ſelbſt dieſes ihres Höhepunktes bewußt ward, war ein Ueberſchuß, den wir aus unſerer philoſophiſchen Kultur in die poetiſche herübertrugen; ein Reichthum, den keine andere Poeſiegeſchichte ſo leicht wird aufweiſen können. Dieſe Bewußtheit iſt das natürliche Symptom der Vollendung einer Dichtung, die in einem Volke genährt ward, das mit ſeiner Geiſtesblüthe in das männliche Zeitalter der Welt fällt, das zur Wiſſenſchaft mehr geboren iſt als zur Kunſt, das keine poetiſche und keine politiſche Periode von Bedeutung durchgemacht hat, ohne ſie mit einer entſprechenden philoſophiſchen zu begleiten.

Unſere Betrachtung darf ſich diesmal einfach an zwei einzelne Männer heften, an Kant und Schiller. Auf Kant's Lehre, ihren Sinn und Werth, und auf die Bedeutung einzugehen, die jene große, durch ſie veranlaßte Revolution auf das geiſtige Leben in Deutſchland gehabt hat, iſt unſeres Amtes und Berufes nicht; dies iſt kein Gegenſtand, der als ein Parergon behandelt werden kann und darf, und doch nur als ein ſolches in einer Geſchichte der Dichtung behandelt werden dürfte und könnte. Wir laſſen daher das Syſtem und das Schulartige bei Seite, und ſuchen nur mit einigen Strichen, die für ſich nichts bedeuten wollen, den Augenpunkt zu bezeichnen, aus dem man, auf dem Wege der Dichtungsgeſchichte begriffen, den königsberger Philoſophen betrachten würde; und wir verſuchen dabei uns lieber nach jenen Geſichtspunkten zu verſtändigen, die uns bisher ſchon geläufig wurden, als daß wir unſere Leſer plötzlich in eine fremde Terminologie hineinzwängen. Wir erinnern daher, um Kant's allgemeine Verhältniſſe zu den Bildungen und Charakteren der Zeit anzugeben, an jenes von Leſſing begriffene Beſtreben der Zeit, in alle geiſtige Thätigkeiten und Produktionen, in die Gattungen der Dichtung, in die Grenzorte der Kunſt und Wiſſenſchaft, in die Grundſätze der Religion und des Lebens eine reine Scheidung zu bringen. Auf dieſem Wege haben wir die Poeſie zu reinen Gattungen gelangen, wir haben ſie von didaktiſchen Zwecken ſich losſagen ſehen, wir haben gefunden, wie ſich die chriſtliche Religion mit Anſtrengung aller Kräfte auf ſich ſelbſt iſolirte, wie ſich das Lehramt der Schule von dem der Kirche trennte, wie der Pädagog ſelbſt wieder eine reinere Wiſſenſchaft zur Baſis ſeines Berufes ſuchte, wie ſich die Geſchichte aus dem Zwange der Theologie löſte. Ganz in einen ſolchen Zuſtand

der Reinheit trat nun auch die Philosophie durch Kant zurück. Welcherlei Philosophie vor ihm in Deutschland kursirte, lag uns im Verlaufe unserer poetischen Geschichte vielfach nahe zu beobachten. Was von Leibnitz übrig geblieben war, eigentliche Spekulation und alles Spiritualistische trat seit der Zeit, daß man sich an Wolf's abgenutztem System und an dem Herrnhutismus gesättigt hatte, völlig in den Hintergrund. Die englische Philosophie, die sich auf dem lockischen Empirismus aufgebaut hatte, griff in Deutschland eben so mächtig um sich, wie alle englische Poeten und Theologen des 18ten Jahrh. für die deutsche Bildung von den größten Anregungen waren. Als Mendelssohn und Garve auf der Höhe der deutschen Philosophie standen, und Wieland den großen Bund zwischen Weltweisheit und Dichtung schloß, spiegelte man sich selbstgefällig in dieser Philosophie des Menschenverstandes, die nicht in der Metaphysik ihren eigentlichen Zielpunkt sah, sondern in der gesunden Beobachtung der menschlichen Verhältnisse, nicht in strenger Spekulation ihre Methode suchte, sondern in populär ausgesponnenen Erörterungen, die nichts zu denken übrig ließen, nicht in der Konsequenz des Systems ihren Werth fand, sondern in dem Plausibeln der Eklektik, nicht den bon sens und Lebenstakt des Weltmannes und die eigentliche Philosophie wie praktische Rechnung und wissenschaftlichen Probekalkul auseinanderzuhalten, sondern in eins zu vermengen strebte. Eine Philosophie dieser Art mußte bei dem allgemeinen Zustande der damaligen deutschen Bildung außerordentliche Nahrung finden. Eine Welt, die von großen Naturforschungen in Erstaunen gesetzt ward, deren Neigungen und Leidenschaften durch eine epidemische Sentimentalität alle auf die Verhältnisse von Menschen zu Menschen gespannt wurden, deren sensuale Kräfte durch ein erfrischtes Naturleben geweckt waren, die ganz in den Anschauungen einer neu geborenen Kunst lebte, eine solche Welt konnte nicht Sinn haben für dürre Abstraktionen und streng gesonderte Wissenschaft, bis man sich in jener Richtung übersteigert und so einen Uebertritt in ein entgegengesetztes Extrem vorbereitet hatte. Während in Deutschland diese heftigen Erschütterungen der Gemüthswelt von Poesie und Kunst, von humaner Gutmüthigkeit und Lebensweisheit ausgingen, hatte sich Kant in Königsberg ganz im Stillen gebildet, und war von Allem, was eine Entwickelung der Sinne und der Einbildungskraft begünstigte, ganz

entfernt geblieben. Zwiſchen der frühe im Jahrhundert abgeſtorbenen wolfiſchen Philoſophie und ſeiner eigenen ſpät ans Licht getretenen hielt er gleichſam im Verborgenen ein Band geknüpft; von den Aufregungen der Dichtungsperiode blieb er ganz unberührt. Daß er dies über ſich vermochte, zeigt den wahren Preußen, den ächten Sohn des Nordens, der in der Regel an den feineren Gemüthsregungen des Süddeutſchen nur entfernteren oder nur erzwungenen Antheil hat. Wer es will, kann Kant überall als ein Glied in jener Kette der preußiſchen Aufklärer ſehen, die den heftigen Gegenſatz der Poeten und Enthuſiaſten und Aller, die an die Kräfte des Gemüths glaubten, hervorriefen. Die Hamann, Wieland, Göthe, Herder, Klinger waren daher alle von ihm abgeneigt, und der philoſophiſche Vertreter dieſer Klaſſe, Jacobi, war der natürlichſte Gegner von Kant. Früh geſättigt an dem Pietismus, der in ſeiner Vaterſtadt und an der Univerſität dominirte, hatte ſich dieſer überall im Gegenſatz gegen denſelben entwickelt: die verſtändige Richtung gegen allen Geiſterglauben und gegen die Krafts des Gebets, ſeine nüchterne Anſicht von aller Kunſt und namentlich von der Muſik, der ganze kritiſche Charakter ſeiner Philoſophie, ſeine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand, ſeine äußeren geſelligen Gaben und praktiſchen Lebensanſichten zeigen ihn überall auf der Seite ſeiner berliner Landsleute, mit denen er auch die Anfechtungen wegen ſeiner religiöſen Liberalität zu theilen hatte; nur daß Er ſeine Uebermacht des Verſtandes und der Intellektualität ganz auf Ein einziges großes Werk, die Wiedergeburt reiner Wiſſenſchaft, koncentrirte, die jene auf Einzelheiten zerſtreuten. In tiefer Eingezogenheit förderte er dies Werk, ungeirrt durch äußere Zurückſetzung, und er trat in einem Alter auf, wo ohnehin der Geiſt über das Sinnen- und Gemüthsleben die Oberhand erhält [73]). Von dieſer Herrſchaft über die äußere Sinnenwelt, von der Meiſterſchaft ſeines Geiſtes über alles Körperliche, ſeines Willens über Gefühle und Leidenſchaft, von dieſem Stoicis-

---

73) „Sollte nicht Manches von Dem, was Kant lehrt, zumal in Rückſicht auf das Sittengeſetz, Folge des Alters ſein, wo Leidenſchaften und Neigungen ihre Kraft verloren haben, und Vernunft allein übrig bleibt? Wenn das menſchliche Geſchlecht in ſeiner vollen Kraft, etwa im 40ſten Jahre ſtürbe, was für Folgen würde dies auf die Welt haben?“
Lichtenberg.

mus, der ihm ästhetischen Sinn, Empfänglichkeit für die feineren Bedürfnisse des Gemüths, den Schmelz der schönen Natur nur stellenweise übrig ließ, ist Alles in Kant's Leben und Schriften durchdrungen. Wer daher sein System als solches, innerhalb der Schule, charakterisirt, bringt es in Gegensatz gegen den lockischen Sensualismus. Angeregt durch Hume's Angriff auf die Metaphysik, der sich an die empirische Herleitung des Begriffs der Kausalverbindung angeknüpft hatte, suchte er das Reinvernünftige dieses Begriffes zu retten und forschte nach dem ganzen Vorrath der übrigen aprioriſchen Begriffe; er drehte das empirische System, wie er selbst anführt, nach der Analogie seines großen Landsmannes Kopernikus, herum, und hoffte eine metaphysische Wissenschaft fester zu begründen, wenn er annahm, daß sich die Dinge außer uns nach den Gesetzen unseres Erkennens richten, als umgekehrt dieses nach jenen. Uns, die wir immer die Wirkungen auf das Leben und die Verhältnisse zu der historischen Umgebung im Auge haben, liegt es näher, das Ganze der kantischen Lehr- und Lebenssätze gegen die herrschenden Bildungen in Deutschland, als gegen die englischen Systeme zu halten; und hier ist es von erstaunlichem Interesse, wie er mit der Begründung einer reinen Wissenschaftslehre den Entwickelungen der Kunst sich zur Seite lagerte, mit dem Rigorismus seiner Moral der nachsichtigen Grazienphilosophie Wieland's und der Anakreontiker einen Damm entgegenwarf, wie er mit dem Aufruf der menschlichen Freiheit der vegetativen und sensualen Lebensweisheit entgegentrat, die aus einer Poesie, wie die göthische, nothwendig folgte, wie er der laxen Sentimentalität und Empfindsamkeit, der Ueberschwenglichkeit des Gemüthslebens gegenüber den Geist rüstete und auf diese Weise dem deutschen Leben neue Richtungen gab, die das Gesetz des moralischen Gleichgewichts nöthig machte. Wenn seine oft wiederholte Vergleichung mit Sokrates einen Sinn haben soll, so muß sie von diesem Punkte ausgehen. Und von hier aus erklärt es sich, ganz abgesehen von Kant's Beschäftigung mit der Aesthetik, warum gerade Schiller so viele Vorliebe für die neue Philosophie faßte, der ganz denselben Gegensatz des Geistes gegen die göthische Naturtheorie innerhalb der Dichtung selbst schon vor seiner Bekanntschaft mit Kant gebildet hatte. Dasselbe dunkle Gefühl, das Göthe'n gegen Schiller stimmte, hieß ihm auch Kant den Rücken kehren.

Es ist bekannt, von wie außerordentlichen Wirkungen Kant's Auftreten begleitet war. Innerhalb der Schule weckte seine Philosophie den Tiefsinn ähnlicher Köpfe auf und brachte die spekulativen Wissenschaften zu einem Flor, der seither kaum pausirte, der am glänzendsten war, als alle übrige Welt sich von den großen politischen Zeitereignessen fesseln ließ, und der es bewies, wie gern die deutsche Natur vor den Bewegungen der handelnden Welt ein ideelles Refugium sucht. Die Philosophie des alten Schlags war mit Einem Male abgethan, so ganz wie die alte Poesie mit Göthe's Jugendschriften; auch sind diese durch keine größere Sprungweite von den noch gleichzeitigen Galanterien Jacobi's unterschieden, als die Kritik der reinen Vernunft von der gleichzeitigen Sittenlehre der Vernunft von Eberhard oder Campe's Beweis der Unsterblichkeit der Seele. Die ersten schwachen Gegner, die Meiners und Abel, die Ulrichs und Eberhard verschwanden vor dem reinen Enthusiasmus unter Kant's Schülern, jener Wärme, die sich auf die Jünger aller Philosophie, auch anderer Schulen, bis in dieses Jahrhundert fortpflanzte. Mit den Erschütterungen in der Schule maßen sich die anderen und ganz verschiedenen, welche der praktische Theil der neuen Lehre in der Sphäre des gebildeten Publikums machte; die Opposition gegen beide Seiten mehrte den Antheil und die Bewegung. Von jener Seite her ärgerte man sich an dem Dogmatismus der Schule, an der philosophischen Orthodoxie und Intoleranz, die keine Neutralität gestattete; eben so sehr mit Unrecht, wenn man dem willkührverachtenden System zumuthete, sich mit dem getheilten Beifall der Eklektiker zu vertragen, als mit Recht, wenn man sich an jenen, von Kant selbst verachteten Eigendünkel, jene „frühkluge Geschwätzigkeit" der Schüler stieß, die ihre Philosophie bewiesen glaubten, weil sie sie begriffen hatten. Es ist das traurige Erbtheil aller Schulen, daß sich in ihnen der forschende Geist sogleich nieder- und festsetzt, daß sie eine Zunftherrschaft gründen wollen, die wie die religiöse Orthodoxie und der politische Despotismus in einen gewissen Kreis bannt, in dem die vom System in Anspruch genommenen Kräfte des Menschen ein geschafftes Geschäft betreiben, die übrigen aber in Unthätigkeit feiern. Denn wie bald ist auch die Grenze der praktischen Anwendungen der Theorie erreicht! und wie sehr hat hier Kant selbst verrathen, daß es schon bei dieser Thätigkeit nicht leicht ist, sich selber treu

zu bleiben! Von dieser anderen Seite war daher der Schrei gegen die Geschäftigkeit seiner Schüler noch viel größer, die so viel an dem Systeme ihres Meisters zu- und abzuthun hatten. Von beiden Seiten suchte Herder, einst ein Lobredner seines einstigen Lehrers, in der Metakritik (1799) und in der Kalligone (1800) vor dem Trüben der abgeleiteten Wasser zu warnen, indem er die Lauterkeit der Quelle selbst verdächtigte, oft mit dem unschicklichen Mittel, daß er sie geflissentlich selber trübte. Aber dies geschah in einer Zeit, wo die kantische Lehre, die mehr anzuregen als abzuschließen geschaffen war, die mehr Wissenschaftslehre als Wissenschaft sein wollte, gerade dadurch am wirksamsten ward, daß sie in andere Systeme sich theilte, die selbständige Denker, von ihr angeleitet, auf eigenthümlichen Wegen gefunden hatten. Herder, und die ihm anhingen, stimmten in ihrer Polemik zu frühe Triumphe an.

Von welchem Nachtheile die Ausbreitung der philosophischen Studien für unsere Poesie nur eben dadurch war, daß die Kräfte getheilt, daß tiefere Naturen auf dies neue Gebiet gezogen wurden, die bei der Fortdauer des ungetheilten Kunstinteresses vielleicht der Dichtung gewonnen worden wären, daß dieser dagegen fast nur die Genien des ersten Ranges und die mittelmäßigen Talente des dritten treu blieben, dies können wir freilich nicht an einzelnen Fällen ausmessen und darlegen; nur das Eine Beispiel verfolgen wir, um die Beeinträchtigung der Dichtung zu veranschaulichen, desto gründlicher: wie durch Kant sich neben der poetischen Kunst die poetische Wissenschaft, die Aesthetik, aufstellte, wie diese Wissenschaft erst Schiller'n aus der poetischen Thätigkeit riß, wie sie dann, zur Kunstkritik und Literargeschichte gesellt, in dem Kreis der Romantiker überall diesen Grenzwissenschaften der Dichtung anfing über die künstlerische Produktion ein Uebergewicht zu geben. Als Kant seine Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (1790) schrieb, verfuhr er hier mit demselben Purismus, mit dem er sich stets dagegen erklärte, daß man die Grenzen verschiedener Wissenschaften ineinanderlaufen lasse. Er beseitigte mit ihr die alte Methode der Kunstkritik und die Schule Lessing's; solche Werke wie Eberhard's Theorie der schönen Wissenschaften (1783) und Eschenburg's Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften (1784), in denen man die einzelnen Aufklärungen, die sich in Sulzer's, Lessing's, Mendelssohn's, Home's, Engel's und anderen Schriften zerstreut fanden,

mit praktiſchem Takte in ein Ganzes zuſammenreihte, konnten ſich ſo wenig wie die Aeſthetiken der Heidenreich und Dalberg (**1790, 1791**) neben den anregenden Unterſuchungen halten, die mit energiſcher Konſequenz auf den Einen Mittelpunkt der äſthetiſchen Wiſſenſchaft losdrangen. Die ſpekulativen Expoſitionen dieſes Werks ſind zunächſt gegen die auf Pſychologie und Empirie baſirte Unterſuchung über den Urſprung unſerer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen von Burke (deutſch von Garve **1773**) gerichtet; und es iſt darin Alles, was von deutſchen Aeſthetikern, Leſſing nicht ausgenommen, geſchrieben war, gänzlich ignorirt; man müßte denn eine innere Folge darin ſuchen, daß, nachdem Leſſing die Schönheit der Kunſt zum Ziele gegeben hatte, nun Kant zeigt, was ſie ſei. Ueberhaupt aber ſpringt es in die Augen, daß Kant in einer völligen Unbekanntſchaft mit dem Standpunkte der deutſchen Dichtung war. Dies hätte, wenn nicht Schiller dazwiſchengetreten wäre, das Buch vielleicht ohne alle praktiſche Bedeutung gelaſſen. Wie ſehr hat dieſe Iſolirung nicht dem Schlußtheile deſſelben, wo die Arten der ſchönen Kunſt unterſchieden werden, geſchadet! Hier glaubt man manchmal einen ſchleſiſchen Aeſthetiker des **17.** Jahrh. zu hören, und Herder hat hier nur zu viel Stoff gefunden, in ſeiner Kalligone die Sätze, die aus dem ,,tonloſen Gemüthe'' ſtammten, dem Pope und Haller Lieblingsdichter waren, lächerlich zu machen, indem er Geſchichte gegen Abſtraktion ſetzt und, wenn nicht immer die rechte Parade, ſo doch die rechte Waffe zur Bekämpfung traf. Deſto unbilliger focht er den ſpekulativen Theil des Werks an. Daß Kant ohne bedeutende Anſchauungen, mehr nur an die Begriffe früherer Philoſophen angelehnt, die das Weſen des Schönen in eine innere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit ſetzten, die nur dunkel erkannt werde, auf jene Sätze kam, welche die Kunſt von allem Bedürfniß und Nutzen, die freie Schönheit von der anhängenden trennten, welche das Weſentliche der Kunſt in die Form ſetzten, dies macht ſeiner ſpekulativen Gabe alle Ehre; es ſtellt ihn auf eigenem Wege den Reſultaten gleich, die Leſſing denkend, die Göthe und Wieland producirend gewonnen hatten. Wenn ſich Herder hiergegen auflehnte, ſo geſchah es des Misbrauchs wegen, den die romantiſchen Dichter in praktiſcher Anwendung mit der Lehre von der rein formellen Dichtung trieben, ein Misbrauch, für den doch Kant am

wenigsten verantwortlich zu machen war, der die schönen Künste, wenn sie nicht mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht würden, als bloße Zerstreuungsmittel ansah, der zuletzt das Schöne das Symbol des Sittlich-Guten, die schönen Künste die Versinnlichung sittlicher Ideen nannte, dem wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung und Kultur des moralischen Gefühls zu sein schien, da der Geschmack gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse mache. Diese Sätze waren es hauptsächlich, die Schiller'n reizten. Das Zwiespältige und Unklare darin bestimmte ihn, das Verhältniß des Sinnlichen und Moralischen auseinanderzusetzen; die anziehenden Erörterungen über das Erhabene, eine der schönen Stellen in Kant's Schriften, wo der spekulative Stamm sich mit dem anmuthigen Grün des Thatsächlichen bekleidet, fesselten ihn nicht minder; die Winke, die Kant über die glückliche Vereinigung der höhern Kultur und ihres gesetzlichen Zwanges mit der Kraft der freien Natur in den Griechen fallen ließ, ein hingeworfenes Wort, daß die Kunst, gegen das Handwerk gehalten, wie ein Spiel betrachtet werde, Alles regte einen Sturm von Ideen in Schiller'n auf, dem dieses Terrain bekannter war, und der sich nun nach allen Seiten hin aus Drang und innerm Bedürfniß völlig zu orientiren strebte. So kam es, daß er zuletzt sich zu leisten getraute, woran Kant verzweifelte: dieser hatte sich zur Aufgabe gestellt, das subjektive Princip des Geschmacks, als ein aprioriſches Princip der Urtheilskraft, zu entwickeln und zu rechtfertigen, er hatte ein objektives geleugnet, und dies wollte Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen aufstellen und ihn so ipso facto widerlegen.

Schiller wählte in seinen ästhetischen Aufsätzen weder die rein abstrakte Methode der Deduktion aus Begriffen wie Kant, noch die historische, mit der Herder der Genesis unserer Begriffe von Schönheit und Kunst nachzugehen strebte, sondern einen gewissen mittleren Weg, der Jedem, der auf einer jener beiden Seiten ganz steht, leicht etwas zu wünschen übrig läßt, und etwas zuzusetzen und zu modificiren gestattet. Er lehnt sich auf kantische Ideen, aber ganz ohne allen Schulzwang; er hätte überhaupt nur durch den praktischen Theil Eingang zu Kant's Lehre finden können, und nur durch den, in dem er selber Erfahrungen gemacht hatte. Der

Buchstabe des Systems war ihm nicht viel näher als selbst Göthe'n; die reine Spekulation, die die Form von allem Inhalt und aller Materie loszulösen strebt, lag seinem bildenden Geiste ganz fern, dem die Materie und die Sinnenwelt kein Hemmniß war, sondern der unentbehrliche Stoff, in den sich sein Formsinn eingrub. Kant's Schriften waren ihm daher bis zur Erscheinung der ästhetischen Urtheilskraft, die auch Göthe nicht übergehen konnte, fremd geblieben. Nach dem fehlgeschlagenen Don Carlos hatte Schiller in mannichfachen Zerstreuungen gelebt. Ein neues häusliches Leben beglückte ihn, wie Göthe'n seine Vermählung mit der Kunst in Italien; ein neuer Beruf wies ihn auf die Geschichte, in der ihn die politischen Begebenheiten noch mehr fixiren mochten; die Wärme für Philosophie ergriff auch ihn, und wir haben jene ersten Fragmente schon erwähnt, die er zwar ohne Kant selbst gelesen zu haben, nicht aber außerhalb der Influenzen von dessen in die Nation gebrachten Neuerungen hingeworfen hatte. Bekanntlich zog sich die neue Philosophie nach Jena wie an einen Hauptstapelort mit Macht hin; bedurfte es für Schiller'n persönliche Vermittelung, so war Reinhold hier, der sie ihm entgegenbrachte. **1791** las er die Kritik der Urtheilskraft, und sie entzündete in ihm den Eifer, diese Materie unter seinen Händen zu etwas zu formen; sein Geist, der immer seiner Selbstthätigkeit froh war und nichts Unreifes ertragen konnte, arbeitete sich in diesen Stoff ein, bis er ihn gebändigt hatte. Befriedigt also hatte ihn das kantische Werk so wenig, als mächtig es ihn ergriffen hatte; und so sagte ihm auch der Gesammteindruck von Kant's Lehre und Wesen halb zu, halb wies er ihn zurück. Ihn beleidigte jene Strenge des Geistes, die sich so wenig mit der Sinnlichkeit vertragen wollte; er war ein entschiedener Feind aller Spekulation, die die Sinnlichkeit auch nur scheinbar in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft sieht. Was auch Kant für die Verbindung und Harmonie von Realität und Form, von Sinnlichkeit und Vernunft in dem vollkommenen Menschen ganz nach Schiller's Sinne sprach, so bewirkte doch der in Beiden verschiedene Grad des unvermeidlichen Uebergewichts nach Einer Seite, daß Kant bei gleichlautenden Grundansichten einen so anziehend-abstoßenden Eindruck auf Schiller'n machte, wie dieser wieder ganz in demselben Verhältnisse auf Göthe'n, der noch entschiedener auf der Seite des Sensualismus

stand. Die starre Grundsätzlichkeit in allen Theilen der kantischen Lehre schreckte die Männer der Welt und des Lebens überallhin ab. So lachte Forster des Phantoms der allgemeinen Vernunft, deren Etablirung allgemeine Ertödtung aller Geisteskräfte zur Folge haben würde; die einen anderweitigen Gebrauch des Verstandes nicht gestatten wollte, „gerade als ob sich für die transcendente Verschiedenheit der Menschen, in Absicht auf die Intensität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der koexistirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiste, der nicht alle möglichen Kombinationen umfaßt, eben so gut eine Regel a priori entwerfen lasse, wie für das bedingte Subjektive unserer Vorstellungen, welches sich aus den allgemeinen Einschränkungen der menschlichen Natur entwickeln läßt.“ So nahm Wieland (nach Göthe) übel, daß in Kant's Moralphilosophie Pflicht und Recht dem humoristischen und poetischen Schwanken durch Vernunft entnommen werden sollten, und auch Schiller's feinere Natur beleidigte es, daß hier die Idee der Pflicht mit zu viel Härte und ascetischem Anstriche vorgetragen war: er sah die Tugend mehr als Neigung zur Pflicht an, er ehrte die Forderungen der Natur, er wollte, daß der Mensch seiner Vernunft mit Freuden gehorche, er stellte sich, seiner moralischen Würde bewußt, auf die Seite der Latitudinarier gegen den moralischen Rigoristen, und griff ihn aus dieser Ansicht in Anmuth und Würde, bei aller Achtung, entschieden an. Aehnlich verhielt er sich der ästhetischen Urtheilskraft gegenüber. Nirgends war hier in Schiller's Sinne der Würde der Kunst ihr Recht, dem selbständigen Werthe der Schönheit seine Ehre gegeben; ein zu männischer Geist schien sich von den Grazien zu ernsthaft abzukehren. Es beleidigte den Dichter, daß dem abstrakten Principe der Kunst gleichsam Alles zugewandt, die ausübende und ausgeübte Kunst kaum eines Seitenblicks gewürdigt war. Und nicht allein daß er Dichter war, machte ihn dieser kantischen Methode und seinen Resultaten abgeneigt, sondern auch seine eigenen übrigen ästhetischen Studien selbst. Er hielt im Anfang der 90er Jahre Vorträge über die antike Tragödie und über Aesthetik, er las Aristoteles, er studirte Lessing und Winckelmann, und schien wenigstens die gleiche Freude und Belehrung aus deren empirischen Untersuchungen zu ziehen, als aus Kant's metaphysischen. Schon in seinen Vorlesungen trat

er daher selbständig gegen Kant über, und in seinen ersten ästhetischen Aufsätzen erkannte man fast mehr die Einwirkungen jener Kunstkenner, als die des Philosophen.

Wir wollen mit möglichst kurzen Andeutungen die hauptsächlichsten der ästhetischen Aufsätze kennen zu lehren suchen, die Schiller seit **1792** in der Thalia und in den Horen bekannt machte. Der erste, der den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (**1792**) untersucht, macht eine Anwendung kantischer Sätze vom Erhabenen auf die Tragödie, in der wir sogleich die Großartigkeit erkennen, mit der Schiller diese Poesiegattung, und mit der er die moralische Natur des Menschen betrachtet. Die Quelle jedes Vergnügens, lehrt er nach Kant, ist Zweckmäßigkeit; das Rührende und Erhabene haben das Eigenthümliche, daß sie uns eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt. Das Gefühl des Erhabenen besteht nämlich aus dem getheilten Gefühle unserer Ohnmacht und Begrenzung, und unserer Uebermacht, die über alle Grenze wegspringt und sich das geistig unterwirft, woran unsere sinnlichen Kräfte erliegen; Rührung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust am Leiden. Es geht uns nun keine Zweckmäßigkeit so nahe an als die moralische; sie wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Streit mit anderen Naturkräften siegt; das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur wird nur in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten, und das höchste moralische Vergnügen wird jederzeit von Schmerz begleitet sein. Die Dichtungsart also, die uns moralische Lust im vorzüglichen Grade gewähren soll, muß sich eben darum der genannten gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch Schmerz ergötzen. Dies thut die Tragödie: ihr Gebiet umfaßt alle Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit einer andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Ziel und Verdienst der Kunst überhaupt heißt in diesem Aufsatze blos zu ergötzen, zu vergnügen; ein Ziel, das größer heraustreten werde als alle moralistischen Zwecke, die man den Künsten gibt, wenn nur erst eine Theorie des Vergnügens, eine Philosophie der Kunst da wäre. Dies kündigt schon die ästhetischen Briefe an, zu denen Schiller schon jetzt den Gedanken in sich trug. Der Kunst eigenthümlicher Vorzug ist eben

der: daß sie unmittelbar leistet, was die übrigen Thätigkeiten des Geistes nur mittelbar; daß sie Glück und Vergnügen, wie der Urheber der Natur, spielend, schenkend darbietet, was ihre ernsteren Schwestern nur gegen Schweiß und Mühe. Sie erreicht diesen Zweck am besten in ihrer völligen Freiheit, ohne den Zwang besonderer Zwecke. Sie wird mit dem Vergnügen, das sie gewährt, eine Quelle der Sittlichkeit, denn wie ein vergnügter Geist das Loos eines guten Menschen ist, so ist die Sittlichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüthes. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck sein, die Kunst sondert es als Hauptzweck ab. Dieser letzte Satz ist aus der Abhandlung über die tragische Kunst (1792), die sich eng an die vorige anreiht. Sie nähert auf eine mehr anwendende Weise die aus der Betrachtung des mitleidigen Affekts folgenden Resultate den aristotelischen und sonstigen älteren Satzungen über die Tragödie, und legt an einzelne Produkte und Perioden der tragischen Kunst den gewonnenen Maßstab an, wobei wir uns nicht aufhalten wollen. Auch aus dem Aufsatze über das Erhabene (1793), der in der Ausgabe der Werke verarbeitet und in zwei getheilt (über das Pathetische und über das Erhabene) erscheint, wollen wir einige Stellen über die Tragödie nur anführen, um zu zeigen, wie Schiller hier Lessing und Winckelmann berücksichtigt; sonst suchen wir nur überall auf die allgemeinsten Resultate zurückzugehen. Die tragische Kunst, heißt es hier, erreicht den letzten Zweck aller Kunst, die Darstellung des Uebersinnlichen, dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand gegen die Gewalt der Gefühle macht das freie Princip in uns kenntlich. Das Sinnenwesen muß also leiden, Pathos muß da sein, wo das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun soll; man kann nicht wissen, ob Gemüthsfassung eine Wirkung moralischer Kraft ist, wenn man nicht überzeugt ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ist. Bei den Franzosen sehen wir diese leidende Natur in ihrem Trauerspiele fast nie; der Held vergißt über seiner Leidenschaft den Rang nie, und verliert immer seine Menschheit über seiner Würde. Der Grieche dagegen schämt sich seiner Natur nicht und läßt seiner Sinnlichkeit ihr Recht, weil er weiß, daß er nicht von ihr unterjocht wird. Mit diesen Sätzen kommt Schiller nicht allein zu demselben leb-

haften Gegensatze gegen die französische Tragödie wie Lessing, er führt auch ausdrücklich lessingische Stellen aus dem Laokoon an, der ihn um diese Zeit viel beschäftigt haben muß; denn gleich darauf sieht man, wie er sich auf Winckelmann und dessen Beschreibung des Laokoon bezieht, als ob alle ästhetische Kritik bei uns sich diesem Kunstwerke anschließen wollte; er entwickelt aus der virgilischen Stelle über Laokoon die obigen Sätze: daß auch hier, wie es bei allem Pathos sein soll, der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt ist, daß aus aller Freiheit des Gemüthes der sinnliche Mensch, aus allen menschlichen Leiden der selbständige Geist vorscheinen muß, daß, wo es einer pathetischen Darstellung an Ausdruck der leidenden Natur fehlt, sie kalt und ohne ästhetische Kraft ist, und wo an Ausdruck der ethischen Anlage, sie bei aller sinnlichen Kraft nicht pathetisch ist, und unser Gefühl empören muß u. s. f. Wichtiger sind uns aus diesem Aufsatze die Stellen, wo Schiller von den eben berührten Erörterungen aus wieder auf das Thema von der Unabhängigkeit der Kunst zurückkommt. Auf zweierlei Weise, heißt es, kann sich die Selbständigkeit des Geistes im Leben offenbaren: negativ, wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, der Zustand keinen Einfluß auf seine Gesinnung gestattet; positiv, wenn der ethische Mensch dem physischen Gesetze vorschreibt und die Gesinnung auf den Zustand wirkt. Dort entsteht das Erhabene der Auffassung, das sich anschauen läßt, auf Koexistenz beruht, und daher allein für den plastischen Künstler geeignet ist; hier das Erhabene der Handlung, das (wieder nach lessingischen Begriffen) auf Succession beruht; auf Beides kann sich der Dichter verbreiten. Bei dem Erhabenen der Handlung wählt der Mensch entweder das Leiden aus Achtung vor einer Pflicht, sein Leiden ist eine Willenshandlung (z. B. das des rückkehrenden Regulus); oder er büßt eine übertretene Pflicht (wie wenn Regulus geblieben wäre und nachher bereut hätte); sein Leiden ist dann blos eine Wirkung, dort eine Wahl. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur daß es dort des Menschen moralischen Charakter, hier blos seine Bestimmung dazu zeigt. Dort erscheint er als eine moralisch große Person, hier als ein ästhetisch großer Gegenstand. Daher nun stehen moralische und ästhetische Beurtheilung sich entgegen, weil sie dem Gemüth verschiedene Richtung geben: die

Gesetzmäßigkeit, die die Vernunft fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterin verlangt. Es wird sich daher ein Objekt zu ästhetischem Gebrauch weniger eignen, je mehr zum moralischen, und der Dichter, der es behandelt, thut es besser so, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Recht zu Ende. Nur so lange wir außer uns anschauen, sind wir sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dies erfolgt aber, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet. Mit den vollkommensten Mustern selbst hat der Dichter keinen andern Zweck, als uns zu ergötzen. Nichts thut dies, als was unser Subjekt verbessert. Die Pflichtmäßigkeit aber eines Andern thut dies nicht, sondern das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, die wir theilen. Die ästhetische Kraft liegt blos darum schon in der vorgestellten Möglichkeit, weil unser ästhetisches Wohlgefallen durch Fiktion nicht verliert, durch historische Wahrheit nicht gewinnt. Den Menschen moralisch, politisch u. s. f. zu bilden, ist ein ehrenvoller Auftrag; allein die Dichtkunst besorgt ihn nur mittelbar vortrefflich, unmittelbar gelingt es ihr schlecht; was ihr einzeln misräth, vollbringt sie im Ganzen; ihr Wirkungskreis ist das Totale der menschlichen Natur, und blos insofern sie den Charakter bestimmt, übt sie auf einzelne Wirkungen aus der Ferne Einfluß. Die ästhetische Wirkung beruht also nicht auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sei. Es ist Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, das der Einbildungskraft verengt.

In diesen Aufsätzen, die sich sämmtlich an die Betrachtung der tragischen Kunst anlehnen, und von da aus gelegentlich zu allgemeineren Kunstgesetzen sich erheben, spricht überall der Dichter, der sich selbst an dieser Gattung versucht hat, und schon wieder zu ihr zurückzukehren sinnt; wir hören den Aesthetiker, der sich in der Mitte zwischen Kant und Lessing oder Aristoteles bewegt. In

Anmuth und Würde (1793) redet schon mehr der totale moralische Mensch, und einen höchst interessanten Anhaltspunkt bilden die Stellen, wo er sich in die richtige Mitte zwischen Receptivität und Spontaneität, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, oder daß wir es gleich anschaulicher machen, zwischen Göthe und Kant stellt. Wir haben schon oben die Punkte aus dieser Schrift angeführt, worin er sich direkt und namentlich gegen Kant erklärt; die andere Stelle, worin er indirekt, und ohne ihn zu nennen, Göthe'n im Auge hat, hat dieser selber richtig herausgefunden, und hatte in ihr einen Anlaß mehr gesehen, sich Schiller'n nicht zu nähern. Der Aufsatz dreht sich um die Begriffe von der Anmuth, dem Ausdruck einer schönen Seele, und der Würde, dem Ausdruck der erhabenen Gesinnung. Wir wollen nicht ausführen, wie Schiller von ästhetischer Seite diese Begriffe, namentlich den der Grazie, treffender und tiefer bestimmt als Winckelmann und Wieland, bei denen wir uns schon damit beschäftigten; eine gewisse Modernität und Sentimentalität bleibt bei seiner Charakteristik der Grazie übrig, die Göthe, wenn er zu dergleichen Betrachtungen geneigt gewesen wäre, noch um einen Grad naiver und sensualer würde gefaßt haben, als Schiller. Dagegen ist uns die Tendenz des ganzen Aufsatzes desto wichtiger, die überall dahin geht, auf ein Ideal vollkommener Menschheit hinzuweisen, das die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit verlangt, das keine von beiden auf Kosten der andern bevorzugt, keine zu Gunsten der andern gedrückt duldet. Daher geht das Schriftchen im Anfang von der schönen Natur der Griechen aus, bei denen Sinnlichkeit nie blos Sinnlichkeit, Vernunft nie blos Vernunft gewesen, bei denen Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel wunderbar ineinandergeflossen sei. Daher geht es am Schlusse wieder auf das Bild vollendeter Menschheit zurück, in welcher Anmuth und Würde, jene durch architektonische Schönheit (des Baues), diese durch Kraft unterstützt, vereinigt sind. Dorther fließen die beredten Gegensätze, in die Schiller die Würde gegen die Anmuth stellt; dorther der Kontrast, in den er unwillkührlich den sittlichen Rigoristen, den würdigen Stoiker, bei dem sich der Geist als absoluter Herrscher aufführt, bei dem sich die Sinnlichkeit und Natur in einem Zustande des Zwanges, unter der Gewalt der Freiheit befindet, gegen das Naturprodukt des Genies bringt, das sich der geistigen Freiheit

und Macht gänzlich begibt. Nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, so sagt Schiller von dem Genie, wird dieses mehr als erworbene Kraft des Geistes, und die gegebene Schönheit des Baues mehr als Reiz und Anmuth, die Schönheit unter dem Einflusse der Freiheit, bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei all ihren Unarten als ein Geburtsadel betrachtet. Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig sorgt, sich an der Grazie eine Stütze zu schaffen, so mit dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft, so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenkes durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können: dadurch, daß es der Materie Form ertheilt, denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft und Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen und sie ebenso ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Weit wichtiger und bedeutungsvoller aber, als das bisher Genannte, sind die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795), eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur besitzt. Dies ist nicht mehr Vorarbeit und Uebung, sondern Resultat und Abschluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aesthetiker der vergangenen Zeiten hinter sich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er steht auf der Höhe der Zeit, er sieht sich nicht mehr in der Mitte streitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenossen, sondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutschland der erregte Kampf zwischen Dichtung und Philosophie bewegte und ihn gleichsam zu dem Versuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er sich heimischer fühlte, so gährte auch das politische Treiben der Zeit in ihm, und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um sich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu suchen, der er sich mit freier Wahl anschließen möchte. Dieser Umstand diktirte ihm zunächst die Einkleidung und den

Ausgangspunkt, den er in den Briefen wählte, und hierbei müssen wir einen Augenblick verweilen, weil dies unbegreiflicherweise für eine nichtsbedeutende Form, sowie schon der Titel für eine hohle Ueberschrift gehalten worden ist, da doch in der That hier ein wesentlicher Aufschluß über Schiller's totale Natur zu suchen ist, die ihn keinerlei Einflüssen der Zeit fremd ließ, und die es bedingte, daß seine poetischen Werke, wenn man sie auch an sich noch so wenig schätzen wollte, als ein Spiegel des Jahrhunderts erscheinen, und über die ästhetischen unmittelbaren Wirkungen hinaus andere Einflüsse mittelbar geübt haben, in der Weise, wie er selber kurz vorhin der Dichtung solche Aufträge zu übernehmen gestattete. Daß Schiller'n die politischen Ereignisse der Zeit außerordentlich beschäftigten, haben wir schon oben aus seiner Absicht, für Ludwig XVI. zu schreiben, und aus seinen historischen Arbeiten bemerkt, die der Revolution gegenüber die analogen Bewegungen anderer Zeiten und Völker zu schildern suchten. In der Zeit, da Humboldt seine Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates schrieb, beschäftigte sich Schiller förmlich mit ähnlichen politischen Gegenständen, und die wenigen Sätze, die sich in den ästhetischen Briefen politisch beziehen ließen, scheinen auf Gentz einen fruchtbaren Eindruck gemacht zu haben. Schon die Dedikation der Briefe ist von Bedeutung. Sie sind dem Herzog Christian Fr. von Holstein-Augustenburg zugeschrieben, der sich in diesen Jahren, als Schiller eine schwere Krankheit mit Mühe überwunden hatte, mit Schimmelmann durch eine höchst edle Unterstützung um die freie Muße des Dichters verdient machte. In Schiller's Danksagungsschreiben, das nun bekannt geworden ist, erfahren wir in ausdrücklichem Zeugnisse, wie der Zwang der Noth auch in ihm die Entfaltung seines Geistes gehindert hatte, wie er in der Zeit, die er zu seiner Ausbildung hätte verwenden wollen, zu gesteigerter Thätigkeit und zu einer Hast der Produktion gezwungen war. „Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, schrieb er, und sich auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, Beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Als ich endlich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, nahte

ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zu anderem Leben, um mit geſchwächten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuen. So fanden mich die Briefe aus Dänemark.“ Er konnte ihnen nicht würdiger antworten, als daß er das Werkchen entgegenſetzte, das, nachdem die Laſt der Noth zunächſt durch die liberale Unterſtützung abgeſchüttelt war, als das erſte edlere Produkt des befreiten Mannes erſchien, dem er zur Reife Zeit geben konnte. Der Prinz von Auguſtenburg ſtand in dem däniſchen Kreiſe obenan, in den Baggeſen die Begeiſterung für Schiller'n hineintrug; zugleich gehörte er jenem Adel an, der bei uns, eigenthümlich genug, mehr Wärme für die franzöſiſchen Freiheitsideen zeigte, als die mittleren Klaſſen. „Wenn dieſer Prinz uns nicht gewiß iſt, ſchrieb Baggeſen an Reinhold, ſo können alle Poſas ſich mit ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben.“ An einen ſolchen Mann gerichtet, erſcheinen die politiſchen Anfangsbetrachtungen in den äſthetiſchen Briefen nicht mehr als bloßer willkührlicher Rahmen. Der philoſophiſche Dichter fühlt, daß die Zeit mehr zur Erörterung der Freiheit als der Schönheit auffordert, und der große Proceß, der, in Frankreich anhängig, nach der Vernunft entſchieden werden ſoll, reizte ihn wohl auch, hierüber zu korreſpondiren. Er widerſteht dieſer Verſuchung, und entſchuldigt es nicht durch Neigung, ſondern durch Grundſätze; er will überzeugen, daß, um jenes politiſche Problem zu löſen, man den Weg durch das Aeſthetiſche nehmen müſſe. Er betrachtet, um dies zu erweiſen, die Natur von Menſch und Staat zu einander, und findet, daß, wo der Menſch den Natur- oder Nothſtaat mit dem moraliſchen Staate der Freiheit vertauſchen will, er jene Totalität der antiken Völker beſitzen müſſe, in denen die Uebereinſtimmung der denkenden, empfindenden und handelnden Natur des Menſchen entſchieden war, ſo in ihrer Kunſt wie in ihrem Staatsleben, während unſer Volkskörper Verwilderung in den unteren, Erſchlaffung in den oberen Klaſſen zeige. Er kann nicht denken, daß der Staat, der dies Uebel veranlaßt hat, es aus ſich ſelber heilen werde: wo die höheren Klaſſen ihre Freiheit nicht gebrauchen, darf man ihnen die Freiheit nicht nehmen, dem großen Haufen, der ſie im blinden Triebe misbraucht, darf man ſie nicht geben. Alle politiſche Verbeſſerung kann nur von Veredelung des Charakters ausgehen; aber wie ſoll ſich unter einer

barbarischen Verfassung der Charakter veredlen? Man muß zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, das vom Staate unabhängig ist, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. Dies Werkzeug ist die schöne Kunst. Der Künstler kann sich von seiner Zeit losreißen und über sie erheben; er soll dem Verstande die Sphäre des Wirklichen überlassen, und aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal erzeugen, und es ausgebildet in die unendliche Zeit schweigend hineinwerfen. Nicht soll er sich unmittelbar auf die Gegenwart und das handelnde Leben werfen, sondern blos die Richtung geben, die der ruhige Rhythmus der Zeit zur Entwickelung bringen muß. Diese Richtung gibt er, wenn er lehrend die Gedanken zum Ewigen erhebt, handelnd und bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand der Triebe verwandelt. Der Ernst der Grundsätze wird die Menschen scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie, hier soll er sie ergreifen! Ihre Maximen wird er umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggang kann er seine bildende Hand versuchen. Wie also soll die Kunst jene Abwege der Bildung, Rohheit und Erschlaffung im Staate heilen? da diese doch die Energie des Charakters zu schwächen scheint, die wirksamste Feder alles Großen? und da man doch lieber auf die Gefahr der Rohheit und Härte die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren würde, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen? Aber vielleicht, meint er, sei die Erfahrung hier die Richterin nicht, die diese Frage schlichten muß; wenigstens müsse es gewiß sein, daß es dieselbe Schönheit ist, von der er redet, und gegen welche die Beispiele aus der Geschichte zeugen. Und von hier gelangt er nun auf seine Untersuchung nach dem reinen Vernunftbegriffe des Schönen. Diese Wendung konnte einfacher sein. Denn in der That scheint die Erfahrung seinen Sätzen in keiner Weise zu widersprechen, und es ist Schade, daß er in der Geschichte zu wenig bewandert war, daß er in ihr zu wenig Gesetz und geregelte Entwickelung sah, oder auch, daß er zu sehr zu seinem eigentlichen Zwecke eilte, als daß er sich Zeit genommen hätte, gerade an den Beispielen von England und Frankreich zu zeigen, in wiefern und wieweit den politischen Bildungen in diesen Ländern die literarische vorgearbeitet hätte. Denn dies

ist der Kern dieser Sätze Schiller's: er sieht, daß die moderne Zeit des Bedürfnisses und Nutzens sich den politischen Entwickelungen nicht entziehen kann; auch will er sie diesen, denen er gar nicht wie Göthe abgeneigt ist, nicht entziehen; er will sie nur auf einem Umwege bereichert dahin führen, er möchte sie befähigter dafür bilden, denn er fühlte, daß die große Epoche, die das Jahrhundert geboren, ein kleines Geschlecht gefunden hatte. Er geht dabei von der Ordnung aus, in der sich der menschliche Geist entwickelt, und die er im 23. und 24. Briefe andeutet. Die drei Momente, in denen der Mensch erst in seinem physischen Zustande die Macht der Natur erleidet, sich ihrer enledigt im ästhetischen Zustande, und sie durch Willen und Vernunft beherrscht im moralischen, sind die drei Epochen für die Entwickelung der Menschheit im Ganzen und im Individuum, wie sie überhaupt die Bedingung jeder Erkenntniß sind, die wir durch die Sinne erhalten. Unsere individuale Bildung zeigt dies Jedem, der die der Völker nicht historisch kennt: wir machen durch das Ideal den Weg zur Wirklichkeit, durch jugendliche Wünsche zum praktischen Wirken, und unsere Nation schlägt im Großen denselben Weg ein. Vergebens versuchten die Einzelnen damals, sie in die politische Richtung voreilig zu zwingen, da die ästhetische noch unvollendet war, und vergebens werden uns unsere Dichterlinge jetzt noch in der vollendeten ästhetischen halten wollen, da die politische anfängt eingeschlagen zu werden. Schiller war von diesem Ineinandergreifen der menschlichen Entwickelungen ganz innig durchdrungen. Er war weit entfernt davon, die Dichtung, wie hoch er sie stellte, aus den Bedingungen des totalen Lebens einer Nation oder des Individuums ganz herauszuheben; sein Dichten war daher in ihm selbst durch andere Epochen getheilt, durch andere Geistesrichtungen influenzirt; seine Dichtungen, unmittelbar auf die reinste Befriedigung der Kunstforderung gestellt, verschmähten die weiteren accessorischen Absichten und Aussichten darum nicht. Der letzte Dichter von unbedingter Größe, gab er dem Vaterlande die Richtung an über sein Leben hinaus, und es war der innerste Drang seiner Natur, daß er überall auf jene politischen Stoffe in seiner Dichtung fiel, die durchweg das Abbild der Zeit und der Lage der Welt waren, sowie es die natürlichste Wirkung war, daß seine Dichtungen außer ihren ästhetischen Effekten keine gewaltigeren gemacht haben als

die politiſchen, die ſeitdem unſere Jugend angefeuert haben und wohl noch manchesmal erwärmen werden. So erhalten wir hier einen Kommentar zu dem bedeutſamen Wink in den Briefen über Don Carlos, und die nächſten Aufſchlüſſe über die Materienwahl in ſeinen ſpäteren und früheren Dramen, von der man gleich wahr ſagen kann, daß ſie aus freier Willkühr und daß ſie aus natürlichem Takte gefloſſen iſt. Daß Schiller in den Briefen nicht ſelbſt auf ſein Problem zurückgekommen iſt, und daß er die angeregte Idee von den Verhältniſſen der äſthetiſchen und politiſchen Bildung nicht ausgeführt, ſondern als ein Fragment hinterlaſſen hat, dies dürfen wir als eine jener Unterbrechungen anſehen, die in den Umſtänden bedingt war, und die einen künftigen, mit der vergangenen und gegenwärtigen Zeit ähnlich verbrüderten Mann auffordert, den abgebrochenen Faden im günſtigen Momente wieder anzuknüpfen. Ehe wir ſelber weiter in unſerer politiſchen Bildung vorgerückt ſind, werden wir nicht wagen zu entſcheiden, warum das kunſtſinnigſte Volk der Erde auch die reinſten ſtaatlichen Entwickelungen gehabt hat, inwiefern ein äſthetiſches Volk durch ſeine harmoniſche Bildung befähigt wird zur Schöpfung eines harmoniſch gegliederten Staatsſyſtems, unter welchen Bedingungen ein zu dieſer Kultur gelangtes Volk ſelbſtgefällig ſtill ſtehen und beim Herabgehen in der Kunſt ſich bequemer fühlen wird, als beim Hinaufſtreben in dem Staate, und wie lange es das Misverhältniß tragen werde zwiſchen ſeiner wirklichen politiſchen Stellung und der würdigern, die ſeiner Bildungsſtufe und Kraftfülle entſpräche. Wir haben in Deutſchland den Uebergang von Poeſie zur Politik, aus dem Phantaſiereich in das der Wirklichkeit, aus der anſchauenden zur handelnden, von der äſthetiſchen zur moraliſch wollenden Natur gemacht; wir haben doch ein Etwas von einem Vaterlands- und Staatsſinne erhalten, von dem in Schiller's Zeit noch kaum eine Spur da war, und eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft hat ſich gebildet, die damals noch im erſten Keime lag. Wenn der Weg zum Handeln und zum verſtändigen Benutzen des Lebens durch Empfindung und Einbildungskraft hindurchgeht, ſo haben wir in dem Gebiete der letztern bewieſen, daß wir wenigſtens auf dem Wege ſind; wenn Blüthe Hoffnung gibt zur Frucht, ſo dürfen wir uns einer Ausſicht überlaſſen: denn wir haben die Blüthe aufgehen ſehen und abfallen; auch die Fruchtknospe iſt da, noch

herb und grün zur Zeit. Es kommt darauf an, ob so viel Lebenstrieb da ist, daß sie die Sonne nicht austorrt, sondern reift, der Sturm nicht abweht, sondern kräftigt. Wer ihr jetzt die Triebkraft stärkte, der dürfte hoffen, über die Jahrzehende der pausirenden Nationalentwickelung zurück unserm Dichter die Hand zu reichen, und jener redliche Finder zu heißen, den sich Schiller gewünscht oder geweissagt hat.

Wir kommen zu dem eigentlichen Gegenstande der ästhetischen Briefe zurück und deuten die obersten Sätze mit möglichst Wenigem an. Nach der Betrachtungsweise, die uns aus dem Vorhergehenden schon geläufig ist, stellt Schiller einen sinnlichen und einen Formtrieb einander entgegen, deren vollkommene Wechselwirkung die Idee der Menschheit ist, die wir nie erreichen. Wo wir nur empfinden, bleibt uns unsere Person und absolute Existenz, wo wir nur denken, unsere Existenz in der Zeit und unser Zustand verborgen. Gäbe es Fälle, wo wir diese doppelte Erfahrung zugleich machten, uns als Materie und Geist fühlten, so würden wir in diesen eine vollständige Anschauung unserer Menschheit haben. Sie würden einen neuen Trieb, den Spieltrieb, in uns wecken, dessen Gegenstand die lebende Gestalt wäre, wie der Gegenstand des sinnlichen Triebes Leben, des Formtriebes Gestalt heißt. Jener Begriff der lebenden Gestalt dient der Schönheit zur Bezeichnung. Den Ausdruck des Spieltriebes rechtfertigt der Sprachgebrauch, der Alles, was innerlich und äußerlich weder zufällig ist noch nöthig, mit dem Worte Spiel bezeichnet. Bei Anschauung des Schönen ist das Gemüth in der glücklichen Mitte zwischen Gesetz und Bedürfniß, zwischen beide getheilt, ist es dem Zwange beider entzogen. Spiel, im großen Sinne des Wortes, ist das Dasein der griechischen Götter, das von Arbeit und Last, von Pflicht und Sorge befreit ist; aus der Verschmelzung beider Nothwendigkeiten, Naturgesetz und Sittengesetz, ging ihnen die wahre Freiheit hervor; und so sind in den Gesichtszügen ihrer Ideale Neigung und Wille verschwunden, oder vielmehr unkenntlich, weil sie innig verbunden sind. Aus der Verbindung zweier entgegengesetzter Principien also geht das Schöne hervor, dessen höchstes Ideal daher in dem Gleichgewicht der Realität und Form liegt. Dies Gleichgewicht ist in der Wirklichkeit nicht zu finden, wo bald das Eine, bald das Andere überwiegt. Es folgt, daß das Schöne

zugleich eine auflösende Wirkung hat, um die beiden Triebe in ihren Grenzen zu halten, und eine anspannende, um sie in ihrer Kraft zu erhalten. Beide Wirkungen sollten der Idee nach nur Eine sein, die Erfahrung gibt aber kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung; das Idealschöne zeigt untheilbar eine schmelzende und energische Eigenschaft, in der Wirklichkeit gibt es getrennt eine schmelzende und eine energische Schönheit, wie der Mensch Tugend denkt, aber nur einzelne Tugenden übt. An die Stelle der Sitten Sittlichkeit, der Kenntnisse Erkenntniß zu setzen, ist das Werk der geistigen Bildung, aus Schönheiten Schönheit zu machen, der ästhetischen. Wir treffen den wirklichen Menschen stets entweder in einem Zustande der An- oder Abspannung, beide entgegengesetzte Schranken werden durch Schönheit gehoben, die dort die Harmonie, hier die Energie herstellt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht. Der sinnliche Mensch wird durch sie zum Denken, zur Form, der geistige zur Materie zurückgeführt. Es scheint demnach, daß es einen Mittelzustand gebe zwischen Materie und Form, Leiden und Thätigkeit, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Und dem ist wirklich so. Der Mensch kann aus dem physischen, leidenden Zustande in den moralischen, vom Empfinden zum Denken nicht unmittelbar übergehen; er muß einen Augenblick von aller Bestimmung frei sein und einen Zustand bloßer Bestimmbarkeit durchlaufen; er macht diesen Uebergang durch eine mittlere Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, ebendeswegen aber durch Entgegensetzung ihre bestimmende Gewalt selbst paralysiren. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beide Arten thätig ist, dieser Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit zwischen dem physischen der sinnlichen Bestimmung und dem moralischen Zustand der vernünftigen Bestimmung heißt der ästhetische. In diesem Zustande ist der Mensch in Absicht auf einzelne Resultate Null, daher ihn Viele für unfruchtbar und indifferent halten; durch ästhetische Kultur wird kein einzelner Zweck erreicht, sondern nur dem Menschen die Freiheit zurückgegeben, aus sich zu machen, was er will, die ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken genommen ist. Der

Mensch hat dieses freie Vermögen der Bestimmbarkeit vor jedem bestimmten Zustande, es wird uns bei jedem Wechsel der Zustände wiedergegeben. Viele ertragen den ästhetischen Zustand nicht lange und dringen zu Resultaten, Andere gefallen sich in dem Gefühle des ganzen Vermögens besser als in einem einzelnen Akte desselben; jene fürchten sich vor Leerheit, diese vor Beschränkung; jene sind fürs Detail und subalterne Geschöpfe, diese, wenn sie mit jenem Vermögen zugleich Realität verbinden, fürs Ganze und zu großen Stellen geboren. Daher haben auch Die Recht, die diesen Zustand für den fruchtbarsten für Erkenntniß und Moralität erklären. Denn diese Gemüthsstimmung, die das Ganze der Menschheit in sich begreift, umschließt auch ihre einzelnen Aeußerungen dem Vermögen nach; sie ist jeder einzelnen Funktion günstig, weil sie keine ausschließend in Schutz nimmt; sie gibt nicht einzelnes Geschick, sie führt zum Unbegrenzten. Unsere Menschheit äußert sich in ihr in voller Integrität; Sinnengenüsse spannen ab, Geistesgenüsse an, Beides erschöpft, nur bei dem Genusse der Schönheit sind wir unserer Kräfte gleich Meister, und wenden uns mit gleicher Leichtigkeit zu Ernst und Spiel, zu Ruhe und Bewegung, zu Denken und Anschauen. Diese hohe Gleichmüthigkeit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll. Nur die Form wirkt auf das Ganze des Menschen, der Inhalt auf einzelne Kräfte, daher die Form in dem Kunstwerke Alles thun soll.

Im physischen Zustande nimmt der Mensch die Sinnenwelt blos leidend auf; im ästhetischen stellt er sich außer ihr und betrachtet sie; sobald er sie denkt, wird er ihr Herr, deren Sklav er vorher war; sie steht als Objekt vor ihm, als welches sie seine Macht erfährt, nicht mehr Macht über ihn hat. Auch die Schönheit ist das Werk der Reflexion und freien Betrachtung, wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, allein ohne die sinnliche Welt, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geschieht, zu verlassen. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem materiellen Zufälligen, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es von der Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die Empfindung, aber wir unterscheiden bei der Erkenntniß die Empfindung als etwas Zufälliges. Bei der Schönheit nicht so. Es ist hier keine Succession zwischen Leiden

und Thun, die Reflexion zerfließt hier mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben; die Schönheit ist Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich ist sie Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, aus der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist Form, weil wir sie betrachten, und zugleich Leben, weil wir sie fühlen; sie beweist uns, daß das Leiden die Thätigkeit, Materie die Form nicht ausschließt, die Beschränkung nicht die Unendlichkeit. Und nur sie allein beweist es; nur durch sie wird die Vereinbarkeit beider Naturen, die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen. Die ästhetische Stimmung gibt der Freiheit erst die Entstehung, daher kann sie nicht aus ihr entstehen und folglich keinen moralischen Ursprung haben. Sie ist Geschenk der Natur, die Gunst der Zufälle löste die Fesseln des physischen Standes und führte den Wilden zur Schönheit; sie fand sich zuerst in der glücklichen Zone, wo ein leichter Aether die Sinne öffnet, und die siegende Form schon die niedrigste Natur veredelt. Wodurch sich schon bei dem Wilden der Eintritt der Menschheit verkündigt, ist die Freude am Schein, die Neigung zu Putz und Spiel; die Gleichgültigkeit an der Realität und die Freude am Schein ist ein Schritt zur Kultur, der von Freiheit zeugt, denn die Realität ist das Werk der Dinge, der Schein der Dinge ist des Menschen Werk. Den ästhetischen Schein, den man von der Wahrheit unterscheidet (nicht den logischen, den man mit ihr verwechselt), ihn, der Spiel und nicht, wie dieser andere, Betrug ist, verachten, heißt alle Kunst verachten, und dies thut der Verstand häufig, dem nur das Reelle gilt. Dem Spieltriebe, der am Schein Gefallen findet, folgt sogleich der Bildungstrieb, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch Schein von Wirklichkeit, Form von Körper unterscheidet, sondert er sie auch ab; mit dem Vermögen zur Form ist also das Vermögen zur nachahmenden Kunst gegeben. Da aller Schein von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich blos seines Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und nach eigenem Gesetze mit ihm schaltet; er übt ein freies Herrscherrecht in der Kunst des Scheines aus, aber auch nur in ihr, nur in dem wesenlosen Reiche der Einbildungskraft. Der Dichter tritt aus seinen Grenzen, wenn

er sein Ideal in die Wirklichkeit überträgt, er engt sie ein, wenn er die Wirklichkeit in das Gebiet des Ideals übergreifen läßt. Wo der ästhetische Schein ist, da ist Geist und Geschmack, das Ideal regiert da das Leben, Unsterblichkeitsruhm geht über die Existenz, ein Kranz über das Purpurkleid. Man muß der Welt den falschen Schein verargen, nicht diesen ächten; wir legen lange nicht Werth genug auf diesen, weil wir es noch nicht weit darin gebracht. Wir genießen nicht das Schöne der Natur, ohne es zu begehren, bewundern nicht das Schöne der Kunst, ohne nach Zwecken zu fragen, wir gestehen der Einbildungskraft noch keine absolute Gesetzgebung zu, und trennen Dasein und Erscheinung nicht gehörig, und noch hat die Realität und Wirklichkeit nichts von diesem Scheine zu besorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit. — Zum Schlusse folgt eine Art Geschichte des Spieltriebs, die wir der Kürze halber übergehen wollen.

Wie Schiller hier das Größte und Würdigste von der Kunst überhaupt aussagt, indem er ihr den möglichst vollständigen Ausdruck der Menschheit zuschreibt, so konstruirt er in der Schrift *über naive und sentimentale Dichtkunst* (1795) den Begriff des vollkommenen Dichters, und zeigt, wie dieser mit der Idee vollendeter Menschheit übereinkommt. Dieser Aufsatz ist weit der fruchtbarste und wirksamste unter Schiller's ästhetischen Schriften geworden, weil er mehr Thatsächliches und Anwendbares enthält, die hervortretenden Dichter der Nation und einzelne Poesiegattungen vortrefflich beurtheilt, und dadurch auch denen einen Anhaltspunkt gibt, die seinen Abstraktionen minder bereitwillig folgen; er ist neben Göthe's Leben schon darum die wichtigste Quelle für die Geschichte unserer Dichtung des 18. Jahrhunderts, weil die historische Betrachtungsweise dort und die systematische hier sich durchgängig kompletiren. Aber auch in dem allgemeineren Theile, der die naive und sentimentale Dichtung als die zwei einzig möglichen Arten der Aeußerung des poetischen Genius einander entgegenstellt, wird Schiller darum überall lebendiger und schärfer, weil er seine Charakteristiken auf wirkliche Anschauungen gründet, und überdies mit seinem ganzen Wesen und Berufe bei dieser Arbeit thätig ist. Denn in allen Theilen ist ihm das Bild jener Gegensätze zu einer Parallele zwischen Göthe und ihm selbst geworden, die dem Verständigen jede andere ästhetische Vergleichung beider Dichter überflüssig

macht. Dabei suchte er sich neben dem von ihm selbst bewunderten Dichter, mit dem er nun schon persönlich befreundet war, eine poetische Stellung voll Selbstgefühl und Muth zu vindiciren, und die moderne Dichtung gegen die antike zu retten, der Göthe Alles allein zuweisen wollte. Nur aus diesem allgemeinen Theile heben wir hier einige Züge aus. Schiller geht wieder von jenen Gegensätzen der Natur und Kultur aus, zwischen denen die Bildung der Menschheit wechsele; er sucht in der Sehnsucht der Neueren nach den Gegenständen der Natur, nach der verlorenen Kindheit u. s. f. das Wesen der Sentimentalität, die dem Jugendalter der Welt fremd war. Bei den Griechen war die Kultur nicht so ausgeartet, daß die Natur darüber verlassen wurde; sie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Wie die Natur aus dem Leben als Erfahrung schwand und als Subjekt, so geht sie in der Dichterwelt auf als Idee und Gegenstand. Die Nation, die es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht, mußte von dem Naiven am stärksten gerührt werden und ihm den Namen geben, die Franzosen. Die Dichter sind überall schon ihrem Begriffe nach Bewahrer der Natur, sie werden entweder Natur sein oder die verlorene suchen, was sie entweder zu naiven oder sentimentalen Dichtern macht. So lange der Mensch reine Natur ist, wirkt er als ein harmonisches Ganze, mit allen Kräften zugleich; was in diesem Zustande den Dichter macht, ist möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen. Ist der Mensch dagegen in den Stand der Kultur getreten, so ist die sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben und kann sich nur als moralische Einheit äußern, d. h. als nach Einheit strebend. Die Uebereinstimmung zwischen Empfinden und Denken, die dort wirklich war, existirt jetzt blos idealisch, als ein Gedanke, nicht mehr als Thatsache. Hier macht den Dichter die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal. Weil das Ideal ein Unendliches ist, das der Mensch nie erreicht, so kann der Kultivirte in seiner Art nie vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in seiner Art vermag; jener steht diesem nach, wenn man Beide im Verhältniß zu ihrer Art vergleicht, dieser aber jenem, wenn man ihre Arten selbst vergleicht. Der Eine erhält seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der Andere durch Annäherung an eine unendliche Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth

des Kulturmenschen im Ganzen nie bestimmbar, obgleich er im Einzelnen betrachtet sich im Nachtheil gegen jenen befindet, in dem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nur durch Fortschreitung zu erreichen ist, so gebührt jenem in Rücksicht auf dieses der Vorzug. Dasselbe, was hier die Formen der Menschheit charakterisirt, charakterisirt auch die Dichterformen, und in ähnlichem Verhältnisse des Werthes und Unwerthes steht sich daher die sinnliche, die Kunst der Begrenzung der Alten, und die geistige, die Kunst des Unendlichen der Neueren, entgegen, sowie überhaupt der naive und sentimentale Dichter. Jener gewinnt es diesem ab an Realität, er bringt zur Existenz, wozu dieser nur einen Trieb erweckt, dieser aber kann dem Trieb einen höheren Gegenstand geben; es erfüllt jener eine endliche Aufgabe, dieser strebt nach einer unendlichen. Daher wendet man sich von dem naiven Dichter mit Lust zu der Wirklichkeit zurück, der sentimentale verstimmt einen Augenblick dafür. Seine Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, die naive ist das Kind des Lebens. Diese ist eine Gunst der Natur, ein glücklicher Wurf, keiner Verbesserung bedürftig wenn er gelingt, keiner fähig wenn er verfehlt wird, denn durch Freiheit thut das naive Genie wenig. Es hängt von der Welt und Erfahrung ab, der Sentimentale nährt sich aus sich selbst; fehlt jenem eine formreiche Natur und dichterische Welt um sich her, so ist nothwendig, daß er entweder ins Sentimentale übergeht, oder er muß gemeiner Natur werden, wenn er blos Natur bleiben will. Der Stoff übt zuweilen über den besten Dichter Gewalt, und in diesem Falle erfüllt der naive nicht einmal seine Sphäre. Der sentimentale aber ist in Gefahr, die Schranken der menschlichen Natur zu sehr auszudehnen, ganz zu entfernen, nicht blos zu idealisiren, sondern zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist eben so sehr in den Eigenthümlichkeiten seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in dem des naiven begründet. Bei diesem vermißt man oft den Geist, bei jenem den Gegenstand. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden gewöhnlich platte Abdrücke gemeiner Natur, Hauptwerke der sentimentalen aber phantastische Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Literatur jedes Volkes (und auch in diesem unserem Falle) nachzuweisen ist. Weder der eine noch der andere Charakter erschöpft

für sich das Ideal schöner Menschheit, sondern die innige Verbindung beider. Beide sind in der menschlichen Natur selbst begründet; die Gegensätze, die ihnen zu Grunde liegen, wenn man sie von dem dichterischen Vermögen entblößt denkt, sind Realismus und Idealismus. Auch sie sind Seiten des Menschen, die in ihrer Unversöhnbarkeit die schlimmsten Trennungen anrichten. Ihr Gegensatz ist so alt als der Anfang der Kultur, und wird vor dem Ende desselben schwerlch anders als in Einzelnen beigelegt werden. „Zwischen beiden ist der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriffe derselben auch nie widerspricht; der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriffe der Menschheit näher kommt, aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben zurückbleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich sei; und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken, und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser scheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist vollkommener: denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.“

An den Ansichten über einzelne Dichter, Dichtungswerke und Gattungen, die in dieser Schrift niedergelegt sind, gehen wir schweigend vorüber. Sie sind zerstreut in unserem Werke theilweise benutzt und angeführt worden, sowie die ästhetischen Grundsätze, die in diesen Werkchen aufgestellt sind, mit Einzelnem, was Aristoteles, was Lessing und Göthe, was Humboldt und Forster in dem gleichen Sinne gedacht haben, dieses ganze Buch vielfach durchdringen. Wer die Sätze der schiller'schen Theorie der Schönheit, wer seine ästhetischen Urtheile nicht blos zu lesen, sondern auch zu begreifen, nicht blos zu begreifen, sondern auch mit richtigem Takte und gesundem Geschmacke anzuwenden weiß, und wer von hier zurückgehend die große Masse der deutschen Dichtung noch einmal übersehen

wollte, wie wir sie zu beleuchten, zu sichten, zu ordnen versuchten, der würde sich nun überzeugen (was er auf den ersten Blick vielleicht nicht finden wollte), daß unser Urtheil, überall aus Einem Gusse, sich auf die Resultate gründete, auf welche uns nicht allein die Höhe der antiken und der modernen, deutschen, ästhetischen Kritik anwies, sondern auch der eigene Weg der historischen Betrachtung aller alten und neuen Dichtung geführt hat, mit solchen Modifikationen nur, die bei einer selbständigen Forschung und Ansicht unvermeidlich sind, die hier aber die letzten Grundsätze kaum berühren. Diese Uebereinstimmung des Endurtheils, zu dem die poetische Produktion, die ästhetische Zergliederung, die philosophische Abstraktion, der menschliche Takt und die geschichtliche Betrachtung unabhängig hinleiteten, zwang uns wohl, hier unsere Ueberzeugungen zu holen, wenn wir auch nichts davon entgegengebracht hätten. Ja, wenn wir auch nicht der Ansicht wären, daß die ästhetischen Principien jener Männer die einzigen und nie veräußerlichen, und in allen Zeiten eines aufgeklärten Geschmacks anzuerkennenden wären, und daß jedes Weitergehen hier Rückgang werde, so wäre es doch vielleicht des Historikers Pflicht, bei diesem Standpunkte der Aesthetik Halt zu machen, wo sein Geschichtswerk inne hält. So aber sind wir reichlich überzeugt, daß die hier gewonnenen Resultate nicht zu überbieten sind. Sie können geordnet und vervollständigt, limitirt und erweitert, nie aber im Wesentlichen verändert werden. Die neuere Philosophie, die überhaupt aus dem großen Vortheile ein großes Verdienst gemacht hat, daß sie die Summe einer überreichen bewegten geistigen Bildungsepoche, die sie ziehen konnte, gezogen hat, konnte auch vollständigere ästhetische Ergebnisse in systematische Einheit bringen, aber zu einem reineren Begriffe der Kunst konnte sie nicht kommen. Die romantische Dichterschule konnte diese kompakten Urtheile verflüchtigen und über den ganzen poetischen Weltkreis ausbreiten; man hatte das vorausgesagt, daß diese bahnbrechende Kritik eine Revision aller frühern Urtheile nöthig machen werde, und diese Prophezeiung bethätigten die Romantiker alsbald; sie konnten eine ganz neue Wissenschaft der Literargeschichte auf diese Fingerzeige entdecken; sie konnten mit den hier entlehnten Waffen den Meister selbst befehden: aber sie konnten nichts Wesentliches hinzuthun. Die ganze Welt erfüllte sich mit der Unterscheidung klassischer und romantischer

Poesie, seit die Schlegel diese Idee breit zu treten anfingen; eine Unterscheidung, von der man vorher nichts gewußt hatte. So sagte Göthe; der zwar in den Momenten seiner antiphilosophischen Laune die ganze metaphysische Periode Schiller's eine unselige nannte und Schiller'n selbst zu ähnlichen herabsetzenden Aeußerungen verführte, der es aber doch frühe und spät anerkannte, daß hier der Grund zu einer ganz neuen Aesthetik gelegt war: denn er mußte es als richtig bekennen, daß alle Synonymen, die man seitdem aufgefunden, hellenisch und romantisch, antik und modern, Volks- und Kunstgesang, sich dorthin zurückführen lassen, wo vom Uebergewicht realer und idealer Behandlung zuerst die Rede war. Das Aehnliche äußerte Wilh. von Humboldt, der „über den Begriff des Schönen, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst in diesen Arbeiten alles Wesentliche enthalten fand, in einer Weise, über die es niemals möglich sein werde, hinauszugehen; der in diesem ganzen Gebiete kaum eine Frage für möglich hielt, deren richtige Beantwortung sich nicht zu den hier aufgestellten Principien hinaufführen lasse." Die anregende Kraft dieser Aufsätze wirkte weit über die Grenzen der ästhetischen Wissenschaft hinaus, denn die darin niedergelegten Sätze umfassen die ganze Menschheit und sind für jeden Beruf und jede Wissenschaft fruchtbar. Die Eigenschaft von Schiller's Dichtungen ist es nicht, daß sie in dem Maße, wie die göthischen, Ströme von Empfindungen freilassen und Welten beleben vor der Einbildungskraft; aber diese Aufsätze regen ein Meer von Gedanken auf, weil sie vielfache Thore öffnen zur Aussicht auf eine mannichfaltige Gestaltung der Zukunft. Nicht allein nahm die Kritik der Romantiker hier ihre Flügel, nicht allein ermuthigte sich W. v. Humboldt hier zu seinen ästhetischen Versuchen, auch auf dessen artistisch-physiologische Arbeiten wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich die verwandten Naturen begegneten. An die Tendenzen dieser Männer reiht sich, um nur Eines zu nennen, die Physiologie von Burdach eng an, ein Werk, das in wissenschaftlicher Methode ein Stern erster Größe ist, indem es folgerichtig nach Schiller's letzten Grundsätzen die breiteste Empirie mit der reinsten Spekulation, Atomistik und Dynamik, Materie und Geist aufs innigste verbindet. Wie die göthische Lebensphilosophie, so sind die Ideen jener schiller'schen Aufsätze in die zartesten Gefäße des nationalen

Bildungsorganismus eingeströmt; wir tragen sie in der Seele, und wissen nicht woher, und es lohnte sich wohl der Mühe, an die vergessene Quelle einmal wieder zu erinnern, aus der Mancher erstaunt sein würde den schönsten Theil seiner Empfindungen, Einsichten und Hoffnungen abgeleitet zu finden. Eine der nächsten und erfreulichsten Wirkungen aber, die diese Schriftchen machten, war der engere Verkehr, den sie zwischen Schiller und Göthe hervorriefen. Es hatte sich ein Umgang zwischen Beiden eingeleitet; die ästhetischen Briefe aber schienen ihn Göthe'n erst bedeutungsvoller zu machen. Er las sie zweimal, und fand sich als Dichter und im praktischen Sinne als handelnder Mensch gestärkt und gefördert durch sie; er mahnte nach dieser Lektüre, „daß sich Beide in ihrem Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen," und dies ist der schönste und größeste Sinn, der dem Zusammenwirken der beiden Männer gegeben werden kann, auf das wir nun ungetheilt unsere Aufmerksamkeit richten können.

---

3. Gemeinsame Thätigkeit.

Wir haben früher gehört, daß die erste Begegnung zwischen Göthe und Schiller zu keiner weitern Verbindung führte; die Plane und Versuche der gemeinsamen Freunde, eine solche zu vermitteln, scheiterten an Göthe's Abneigung, der zwischen zwei „Geistesantipoden" keine Vereinigung möglich fand. Was die Absicht nicht herbeiführte, gelang dem Zufall. Schiller kehrte **1794** von einer Reise in seine Heimath zurück, wo er mit Cotta den Entwurf zu den Horen gemacht hatte, für die er Göthe'n zu gewinnen dachte. Gerade in diesem Zeitpunkte führte Beide ein zufälliges Zusammentreffen, das Göthe selbst erzählt [74]), zu einem ernsteren Gespräche, in dem sich zwar die abstoßende, aber auch die anziehende Kraft der beiden verschiedenen Pole kund gab. Die erste Unterhaltung drehte sich um die Natur, eine weitere, die bald darauf bei einem Besuche Göthe's in Jena erfolgte, um die Kunst; beidemale stellte

---

74) Zur Morphologie.

sich die Grundverschiedenheit der Ausgangspunkte beider Geister heraus; aber es fesselte einmal die Bereitwilligkeit zur Auffassung und Verständigung, und dann die Uebereinstimmung ihrer Ideen über Kunst und Kunsttheorie, die Beiden ganz unerwartet war. Dazu deuten Beide in verschiedenen Briefen mit einstimmigen Worten an, daß Göthe in seiner Vereinsamung ein Bedürfniß empfand sich anzuschließen, und einen Weg, denn er bisher allein und ohne Aufmunterung gegangen war, mit Schiller fortzusetzen. In der freudelosen Zeit, in der wir Göthe zuletzt verlassen haben, und später, als ihm die Kriegsunruhen die projektirte italienische Reise (1797) zerschlugen, wäre eine Periode ähnlicher Unthätigkeit, wie die frühere zehnjährige in Weimar, vielleicht das Geringste gewesen, was erfolgt wäre, wenn er sich nicht Schiller'n genähert hätte; er selbst gestand, daß er nicht wisse, was damals ohne dessen Anregung aus ihm geworden wäre [75]). Schiller seinerseits, gerade im raschesten Lauf begriffen, den Gipfel seiner historisch-philosophischen Laufbahn zu ersteigen, und unmittelbar darauf gerüstet, den Rückweg nach der Höhe seiner dichterischen in etwas bedächtigerem Gange zu nehmen, war, wenn er es auch nicht überhaupt gewesen wäre, doch in dieser Zeit ganz geschaffen, die außerordentlichsten Impulse zu geben. Als daher Göthe zur Mitarbeitung an den Horen nur erst die Hand geboten hatte, ergriff Schiller sogleich im warmen Zudrang den ganzen Menschen, indem er in einem kühneren Briefe, der, je nachdem er aufgenommen wurde, eine engere Verbindung herbeiführen oder auf immer stören konnte, Göthe den Beweis lieferte, wie liebevoll er die Natur, die so gegensätzlich gegen die seine war, umfaßte, wie tief er sie beurtheilte, und welchen Vorrang er ihr im Reiche der Dichtung vor seiner eigenen zugestand, was Alles die nachfolgenden theoretischen Schriften, die wir anticipirend eben kennen gelernt haben, des Weiteren belegten. Wer die Verbindung, die auf diese entscheidende Handreichung wirklich erfolgte, und bis zu Schiller's Tode, ja über ihn hinaus, ungebrochen dauerte, ins Gemeine herabziehen will, der hat nur leichte Mühe. Er kann sagen, daß äußere und innere Vortheile sie geboten, daß der minderbegabte Dichter, der mit dem größeren den Wettlauf begann, und der im Alter vorgerückte, der in der

75) Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz, p. 25.

Misgunst der Zeit es noch mit dem rasch aufstrebenden jüngeren Liebling der Nation aufnehmen sollte, Beide klug thaten, die Spaltung im Publikum nicht durch einen Bruch unter sich selbst noch größer zu machen. Er kann sagen, daß Schiller bei Göthe in die Schule gehen wollte, und daß er ihm darum so bereitwillig Weihrauch gestreut habe, und er kann Göthe's Entgegenkommen eine Frucht des Wohlgefallens nennen, den er an eben diesem Opferdufte gefunden habe. Und alle diese und ähnliche Ansichten kann man mit sehr plausiblen Erweisen unterstützen, wie es denn z. B., um nur bei dem letzten Punkte zu bleiben, von Göthe's eigenliebigem Herabsehen auf Schiller zu zeugen scheint, daß er, sich selber zu sehr schmeichelnd, glaubte, es habe dieser in den ästhetischen Briefen seine früheren Ansichten von Kunst und Natur ihm zu Gefallen und vielleicht gegen seine Ueberzeugung bedeutend modificirt, da doch dort nur im Brennpunkte gesammelt ist, was zerstreut schon viel frühere Aufsätze erwarten ließen. Wer aber die menschlichen Handlungen so betrachten wollte, der dürfte reine Menschlichkeit und Tugend höchstens in der dummen Einfalt suchen; er würde an den entwickelten Menschen fordern, daß er, wo das Gute und Nützliche zusammentrifft, um des guten Scheines willen das Eine opfere; er würde dem Schicksale, wo es solche Fügungen bietet, und der Natur, wo sie unsere Neigungen für unsere Tugenden stimmt, die seltenen und wohlthätigen Fälle noch zu den häufigen und misfälligen verargen, wo Beides im Kampfe erscheint. So ist es auch leicht, die Erfolge dieser Verbinduug sich und Andern zu verkümmern, wie es Göthe selbst in gewissen Stimmungen gethan hat: er fand, daß sie ihre Zwecke par force gehetzt, durch Ueberthätigkeit ihre Zeit zersplittert und so im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen und Absichten Würdiges erreicht hätten. Nimmt man es streng, so kann man für Göthe den Ausspruch gelten lassen, für Schiller weit minder, der auch nie im geringschätzenden Tone von dieser Verbindung sprach. Er hielt den Punkt fest, den wir Göthe'n selbst haben angeben hören, von dem aus wir selbst diesen Bund betrachten und achten müssen, und wobei der materielle Nutzen und specielle Erfolg nur im Hintergrunde erscheint. Wären sich Beide früher begegnet, wo Göthe's Thätigkeit noch ungeschwächt, Schiller's Bestimmbarkeit noch größer war, so wäre es allerdings möglich gewesen, daß die Anregung für das einzelne

Wirken bedeutender geworden wäre; es hätte aber eben so wohl auch die Gefahr eintreten können, die Schiller jetzt allzu ängstlich besorgte, daß ihn Göthe über den Haufen geworfen hätte, und die andere, daß Schiller's Einfluß auf Göthe'n ganz verloren gegangen wäre. Ja, wer die frühere Lage von Beiden überdenkt, der wird sich erklären, daß die bisherige Abstoßung unter Beiden nicht Laune oder Zufall, sondern Nothwendigkeit war; und Göthe selbst fand etwas Dämonisches darin, daß sie sich gerade jetzt begegneten. Denn nun trafen sie als abgeschlossene Naturen zusammen, nachdem die intolerante Jugend vorüber war; reich wie die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise, die sich am meisten zu sagen haben; sie gewannen sich jetzt durch das Fertige, das sie besaßen, nicht durch ein dunkles Bestreben nach einem ungewissen Erwerb, das in den 70er Jahren die Gemüther nur auf Augenblicke zusammenhielt, um sie später desto weiter zu trennen. Indem sie sich nach und nach in einander einlebten, fanden sie, daß ihre verschiedenen Naturen sich doch in wesentlichen Dingen ähnlich waren, daß ihre getrennten Bahnen in den Zielen zusammenliefen, daß ihre Werkzeuge verschieden, ihre Endzwecke gleich waren. Da sie dieses Endzieles bald sich bewußt wurden, da sie die Unbefangenheit hatten, alle persönliche Rücksicht dem Interesse an ihrer Sache zu opfern, so gründete sich ihr neues Verhältniß, wie Schiller sagte, auf wechselseitige Perfektibilität, oder wie Göthe treffender andeutete, auf Ergänzung. Sie suchten die Gegensätze in sich nicht zu lösen und zu schmelzen, sondern sie erkannten sie als die getrennten Hälften der totalen menschlichen Natur, die nur in der Idee existirt, und die sie Beide zu gegenseitiger Ueberraschung ganz auf demselben Punkte suchten. Sie schlossen, nach den Worten des Einen, den großen Bund zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Natur und Freiheit; es begegnete sich, nach den Worten des Anderen, der spekulative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte sich der Erfahrung zu nähern, und dieser dem Gesetze; es konnte Jeder dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Es kam unter ihnen dahin, daß dieser Tausch der Naturen bis zur Täuschung für Andere führte; sie trugen ihr gegenseitiges Eigenthum über: es wollte der Eine seine kritische Dichtung verlernen, und meinte unter des Andern Einflüssen die Fehler abzulegen, an die ihn die spekulative Thätigkeit gewöhnt hatte; der

Andere meinte zuletzt, ganz gegen seine sonstigen Ueberzeugungen, man arbeite weit anders aus Grundsätzen als aus Instinkt; sie gelangten im Verständniß über die Grundsätze der Kunst so weit, daß sie Aufsätze zusammen entwarfen, und in der Ausführung gingen sie so in ihre Manier gegenseitig ein, daß man anonym erschienene Abhandlungen in den Horen verwechselte. Der rastlose Trieb des Schaffens in Schiller und die unendliche Materie in Göthe vereinten sich zu gegenseitiger Unterstützung. Wenn Jener, mit seiner ungestümen Lust zu gestalten und den Stoff des Lebens und Lernens zu formen, Göthe'n gegenüber die „enge Familie seiner Begriffe in eine kleine Welt zu erweitern" strebte, so behielt er immer noch Anregungskraft genug, um Göthe's großen Ideenkreis rastlos und neidlos in Bewegung zu setzen; wenn Göthe, dem Vieles gelungen war, und der über Vielem brütete, den Kreis seiner Entwürfe noch so sehr ausdehnte, so blieb ihm doch, da diese „das Maß menschlicher Kräfte und ihre irdische Dauer überstiegen, Manches übrig, was er bei Schiller deponiren und dadurch unterhalten und beleben wollte." So ward jenes goldene Wort allerdings Wahrheit, mit dem er ermahnte, daß sie ihr Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Fragmentarisches zu vervollständigen; so wie Schiller in seinen Theorien überall das Einseitige ihrer Richtungen durchfühlte, so Göthe in der Anschauung ihrer Naturen. „Schiller's ideelle Tendenz, sagte er, konnte sich meiner reellen sehr wohl nähren, und weil Beide vereinzelt doch nicht zum Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in lebendigem Sinne zusammen." Was aber nun auch aus diesem Zusammenwirken, das auf beiden Seiten durchaus, selbst für das hämischste Auge, durch kein Wölkchen der Misgunst und Eifersucht getrübt ist, einzelnes Gute resultirte, das ist gering gegen das, was ein solches Verhältniß an sich Lehrreiches und Erbauliches an sich trägt, mit dem sie, wie Humboldt sagte, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht haben." Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unseres Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die Richte, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat; es lehrt uns die Einseitigkeit preisgeben, mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwischen beide Dichter partheien. Der große Antagonismus von Realem und Idealem, von Sinn

und Geist, auf den uns die Betrachtung Beider immer wieder zurückführen wird, geht durch alle Welt und richtet Spaltungen an, die in dem Wesen des Menschen unvermeidlich gegründet liegen; jede Literatur hat ein solches Paar aufzuweisen, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen zertheilen. Zwischen Aristoteles und Plato, zwischen Zeno und Epikur, zwischen Rousseau und Voltaire, Ariost und Tasso, Lope und Calderon, Wolfram und Gottfried hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nie schlichten; noch zwischen Herder und Lessing, zwischen Wieland und Klopstock liegt diese Kluft, über die diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß Göthe und Schiller diesen eigensinnigen Abschluß überwanden und in der Anschauung ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß fanden, dies war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Kultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist. Sie selber wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen, und uns Deutschen muß dies ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen, und die um so lauter für die Aechtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können, je aufrichtiger wir uns der jeseitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge uns, einen solchen Standpunkt unserer Bildung festzuhalten, dann dürften wir, wie es Göthe von sich aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen.

Das erste Zusammentreten beider Dichter war an den äußern Anlaß, die Gründung der Horen (**1795—97**) geknüpft, an die sich der Musenalmanach (**1796—1801**) anschloß, worin dann die Xenien das Charakteristischste sind, was die vereinte Thätigkeit Beider und ihre Stimmungen bezeichnet. Wir fassen dies Alles unter Einem Gesichtspunkte zusammen. Die Absicht war, in diesen Zeitschriften alles früher Vorhandene dieser Art zu verdunkeln, und die Ersten der Nation um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu versammeln. Kant, Fichte, Humboldt, Garve, Klopstock, Herder, Jacobi, Engel, Gotter, Matthisson, Woltmann, Schlegel wurden zu Mitarbeitern ausersehen. Der reine Trieb, sich zu einer erneuten

Thätigkeit zu steigern, war bei Schiller, sich aufrecht zu halten und zu neuer Arbeit zu stärken, bei Göthe ein offenbarer Grund, der zu diesen Unternehmungen stimmte, und das allgemeine Motiv, das sie Beide dabei leitete (und das sich z. B. in Göthe's Episteln über das Schreiben und Lesen aussprach), war, ein Gegengewicht gegen die Masse des Mittelmäßigen, das die Literatur überschwemmte, in die Wagschale zu legen, dem Ernst der Kunst einmal Genüge leisten zu dürfen, indem sie sich gegenseitig zum Muster und Beispiel nahmen, und ihre großen Anforderungen zuerst zu befriedigen strebten. Besonders war es Schiller, der, seit er der Kunst jene großen Begriffe untergelegt hatte, unablässig bestrebt war, sie allen Einflüssen des Gemeinen zu entziehen; und wer sich in die Alltagsliteratur jener Zeit so im Umfange, wie Schiller eine Zeitlang gethan, eingesenkt hat, der wird ihm nachfühlen, warum er so ganz entschieden in die Gebiete des Ideals ablenkte, wo er vor allen herabziehenden Berührungen sicher war. Die Dichtung zum bloßen anmuthigen Spiele zu machen, sie zur gemeinen Unterhaltung zu misbrauchen, sie zur moralischen Lehrerin umzuschaffen, dem Allen wehrte er gleichmäßig, sowie er seit seiner Reformation einen gewissen Adel der Sprache noch bestimmter anstrebte, als sonst. Von dieser formalen Seite sind die Horen wirklich epochemachend geworden. Man faßte jetzt von Göthe's und Schiller's Prosa aus in weiteren Kreisen einen Begriff von ästhetischer und philosophischer Schreibart; und was auch Lessing und Andere Einzelnes vorgearbeitet hatten, so trat doch hier zum ersten Male eine Reihe von Aufsätzen zusammen, die in Deutschland, wo keine Akademie Muster aufstellte, für normal gelten konnten, und wo die Uneleganz schwand, an der die besten Schriftsteller früher gelitten hatten. Erst hier war eine eigentliche Niedersetzung des Styles und des Geschmacks gegeben, die unsere Sprache wohl noch langehin in dem Zustande erhalten wird, in den sie damals gebracht ward, und mit dem sie ihre klassische Periode begann. Von jetzt an strebten die Schüler dieser Zeit nach formaler Vollkommenheit, und es folgten die Zeitschriften der Romantiker, die im großen Abstich den früheren trivialen und nachlässigen Vertretern des alten Regimes gegenüberliegen. Der Ruhm, der in dieser Hinsicht den Horen gegeben ward, gebührt indessen vorzugsweise Schiller's philosophischen Aufsätzen; und es scheint, es hätte unsere Philosophie dort außer der Frucht-

barkeit der Behandlungsart auch dieſen Styl ſtudiren dürfen, der überall zwiſchen Gedanken und Ausdruck ein ſo reines Abkommen trifft. Denn in wiſſenſchaftlichen und abſtrakten Gegenſtänden wird dieſe Schreibart durch ihre vereinte Schönheit und Strenge, durch die Geſchloſſenheit des Gedankens und das anmuthige Kleid, das ſie ihm leiht, durch Klarheit und Fülle zugleich immer voller Anregung ſein, während ſie, auf Materien eines lebendigen Intereſſes gewandt, wohin ſie Gentz übertrug, wo wir den Redner mehr als den Weiſen hören, und wo wir darum die unmittelbaren Schläge des Herzens neben den Rathſchlägen des Kopfes wahrnehmen wollen, durch Kälte und Vornehmheit abſchrecken muß. Wir können uns hier auf dies formale Verdienſt der Horen beſchränken, weil wir das Weſentliche, was Schiller und Göthe hineinlieferten, dem Stoff nach ſchon vorher beſprochen haben. Was wir nicht beſprachen, hat eigentlich nur formale Bedeutung: Schiller's kleine hiſtoriſche Aufſätze haben keine anderen als ſtyliſtiſche Verdienſte, und Göthe, der ſich ohnedies erſt allmählig wieder zu ernſten Arbeiten erholte, überſetzte den Cellini, eine Arbeit, die von jedem Andern, nur eben formal nicht ſo, gemacht werden konnte. Der Zweck übrigens, den Beide gehabt hatten, ward mit den Horen nicht erreicht, weil die Mittel fehl gewählt waren. Es war ein unglücklicher Gedanke, in einer Form das Klaſſiſche und Große geben zu wollen, in der das Müßigſte und Behaglichſte geſucht wird. Eine Thätigkeit für Zeitſchriften ſagt keinem höheren Beſtreben zu. Man arbeitet im Solde des Verlegers, unter der Ruthe der Periodicität, man lernt leichtfertige Zwecke wider Willen und zu dieſen leichtfertige Mittel zu gebrauchen, man wird mit Schriftſtellerkniffen und mit den Schwächen des Publikums bekannt, welches der Journale am meiſten bedarf, und welches unſtreitig der Theil iſt, der die niedrigſten, aber meiſten Anſprüche macht, und die wenigſten verdient. So ſieht man denn auch hier in den Briefen Schiller's und Göthe's über die Horen theils in eine ganz unwürdige Wohldienerei, theils in eine Myſtifikation hinein, mit der man das Publikum behandelt, und hört von Prellereien und bezahlten Recenſenten. Bald mußte man ſich herablaſſen und für leichte Waare ſorgen, und man verlor ſo die erſte Richtung, nur für die Beſten zu ſorgen, ganz aus den Augen. Nach doppelten Seiten hin täuſchten ſich die Herausgeber ganz. Nach der Seite der Schriftſteller hin ſchien

es, als ob des Guten nur für eine so enge Zeitschrift nicht hinlänglicher Vorrath wäre; Uebersetzungen von allerhand Art mußten die Lücken füllen; manches Mittelmäßige mußte aufgenommen, und Mitarbeiter, wie Archenholz, um Sukkurs gebeten werden. Nach der Seite des Publikums hin legte sich dessen ganze Urtheilslosigkeit baar und offen dar; man verwirrte die Verfasser (hat ja ein so berühmter Kritiker wie Fr. Schlegel die Agnes von Lilien der Frau von Wolzogen für göthisch gehalten!), man schrieb Schiller'n zu, was Göthe'n, Göthe'n was Schiller'n gehörte, ja Göthe'n, was von Engel, und Schiller'n, was von Woltmann herrührte; man fand die Arbeiten von Engel leicht für das Beste, was die Horen enthielten; der Absatz entsprach den Erwartungen nicht. Göthe fand später, daß sie die schönste Zeit erfolglos verschwendet hätten; Schiller fühlte bald, daß ihm die Zerstreuung nicht zuträglich war zu größern Produktionen, und daß ihm eine Koncentration nöthig war, wenn er zur Poesie rückkehren sollte, für die der Drang in ihm wieder plötzlich lebendig ward, sobald er die Spekulation verabschiedet hatte. Das Jahr **1795** brachte seiner lyrischen Dichtung eine neue Periode. Hier trat die Anschauung und Abstraktion, wie Göthe sagte, in vollkommenes Gleichgewicht, ehe nachher seine Abwendung von der Philosophie stets entschiedener wurde.

Wer den Produktionen Schiller's aufmerksam gefolgt war, den konnte seine Rückkehr zur Poesie kaum frappiren. In dem Manne, der in seinem ersten Dichtungswerke schon den Hang zur Spekulation, und in seinem zweiten die Neigung zur Geschichte so entschieden verrieth, konnte die durch so mächtige äußere Hebel geförderte Beschäftigung mit Philosophie und Historie nicht auffallen; und wieder in seinen historischen und philosophischen Schriften konnte es dem schärferen Auge nicht entgehen, daß dies Alles ohne Fach- und Berufsliebe geschrieben war, und daß der Dichter überall wieder herausblickte. Die Verbindung von Philosophie und Poesie, von Gedanken und Bild, Reflexion und Anschauung ist in den Ausgängen der Dichtungsgeschichte ein Stadium der Entwickelung, so unvermeidlich, wie dieselbe Verbindung in den Anfängen der Philosophiegeschichte ist. Dem Deutschen, wie uns aus früheren Zeichen unserer Geschichte klar ist, ist sie vorzugsweise eigen; der Hang zur Abstraktion, das Streben, Empfindungen mit

Ideen zu paaren, ist ihm natürlich, und es ist charakteristisch genug, daß dieser Dichter der Liebling des Volkes ward, der jene Verbindung am innigsten knüpfte, der das Band zwischen der Dreiheit: Wahr und Schön und Gut, am engsten schürzte, die im Munde der Nation ein Sprichwort geworden ist. Dieser Fortschritt muß weiterhin nothwendig in der Kunst zum Rückschritte führen, und er bildet daher unstreitig die gefährliche Spitze in der Geschichte der Kunst; aber es liegt in dem Menschen dies Wagniß der Kultur und des Geistes, es ist seiner freien Natur unerläßlich, ins Ziellose fortzuschreiten und sich selbst zu überbieten. Göthe hatte die Nation im Grunde auf jenen ästhetischen Standpunkt gestellt, den Schiller als das Werk der Kunst bezeichnete: er hatte die Dichtung als die Vorbereiterin der Bildung behandelt; ein Wegbahner für aufgeklärte Erkenntnisse und Anschauungen in Natur, Religion und Wissenschaft, ein Ordner und Regler des sinnlichen Wohlseins, als des Grundes aller- ächten geistigen Entwickelung, hat er der natürlichen Empfindung Sprache und Ausdruck gegeben, und die Lebenskräfte auf das natürlich Verständige und Gesunde gerichtet. Aber die Nation war damit nicht gesättigt; sollte sie es sein, so hätte sie stehen bleiben müssen; ja, als die Romantiker die reine, formale Kunst behaupten wollten, ward es ein Rückgang. Nicht allein der Fortgang also zu dem Saturirten der Poesie durch Einmischung fremder Bestandtheile liegt in der Natur der Dinge, sondern auch der Beifall, den dies findet. Nicht allein loben wir in der Masse Schiller's Poesie vor Göthe's, sondern auch der Spanier nennt Calderon an der Spitze seiner Dichter, und das Alterthum nannte Euripides weiser als Sophokles; in der plastischen Kunst stand von jeher nicht das naive Produkt des Phidias und seiner Zeit am gerühmtesten, sondern der Apoll von Belvedere und die kleomenische Venus, und aus der alten Architektur ist tausendmal die korinthische Ordnung nachgeahmt worden, ehe Einmal die hohe Einfalt der dorischen. Schiller hat die Leidenschaften und Neigungen, die Göthe aus dem Zwange des Geistes erlöst hatte, gereinigt und ihnen edle Ziele gegeben, daß sie der Ebenbürtigkeit mit der Vernunft auch würdig würden; er hat in grellerem Schmucke der Poesie zu den Trieben Ideen hinzugeworfen, deren Gehalt, so lange wir ihn und Göthe lesen, neben der instinktiven Richtung, die der letztere gegeben, bestehen und mit

ihr wechseln wird. Denn man muß es gestehen, daß dies ideale Streben, das Schiller's Dichtungen mit einer merkwürdigen Energie aussprachen, von den schönsten Erfolgen gekrönt war, was ja Göthe selbst mit halbem Widerstreben zuletzt zugeben mußte. War Schiller seiner ganzen Natur nach genöthigt, zu Allem, was ihn fesselte, die Idee zu suchen, und soweit der Philosophie anheimzufallen, wie wir ihn denn in jenen Aufsätzen die Lage der Zeit und des Vaterlandes, die Standpunkte der Dichtung, die Natur der Kunst, der vorragenden Künstler und seines eigenen Berufs sich zum Bewußtsein haben bringen sehen, so war er doch noch entschiedener genöthigt, das so Erkannte wieder rückwandelnd in lebendige Bilder der Anschauung auszuprägen, und dem Unendlichen Gestalt und Erscheinung zu geben. Denn wie wenig ihn das Systematische der Schule reizte, kann ein einziges Gedicht, wie die Weltweisen, aussprechen, das fast wie aus Göthe's Feder und Seele klingt. Und eben das charakterisirt seine Gedichte dieser Zeit, daß darin die philosophischen Ideen, in denen er sich bisher bewegt hatte, in anderer Form ausgedrückt sind; denn überall erkennt sich in diesen lehrhaften Gedichten, der eigenthümlichsten Gattung Schiller's, in der er ganz original ist, derselbe Grundgedanke wieder, der uns schon sehr geläufig ist. In dem Reiche der Schatten (Ideal und Leben), einem der ersten Gedichte dieser Zeit, in dem er sich genugthat, hält er das spiegelreine Leben der Götter dem Menschen vor, der zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden schwankt, und mahnt ihn, die Angst des Irdischen hinter sich zu werfen und sich ins Reich der Ideale zu flüchten. Der Genius stellt Natur und Schule gegeneinander; dem Einzelnen wird der Trost gegeben, daß er in sich die goldene Zeit zurückrufe, wo Willkühr den Frieden der Natur noch nicht gestört, und Weisheit gibt ihm die verlorene Natur zurück. Die Klarheit und Harmonie des Wesens ist überall dies edle Ziel, wohin der Dichter, wie vorher der Philosoph, die Menschheit weist; und wie er dem Menschen das Leben der Götter von dieser Seite preist, so dem Manne das Weib. Nicht nur der weiblichen Form ist in den Ansichten Schiller's, Humboldt's und Burdach's das Element der Schönheit vorzugsweise eigen, sondern auch geistig steht das Weib in jener Harmonie der Kräfte, die die Bedingung der Schönheit ist, dem Manne voran, dem es sonst überall weicht.

Die Würde der Frauen ist in diesem Sinne gedichtet. Der Spaziergang berührt wieder die höchsten Fragen des inneren Einklangs, der Kultur, der ruhigen Natur, deren Frieden die Kunst mit sich führt, und stellt die Gegensätze der Einfalt und Bildung, Verwilderung und Sittigung der Betrachtung vor. Gegen dies Gedicht, das aller Freunde Beifall erntete, fand Schiller Ideal und Leben nur als ein Lehrgedicht, dessen Inhalt nicht poetisch ausgeführt werde; und doch muß man auch bei dieser Elegie bedauern, daß die schönen, so phantasie- und empfindungsvollen als ideenreichen Sätze nicht (wie es Pindar durch seine Mythen pflegte) an eine Handlung geknüpft sind, die dem Leser ein anschaulicheres Bild in der Seele zurückgelassen hätte. Dies war allerdings ein Schade, den die philosophische Beschäftigung Schiller'n zufügte; er überließ sich dem Ideenhaften zu sehr, und meinte der Poesie genuggethan zu haben, wenn er jenes an irgend eine apographische Schilderung angereiht hätte. So war er ganz erfüllt von einer Idylle, die Vermählung Herkules' und Hebe's, die sich an Ideal und Leben anknüpfen sollte. Wieder wäre jener Gedanke, der Uebertritt des Menschen in den Gott, das Thema gewesen; es schwindelte ihm bei dieser Aufgabe, „das Ideal hier zum Stoff zu haben, alles Sterbliche in einer poetischen Darstellung ausgelöscht, eine Scene im Olymp — er wollte den ganzen ätherischen Theil seiner Natur zusammennehmen, mit der sentimentalen Dichtung selbst über die naive siegen." Zum Glück fühlte er noch zur rechten Zeit, daß hier nichts Plastisches werden könnte, und er gab diesen Gedanken auf, der ihn über die Grenzen des Idealen hinweg in das Spirituale und Nihilistische geführt hätte. Das Gelingen hatte ihn gereizt. Lied, Elegie, Lehrgedicht, Gnome und Epigramm gingen nach der kaum zurückgelegten Philosophie und Geschichte von Statten, die „Grille der Eitelkeit" verführte ihn, mit Göthe's Versalität wetteifern zu wollen, er sann über ein kleines romantisches Epos, über diese Idylle, die ein reiner Gegensatz der höchsten Satire und Komödie werden sollte, er hatte das Drama wieder ins Auge gefaßt; Humboldt wollte ihn auch gern in griechischen Versmaßen hören. Unter all diesem war, wie wir sehen, die nächste Frucht nur jene zweideutige Gattung, die Humboldt, dessen brieflicher Verkehr in dieser Zeit Schiller'n für seine Lyrik das war, was der mit Göthe

für sein Drama, für die besten Musterstücke erklärte, die didaktische Lyrik daran zu entwickeln. Wenn Schiller diese Gattung in der Komposition nicht zu jener Höhe steigerte, daß sie sich an an das Epische anlehnte, so durfte man doch mit Recht rühmen, daß er sie in der Darstellung auf eine Stufe rückte, die so leicht nicht wieder erreicht worden ist; und wenn man ihn unter uns, im Schwung und Fluge seines Ausdruckes, mit Pindar verglichen hat, so mag man nachsichtig dazu sehen, wenn man bedenkt, wie freigebig Franzosen und Engländer mit der Bezeichnung pindarischer Manier bei so vielen ihrer Dichter gewesen sind. Wie wahr es ist, wessen sich Schiller selbst anklagt, daß ihn zuweilen der Philosoph übereilte, wo er dichtete, und der Dichter, wo er philosophirte, so gewiß ist doch auch, daß ihn die Bestimmtheit seiner erworbenen Begriffe nirgends verführte, Witz und Scharfsinn für Phantasie, und einen leichten bildlichen Ueberwurf im Ausdrucke für Poesie zu halten. Auf dem Wege der Empfindung und Einbildungskraft erzeugt sich ihm das scheinbare Chaos der Anschauungen, aus dem die Ideen hervorspringen, die für den Ungeübten, oder den, der nicht sonsther mit dem schiller'schen Ideenkreise vertraut ist, in einzelnen tiefsinnigen Gedichten, wie im Reiche der Schatten, sehr schwer aus dem räthselhaften Ganzen zu deuten sind, anderswo dagegen in einer sinnlichen Klarheit vorliegen, die mit der Schärfe und Präcision der Gedanken wetteifert. Es scheint ihm ganz eigentlich wohl, der Last des spekulativen Ausdruckes endlich ledig zu sein und sich mit keckem Fluge in höheren Regionen bewegen zu dürfen. Gegen Herder's didaktische Poesien gehalten, die sich in eben diesen Zeitschriften hervorthaten, erkennt man die eigenthümlichen Vorzüge der schiller'schen am auffallendsten. Die Krone trägt unter dieser Gattung die etwas später gedichtete Glocke. Hier ist aber auch mehr wie sonst plastische Gestalt und ein poetischer Körper erlangt. In keiner Sprache fand Humboldt ein Gedicht, „das in einem so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigte." Von der eigenthümlichen Spannung in Schiller's Geiste zeuget diese didaktische Lyrik am stärksten, und darum ist sie für so Viele, die diese Gedichte

nur in der Jugend geleſen haben, wo ſie dem Gedankengange nicht zu folgen fähig waren, ein bloßer ſchönklingender Wortſchwall, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie dieſe Eigenſchaft auf die gedankenloſen und formfrohen Lyriker übergetragen habe, die ſich an Schiller anlehnen, und die in deſſen Muſenalmanach ſich anfangen (wie Matthiſſon, Koſegarten, die Mereau, Conz u. A.) zuſammen zu gruppiren. Wem die Gegenſtände ſo geſteigerter Empfindungen unklar ſind, dem können die Empfindungen ſelbſt unwahr erſcheinen und ihr Ausdruck ein falſcher Glanz. Das ſchöne, leichte Spiel mangelt, das den Beſitz äſthetiſcher Freiheit ſchon an der Schwelle verkündet; die eigentlich lyriſche Gattung, die rein aus dem Gefühle und unmittelbar entſpringt, das ſchlanke Lied, das mühlos, wie die Natur ſchafft, aus dem Nichts entſtanden ſcheint, geht daher Schiller ganz ab, oder iſt, wo es ſich findet, von geringem Belange. Hier war Göthe groß: ihm war jene Leichtigkeit und Fülle gegeben, die ſich zu unbemühtem Schaffen in ſich gedrungen fühlt. Er war der rechte Künſtler, bei dem „das Angeſchaute und Empfundene und Erfahrene zu dem verſtandenſten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein;“ er wandte der ganzen Didaktik, bis auf einige Gnomen, den Rücken; er wollte nicht, daß unſere Lieder immer in den höchſten Aether ſtiegen. Er bedurfte nicht fremdartiger Lehrer, die ihn geſchult hätten; keine Reflexion brauchte ſeiner Empfindung Nachdruck zu geben; er ſchien ſich im rechten Gleiſe zu wandeln, wenn er denkend nicht wußte, was er dachte: dann ſchien ihm Alles, was er empfing und gab, wie geſchenkt. In ſchärferem Kontraſte können beide Dichter nicht geſehen werden, als wenn man neben Schiller's Gedichte dieſer Zeit Göthe's römiſche Elegieen und ſeine venetianiſchen Epigramme hält, oder neben den Plan ſeiner idealen Idylle von Herkules und Hebe Göthe's Alexis und Dora, was ſämmtlich in den ſchiller'ſchen Zeitſchriften dieſer Zeit erſchien. Denn hier trat Göthe noch entſchiedener und kühner in den Geiſt des Alterthums, auf den Stand des Properz hin, immer die deutſche Innigkeit und moderne Eigenthümlichkeit, trotz Leichtſinn und Nachahmung behauptend. Das monologiſche Ausſtrömen ſeines Glückes lag in jenen Elegieen in der Naivetät vor, wie in den alten Muſtern; und doch waren ſie wieder dem neuen Begriffe der Elegie ſo fein nahegerückt durch

den Strich von Wehmuth, den der Rückblick auf das untergegangene Rom und das Glück des Alterthums, das nur in dem Einzelnen fortdauert, darüber breitet. Diese Stücke sämmtlich zeigen die Schönheit der Naturanlage in leichter Anmuth, wo Schiller's Gedichte dieser Zeit die Energie des Geistes in Anstrengung achten lehren; sie verherrlichen die unmittelbare Naturkraft, mühlos darlegend, was dem Dichter unwillkührlich gelang, der dem Streben nach Erkenntniß überall abhold war, da er wußte, wie oft die That und Ausführung Anderes hervorbringt, als die Absicht wollte. Wir fühlen es durch, hier ist die Kunst ein Besitz, wenn sie bei Schiller oft ein Erwerb scheint; denn sie ist nur da recht heimisch, wo sie auf Jugend und Natur trifft, die Göthe all sein Leben in sich aufrecht erhalten hat; hier bleibt die Dichtung rein auf sich selber ruhen, genügt sich in sich allein, bedarf des habsüchtigen Blickes nach anderen Gebieten nicht; die Muse allein „hat, nach Apollo's Wunsche, den Dichter im Stillen erzogen, und das Siegel auf seine Lippen gedrückt;" hier ist die Klage über allzu große Wahrheit der Empfindung vielleicht gerechtfertigt, gewiß nicht über Gemachtheit und Zwang. Das Verhältniß ist zwischen den Gedichten der Beiden, wie es so vielfach zwischen ihren Begriffen ist: der Unterschied des Daheimseins und der Rückkehr. So schreibt z. B. Schiller der Grazie die Leichtigkeit zu, als ob der bloße Instinkt aus ihr spräche; bei Göthe würde dies heißen: womit sich der Instinkt bewegt; und dies Als ob und Womit kann die ganze Verschiedenheit beider Dichtungen erklären, wovon die eine im und die andere außer und über dem Leben steht. Und dabei muß man nur nie vergessen, daß die Dichtung fast aller Zeiten und Völker dieser letzteren Gattung viel gewöhnlicher angehört als jener ersteren, und daß, wenn wir blos diese der Wirklichkeit nähere preisen wollen, wir uns leicht auf einer Unart unserer prosaischen und phlegmatischen Natur ertappen könnten, die der Anstrengung die Behaglichkeit vorzieht. Denn nur unter der Einen Bedingung, die Göthe selber stellte, leistet diese naive und natürliche Kunst das Höchste, daß sie ihre Gegenstände aus der beschränkten Wirklichkeit heraushebt und ihnen in einer idealen Welt Maß und Würde gibt.

Der Musenalmanach von 1797 ist durch nichts berühmter geworden, als durch die Xenien. Hier traten Beide zu einem gemeinsamen Produkte zusammen in so enger Verbindung, daß sie

förmlich beſchloſſen, ihr Eigenthumsrecht nie auseinanderzuſetzen. Der erſte Gedanke dazu ſcheint bei Göthe entſtanden zu ſein von den im antiken Sinne unſchuldigen Epigrammen von Venedig aus; er hatte die Abſicht, eine Reihe martialiſcher Xenien auf deutſche Zeitſchriften zu machen. Schiller griff dies mit gewohntem Eifer auf; für ihn hatte es etwas Reizendes, gerade mit Göthe ein Ganzes in Gemeinſchaft auszuführen; er gab gleich die Ausſicht auf einzelne Werke und Autoren hinzu, und nahm den harmloſen Einfall mehr von der ſtrengen Seite des Satirikers auf: er wollte, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſchonten, damit ſie Heiliges und Profanes angreifen dürften. Inſofern war Schiller faſt noch mehr Verführer, als, wofür er galt, der Verführte; und Göthe nannte auch die von ihm herrührenden Xenien ſchlagend und ſcharf gegen die ſeinigen. In der That iſt das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen ſo klar an ſich, und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein ſehr ſcharfſichtiger Chorizonte dazu gehört, um dieſen Ausſpruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhiſtoriſche Gegenſtände, auf Reichardt, auf die Zeitſchriften, auf die revolutionären Demagogen abſondert, und die in Gruppen geſtellten, die Flüſſe, die homeriſchen Parodien, die Philoſophen, den Thierkreis (den Göthe immer mit Bewunderung las) dagegenhält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteriſtiſchen Ecken abſchliff, den Charakter doch erkennen. Schiller hatte bei dieſem Geſchäfte anfangs den richtigen Takt, daß er nicht allein nach poetiſcher Anſchaulichkeit in Gruppirungen ſuchte, ſondern auch nach Liebe und Frieden zwiſchen der Satire; in dieſem Sinne mahnte er Göthe'n, auf einzelne Antiken und Kunſtwerke naive Charakteriſtiken im alten Style des Epigramms zu liefern, und es iſt Schade, daß ſie zuletzt dieſen ernſten Theil abſonderten. Dadurch behielt freilich „der Haß" die Vorhand vor der Liebe, und dem that die ganze Lage und Stimmung beider Dichter natürlichen Vorſchub. Beide waren damals über die flaue Aufnahme der Horen gereizt; Göthe äußerte ſich noch ſpät über die geringe Theilnahme an ſeinem Taſſo in großer Geringſchätzung gegen das deutſche Publikum; nah und fern drängte ſich gerade jetzt ein ſolcher Schwall von Mittelmäßigkeiten vor, und in der nächſten Umgebung, zu deren Bildung das Ungewöhnlichſte geſchehen war, trafen die beiden Dichter auf ſolche Symptome des ſchlaffen Wohlgefallens an dem Elenden und des

übelgerichteten Geschmackes, daß, nachdem die Gelegenheit und Aufforderung einmal gegeben war, die Explosion ihres Zorns gegen all das Falsche und Geringe, das der ächten Bestrebung entgegentrat, ganz natürlich war. Daher war ihr erster und Hauptgrimm gegen die Zeitschriften des alten Regimes gerichtet, wo das neue Gute mit lauem und das alte Mittelmäßige mit lautem Lobe besprochen wurde; und da sich nach der ersten Idee, nach der sie die Xenien, wie Schiller sagte, als eine Posse und Schabernack für den Moment berechneten, jener Ueberfluß regte, der das Gefäß sprengte, so traf nun von da aus ihre Geißel mit konsequenter Schärfe alle Philisterei und Schwärmerei, alle Leere und Abgeschmacktheit, alle Mittelmäßigkeit und Platitude, die sich mit ihrer Natürlichkeit entschuldigt; und Schiller'n verdroß unter den Entgegnungen, die sie später erfuhren, nichts so sehr, als daß Einige, „die dem Erbärmlichen nachgelaufen waren, jetzt, wo man denselben zu Leibe ging, thaten, als ob sie es blos geduldet hätten; daß sie es erst dem Guten entgegensetzten und dann sich stellten, als ob es grausam sei, es mit demselben vergleichen zu wollen." Die papierene Saat jener Geschwindschreiber, die, wie die jetzigen, was sie gestern lernten, heute lehren, zu verderben, sandten die zwei Heroen, die sich zusammen ein Heer dünkten, ihre Füchse mit brennenden Schwänzen aus; das Ungesalzene fühlbar zu machen, die Magenschwäche, die die wässerige Kost gemacht, zu heilen, konnten sie keine andere als scharfe Würze gebrauchen. Ihre ganze Richtung ging nur gegen das Neueste; wovon das Herz eben voll war, davon ging der Mund über; des alten Regimes ward nur in so weit gedacht, als sich unwürdige Nachfolger von Lessing und eine elende Kritik noch jetzt desselben annahmen; die Geniejahre und ihre Angehörigen wurden ignorirt, nur die Aenderung der Centauren Stolberg in ihre gegenwärtige Gestalt machte Einen einzigen Blick in jene Zeiten nothwendig. Hätte Göthe schon damals sich die Gestalt unserer Literatur so weit, wie nachher in seinem Leben, zurechtgelegt gehabt, so würden wir einen Kreis von Epigrammen erhalten haben, der uns selbst als literarhistorische Quelle durch Umfang wie durch Schärfe unschätzbar geworden wäre. Aber auch so sind die Xenien absichtslos — was wieder von einer andern Seite noch unschätzbarer ist — zu einer Art Charakteristik der nächsten literarischen Erscheinungen geworden. Wir könnten den Gang unserer Darstellung in den letzten

Abschnitten daran erläutern, so ganz sind diese Aussprüche in dem strengen Sinne des Urtheils gemacht, das sich ein Mann bildet, der die Zeitereignisse schon als Geschichte ansieht und sich in die Ferne der Zeiten denkt, wo die Schuppen der Befangenheit auch von dem Auge des gewöhnlichen Lesers abfallen. Wir haben Göthe und Schiller und ihren reinen Kunstleistungen in großer Masse die ganze pragmatische Schriftstellerei entgegengestellt: und eben dieser wieder treten die Xenien in ihrer Allgemeinheit entgegen. Sie war die Fortsetzerin der alten Philisterei und jener verständigen Nüchternheit, die in den Zeitschriften der Berliner (Allg. deutsche Bibliothek), der Leipziger (Weiße's neue Bibl. der schönen Wissensch.), und einigen anderen noch ihr letztes Refugium hatte, wo sie jetzt auch noch aufgesucht und verscheucht ward. Daher bilden den Mittelpunkt der Satire die Persönlichkeiten, die hier thätig waren. Als den Erbfeind alles Schönen, der das Mode nennt, wenn der menschliche Geist sich neue Bahnen bricht, treffen daher den anmaßenden Zuchtmeister des Jahrhunders, den „Nikolaos," der gern dem Pöbel im Reiche des Geschmackes den Sieg schaffte, die ärgsten Hiebe, den Reisenden des Verstandes, der in das Land der Vernunft nie den Weg findet, dem Alles Unding ist, was er nicht mit den Händen greift, und der das, was er begreift, auch beschmuzt, dem Alles querköpfig ist, was seinem „Leerkopf" nicht entspricht. Er und Weiße werden als Lessing's Anhängsel dargestellt, dessen sich der todte Achilles schämt; in ihren Blättern halten sie ein Spital für invalide Poeten geöffnet; und deshalb muß auch Manso, der an der leipziger Bibliothek mitarbeitete, eben so viel leiden, wie die alten Aesthetiker Eschenburg, Blankenburg und Meister, die noch im Sinne der Sulzer und Bodmer urtheilten („die Fischlein in Sulzer's Cisterne"). Als Geschichtschreiber hat später Manso den bittern Spott, der ihn in den Xenien traf, ehrenvoll vergessen gemacht, aber seine Gedichte (Kunst zu lieben) und seine laxe ästhetische Kritik (hauptsächlich in den Nachträgen zu Sulzer) konnte ihn damals allerdings nicht eximiren. Neben diesen fährt besonders J. Fr. Reichardt, der Musikus, übel; der soi-disant Freund von Göthe ward so gut proskribirt, wie die Neutralen in Leipzig und die Feinde in Berlin; seine Journale (Deutschland und Frankreich), der Reichsanzeiger von R. Zach. Becker und die Erholungen und das Taschenbuch für geselliges Vergnügen von

W. Gottl. Becker sind nächst den oben Angeführten am heftigsten mitgenommen. Auch lokal treffen diese Waffen ganz an den rechten Ort: sie stöbern das Unwesen der Oberflächlichkeit und Plattheit in Sachsen, an der Pleiße, in Dresden, in Gotha, auf, sie nennen Adelung den Wassermann κατ' ἐξοχήν, und Göthe'n freute es, daß man in Gotha in besonderem Aerger über die Xenien war, denn man habe da in größter Gemüthsruhe zugesehen, wie man ihm und seinen Freunden unartig begegnete. Daher figurirt denn die Gothaer Zeitung als schnatternde Gans, und der Reichsanzeiger als eine der Zeitungen, die ein verschwundenes goldenes Zeitalter der Literatur beklagten, den trockenen Menschenverstand vertheidigten und die Zeit der gellert'schen Witze zurückwünschten. Wie diese Organe jener pragmatischen Ansichten, so werden auch ihre künstlerischen Produkte persiflirt. Die ganze Gattung der Romane, die Nicolai, Hermes, Thümmel angebaut hatten, diese pedantischen Werke, die sich so gern über den Pedantismus lustig machten, werden angegriffen, und aus der Reihe dieser Autoren Jean Paul richtig als ein Reicher unter den Bettlern herausgehoben, ohne daß seine Verehrer, die ihn groß nannten, die Satiriker im geringsten irrten, ihn darum doch klein zu nennen. Was wir weiterhin aus den einzelnen Wissenschaften erwähnten, als drückend auf die Poesie, wird zwar nicht in diesem Sinne, aber vieles Einzelne doch nach seinen schädlichen Wirkungen und Eigenschaften angeführt. Der Repräsentant der frommen Reaktionen, Lavater, ist vortrefflich charakterisirt: die Versöhnung von Schelmerei und Würdigkeit, von Edel- und Schalksinn, von Hohem und Niederem durch Eitelkeit und Ehrgeiz ist treffend hervorgehoben; seine fromme Poesie entgeht nicht dem Tadel, so wenig als Stolberg's Abfall von der Dichtung und dem Alterthume zum Christenthume. Die Pädagogen Salzmann und Campe sehen die Xenien nicht anders an, als wir uns genöthigt sahen; dem Verfasser des Karl von Karlsberg wissen sie nichts als einen Platz in der Charité zu bieten; die ganze Literatur für Damen und Kinder wird preisgegeben: sie dächten, man schriebe für Männer, und ließe dem Mann die Sorge für Frau und Kind. Dem historischen Roman von Meißner und Wieland, dem „geduldigen Gliedermann," dem philosophischen Roman, Allem wird seine Stelle gewiesen. Politik und Philosophie konnte nicht unangetastet hinwegkommen: die Freiheitsenthusiasten, die Cramer,

von Cloots, Reichardt, Eulogius Schneider werden auf Einer Linie mit Klopstock und Forster abgethan, und die unwohlthuende antipatriotische und weltbürgerliche Tendenz sieht hier hervor, die wir an Göthe kennen gelernt; die philosophischen Kärrner und der Lärm der Schulen, die dilettantischen Aesthetiker und Kunstraisonneurs, wie Ramdohr, Heidenreich u. A., entgingen nicht einer kleinen Note. Was in unserer Darstellung noch zurück ist: das Misere des Bürgerdramas, das Schröder, Iffland und Kotzebue verbreiteten, der trockene Spaß und nasse Jammer in der Komödie und Tragödie, das Hauskreuz auf der Bühne, die erbärmliche Natur der Societät im Vortheil über die große unendliche der Menschheit, endlich die übertriebene Gräkomanie und die junge Kritik der beiden Schlegel, die „die Trojer hart bekämpfen, aber auch manchmal ins Blaue schließen," alles das entgeht dem strafenden Takte der Epigrammatisten nicht. Wenn wir das Verhältniß dieses satirischen Urtheils zu unserem historischen erwägen, so können wir von unserem Standpunkte aus nur Wohlgefallen an den Xenien finden. Es ist nicht das Wohlgefallen der Schadenfreude, das später hier und da die Xenien gelobt und auch nachgeahmt hat, es ist das Gefallen an der Gerechtigkeit, die der Ernst und die Liebe zu einer ächten Bildung an den Objekten ausübt, die dieser entgegenstehen. Es hindert uns nicht, einzelne Xenien ihrer Tendenz, ihrer Form, ihrer Persönlichkeit wegen zu verwerfen, wohl aber, dem Sinne des Ganzen entgegenzutreten. Es ist hie und da Unrecht gethan; aber wer im Kriege ist und selbst Parthei ergreift, der kann nicht unpartheilich sein sollen. Wer im Ganzen ohne Befangenheit liest, der kann nicht leugnen, daß der Spott und Haß immer die Sache trifft, daß das Gebiet des Humors nie verlassen wird; die Epigrammatisten wünschen sich selbst heitere Eindrücke zu machen, und „liberalen Gemüthern" machten sie diese auch. Es ist überhaupt eine Untugend an uns, daß wir nicht Spott und Spaß vertragen wollen, da es doch übel mit jeder Sache zu stehen scheint, die nicht Spott und Spaß verträgt. Wie duldsam sind wir, wenn die Journale ihren Geifer ausgießen und anonym ihren Privathaß in wissenschaftliche Urtheile kleiden; und daß dies Faustrecht, diese literarische Preßfreiheit, die man bei uns nie hindern wollte, sich hier einmal poetisch ausspricht, dies wollten wir so sehr tadeln und so empfindlich aufnehmen? Und wir wollen politische Preßfreiheit

haben? da Keiner, der sie jetzt begehrt, sie ertragen würde, wenn sie gewährt wäre? Damit wollen wir übrigens nicht den Angegriffenen verargen, daß sie sich ihrer Haut wehrten; und wenn Schiller damals im Unmuthe gegen die Entgegnungen, die sie erfuhren, sagte, man werde Göthe'n nie seine Wahrheit und tiefe Natur, ihm nie seinen starken Gegensatz gegen die Zeit und die Masse des Publikums verzeihen, oder wenn er gar die Polizei gegen den Magister Dyk, der es am tollsten machte, gern angerufen, oder wenn er um des Tumultes willen die ganze xeniale Thätigkeit später bereut hätte, so war dies in unseren Augen nur eine ähnliche Schwachheit, wie die unmäßige Gereiztheit der Beleidigten jener Zeit und die moralische Krittelei der Späteren. Der Aufruhr war ungeheuer, die beleidigten Oertlichkeiten ganz in Gährung; Nicolai, Manso, Dyk, Reichardt, Campe, Claudius, Gleim, Cranz, Hennings, die angegriffenen Zeitschriften erwiederten, Jedes nach seiner Art; man ging so weit, die Herausgeber dieses Furienalmanachs, wie ihn Nicolai nannte, öffentlich für ehrlos zu erklären; hier ward klar, was Poesie und Gemeinheit war, und wo Grobheit und Impudenz, oder Geist und Humor waltete. Göthe, sonst leicht gereizt, schien sich diesmal am wenigsten anfechten zu lassen. Er fand es lustig, zu sehen, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hatte, was sie glauben, daß Einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist." Er fühlte sogar die alten polemischen Neigungen seiner Jugend erwachen, er wollte diese Klasse noch einmal recht aus dem Fundamente ärgern, er fühlte, daß, wer auf seine Zeit nachhaltig wirken wollte, wohlthätige Erschütterungen hervorbringen und keinen Gegner scheuen, keinem zweideutigen Freunde schmeicheln muß, um sich etwa zeitlebens einen leidlichen Ruf zu erhalten, den ihm sein Tod mit hinwegnimmt. Wirklich haben die Xenien in diesem Sinne die literarische Revolution in Deutschland nach einer momentanen Pause erneuert und fortgeführt; und gewiß sollte man von den Xenien weniger als von sehr vielen andern der Produkte unserer Dichter sagen, daß die darauf gewandte Zeit verloren gewesen

sei [76]). Schloß sich an die schiller'schen philosophischen Aufsätze im Allgemeinen die Theorie der romantischen Aesthetiker an, so knüpfte sich an die Xenien ihre tumultuarische Justiz gegen die lebenden Geschlechter und ihr ganzer großer Gegensatz gegen die Masse der gemeinen Natur, der, was man auch von der romantischen Schule und ihrer Produktion halten mag, eine wahre Wohlthat für unsere Literatur war, die ohne ihn ins bodenlos Niedrige würde versunken sein. Lehnte sich ja doch Wieland, der ganz glimpflich in den Xenien behandelt war, gegen diese Sansculotterie, gegen die Diktatur und duumvirale Miene der Xenienschreiber in einem Tone auf, der sich der Mittelmäßigkeit förmlich annehmen zu wollen schien; er stellte sich gerade der einzig preiswürdigen Tendenz der Xenien entgegen, und nannte es Impudenz, daß man von einer ungesalzenen Literatur gesprochen habe! Dafür ereilte ihn die Rache der jungen Schule, die im Athenäum 1799 eine Ediktalcitation publicirte, kraft deren „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poesie des Hofraths und comes palatinus caesareus Wieland concursus creditorum eröffnet, und, weil mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horaz, Ariost, Cervantes, Shakspeare u. s. w. zustehende Eigenthum sich vorgefunden, Jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde".

Beide Dichter verloren über ihrer Arbeit an den Xenien nicht ihren ernsten und würdigen Standpunkt. Göthe war hocherfreut, daß unter den ersten Stürmen, die sie verursachten, Schiller gerade seinen Wallenstein wieder aufgriff, während er selbst sich mit Hermann und Dorothea beschäftigte; er wünschte, daß sie nun ihre positiven Arbeiten fortsetzten und durch ihre Gegenwart, Leben und Wirken den schlimmen Eindruck aufhüben; nach diesem tollen Wagestück, sagte er, müssen wir uns blos würdiger und großer Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller

---

76) Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.
Göthe.

Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln. Und Niemanden war diese Aufforderung mehr aus der Seele geredet als Schiller'n, der überall das Höchste in Aussicht zu nehmen so bereit war. Jetzt koncentrirte sich daher ihre bisher vielfach getheilte Thätigkeit auf zwei Hauptgattungen, und hierbei geriethen sie, nun im Flusse der Mittheilung begriffen, auf mehrfache Schwankungen, und auf das Nachdenken über Epos und Drama, einen Gegenstand, bei dem wir uns etwas weitläufiger aufhalten, nicht allein um die Art ihres Verkehrs und ihrer Geschäftigkeit kennen zu lernen, sondern weil sich hier das Verhältniß der Zeitlage zu den beiden Dichtungsarten, zwischen die sie sich gleichsam theilten, und, von der historischen Betrachtung dieser Gattungen aus, das Verhältniß der Dichter selbst und ihrer menschlichen Natur gegen einander am ungezwungensten entwickeln läßt. Schiller hatte schon zwischen seinen lyrischen Beschäftigungen, wie wir vorhin hörten, den Gedanken, ein kleines romantisches Epos auszuführen. Eine der ersten Früchte seiner Selbsterkenntniß schien eine Täuschung werden zu wollen: da er seine Stärke und Schwäche in der Poesie einzusehen meinte, schien ihm, als ob das Drama ihm verboten sein würde; dagegen wollte er, so schrieb er, desto ernster auf das Epische losgehen; versteht sich, setzte er bescheiden hinzu, nicht die große Epopöe. Dennoch hatte er über seinen Quellenstudien zum 30jährigen Kriege geschwankt, ob er ein Epos von Gustav Adolph oder ein Drama von Wallenstein entwerfen solle, und als er **1792** am Virgil übersetzte, hatte er dies als eine technische Uebung für ein Epos von Friedrich dem Großen betrachtet, über das er nachsann: es war ihm also auch der Gedanke zur großen Epopöe keineswegs fremd geblieben. So sehr war Schiller noch **1795** über die Richtung, die er bei seiner Rückkehr zur Dichtung nehmen wollte, im Unsicheren, daß er gegen Humboldt förmlich seinen Zweifel aussprach, ob er sich zum Epischen oder Dramatischen wenden solle. Hier leistete ihm der Freund einen so wesentlichen Dienst, wie Schiller seinerseits mit manchem guten Rathschlage Göthe'n leistete, indem er in dieser Frage über allen Zweifel mit der größten Bestimmtheit hinausrückte, daß der Dichter, der in seiner Jugend so scharf und bestimmt seinen Beruf zum Dramatiker gefühlt und geübt hatte, in nichts Anderem Ruhm zu ernten bestimmt sein könnte. Diese Entscheidung schien bei Schiller Eingang zu finden, er wandte sich

nun allmählig immer mehr seinem lange projektirten Wallenstein zu. Ehe er zu dessen Ausführung, und ehe Göthe zur Wiederaufnahme seines Faust schritt, fielen Beide auf die Ballade, eine Gattung, die zur Bezeichnung dieser Schwankung in Beiden sehr charakteristisch ist. Sie liegt ganz eigentlich in der Mitte zwischen epischer und dramatischer Manier; sie ist erzählend, wie das Epos, aber in der Art und Weise der Erzählung durchaus vergegenwärtigend, wie das Drama. Wir haben sie daher volksmäßig an den Anfängen des Schauspiels liegen und entstehen sehen, und so erscheint sie gleichsam hier wieder, gerade ehe beide Dichter mit vereinten Kräften sich der Thätigkeit für die Bühne hingaben. Das Jahr 1797 sah die meisten dieser Gedichte entstehen, die wir in den Werken Beider lesen; sie sammelten die Stoffe, vergaben sie unter sich zur Behandlung, theilten sich dabei scherzhaft in die Elemente, und im Ibykus, den anfangs Göthe zugetheilt erhalten hatte, schufen sie gleichsam gemeinschaftlich. Die Stoffe selbst zeigen schon an, wie sich diese Gattung mehr oder weniger dem Drama nähert. Der Gang nach dem Eisenhammer, Möros, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh u. A. sind mehr Erzählung, wie Schiller selbst das letztgenannte Stück bezeichnet, sie haben auch den friedlichen Verlauf des Epos; der Taucher, die Kraniche, der projektirte Don Juan und Hamlet sind wie tragische Gegenstände und Katastrophen, und die beiden ausgeführten unter den genannten werden auch wohl den Preis und den Namen der Ballade am besten verdienen; der Ring des Polykrates könnte nicht feiner an der Grenze stehen. Die göthischen sind zum Theile nur in so weitem Sinne Balladen zu nennen, wie seine tragischen Dramen Tragödien. Schiller's Thätigkeit überwog hier die göthische schon so sehr, wie wir es nun weiterhin immer wieder finden werden. Ja, seine Manier hört sich in der Braut von Korinth und in dem Gott und der Bajadere heraus, obgleich, wenn man die Endpunkte in dieser Gattung hervorsuchen, und irgend eine der schiller'schen Balladen gegen den Erlkönig oder der Müllerin Verrath halten wollte, wieder der Unterschied beider Dichter nicht greller erscheinen könnte: so ganz mit Aufopferung selbst der Originalität erscheint hier Göthe dem simplen Volksgeschmacke hingegeben, während Schiller im Glanz aller Farben spielt, und z. B. eine Art Ehre in die richtige Schilderung und lebendige

Malerei von Naturphänomenen und ähnlichen Gegenständen zu setzen schien, zu denen ihm die Anschauung abging.

Während Schiller auf diese Weise allmählig zum Drama zurückkehrte, war Göthe an allem Theatralischen gesättigt, und wandte sich ganz entschieden zum Epischen in mannichfachen Versuchen. Er hatte im Drama drei Perioden durchgemacht: die erste rohere in moderner Stoffartigkeit konnte eine Vorschule heißen, die zweite ideale im antiken Kunststyle that dem Dichter Genüge, in der dritten vergriff er sich an zu nahe liegendem Stoffe und an Formen, die diesem nicht gerecht waren, zugleich, und mochte aus Mismuth wie aus Befriedigung über das Geleistete dieser Gattung nunmehr den Rücken kehren. In der ganzen eifrigen Zeit der Thätigkeit mit Schiller kam er nur auf den Faust zurück, und wie er diesen saumselig und gleichgültig hinauszog, haben wir früher angeführt und brauchen uns hier nicht dabei aufzuhalten. Als er später wieder zu dem Werke der Bühne griff, von Schiller's Leistungen hingerissen, war es nur das Aeußere, was ihn reizte; seine Uebersetzungen französischer Stücke galten nur dem Repertoire, und das einzige, was er noch selbständig (außer der Fortsetzung des Faust) versuchte, die Eugenie, misglückte und ward nicht vollendet. Ganz einen ähnlichen, aber viel rascheren Gang machte Göthe jetzt, innerhalb der Zeit der Freundschaft mit Schiller, durch das Epos. Er näherte sich dieser Gattung zuerst in der roheren modernen Form, die der neuen Zeit fast nur noch erlaubt scheint, in dem Romane (Wilhelm Meister); er befriedigte die höheren Forderungen in dem wieder ganz in antikem Geiste geschriebenen Hermann und Dorothea; beim dritten Versuche, in der Achilleis, vergriff er sich an einem zu fern liegenden Stoffe und an Formen, in die er nicht eingelebt war; nach dem gleichen Mismuth und der gleichen Befriedigung ließ er auch diese Gattung fallen, und kehrte auch zu ihr später nur in schwächeren und vageren Kompositionen zurück (Wahlverwandtschaften und Wanderjahre). Die Vollständigkeit, mit der Göthe diese zwei Hauptsphären der Dichtung ausfüllte, die Entschiedenheit, womit ihn ein dunkler Trieb schon in Italien auf das Epos, nach durchwandertem Drama, hinwies, belegt wieder die Tiefe seiner dichterischen Natur auf eine merkwürdige Weise. Er schwang sich mit ihr über die Bedingungen der Zeit hinweg, die das Drama, wie der Dichter selbst sehr wohl wußte, allein be-

günſtigte, und in keiner Weiſe das Epos; da er ſonſt ſo ganz im Einklang mit der Zeitforderung lebte, ſo entfaltete er, nachdem ſich ſeine Natur geſetzt und ihn Einmal in Widerſpruch mit ihr gebracht hatte, ſeine geſammte Dichternatur auch ihr zum Trotze nach allen Seiten. Das große Epos liegt an den Anfängen der Dichtung und widerſtrebt deren Enden, es konnte ſogar am Anfang der Epoche unſerer blos verjüngten Poeſie im 18. Jahrhundert von Klopſtock nur verſucht werden, um verfehlt zu werden. Als Schiller ſich zum Wetteifer mit der Ilias vermaß, in jenen Projekten zu einem epiſchen Friedrich oder Guſtav Adolph, fühlte er, daß hier die Hauptſache war, eine ganze Welt der Aktion und Kultur zu eröffnen, und er wollte auch im Friedrich neben einer einfachen Handlung durch tauſend Epiſoden des Helden ganzes Leben und ſein Jahrhundert anſchauen laſſen, im Guſtav aber in dem Zeitraume zwiſchen den Schlachten bei Leipzig und Lützen die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen behandeln. Man ſieht leicht, daß ſolche Stoffe in unſeren Zeiten auf eine lebendige Weiſe noch viel weniger als in Taſſo's Zeitalter auszuführen waren, obwohl die Begriffe vom epiſchen Gedichte, die dieſe ſtolzen Entwürfe verrathen, die würdigſten ſind. Das epiſche Gedicht verlangt eine handelnde Welt in Bewegung, wenn es irgend Größe haben ſoll; es verlangt, ſoll es an Homer, der beiden Dichtern als einziges Augenmerk galt, nur erinnern, geſchichtliche Entwickelung. Als Göthe den Reineke Fuchs aufnahm, und den uralten im Leben der Nation fortgepflanzten Stoff dem Zeitbedürfniß akkomodirte, da war er auf dem richtigen Wege, mit Aufopferung der Selbſtändigkeit ein nationaler Epiker zu werden; aber damals ergriff er dieſe Arbeit noch nicht aus dem innern Drange, mit dem er jetzt neben Schiller den Anſprüchen der Kunſtgattung nachzukommen ſann. Wenn damals die Gedichte, an denen ſich unſer Mittelalter prüfte in Verſuchen, die formell neben der jetzt erlangten Kunſthöhe roh heißen müſſen, die aber der Anlage nach die größten Fähigkeiten des Einzelnen, und wenn er der größte Genius wäre, ins Ungeheuere überragen, wenn die Alexandriaden, die Nibelungen und Gudrun von einem Manne, der der Geſchichte und Dichtung zugleich ein wenig Meiſter geweſen wäre, in ihrem Verhältniſſe zu beiden, zu Geſchichte und Epos, ſchon wären eingeführt und zugänglich geweſen, dies hätte einem der beiden Männer größeren Stoff und tie-

fere Einsicht in die Natur der epischen Dichtung geben müssen. Später schien dies Göthe wohl zu wissen, als sich die Romantiker mit der Behandlung der alten Materien so vielfach und ungeschickt quälten; wir haben erfahren, daß er mündlich sich im Bewußtsein seiner besseren Einsicht äußerte: daß, wenn er noch jung wäre, er diesen Leuten zeigen wollte, wie sie es anfangen müßten, die alten Schätze wieder der Nation zuzuleiten. Aber damals hatten ja einzelne dieser Gedichte noch nicht einmal ihre Existenz wieder gefunden. Und freilich, wenn dies auch der Fall gewesen, so würde die Hauptsache noch immer gefehlt haben: es fehlte das handelnde Leben, das der Vorwurf der epischen Poesie ist, wenn nicht in der Wirklichkeit, so doch in der Nähe. Nicht nur muß wirkliche Geschichte und eine wirkende Menschheit den Stoff und Grund eines Epos machen, sondern die Zeit, wo es seine dichterische Vollendung erhalten soll, muß auch ein Ebenbild der Zustände bieten. Die Gedichte von Karl, Alexander und Dietrich konnten in Deutschland ihre trefflichste Gestalt nur erhalten, als Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe in der Wirklichkeit existirten. Nun hatten wir zwar damals solche Ereignisse der Welt, die es der Zeit des alten deutschen Epos wohl bieten konnten; allein sie gingen uns Deutsche nicht an; sie drückten uns nieder, wo sie uns angingen; sie quälten Göthe'n vor allen Anderen am tiefsten: wie sollte er sich im Angesicht der deutschen Schmach zum epischen Dichter bilden, und Freude an der aktiven Menschheit gewinnen, da, die ihm zunächst lag, in schmählicher Ruhe vergraben war? Die Natur hatte ihn zu Allem bestimmt, was Verhältnisse, Zeiten und Schicksale in ihm reifen wollten, und dies scheint mir überall das ächte Kennzeichen des eigentlichen Genies. Aber das deutsche Reich leider war damals nicht in den Verhältnissen, die einen Dichter, der nur aus nahen Anschauungen, nicht aus Ideen zu schaffen pflegte, auf das politische Leben hätten richten können. Auf Schiller wirkten diese Zeitereignisse ermuthigender, er ließ sich nicht von ihnen drücken, er stemmte seine freie Seele entgegen, er schuf im Angesicht der Thaten und Charaktere der Zeit ihr Gegenbild im Wallenstein. Allein eben dorthin steuerte auch der Verlauf der Begebenheiten: Napoleon konnte ein epischer Held heißen, so lange er, mit seiner Nation im Einklange, seine Züge in Italien und Aegypten verfolgte; sobald er sich isolirte und seinen eigenen kühnen Weg

ging, nahte er sich seiner Katastrophe, ein ganz tragischer Charakter. Fast sollte man sagen, die Schwankungen Schiller's zwischen Epos und Drama waren durch diesen Stand der öffentlichen Dinge geboten: er entschied sich so allmählig und zuletzt so bestimmt ganz in den gleichen Momenten, worin sich die Laufbahn des Helden der Zeit determinirte. So also fehlte in der Zeit Alles, was eine epische Dichtung, die dem Freunde der naiven und instinktiven Bildung für die höchste Kunstgattung gilt, wie das Drama dem der sentimentalen und idealen, unterstützen konnte; und was bei Göthe eben so entscheidend war, die größte Energie seiner poetischen Thätigkeit war schon vorüber, und konnte durch die schiller'schen Reizmittel zwar zeitweise hervorgerufen, aber nicht mehr auf die Dauer hergestellt werden, die ein episches Gedicht von größeren Anlagen schon äußerlich verlangt hätte.

Am Eifer fehlte es Schiller'n gewiß nicht, noch fehlte es Göthe'n am guten Willen, sich von jenem zu einem erneuten, lebhaften und emsigen Gebrauche seiner Kräfte ermuntern zu lassen; allein es war die Triebkraft in ihm schon halb erstorben, ohne die sein Wille sich zu nichts zwingen mochte. So lange Schiller an ihm rüttelte, ging es ihm mit seinen Produktionen wie mit einem Pulver: es schien sich das Alles zu vereinigen; allein sobald er wieder für sich war, so setzte es sich nach und nach wieder zu Boden. Was Schiller's Einfluß, was seine Aufmunterungen förderte, war, daß er nicht allein die volle Ehrfurcht vor dem Genius Göthe's hatte, sondern auch den Glauben an seine ungebrochene Kraft. Er schien ihn immer auf der Höhe des Lebens zu sehen und auf dem Gipfel aller neueren Kunst: er meinte, er dürfe jetzt nur die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selbst ernten; alle seine Schritte seien jetzt bedeutend, und die Klarheit über sich selbst bewahre ihn vor allem eitlen Bestreben und Herumtappen; es schien ihm, als ob Göthe jetzt ausgebildet zu seiner zweiten Jugend rückkehre und die Blüthe mit der Frucht verbinden wollte; und diese zweite Jugend, sagt er, ist unsterblich wie die der Götter. Göthe selbst gab ihm Recht: er gestand ihm, daß er ihm diese zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe, was er zu sein so gut als aufgehört habe. Schiller mochte ihn auch am liebsten, von seinem Streifzuge im Gebiete der plastischen Kunst und Natur zurückgekehrt zu dem Boden der Poesie

denken; und er liebte es nicht, wenn er sich immer wieder dort zerstreute. Sah er ihn auch zaudern und zögern, so hoffte er doch immer noch von seinem Drange zur Thätigkeit. Er mußte doch immer etwas zu übersetzen, etwas Altes zu verjüngen haben; er schuf langsam am Meister, aber endlich vollendete er ihn doch; er überraschte die Welt mit Hermann und Dorothea, wo die alte Jugendkraft wirklich hergestellt erschien; er arbeitete am Faust; Balladen und Xenien entstanden, Plane zu Mährchen, Epen, didaktischen Gedichten jagten einer den anderen, obgleich freilich einer nach dem andern liegen blieb. Schiller überblickte alle diese Plane; wenn Göthe von seiner Achilleis sprach, hinterließ er einen Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, den Schiller nie vergessen konnte. Einen dieser Plane fand dieser groß genug, um das halbe Leben eines anderen Menschen thätig zu erhalten, und ungern sah er je länger je mehr Göthe'n damit spielen und die Zeit verbringen. So mochte er sich allmählig überzeugen, daß eine so kräftige Periode in Göthe'n nicht wiederkommen werde, wie seine beiden durchlebten waren, wenn er sein Verfahren überdachte, das er bei Meister, bei Faust, bei der Achilleis so genau beobachtete. Dennoch ließ er nicht ab zu nöthigen und zu spornen; und Göthe'n ward diese Nöthigung sogar lästig. Die Poesie, sagte er, die wir seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernste Beschäftigung; und er freute sich, indessen zur Abwechselung mit den „Büchern Moses zu spielen" und eine Parallele zwischen Moses und Cellini zu ziehen! Er hatte Augenblicke, wo es ihm vorkam, als ob er nie gedichtet hätte, oder nie wieder dichten würde; er sieht mitunter alles produktive Interesse in sich schwinden, und wollte verzweifeln, wenn er nicht auf günstigere Stimmung gehofft hätte, weil er ähnliche Erfahrungen auch früher gemacht. Weiterhin griff ihm Schiller immer weiter in die Seele, und er trieb dies so lange, bis seine eigene dramatische Thätigkeit ganz im Gange und Flusse war, und er nun mit sich selbst genug zu schaffen hatte. Das Verschwenden großer Kräfte an kleinen Stoffen, das Spiel des Zeitvertreibes mit großen Gegenständen, das Zerspalten seiner Thätigkeit, das Zögern bei aller Produktion, durch das er doch nirgends etwas besserte, missfiel ihm an Göthe mehr und mehr. Wenn er sein Ceremonienmeisteramt in Weimar beobachtete, das Göthe oft wochenlang nöthigte, auf Ballarrangements zu denken, um, wie er selbst sagt, mit der

größten Pfuscherei in dem gedankenlosesten Raum die zerstreuten Menschen zu einer Art Nachdenken zu nöthigen; wenn er sich vorstellte, was er Alles bei Puppen- und Farcenspielen, bei öffentlichen und Privattheatern, bei Bällen und Redouten, bei Wasserdramen und Landpartien, an Prologen und Epilogen für Zeit verlor und für Sammlung einbüßte, um am Ende doch nichts bei Allem herauskommen zu sehen, als eine unstete Genußsucht, eine Charakterlosigkeit des Geschmackes und einen Wechsel zwischen Poesie und Prosa, so mochte Schiller über diese Stellung schwerlich anders urtheilen, als in frühern Zeiten Merck und die älteren Freunde geurtheilt hatten. Noch **1797** machte ihm die neue projektirte Reise Göthe's nach Italien Sorge, er möge dort gewinnen, was doch für seine nächsten Zwecke verloren sei, er werde weit suchen, was er zu Hause habe. Er mahnte ihn, jetzt ganz darauf auszugehen, die schönen Formen, die er sich gegeben habe, zur Darstellung zu bringen; nicht nach neuen Stoffen sich umzusehen, sondern der poetischen Praktik zu leben. „Wenn es einmal Einer unter Tausenden dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, schrieb er ihm, der kann meines Erachtens nichts Besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes zu suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Als Göthe bei Iffland's Anwesenheit **1798** seinen zweiten Theil der Zauberflöte aufnahm, um sie, wenn auch nur um des leidigen Vortheiles willen, für das berliner Theater auszuarbeiten, erinnerte ihn Schiller, er sollte sich nicht von der Hauptsache abhalten lassen. Nur bei den Realisten strikter Observanz sei das Geld die Hauptsache. Ihm müsse er zurufen: Trachtet nach dem, was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen. Indem Beide damals sich immer mehr über die höchsten und reinsten Forderungen der Kunst verständigten und eine stets rigoristischere Kritik aufzustellen anfingen, wies Schiller immer schärfer darauf hin, diese Grundsätze auch auszuüben, wenn man producire, ja zu produciren, um sie auszuüben. Dazu fand sich Göthe gerade Einmal geneigt, als er sich zu der obigen Aeußerung gedrungen fühlte, auf die Xenien ein ganz würdiges Produkt folgen zu lassen, als er Hermann und Dorothea ausarbeitete. Vorher und nachher behandelte er seine Arbeiten mit steter und gleicher Fahrlässigkeit.

Dem Wilhelm Meister, der 1794 zu erscheinen anfing, hat man von jeher gerne die Schmeichelei gesagt, daß sich der Roman durch die Meisterschaft der Behandlung unter Göthe's Händen zum Epos steigere. Was es mit der Kluft zwischen Epos und Roman für eine Bewandtniß habe, ist uns, die wir ihr Verhältniß geschichtlich verfolgten, von selbst klar, wie schwer der große Unterschied auch in eine ästhetische Definition zu bringen sein möchte. Schiller, der mit seinen Lobsprüchen auf den Meister in der ersten Wärme des Verkehrs mit Göthe'n und in der liebevollen Kritik, die er dem entstehenden Werke zu Theil werden ließ, nicht karg war, und der eben diese Vergleichung mit einem Epos aufbrachte, kam doch später, nachdem er sich in die epische Dichtung mehr vertieft und Göthe's Hermann hatte entstehen sehen, ganz davon zurück. Der Roman war ihm dann eine Zwittergattung, die er Göthe'n ganz verleiden wollte, die er ihn zu verlassen mahnte, da er auf dem Punkte stehe, wo er das Höchste von sich fordern müsse; er machte ihn selbst auf den Unterschied zwischen Hermann und Meister aufmerksam, der nicht ganz aus der Wirklichkeit weglasse, während jenes Epos rein durch seine Form in eine göttliche Dichterwelt führe. Für uns ist es ganz klar, daß Wilhelm Meister, mitten in der Periode jener praktischen und pragmatischen Romane entstanden, trotz der romantischen Zugabe ungefähr nach Jean Paul's Theorien, ganz dieser Klasse angehört, der sich Göthe seiner Allseitigkeit nach so wenig als irgend einem bedeutenden Zeichen der Zeit entziehen konnte, und daß er in jedem Falle innerhalb dieser Gattung in Deutschland obenan steht. Wie in jenen Romanen überall ein mehr oder minder praktischer Zweck vorwaltete, so war es hier das Schauspielwesen, das, nach einer Stelle in den Briefen an Merck, Göthe in seinem ganzen Umfange hier niederlegen wollte; eine Absicht, die auch Niebuhr herausfand, obgleich das Werk, unter dem zögernden Hinhalten, in einer ganz andern Tendenz endigte, als es anfangs begonnen war, und nun in zwei ganz ungleichen, einen epischen und einen didaktisch kontemplativen Theil gespalten, vorliegt. Schiller beobachtete dies Zögern, und sagte eben diese Folgen der Zögerung mit einer merkwürdigen Schärfe voraus: „es werde wegen der langen Zwischenzeit, die zwischen dem ersten Wurf und der letzten Hand verstrich, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, sichtbar sein.“ Immer war Göthe voll Mis-

trauen über dieſe Kompoſition; er ſah aus den erſten Theilen die Leſer zu großen Forderungen berechtigt, deren Summe er erſt überblickte, da er ſchließend bezahlen ſollte. Schiller, der die anfängliche Abſicht nicht kannte, und wenn er ſie kannte, nicht billigte, fand, noch ehe das Ganze vollendet war, dem Schauſpielweſen zu viel Raum gegeben, mehr als ſich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. Es bringe dieſe Sorgfalt des Details in dieſer Gattung den falſchen Schein eines beſonderen Zweckes in die Darſtellung, und Göthe ſtrich auf dieſe Mahnung Manches von dem theoretiſch-praktiſchen Gewäſche, wie er es nennt, das gleichſam für den Schauſpieler war, hinweg. Wenn auf dem Wege fortgefahren wäre, auf dem Göthe anfing, ſo hätte ſein Werk der Idee, die Schiller darin ſuchte, und die Göthe zuletzt hineinlegte, nicht bedurft; Schiller hätte ſich dann in der That bei jener Stetigkeit in dem Ganzen beruhigen dürfen, ohne auf eine ſtärkere Einheit auszuſpähen. Man erkennt ohne Mühe, wie entſchieden jener erſte klare, helle Theil voll Leben, mit ſeiner weiten Anlage und mannichfachen Entfaltung, der kräftigeren voritalieniſchen Periode angehört, und wie die raſche, plötzliche, dunkle und ungenügende Löſung und Entwickelung neben der natürlichen Tochter die kontemplative Periode beginnt, was Schiller natürlich damals nicht ſehen und wiſſen konnte. So ſteht nun der Held des Romans in einem ganz zweideutigen Lichte. In der erſten Anlage des Werkes war ſchwerlich darauf gedacht, den Meiſter als einen der Schauſpielkunſt Unfähigen oder Unkundigen darzuſtellen; der ſpätere Ausgang machte dies freilich nothwendig. Nun ſieht ihn Schiller am Ende in der ſchönen menſchlichen Mitte zwiſchen Phantaſterei und Philiſterhaftigkeit ſtehen, Humboldt aber findet in ihm ein beſinnungs- und haltungsloſes Geſchöpf durchweg, und faſt alle Freunde wehrten ſich, theils aus einem moraliſchen Gefühle, theils aus richtiger pſychologiſcher Witterung, vor der ganzen Kompoſition. Den Uebergang von dem, was Göthe ſelbſt war, zu dem, was er ſehr allmählig und unter großen Influenzen ward, von einer ganz anſchauenden, lebensthätigen, leidenſchaftlichen Natur zu einer reflektirenden, tiefſinnigen, ruhigen, ſehen wir den Meiſter ſchnell und ohne die nothwendigen Uebergänge machen, ſehen den affektvollen Helden ſich mit einem leidenſchaftloſen Weibe zum Schluſſe verbinden, ſehen die ganze Veränderung unter den Einwirkungen eines Kreiſes

von Männern vorgehen, von denen wir viel Vortreffliches hören, aber nichts sehen, von denen man sich nicht erklären kann, was sie zu Meistern dieses Menschen, was diesen Menschen zu einem Gegenstande ihres Interesses macht, und zwischen deren Geheimnissen der menschlich Verirrte sich plötzlich zurechtfindet, der mindestens so großer Umwege zu seiner Heilung bedurft hätte, als Irrwege er durchlaufen war. Die pragmatische Manier des Anfangs springt in eine ganz entgegengesetzte mysteriöse hinüber, die dieser Gattung ganz fremd ist. Nun fühlt wohl Schiller das Schiefe der Stellung Meister's zu Lothar und Jarno, und erklärt es sich nicht aus dem Widerspruch in der ganzen inneren Anlage, sondern mehr in einigen Zufälligkeiten, obwohl auch nur diese Einsicht und der Versuch der Erklärung seiner Kritik alle Ehre macht. Die Summe des Ganzen faßt Schiller ungefähr in dem Sinne, wie Göthe am Schlusse selbst und wie auch Niebuhr: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal ist ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen." Die zwei entgegengesetzten Abwege sind in allen Nuancen und Stufen dargestellt. Wie er unter der schönen heiteren Führung der Natur von dem Ideellen zum Reellen geleitet wird, und aus dem Idealen das Reale festhält, dies sei die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre. Hier findet er, daß Göthe den Begriff von Lehrjahren und Meisterschaft zu enge zieht. Er deute an, daß er unter den Lehrjahren blos den Irrthum verstehe, dasjenige außer sich zu suchen, was der Mensch nothwendig innerlich hervorbringen muß, unter Meisterschaft die Ueberzeugung von der Innerlichkeit des Suchens und der Nothwendigkeit des eigenen Hervorbringens. Und ob sich das ganze Leben Wilhelm's unter diesen Begriffen erschöpfen ließe, bezweifelt Schiller; ihm scheinen die Beziehungen aller einzelnen Glieder des Romans auf diese Begriffe klarer gemacht werden zu müssen. Und hier deutet nun Göthe an, was späterhin höchst charakterisirend für alle seine Produktionen werden sollte: der Fehler, daß er den Ideeninhalt seines Werkes nicht deutlich genug darlege, „rühre aus einem gewissen realistischen Tik, durch den er seine Existenz, seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde." So werde er gern immer incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen, mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Ge-

genstand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, sich leichtfertiger machen, als er sei, und sich so, möchte er sagen, zwischen sich selbst und seine eigene Erscheinung stellen. Ohne Schiller's Antrieb und Anstoß würde er sich auch bei diesem Romane wider Wissen dieser Eigenheit überlassen haben, was doch bei dem ungeheueren Aufwande, der bei demselben gemacht sei, unverzeihlich gewesen wäre. Er hatte es nicht der Mühe werth gehalten, die Maschinerie von dem Verdachte eines kalten Romanbedürfnisses zu retten und ihren ästhetischen Werth ins Licht zu stellen. Die von ihm ausgesprochenen Resultate des Werkes scheinen ihm selbst viel geringer als der Inhalt desselben, aus irgend einer Ursache scheine sich seine Summe zu verringern. Es ist sonderbar genug, daß er meint nachzuhelfen, wenn er Schiller's Ausstellungen an der gehörigen Stelle einflechte, daß auch Schiller meint, es sei mit den ausgesprochenen Ideen genug, da doch die ganze plastische Ausführlichkeit, mit der die Fabel eingeleitet ist, verlangte, nicht daß zuletzt eine passende Moral gezogen, sondern daß die Fabel ebenmäßig ausgeführt werde, wie sie begonnen war. Ja, was noch sonderbarer ist, Göthe forderte zuletzt Schiller'n selbst auf, mit ein Paar kecken Pinselstrichen das Mangelnde zu ersetzen! Er selbst findet sich durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, das selbst nicht aussprechen zu können, was er ganz einsieht und billigt! Wenn dies Schiller'n auch schmeicheln konnte, so mußte es ihm doch beim Nachdenken eigen erscheinen, mit welcher Gleichgültigkeit Göthe seine Arbeiten und mit ihnen das Publikum traktirte, dem er sie darbot.

Göthe hatte beim Meister seine alte Manier fallen lassen, nach der er seine Produktionen nicht mitzutheilen pflegte, ehe sie vollendet waren, nach der er, ungeirrt von Reflexion, sich dem Zuge seines Innern überließ, während er hier fremde Ideen seine Anlage durchkreuzen ließ. Dies war der Anfang von Schiller's Einwirkungen, die quantitativ fördernd, aber qualitativ immer so schädlich waren, wie die göthischen auf Schiller heilsam, weil dieser jenen immer über seine Grenzen hinausrieß, jener diesen in wohlthätige Schranken zurückführte. Bei Hermann und Dorothea (1798) war Göthe mehr seiner alten Sitte treu geblieben oder zu ihr zurückgekehrt: dies war ein Stoff, der rasch auszuführen war, und der in aller Lebendigkeit hervortreten mußte, da es sich hier um

die politische Angelegenheit der Zeit handelte, die ihn jahrelang gequält, doch aber jetzt das Leidenschaftlich-Aufregende verloren hatte; eine Angelegenheit, die er sich jetzt auf einen solchen entfernten Standpunkt gerückt hatte, daß er das ähnliche Resultat erwarten durfte, wie bei jenen italienischen Dramen, bei denen das Verhältniß ähnlich war. An diesem Gedichte schuf er mit der alten Bewußtlosigkeit: er hatte hier den kühnen Gedanken der Rivalität mit Homer nicht im Sinne; es leitete höchstens ein Wetteifer mit Vossens Luise, die er mit Beifall empfangen und vorzulesen geliebt hatte; er ließ sich zu einer Idylle anregen, und als er vollendet hatte, fand Er und Andere zu seinem Erstaunen, daß unter seinen Händen die untergeordnete Gattung zu einer höheren, die Idylle zum Epos geworden war. Kein falscher Wetteifer mit der heroischen Epopöe, die nur in heroischen Zeitaltern wurzeln kann, kein falscher Entwurf einer historischen Epopöe, wie sie Schiller projektirte und Jenisch damals in der Borussias versuchte (einer Gattung, die wegen ihrer allzu großen Verwandtschaft mit der Geschichte ungleich unpoetischer noch als das historische Schauspiel ausfallen muß), konnte Göthe'n bei dieser Entstehung seines Gedichtes irreleiten: es ward eine bürgerliche Epopöe, wie sie allein in der Zeit vorgeschrittener Kultur möglich ist; und doch eröffnet es, wie es das Epos will, in den Zeitbegebenheiten, auf deren große Momente die Handlung aufgezogen ist, einen weiten Hintergrund, und hebt so den an sich geringen Stoff über die gemeinen Verhältnisse weit hinaus. Dem Gehalt und Umfange nach war es nicht mehr möglich, ein Abbild homerischer Dichtung ohne Nachäfferei zu liefern; aber der Manier nach gibt es kein Gedicht, das dem Aeltervater aller Poesie so nahe träte, wie dieses, und wo griechische Form mit deutscher Natur so innig vermählt wäre. So ganz tritt hier der Dichter, alle Person verleugnend, zurück, so ganz genießen wir einer rein objektiven Darstellnng, und sehen im plastischen Umrisse Charaktere und Gestalten voll lebendiger Sinnlichkeit in einer fortschreitenden Handlung sich bewegen, so völlig athmen wir in der ruhigen und harmonischen Atmosphäre antiker Dichtung, und sind so aller sentimentalen Zugabe der Wissenschaft oder nur der bewußten Kunst entzogen, daß der reine kindliche Sinn, der in Urzeiten das Epos ohne Kunstweisheit schafft, dieses Gedicht genießen und begreifen könnte, das einzige vielleicht, was die sämmtlichen modernen

Jahrhunderte einem wiedererstandenen Griechen ohne Kommentare und ohne Verlegenheit bieten dürften. Kein anderes der göthischen Gedichte, sagte W. v. Humboldt davon, stellt den ganzen Inbegriff des göthischen Dichtercharakters so sichtbar dar. Wir verweisen auf seine ästhetischen Versuche (1799), die sich ganz an die Erscheinung von Hermann und Dorothea anlehnen, und die mit der Einleitung in den Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt die zwei schönsten Denkmale bilden, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und partheiloser Liebe gesetzt sind. Humboldt hatte die Absicht, die hier enthaltenen Ansichten an Vossens Luise zu knüpfen, als ihn die Erscheinung Hermann's umstimmte; er entwickelt an diesem Gedichte die Gesetze der epischen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf subjektivem Wege dem Verfahren des Dichters bei seiner Schöpfung auf die Spur tritt. Schiller sagte von diesem Buche dasselbe, was Humboldt von Schiller's ästhetischen Briefen: Nichts, was künftig über den Proceß des Künstlers, über die Natur der Poesie und ihrer Gattungen noch gesagt werden möge, werde seinen Behauptungen widersprechen, sondern nur sie erläutern, und es werde sich der Ort nachweisen lassen, worin es implicite enthalten sei. Die wesentliche Uebereinstimmung zwischen seinen Untersuchungen des Epos im metaphysischen Formate und Sinne Göthe's, die mehr für den Hausgebrauch sind, sei merkwürdig. So ist es in der That; Humboldt bewegt sich meist in Schiller's Ideen, nur mit dem Unterschiede, daß er, schon als ein eifriger Hellenist, dem realistischen Standpunkte Göthe's in seiner ästhetischen Kritik wie in seinen Briefen an Schiller hier und da näher trat als dieser, wiewohl er noch bereiter als er war, die moderne Kunstleistung (namentlich Schiller's selbst) neben der antiken gelten zu lassen. Zu dieser noch größern Unpartheilichkeit, als sie selbst Schiller übte, befähigte Humboldten der Mangel des produktiven Talentes; er war ein eigentliches Genie in seiner Gabe der ungetrübtesten Empfänglichkeit, „eine Natur, wie sie Schiller allen Begriffsmenschen, Wissern und Spekulatoren, eine Kultur, wie er sie allen genialischen Naturkindern entgegenhalten wollte.“ Daher erklärt sich Humboldt's Verwunderung, daß Schiller nie der Sprache und Sprachforschung, worin er selbst so bedeutend war, einige Aufmerksamkeit schenkte: diese rein receptive Thätigkeit konnte den schaffenden Genius nicht einen Augenblick reizen; daher erklärt sich seine Vermu-

thung, daß Schiller an der indischen Philosophie, wenn er ihre Wiedergeburt erlebt hätte, großes Wohlgefallen gefunden haben würde, eine Voraussetzung, die man nur sehr bedingt theilen kann, wenn man an Schiller's rastlose Thätigkeit und sein Gefallen an aller thätigen Welt und Weisheit denkt. Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die apriorische Probe zu unserem empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier. Göthe'n der jetzt mehr als sonst anfing seinen Misstimmungen nachzuhängen, schien dies ehrenvolle Buch wenig Freude zu machen, mit dem ihm Schiller die größte Ueberraschung zu bereiten hoffte: ein einziger kleiner Tadel unter so großem und freigebigem Lobe schien ihm das Ganze zu verleiden!

Dennoch schien ihm das Gelingen dieses Gedichtes und der einstimmige Beifall, den es fand, Muth zu machen, sich am Epischen in größerem Maße zu versuchen. Wie wir aus der letztangeführten Stelle von Schiller merkten, so überließen sich beide Dichter in dieser Zeit einem gemeinsamen Nachdenken über das Verhältniß von Epos und Drama, wozu ein erneutes Studium der Alten den Anlaß gab. Die Beobachtungen, welche die Dichter damals über der Lektüre der Alten machten, und die Grundsätze, über die sie sich vereinigten, sind mit die schönsten Früchte ihres Verkehres. Die Selbständigkeit, mit der Schiller seinen Sophokles und Euripides für seine Dramen nutzte, die Art, wie Göthe den Homer vortrug und mit erneuter Freude las, das Vergnügen, mit dem Schiller nach Göthe's Winken den Homer vornahm und sich in diesem „poetischen Meere zu schwimmen gefällt, wo Alles bei der sinnlichsten Wahrheit ideal ist," wetteifert mit dem Fleiße, mit dem Beide des Aristoteles Poetik studiren und sich erklären. Schiller fühlte indessen, daß man bei Behandlung der Sache schon über die Grundbegriffe recht klar sein müsse, ehe man ihn lese; erst jetzt lasen ihn daher Beide mit Nutzen. Es ist ein herrliches Wort, das der Dichter Schiller, nicht der Aesthetiker, aussprach: es werde nicht Vielen begegnen, daß sie nach der Bekanntschaft mit einem solchen nüchternen Kopfe und kalten Gesetzgeber den inneren Frieden nicht verlören. Er sei ein Höllenrichter gegen Alle, die an der

äußeren Form sklavisch hingen, und die sich über alle Form wegsetzten, indem es ihm sichtbar weit mehr um das Wesen als um die Form zu thun sei, und er doch wieder streng aus der Natur des Gedichtes und besonders des Trauerspiels dessen unverrückbare Form ableite. Es ist ein Ruhm für uns, daß sich unsere großen Dichter gegen ihn fühlten und behaupteten, während, wie Schiller sagt, die französischen Kritiker ihn fürchteten wie die Jungen den Stecken, und Shakspeare, obwohl er besser mit ihm ausgekommen sein würde, vielfach gegen ihn gesündigt habe. Von seinen Winken und von eigener Erfahrung und Reflexion geleitet, kamen dann Beide auf manche vortreffliche Resultate, von denen die Wissenschaft der Aesthetik immer den ehrfürchtigsten Gebrauch machen darf. Sie sind um so lebendiger und praktischer als Lessing's, sowohl im Poetischen wie (bei Göthe) im Plastischen, weil sie nicht bloße Verstandeserzeugnisse sind, sondern weil sie aus einer volleren und gereifteren Dichtung der Gegenwart, aus den belebteren Alterthumsquellen und eigener Anschauung alter Kunstwerke genommen, und, was das Wesentlichste ist, vielfach aus der Belauschung der producirenden Kraft des Dichters und ihrer Natur geschöpft sind. Dieser Art sind die Sätze, die Schiller über den Gegensatz des Epos und des Drama ausführt. Die Verhandlungen Beider über diesen Punkt des Unterschiedes sind höchst lehrreich nicht nur an sich, sondern auch über die Individualitäten der Dichter. Schiller verfährt stets in seiner philosophischen Weise, Göthe profitirte hier wirklich, und man muß dies namentlich in seinen artistischen Aufsätze nachsehen, deren Anfänge und Anregungen in den Zeiten dieses Verkehres liegen. Gleichwohl blieb Göthe stets auf seinem eigenen Felde; Alles, was er beibringt, ist aus lebendiger Betrachtung der Objekte genommen, und aus der Seele mehr als dem denkenden Verstande. Wie Göthe hernach einen kleinen Aufsatz über diesen vielüberdachten Gegenstand in Beider Namen niederschreibt, so fällt dem Leser gleich in die Augen, wie pragmatisch und praktisch Alles ist, wie sich in ihm Produktion und Reflexion ganz trennt, wie diese aus jener entspringt und nie sich selbst, sondern nur jene zum Zwecke hat; wie er also auch hier nur das im Auge behält und sich anzueignen sucht, was er produktiv zu bethätigen hoffen darf; wie fest in ihm die Ueberzeugung ist, daß die Werke der Natur und Kunst nicht, wenn sie fertig sind, erkennen

gelernt, sondern daß sie im Werden und Entstehen belauscht werden müssen, wenn sie richtig gefaßt und verstanden werden sollen; eine Ansicht, die alle seine Bemerkungen über Kunstwerke dem Literarhistoriker von unschätzbarem Interesse macht. Bei diesen Gelegenheiten denkt er auch über die Unart der Neueren nach, die Gattungen der Poesie zu vermischen. Schiller'n regt diese Beobachtung blos an, sich das Faktum zu erklären und zu rechtfertigen, und ein reines Resultat des Nachdenkens zu erhalten. Aber Göthe hat gleich wieder praktische Zwecke im Auge: er scheidet und sondert nur darum, um sich nachher in Produktionen wieder etwas durch Aufnahme fremder Theile zu erlauben; denn ganz anders „arbeite man aus Grundsätzen als aus Instinkt, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt ist, könne nicht zum Fehler werden." Diese Bemerkung wollen wir festhalten, um wiederholt aufmerksam zu machen, wie sich Göthe aufs neue verführen ließ, nach Schiller's Methode mit besonnener Klarheit über seinen Proceß zu arbeiten, und wie er es nun für keinen kleinen Vortheil ansah, wenigstens auf der letzten Strecke seiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu gerathen. Nirgends hat ihm dieser Irrthum über sich selbst schlagenderen Schaden gethan, als in der Achilleis, der Frucht seiner fortgesetzten epischen Thätigkeit. Er entwarf nach Hermann und Dorothea zuerst den Plan zu einer Epopöe, deren Gegenstand Wilhelm Tell sein sollte. Schiller ergriff dies, wie immer, mit beiden Händen und zeigte ihm beredt, wie dies eigentlich ein einziger Stoff sei, der ihm nach Meister und Hermann übrig bleibe: er werde, gegen den freien ästhetischen Charakter auch des Stoffes in Hermann, einen völlig lokal charakteristischen haben; er werde ihn über der niederen Sphäre des Romans erhaben halten. Göthe geht auf Alles ein; er will sich hüten, sich je wieder in Gegenstand und Form zu vergreifen; er ermahnt selbst, das Jahrhundert ganz zu vergessen, und nur nach Ueberzeugung zu arbeiten; sie wollten stets strenger in Grundsätzen und sicherer und behaglicher in der Ausführung werden. Den Tell ließ er wieder fallen, dagegen dachte er ernstlich einem antiken Epos nach, und er ließ sich dabei wieder verführen, Plan und Entwurf vor der Ausführung gegen seine Gewohnheit mitzutheilen. Er fängt reflektirend ein kritisches Studium des Homer an, und es ist eine der seltsamsten Zusammenstellungen, die man machen kann, wenn

man alle die Aussprüche, die er in verschiedenen Zeiten über die Einheit oder Vielheit des Homer gemacht, überblickt. Ueber diese eitlen Reflexionen, in denen ihn Wolf mit einem groben odi profanum — abzuwehren suchte, kommt ihm auch der Gedanke, ob nicht zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen ein Epos inne liege, und er fühlt Lust, dieses supplirend mit Homer selbst zu wetteifern. Er sinnt über die Art und Weise tief nach, indem er stets forschend zu Wege geht; er will ein Gedicht schaffen, aus dem er alles Subjektive und Pathologische entfernen will, er will den Alten in Allem, sogar im Tadelnswerthen nachfolgen, damit ihm ein Gedicht gelinge, das sich der Ilias einigermaßen anschließe. Aber in dem Augenblick, wo er kühn genug ist, den Gedanken eines solchen Seitenstücks zu fassen, fühlt er doch gleich wieder, welche wesentliche Merkmale sein Gedicht dem antiken Geschmacke wieder entfernen würden, und er überläßt Schiller'n die Entscheidung, ob er sich an die Arbeit machen solle! Schiller warnte ihn, den Homer nicht sklavisch nachzuahmen; er hatte es für eine Tugend des Stoffes der Achilleis angesehen, daß er den Forderungen der neueren Zeit entgegenkomme, denn es scheine ihm unmöglich, daß sich der Dichter seiner Zeit und seinem Boden ganz entgegensetzen solle; er wies ihn auf die ungeheuere Verbreitung des Hermann, der den deutschen Leser auf seinem eigenen Grunde entzückte, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse; er rieth ihm weislich, sich nur mit sich selbst zu vergleichen, da doch wohl an keine Ilias weiter zu denken, auch wenn es Homer und Griechenland wieder gäbe. Wenn nun diese weise Mahnung die Rivalitätsgedanken in Göthe nicht dämpfte, so darf man wohl sagen, daß in dem kontemplativen Achill, der nun zu Tage kam, der keine Zeile enthalten sollte, die Homer nicht geschrieben haben könnte, und in der That keine enthält, die er hätte schreiben können, Alles erfüllt ward, was die Fabel parturiunt montes besagt. Denn gleich darauf fühlte er auch selbst, so bald nach jenen frischgefaßten Vorsätzen, daß er sich wieder im Stoffe vergriffen habe, der entweder gar nicht, oder nicht von ihm, oder nicht auf diese Weise behandelt werden sollte.

Während Göthe in dieser Art sich ganz auf epischem Gebiete bewegte, war Schiller zum Drama zurückgekehrt, und schuf an dem großen Werke, das, wie viele Fehler man auch darin auf-

decken mag, als der Hauptrepräsentant der deutschen Tragödie genannt werden muß. Schon seit **1790** trug er die Idee zum Wallenstein mit sich herum. Sie ward vielfach gekreuzt von dem Plane zu den Malthesern, einem Stoffe, der so gut wie Wallenstein von den Zeitereignissen diktirt war, und bei dem er, selbst als die Arbeit an diesem schon im Gange war, auszuruhen und sich zu erholen pflegte. Als er **1794** aus Schwaben zurückkehrte, hatte er schon angefangen auszuarbeiten, doch schien er erst durch kleinere Gattungen sich den Rückweg zur Poesie bahnen zu müssen, ehe er dies große Unternehmen wagte: Gedichte, Xenien, Balladen zerstreuten ihn bis **1797** hin, wo er erst entschiedener Hand anlegte. Nicht allezeit schien ihm das Selbstvertrauen eigen zu sein, das zu diesem Werke nothwendig war, mit dem er eine neue Aera beginnen wollte. Er meinte zu Zeiten nichts weniger als einen Dichter vorstellen zu können, seine früheren Dramen entmuthigten ihn, sie boten ihm für die neue unversuchte Bahn nach seiner Meinung nichts dar. Dieser Kampf in seinem Innern belegt es am besten, wie aufrichtig es ihm Ernst war mit der Anerkennung der göthischen Dichternatur. Er ließ sich seine Spekulation gänzlich von ihr verleiten, er schmachtete nach sinnlichen Objekten zurück, er suchte sich die Tendenz anzugewöhnen, von dem Besondern aus zum Allgemeinen vorzuschreiten, er trieb den Eifer bis ins Aengstliche, Alles in dem neuen Produkte seiner reformirten Periode zu vermeiden, was an seine alte rhetorische Manier erinnern könnte, die ihm in seinem Carlos und Fiesco schon auf eigenes Nachdenken mishagt hatte. Die Energie, mit er er sich aus seiner kritischen Neigung und der Thätigkeit seines Verstandes beim Poetisiren zu retten suchte, geht fast zu weit. Noch **1792** hatte er, bei der Einsicht zwar, daß die Kritik der Kühnheit und Freiheit der Begeisterung Eintrag thue, die Hoffnung geäußert, daß ihm Kunstmäßigkeit auf diesem Wege der beobachteten Produktion zur Natur werden und so seiner Phantasie ihre Freiheit zurückgegeben werden würde; aber jetzt trat ihm Kunst und Wissenschaft, in dem Maße, als sie Göthe gegen seine sonstige Gewohnheit zu nähern schien, in größere Entfernung auseinander, er lernte täglich mehr einsehen, wie wenig der Dichter durch allgemeine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und war „in dieser Stimmung unphilosophisch genug, Alles, was er selbst und Andere von der Elementarästhetik wußten, für

einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben.“ Alles, was wir von seinen Operationen über den Wallenstein hören, bezeugt die ungemeine Willenskraft, mit der er sich um jeden Preis und auf alle Weise, auch gegen seine Natur, dem realistischen Standpunkte Göthe's nähern wollte. In dieser Absicht schien er schon dem Stoffe des Wallenstein gegen sein Gefühl und sein Interesse, das ihn zu den Maltheſern zog, den Vorzug vor diesen zu geben. Der ganz realistische Hauptcharakter missiel ihm in sich so gut, als ihm der Charakter Napoleon's innerlich zuwider war; aber er schien ihm das ächte Lebensprincip zu verbürgen, das er in seinen früheren Dramen wohl verfehlt hatte; wie er in Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht hatte, so wollte er jetzt mit der bloßen Wahrheit in Wallenstein für die fehlende Idealität entschädigen. Er schien sich ordentlich vor einem allzu warmen Antheil an der Hauptfigur zu fürchten; er sagte, das Sujet interessire ihn fast gar nicht, er habe nie eine solche Kälte für seinen Gegenstand mit solcher Wärme für seine Arbeit vereinigt. Er fand den Stoff undankbar und unpoetisch, ein Beweis, wie schwer er sich in die realistischen Gesichtspunkte versetzte; er fand den Charakter des Helden untragisch, ein Beweis, wie dunkel er noch über sein Thema war. Aber das Alles schien ihm nicht die Freude an der Sache zu verkümmern; er meinte mit seiner moralischen Abneigung die ästhetische Liebe gerade recht zu erlangen, wiewohl er in demselben Augenblicke, wo er dies andeutete, sich seines jungen Piccolomini schon freute, wo die Uebereinstimmung der moralischen Zuneigung mit der ästhetischen Produktion nach seiner Meinung nichts schaden, sondern nützen sollte. Aus seinen früheren Erfahrungen wußte er, daß es seinen Arbeiten nicht an Seele, wohl aber am äußeren Leben fehle; er suchte daher jetzt absichtlich nach dem geschichtlicheren Stoffe, nach einer Begrenzung, die seine Ideen durch Umgebung und Umstände streng bestimme und verwirkliche; denn er war sicher, daß ihn das Historische nicht herabziehen werde. Er fühlte damals, daß selbstgewählte Stoffe seine Klippe seien, daß es eine ganz andere Operation sei, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren; er wünschte mit objektiver Bestimmtheit des Stoffes seine Phantasie zu zügeln und seiner Willkühr zu widerstehen. Es genügte ihm daher nicht an

seiner Kenntniß der Geschichte des 30jährigen Krieges, er gab sich, um alles Brauchbare der Geschichte zu ergreifen (nicht um das Faktische, aber den Kulturzustand zu benutzen), neuen Quellenstudien hin, denn da ihm die lebendige Umgebung nicht gewährte, von der handelnden und politischen Menschheit Anschauung zu gewinnen, so suchte er dies mit dem Studium der Geschichte zu ersetzen und die mangelnde Intuition, so gut es ging, aus dem Buche zu holen. Er verlor „unsägliche Kraft und Zeit darüber, daß er sich eigene Werkzeuge zubereitete, um einen so fremden Gegenstand, als ihm die politische Welt war, zu ergreifen, da ihm die gemeinsten Mittel fehlten, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt und aus seinem engen Dasein heraus auf eine größere Bühne tritt;" und es ist in der That rührend, ihm zuzusehen, wie er nun, um nichts mehr zu diviniren, um zu Allem realen Boden zu gewinnen, bald in Karlsbad das östreichische Militär beobachtet, und in Eger das Rathhaus, das Bild Wallenstein's und das Haus seiner Ermordung aufsucht, bald kabbalistische und astrologische Studien für den Seni macht, und den Abraham a St. Clara für seinen Kapuziner liest, oder später für seine Glocke den betreffenden Artikel in Krünitzens Encyklopädie und für die Jungfrau die Dichtungen der Troubadours studirt. Wie er so im Stoffe sich immer zu dämpfen suchte, so auch in der Form; er behielt anfangs die Prosa bei, aus Furcht vor seiner alten Rhetorik. Mit dem Aufgebote aller dieser Mittel konnte er sich denn allenfalls fühlen, auf dem neuen Wege mit Vertrauen wandeln zu dürfen; er fand sich im Fortschritte seiner Arbeit über sich selbst hinausgegangen, und nannte dies die Frucht des Umganges mit Göthe; sein Wallenstein sollte „das ganze System desjenigen, was bei ihrem Commercio in seine Natur übergehen konnte, in concreto zeigen und enthalten." Daß er bei diesem Wetteifer auf Göthe's eigenem Gebiete im Nachtheil erscheinen werde, erkannte er übrigens nicht minder an, so viel Realistisches sich auch, wie er meinte, schon durch die Jahre, und durch Göthe's Umgang, und durch die Kenntniß der Alten, die er erst nach dem Carlos las, in ihm nach und nach entwickelt hatte. Doch tröstete er sich, daß auch ihm etwas übrig bleibe, was *sein* sei, und was Göthe nicht erreichen werde; er hoffte, „daß sich die Rechnung ziemlich heben sollte, und versprach sich in seinen

muthvollſten Augenblicken, daß man ſie verſchieden ſpecificiren, aber ihre Arten nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander koordiniren werde.“

Bei alle dem zeigte der fertige Wallenſtein ſo Vieles des Seinigen wieder, daß man am Ende doch geſtehen muß, die Natur des Mannes ſtand unerſchüttert, und hatte ſich nur aus der befreundeten aſſimilirt, was ihr zuſagte. Wie die idealiſtiſchen Gegner Göthe's ſich gewöhnlich vor ſeinen italieniſchen Dramen nicht recht zu benehmen wiſſen, ſo haben die realiſtiſchen Gegner Schiller's langhin nicht gewußt, was ſie aus gewiſſen Parthien des Wallenſtein machen ſollten. So hat man Göthe'n einen überwiegenden Einfluß an dem Lager zugeſchrieben, bis dieſer ſelbſt, ſo ganz fern vom diplomatiſchen Egoismus, bekannt machte, er habe nur zwei einzelne Verſe hineinkorrigirt; eine Ehrenerklärung, die ganz der größeren würdig iſt, mit der Göthe „ſich erlaubte, Schiller'n für einen Dichter, und ſogar für einen großen Dichter zu halten, obgleich die romantiſchen Imperatoren und Diktatoren behaupteten, er ſei keiner.“ Und wer in dem Lager ſelbſt nur mittelbare Einflüſſe von Göthe ſtatuiren wollte, der müßte den Fiesco, und die Tafelſcene in den Piccolomini, die Verſchwörung auf dem Rütli, und ſo manches Andere ganz vergeſſen haben, was Volksſcenen und ein größeres tumultuariſches Leben ſchildert, und worin der kräftig geſinnte Dichter gerade in ſeiner Stärke, ja ganz eigentlich in ſeiner Natur erſcheint. Denn überall iſt er auf dem großen Theater der Geſchichte und der Weltereigniſſe, des Kriegs und der Kämpfe, männlicher Thaten und ſtrebender Ideen mehr zu Hauſe, als auf dem Gebiete ſanfter Empfindung. Das kann ſchon der Mangel eigentlicher lyriſcher Gedichte, das können ſeine Jugendſtücke beweiſen, wo er, ſich ſelbſt überlaſſen und ungeſtört von Theorien, ſeine weiblichen Figuren und alles Liebeswerk ſehr im Hintergrunde läßt; das belegt die Virtuoſität, mit der er ſeinen Staatsaktionen eine poetiſche Seite abzugewinnen weiß, worin er ſchlechthin ſeines Gleichen nicht hat; das beweiſt der ganze Wallenſtein, ein Stück, das aus einer gährenden Zeit heraus mitten in den Jammer der iffländiſchen Bürgerſtücke geſchleudert iſt, und das nicht in Zeiten einer friedlichen Muße gefaßt wird, das erſt in einer Periode ähnlicher Gährung, unter den Erlebniſſen ähnlicher Erſcheinungen, die hier geſchildert ſind, recht begriffen und

genossen werden kann. Ich weiß nicht mehr, wer es war, der, indem er die Liebesepisode in diesem Werke preisgab, von dem übrigen Stücke behauptete, es rieche ganz nach Pulver: und dies ist in der That der Eindruck, den man erhält, wenn man jene Scenen überschlägt, und der uns den Dichter in einem ganz anderen Lichte zeigt, als worin wir ihn gemeinhin zu sehen pflegen. Wir haben uns angewöhnt, uns an Schiller'n in der Jugend zu übersättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern seiner Dichtungen uns ganz unverständlich ist, wo nur der harmonische Versklang und allenfalls die sentimentalen Episoden der Schauspiele anlocken; wir kehren im Alter zu einer ernsten Lektüre des Dichters, den wir inwendig zu kennen meinen, weil wir ihn auswendig wissen, selten zurück, und schämen uns vielleicht unserer einstigen Liebe, weil uns kein Eindruck so lebhaft übrig blieb, als der weichliche, den jene Schmachtscenen machen, die in der That dem reiferen Alter und ernsteren Geschmacke lästig fallen müssen. Es ist daher das ganz Gewöhnliche, daß wir auf Schiller als auf einen Dichter weicher weiblicher Gemüthsart zurücksehen, und eben jene Theile, die der Jugend und der Frauenwelt so zusagen, in seinen Dramen als das Charakteristische betrachten, da doch seine Natur ganz auf der entgegengesetzten Seite der Männlichkeit liegt, und da sich seine Liebe zu jenen Episoden gerade nur dadurch erklärt, daß sie als Schöpfungen seiner freien Phantasie und als Kinder seines ideenreichen Kopfes seinem eigentlichen Wesen wie gegenständlich entgegenlagen. Sie sind das Gemachte und Erzwungene, worin wir Menschen alle gern die meiste Bedeutung suchen, während wir, was unsere wahre Natur und Größe ist, als erhalten, als selbstverstanden bald geringschätzen: so legte Göthe das meiste Gewicht auf seine Farbenlehre und auf seine erkünstelten Altersprodukte, die weder seine Natur noch sein Talent aussprachen. Wenn man im Wallenstein das Ganze verwerfen will, weil man die Episode verwerfen muß, so macht man sich absichtlich blind für große Vorzüge, um kleiner Fehler willen; und der geschichtliche Beurtheiler fühlt hier sehr deutlich den Nachtheil durch, in dem ein mitlebender oder kaum gestorbener Schriftsteller vor dem älteren steht, dessen ganze Individualität in die Ferne getreten und außer den Streit der Leidenschaften gestellt ist. Um Shakspeare war bald nach seinem Tode derselbe Zwist, wie bei uns um Schiller;

jetzt ist das, was man ihm damals zum Laster machte, so in Eins mit seinen Tugenden zusammengerückt, daß es als trivial gilt, nur noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unseren Dichtern kommen, und dann wird man das Fehlerhafte der schiller'schen Kompositionen aus anderen Gesichtspunkten ansehen. Wir werden uns dann das längst Geschehene und Gesicherte gefallen lassen und uns mit dessen Erklärung begnügen, was wir im Anfange seines Entstehens zwar nicht ungeschehen machen können, wohl aber ungesichert zu machen und der Unsterblichkeit zu entziehen versuchen, indem wir es unerklärt verwerfen. In Schiller's eigenem Sinne, in dem er sich über seinen Carlos aussprach, müssen wir dann den Antheil, den die Idee an den poetischen Schöpfungen bei uns nahm, als ein Symptom der Zeit respektiren. Der Gegensatz der Liebesepisode in Wallenstein gegen die Staatsaktion des Ganzen, der reinen menschlichen Natur gegen die verstellte der diplomatischen und politischen Welt, der Pflicht gegen die Leidenschaft, ist an sich eine ästhetische Forderung, welcher der Dichter, der Muse gehorsam, sich fügen mußte. Dieses ästhetische Gleichgewicht hat Shakspeare hundertmal mit wahrer Meisterschaft beobachtet; nur freilich daß bei ihm niemals auffallender Kontrast ward, was versöhnendes Mittel sein sollte, und hier liegt das große Versehen, das Schiller in seinen Episoden mehrfach begangen hat. Als Schiller aus seiner ersten Zögerung und Unsicherheit heraustrat, sein schwankendes Vertrauen wieder erobert hatte, fing er an, allmählig die mächtigen Einwirkungen Göthe's noch über dem Wallenstein wieder abzuschütteln. Er war so lange um sein Thema herumgegangen und hatte gewartet, „bis eine mächtige Hand ihn ganz hineinwerfe;" diese Gewalt schien ihn zu ergreifen, gerade als sich die realen Vorbilder in Frankreich so zu gestalten begannen, daß der Dichter das Analogon zu entwickeln vermochte. Nun schien ihm mit der zu bezwingenden Masse der Glaube an sich selbst zu wachsen, das Werk dehnte sich in epischer Fülle aus Einem Stücke zu einer modernen Trilogie aus, in der das Satyrstück, wie Göthe sagte, vorausging; er setzte die Prosa in Verse um [77]), die Flügel wuchsen ihm immer mehr, und

77) Die Aeußerungen beider Dichter über diesen Punkt mögen hier in der Note stehen, da sie der prosaischen Neuzeit nicht oft genug wiederholt werden kön-

je zuversichtlicher er ward, desto mehr kehrte auch von seiner alten idealisirten Dichternatur neben der realistischen wieder, so daß in der That die Kluft zwischen Wallenstein und Carlos nicht so groß ward, daß man gerade einen ganz neuen Menschen in dem Dichter erkannt hätte. Nun überließ er sich wieder blind dem Zuge dieses idealistischen Triebes; er sonderte sich die Episode ab, um an zwei Figuren wenigstens nicht mit der beschwerlichen „reinen Liebe des Künstlers, sondern mit einem pathologischen Interesse" arbeiten zu dürfen; plötzlich erkannte er dieser Episode die Herrschaft im Stücke mit einer ganz eigenen Verblendung zu, obgleich er wußte, daß die übrige Handlung dadurch ins Gedränge kam. So ganz offen verließ er hier die Grundsätze, die gerade in diesen Zeiten sich unter den beiden Dichtern feststellten. Als Göthe die Geständnisse Schiller's über seinen persönlichen Antheil an diesen Figuren vernahm, fiel ihm ein, ob es nicht einer der Vorzüge der Alten gewesen sein möge, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre (jene reine Liebe des Künstlers), da bei uns Naturwahrheit zu den Kunstwerken mithelfen muß. Dies ist ganz unstreitig; es ist dies sogar vielleicht der wesentlichste Vorzug der alten Poesie, und dieser Ueberzeugung kamen beide Dichter in ihren Reflexionen über das alte Drama ziemlich nahe. Schiller schrieb an Göthe, bei den griechischen Tragikern liege der Angelpunkt in der Kunst, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlage sich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit

---

nen. Schiller fühlte über seiner Arbeit und lernte einsehen, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst die äußere, zusammenhängen. Er fühlte sich unter einer ganz anderen Gerichtsbarkeit, seit er die Prosa verbannte; selbst die Motive, die in der Prosa dem Hausverstande genügten, dessen Organ sie ist, mußten sich poetischer gestalten, denn das Platte komme nirgends so zu Tag, als in gebundener Rede. Er meinte, man solle wenigstens Alles, was sich über das Gemeine heben solle, anfänglich in Versen koncipiren. Göthe war noch bestimmter. Seine Ueberzeugung war, daß alles Poetische rhythmisch behandelt sein müsse, und daß die Einführung poetischer Prosa nur beweise, wie wir den Unterschied zwischen Prosa und Poesie aus den Augen verloren hätten. Dies Mittelgeschlecht sei nur für Liebhaber und Pfuscher. Indessen sei das Uebel bei uns so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sehe, ja daß sie vielmehr wie jenes köpfige Volk den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes hielten.

recht nahe zu kommen, belade er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber laufe er Gefahr, die tiefere Wahrheit zu verlieren, worin das Poetische liegt, worin schon Aristoteles einen Vorzug der Poesie vor der Geschichte zu Schiller's Freude erkannte. Der moderne Dichter möchte einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, da doch die poetische Darstellung nie mit der Wirklichkeit koincidiren solle, weil sie absolut wahr ist. So sei in den Trachinierinnen die Dejanira so individuell, so ganz des Herkules Hausfrau, ganz für diesen einzigen Fall passend sei das Gemälde, und doch Alles so tief menschlich, so allgemein, so ewig wahr. Auch im Philoktet sei Alles aus der Lage geschöpft, was man kann, und trotz des Eigenthümlichen des Falles ruhe Alles auf allgemein menschlicher Natur. Die Charaktere seien nicht Individuen wie bei Shakspeare und Göthe, sondern idealische Masken; so weit entfernt von blos logischen Wesen, wie von bloßen Individuen; sie exponirten sich geschwinder, ihre Züge seien permanenter und fester. Hierzu nun fügt Göthe außer einer Bemerkung, daß auch in den Statuen der Alten stets ein Abstraktum erscheine, das seine Höhe nur durch den Styl erreiche, den Satz, daß auf dem Glücke der Fabel freilich Alles beruhe; man sei wegen des Hauptaufwandes (der Erfindung eben dieser Fabel) sicher; die meisten Zuschauer trügen doch nichts weiter davon (als die Fabel, den Stoff), und dem Dichter bleibe doch das ganze Verdienst einer lebendigen Ausführung, die desto stetiger sein könne, je besser die Fabel ist. Und hier muß man noch festhalten, daß das, was die Alten Mythe des Stückes nannten, überliefert, bekannt und da war; daß das Erfinden von Fabeln eine seltene und nicht geachtete Sache war; daß der Zuschauer mit dieser Mythe schon ins Schauspiel kam, sie hineinbrachte, nicht davontrug, was Göthe nur von dem neueren Betrachter sagen durfte, der stets auf neuen Stoff ausgeht, während der Grieche gewohnt war, jeden berühmten tragischen Gegenstand von jedem Dichter bearbeitet zu sehen, nichts also nach dem Stoffe, sondern nur nach der neuen Behandlung des jedesmaligen Dichters fragen durfte, dessen Interesse ganz auf die Form gerichtet war, wie das des Künstlers selbst, dem sein Stoff wie eine vorbereitete Statue zur letzten Vollendung gegeben war. Wie anders mußte daher die alte Kunst ausfallen, in der sich der Künstler auf sein Hauptgeschäft isoliren

durfte! wie ganz entfernt mußte dieser zu seinem höchsten Vortheile von allem pathologischen Interesse bleiben! Schiller mußte es Göthe'n gestehen, daß er ohne eine gewisse Innigkeit nichts vermöge im Poetischen; und doch fühlte er, daß ihn dies bei seinem Gegenstande fester halte, als es die freie Herrschaft des Dichters über denselben gestattet! Göthe schien ihn vollends irre zu leiten, als er ihm zurückbekannte, daß auch ihm ohne ein solches eigenes Interesse nicht gelungen sei, eine tragische Situation zu bearbeiten. Aber Göthe konnte so nur von zurückgelegten Erfahrungen sprechen, die ihm unumgänglich für seine Dichtungen waren; Schiller sprach von einer Neigung zu seiner gegenwärtigen idealen Konception, die in der That gezwungener ist, als man glauben sollte. Die beiden Figuren seiner Episode wurden ihm Gegenstand einer überspannten Empfindung, wie sie seelenvollen Naturen eigen ist, wie sie Max für Thekla haben durfte, aber nicht der Dichter für Max; denn so gab er nicht allein dieser Figur, die blos logische Realität hat, wirkliche Existenz, sondern er schuf auch in und für diesen Max ein zweites Idol erkünstelter Natur, und gab auch diesem Wirklichkeit und Leben. Neben Werther, dem Schiller selbst eine solche überspannte Empfindung zuschreibt, steht Lotte in aller Natürlichkeit dem Phantasiebilde des Liebenden zur Seite; aber hier ist dem Gedankenbilde Körper gegeben, und dies duldet das Gesetz des Dramas noch weit weniger als das des Romans. Dies fühlte Schiller dunkel, als er seine Liebesepisode als untheatralisch erkannte, und es war ein Beweis, wie er doch seines Berufes nicht überall recht klar war, als er sich bereitwillig zeigte, jeden Gedanken an die Aufführung zu verbannen. Hier scheint es überall einzuleuchten, wie die instinktive Produktion in der Dichtung Glück und Gedeihen voraus hat vor der andern, die unter dem Mitwirken des Verstandes entsteht, und es wird wie bei Wallenstein und Meister und dem Messias, so überall ein mißliches Symptom sein, wenn man von der Entstehungsgeschichte eines Poesiewerkes viel zu erzählen weiß, sowie einmal Lessing vortrefflich darauf aufmerksam gemacht hat, daß man von den Lebensschicksalen der größten Dichter gemeiniglich das Wenigste wisse. Die Episode von Max und Thekla ist nicht das Einzige, was im Wallenstein von diesem bewußten Verfahren und daraus entspringender Irrung Zeugniß gibt. Die Behandlung des Schicksals hat man dem

Dichter eben so oft und mit Recht vorgeworfen. Er fand, daß der eigene Fehler des Helden zu viel an seinem Unglück, das Schicksal zu wenig thue, er schied die Nothwendigkeit des Geschickes, ganz ungleich Göthe, der Beides ausdrücklich für einerlei erklärte [78]), von der Natur des Menschen, der, nach jener Anschuldigung des Zeus, die Götter irrig des Bösen zu zeihen pflegt, das er sich selbst bereitet. Er gibt damit den reinen Zusammenhang der Handlung und Katastrophe auf, der bei Shakspeare und Göthe immer ganz tadellos ist; dies erfolgte aus der Absicht, die alte Tragödie nachzuahmen, die er (in dem Aufsatze über tragische Kunst) offenbar nach den christlichen Verdächtigungen misversteht, die über das blinde Fatum des alten Trauerspiels im Umlauf sind.

So sind die ästhetischen Ausstellungen am Wallenstein wohl vielfach gerechtfertigt, wie bei Don Carlos, ohne daß darum das Wort Göthe's nicht Wahrheit behalte, es sei dies ein so großes Werk, wie zum zweiten Male nichts Aehnliches vorhanden ist. Wie wir zur Blüthezeit unseres alten Epos fanden, daß Eine Seite desselben ihren Werth durch reine künstlerische Bedeutung habe, die andere aber durch imposanten Gehalt, ein großes Bestreben und vaterländische Stoffe; daß jene schon ästhetisch an sich befriedige, diese erst durch Vergleichung der Stellung der Gedichte zur Geschichte: so ist es in der Blüthezeit unsers Dramas mit Göthe und Schiller. Jener, in seinen Anlehnungen an fremde Manieren, in seinen laxen Materien und Charakteren hat nichts materiell so Imposantes, aber er reißt formell hin, wie die alten, den französischen nachgeahmten Epen; dieser, in den eigentlichen poetischen Erfordernissen zurückbleibend, vergütet dies mit der Größe seiner Materien und der historischen Bedeutung seiner Tendenzen. Ein vaterländisches Element war in Schiller wirksam, mehr als er selber wußte; die Stoffe zu Wallenstein und Tell sind mit einer dunklen Nationalsympathie ergriffen; sie sind aus dem feindseligen Schauplatze der Nibelungen und des historischen Volksliedes des 14. Jahrh. genommen, den einzigen Zeiten, aus welchen historische Stoffe in eine epische und praktische Poesie bei uns eingegangen sind. Wie wir bei den früheren Stücken meinten und bei den

78) „Im Trauerspiele kann und soll das Schicksal, oder, welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da und dorthin führt, walten und herrschen."

spätеren wieder finden können, so ist auch Wallenstein, wie wir mehrfach andeuteten, den großen Ereignissen der Zeit, zum Theile mit jener poetischen Anticipation, gegenüber gelagert. Dies wußte Schiller selbst, und hat es im Prologe gesagt. „Die alte Bahn verlassend, will der Dichter aus dem engen Kreise des Bürgerlebens auf einen höheren Schauplatz versetzen, nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit, in dem wir uns strebend bewegen; denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. In dieser Zeit, wo die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo gewaltige Naturen um ein großes Ziel kämpfen, und um der Menschen große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit, ringen, in dieser Zeit muß die Kunst den höheren Flug versuchen, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen. Es zerfällt in dieser Zeit die alte feste Form, die vor 150 Jahren ein willkommener Friede der Menschheit gab, die theuere Frucht von 30 Kriegesjahren, deren düsteres Bild der Dichter vorüberführen will.“ So knüpft sich Schiller selbst gleichsam das Band, das ihn mit der letzten Periode unserer Tragödie, im 30jährigen Kriege, zu Gryphius' Zeit zusammenknüpft. Nicht zufällig zusammenknüpft; denn ähnliche Zeiten rufen die ähnlichen Erscheinungen hervor, und diese sind nicht anders möglich, als unter den ähnlichen Bedingungen. Wer da glaubt, mit dem bloßen Genius die höchsten Leistungen zu erzielen, der lasse sich von dem Beispiele großer Männer schrecken, die sich in diesen fruchtlosen Kampf mit den Verhältnissen begeben haben. Es hat Alles seine Zeit und seine Bedingung, und so hat auch die Tragödie nie eine große Epoche gehabt, ohne daß die Lage der wirklichen Welt für den Tragöden eine Schule dargeboten hätte. Ja die Tragödie, die in ihren Wirkungen den Menschen erschüttert, scheint vorzugsweise einen eigen zugerichteten Boden zu verlangen, wo in den allgemeinen Aufregungen der Zeit auch der Einzelne einen härteren Anstoß erträgt, den er im ruhigen Gleise einer gleichgültigen Gegenwart sich abzuhalten wünscht. So hatte in Griechenland der kolossal-tragische Fall des Xerxes gleichsam die ächte Tragödie geboren, und die tiefsinnigsten Dichtungen schlossen sich an den Einen Gedanken des Ueberhebens der menschlichen Natur fest an, mit dem sie, wie mit einem lichtvollen Blitze, eine Masse ihrer alten Stammsagen beleuchteten. So war dem glücklichen Laufe des römischen Volkes die eigentliche Tragödie

fremd, und erst die tragischen Kaiserzeiten riefen in etwas diese Kunstform hervor. In der neueren Geschichte ist Karl V. der erste tragische Charakter, der, ganz wie jener Perserkönig, das Trauerspiel fast in allen Ländern Europas, unter den Händen des Hans Sachs und des Cervantes, unmittelbar nach seinem Sturze plötzlich aufquellen machte, das vorher so wenig existirte, als er selbst ein Vorbild hatte. So analog die niederländischen und deutschen Tragödien in ihrem ganzen Charakter mit den Zeiten sind, in denen sie entstanden, ganz so eigenthümlich liegt das italienische und spanische Drama zu der Geschichte der dortigen Dynastien, und Italien hat kaum Eine Tragödie wie kaum Einen großen tragischen Charakter gehabt. Shakspeare's umfangsreiche Kunst hat in allen Theilen ihr Vorbild in Elisabeth's Zeit: das lustige Leben am Hofe, die abenteuerlichen Seekriege, die blühende geschichtliche Größe des Volks, Gedeihen und Fall der handelnden Figuren, unter denen die unglücklichen (Esser, Marie Stuart) als tragische Charaktere typisch geworden sind, Alles spiegelt das Lustspiel und Zauberspiel, die Historie, das Schauspiel und die Tragödie des Shakspeare ab; und der von ihm gegebene Impuls dauerte über die Zeiten Karl Stuart's und Cromwell's hinaus, bis die Bewegung des Volks obgesiegt hatte und die strebenden Charaktere aus der Geschichte verdrängt waren, wo dann das Epos, die volksthümliche Poesiegattung, die vornehme Tragödie verdrängte. So war denn auch bei uns die Zeit der Siege Friedrich's, dem Schiller richtig die epische Seite absah, dem Epos günstig, und unser Trauerspiel irrte rathlos umher, bis die französischen Zustände orientirten. Schiller hatte sie divinirt zum Theil, ehe sie ausgebildet waren; er schilderte Revolutionen und Königsmorde, wie er nachher jahrelang vor 1813 die Gemälde großer Völkerbefreiungen entwarf; mit Wallenstein stand er Napoleon's steigendem Glücksstern gerade gegenüber. Sieht man nun diese Produkte, die unserer deutschen Bühne erst Namen gegeben haben, so innig in die ungeheuersten Bewegungen der Geschichte verwebt, und beachtet man, wie gleich nach dem Verschwinden dieser Bewegungen bei uns das Schauspiel wieder ganz zu Verfall kam, wie klein und thöricht erscheinen dann die Poeten, die, wie jene Franzosen und Franzosennachahmer, zu jeder gleichgültigen Zeit jedes beliebige Werk mit Kleister und Scheere zu machen bereit sind, unacht-

sam auf die unwillige Minerva, die hinter den misgünstigen und misrathenden Zeitverhältnissen droht! Wenn unsere heutige Jugend erst sorgen wollte, Geschichte zu machen, dann würde sie sich für das Geschäft der poetischen Mache ein besseres Glück versprechen dürfen.

Schiller lebte, wie jeder große Genius, doppelterseits in seinem Berufe und in seiner Zeit, und ging in deren Forderungen ganz auf; und wenn ihn künstlerisch der Instinkt nicht überall so sicher führte, so leitete er ihn historisch desto sicherer. Aber auch ästhetisch ist der Charakter des Wallenstein mit mehr Sicherheit richtig gegriffen, als Schiller selbst zu wissen schien, wenn er ihn einen untragischen Charakter nannte. Dies wird sogleich klar sein, wenn wir historisch dem Grund und Boden von Epos und Tragödie und den Verhältnissen nachspüren, worin sie beide wurzeln; eine Betrachtung, die wir an diesem Orte spät, aber am ungezwungensten einführen, weil eben in dieser Zeit die größten dramatischen Anlässe vorliegen und das Beispiel unserer größten Dichter und Kritiker, die eben diesen Verhältnissen ästhetisch nachforschten, und weil wir nun schon die Erfahrungen hinter uns haben, auf die wir uns beziehen können. Wir haben aus dem geschichtlichen Gange unserer Dichtung gelernt, daß das Epos in seinen reinsten Gestalten in der Periode der Jugend und des Allgemeingefühls der Völker entsteht, und als ein Eigenthum des Ganzen den Nationen und den Zeiten angehört. Wo es in der Zeit heller Geschichte auftaucht und seinen Stoff aus dieser nimmt, fällt es zum historischen Gedichte herab und hat Mühe, sich auf der Höhe eines Lucan zu halten; wo es von Einzelnen in solchen Epochen einer fertigen Kultur mit Erfolg und als ächtes Epos behandelt wird, da wird dies immer (wie bei Ariost, Milton, Klopstock) in eine Zeit treffen, die den Charakter einer Regeneration und einer Verjüngung des Völkerlebens trägt, und die insofern unserer Bedingung nicht widerspricht; und immer wird, wo das Resultat von einiger Bedeutung sein soll, die Materie aus jenen jugendlichen Tagen der Völker genommen sein, oder gar sich aus den Quellen des ächten Volksepos herleiten. Wenn in solchen Zeiten einfältiger Bildung eine Dichtung und Kunst entstehen sollte, ehe noch des Menschen beobachtender Geist geschult war, so konnte er nur von Großem und Gewaltigem erregt werden, und es sind daher meist massen-

hafte Handlungen der Völker, die des älteren wie des modernen Epos Stoffe geworden sind. So ist es in der Ilias und den Nibelungen, bei Virgil, bei Ariost und Tasso, bei Camoens und Ercilla; große Völkerbewegungen, Gemälde mannichfacher menschlicher Leidenschaften im Konflikte Vieler werden uns vorgeführt. Selbst wo scheinbar ein Einzelner, wie Alexander, Dietrich, Arthur, Gottfried u. s., der Hauptheld ist, ist er an Massen gebunden, trägt in sich und meistert und lenkt eine ganze Welt, und umspannt die Geschicke der Völker, wie selbst jene Religionsstifter und geistigen Helden, die nicht selten zum Thema großer Epopöen gewählt wurden. Der Einzelne sollte in dem Epos nicht vortreten, und wo er durch ein natürliches Gewicht im Vorgrunde steht, so tritt doch in ihm keine einzelne individuale Handlung oder Leidenschaft hervor; er erscheint überall als der Träger allgemeiner Bestrebungen und deren Vertreter. Diese Handlungen fließen überall aus dem Instinkt des Ganzen; keine Motive sind versteckt, kein geistiges Maschinenwerk ist in Bewegung, die Thaten sind mehr physischer Natur, die Körperkräfte sind vor den Seelenkräften voraus, Tugend ist Tapferkeit. Die Helden verdienen sich ihren dichterischen Preis nur durch ihr Gelingen. Sie sind mit dem Schicksal eingestimmt, das daher hier keine Rolle hat, insofern es keinen Gegensatz bildet; wegen dieser Einstimmung sind daher religiöse Helden und Thaten so oft der Gegenstand des neueren Epos geworden; Christus im tragischsten Ausgange ist dieserhalb doch ein epischer Held; wie der Wille Gottes vollendet ward, singt die Ilias und der Messias; die Götter spielen mit den Menschen im Bunde, und Zeus selbst, dem Schicksale unterworfen, nimmt für die Entscheidung der Wagschale Parthei. Die Hindernisse weichen auf diese Weise, sie spornen und beflügeln; alles Entgegengesetzte wird überwunden, und in den karrikirten Ritterepen ist dies im Extreme dargestellt durch das begleitende Glück der Helden und ihre nie kontrastirte Stärke. An jeder Katastrophe geht das Epos vorbei, Alexander und Achill sind nur epische Helden, wenn man ihren Ausgang vergißt, und in den Nibelungen hielt die Volkssage richtig den Dietrich als den epischen Hauptcharakter fest. Sucht man in der Geschichte für den epischen Charakter einen Typus, so werden wir vorzugsweise auf jene Männer gewiesen, denen man in unbewußter Uebereinstimmung, und in

Anerkennung ihres beglückten Wirkens, historische Größe zuerkannt hat; eine Gruppe, auf die wir anderswo schon aufmerksam gemacht haben: aus ihrer Mitte haben die Alexander, Karl und Dietrich den Stoff für die größten Epen des Mittelalters hergegeben.

Die Geschichte bietet in den helleren Zeiten des erwachten Bewußtseins und der Kultur eine andere Gruppe ähnlicher vorragender Männer dar, die zu jenen einen schlagenden Gegensatz bilden. In der Epoche geistiger Kultur reißt sich der Einzelne, Bevorzugtere, mit Freiheit von der Menge los, mit der er Handlung und Bestreben, die Bewegung nach einem bestimmten Zwecke theilen kann; sich isolirend eilt er rascher zu diesem Ziele hin mit dem Hebel der geistigen Kräfte; er zeigt uns das Menschliche im höchsten Flor, er überhebt sich, vermischt die eigenen Zwecke mit denen des Schicksals und seine Weisheit mit der Vorsehung, und gewöhnlich sind die Massen, von denen er sich losgerissen hat, das Werkzeug der Reaktion gegen ihn, und in ihnen offenbart sich die göttliche Lenkung, die sich von dem instinktiven Bestreben der Vielen seltener trennt, als von dem freien des Einzelnen. Die Götter leiden nur das Berühren des Höchsten, den Besitz haben sie sich vorbehalten; ihr Neid trifft daher nach jener tiefsinnigen Auffassung der Alten den Menschen, der über seinen menschlichen Standpunkt der Bescheidung hinaustritt, und dem Geschicke den Zügel abnehmen will; wo er sich der Gottheit am nächsten dünkt, da stürzt sie ihn am tiefsten herab; wo er ihre Plane kreuzt, da zerstört sie die seinen. Nicht übereingestimmt also mit dem Schicksal, sondern im Einzelkampfe mit ihm sind diese Typen des tragischen Charakters, und sie haben überall in der Geschichte selbst ein tragisches Ende; nicht die religiöse Harmonie mit der Gottheit herrscht hier, sondern ein freigeistiger Gegensatz, und daher sind diese Figuren von der Tragödie entweder jenseits der religiösen Kultur und Sittigung aufgesucht worden (im Hause Tantalus und von Shakspeare in jenen gallischen und germanischen Ursagen, die an der Tantaliden Greuel und Rohheit erinnern), oder diesseits derselben, wo der Mensch das Abhängigkeitsgefühl, den Grund aller Religion, ablegt und verleugnet. Die Organe des Schicksals nehmen daher gegen diese Emporkömmlinge und titanischen Naturen Parthei, die Pallas gegen Ajas, die Hexen gegen Macbeth, die Sterne gegen Wallenstein, sie schmieden hier mit dem Menschen sein Unglück, wie im Epos sein

Glück; sie erinnern ihn im Momente seiner größten Herrlichkeit an seine Schwäche, sie vernichten den Kühnsten am ehesten; aber es tröstet, was mehr werth ist, als mit dem Untergang Eines Menschen erkauft zu werden, der Bestand der menschlichen Freiheit. Die einzelne Handlung, die das Epos vermied, wird hier die Hauptsache, die Katastrophe, die es umging, ist hier der Zweck. Daß die Tragödie in der Wahl ihrer Charaktere aus dieser Gruppe nicht überall so sicher griff, wie das Epos aus jener ihm entsprechenden, dies liegt schon in der bewußten Wahl, die hier dem einzelnen Dichter immer frei steht, und die viel öfter irre leitet, als der Takt, der im Volksgedichte die Hand führt. Es liegt auch darin, daß im Drama des Bühnenbedürfnisses wegen das Mittelmäßige und Zwitterhafte mit dem Aechten und Guten stets gemischt ging, während die Ausartungen des Epos als Roman und historisches Gedicht rein abgeschieden sind. Vielfache Figuren der Geschichte — und dies sind leicht die größten Erscheinungen der Menschheit — tragen auch, je nachdem sie aufgefaßt werden, sowohl epischen als tragischen Charakter an sich und erschweren die Wahl: so Alexander, Achill, Columbus, Mahomet, Gustav Adolph u. A. Wo aber die Tragödie ihres Endzwecks am sichersten war (und bei Aeschylus und Shakspeare ist dies am klarsten), da griff sie mit entschiedenem Takte vorzugsweise nach jener aufstrebenden und überhobenen Menschheit: im Prometheus, im Agamemnon, im Xerxes, in den Sieben vor Theben, im Macbeth, Cäsar, Coriolan und Timon. Die ganze neuere Zeit von Karl V. bis Napoleon bietet diese Charaktere in Unmasse dar, aber sie scheinen uns noch zu nahe zu liegen: diese Stoffe gerathen uns unter den Händen zu Historien, eine Gattung, die durch ihre epische Breite und Fülle dem Begriff der Tragödie nothwendig entgegen liegt. Schiller hat hier Bahn gebrochen, er hat die moderne Geschichte mit kühnem Verfahren von dem Ballaste gesäubert, und hat fast blos auf ihrem Gebiete mit dieser Reinigung ächt tragische Stoffe erbeutet. So schon im Fiesco und im Carlos, so in der Marie Stuart, und so beiweitem am trefflichsten im Wallenstein, der tragisch mit so richtigem Gefühle gegriffen ist, als in den Entwürfen seiner Epen (von der Möglichkeit der Ausführung abgesehen) Gustav Adolph und Friedrich der Große. Dies ist des Stückes und des Dichters große Seite. Wer in der Tragödie nicht

mit zweideutigem Geschicke Stoffe erfinden, wer nicht die alten Stoffe, die zu uns außer Beziehung getreten sind, mechanisch wiederholen will, der wird Schiller'n folgen und die neue Geschichte ausbeuten müssen; und wer ihm hierin jemals folgt, der kann ihn wohl an dichterischen Gaben übertreffen, aber in dem Takte, wahrer und heller Geschichte, einer Materie der Prosa, die poetische Seite abzugewinnen, wird er ihn schwerlich überbieten können. Und wenn die Eroberung dieses Gebietes für die dramatische Poesie ein dankenswerther Gewinn heißen darf, so entschuldige man auch von hier aus ja die ideale Ader in Schiller, ohne die eine solche Unternehmung (das sagte Schiller in Bezug auf den Wallenstein selbst) gar nicht denkbar gewesen wäre. Wie die griechische Tragödie die Heroenzeit, wie Shakspeare den ganzen Reichthum des Mittelalters, mit gleicher Sicherheit hat Schiller die Stoffe der neueren Zeit dem tragischen Genius geöffnet, und ihr näheres Verhältniß zu uns, das Göthe in jener Aeußerung über seinen Götz schon ahnte, mit fester Hand ergriffen. Wo er sich in der Braut von Messina in andere Gebiete versetzte, schien der Boden nicht mit gleicher Sicherheit gewonnen. Er ist auch von dieser Seite des Stoffes der eigentliche moderne Dichter; Alles, was man formell mit dieser Bezeichnung tadeln mag, war ihm gleichsam durch diese Materien, ein nothwendiges Uebel, geboten; die Epochen, die es hier zu behandeln galt, entbehrten den Farbenton einer verschiedenen Welt, auf die Shakspeare zurückblicken durfte; sie entbehrten, als Zeiten geistiger Kultur, die Reize des Phantasielebens, und zwangen den Dichter unvermeidlich zu dem Ideenwerk, auf das sich die Ausstellungen an Schiller am meisten werfen.

Dem Charakter der Materien von Epos und Tragödie entspricht die verschiedene Art ihrer Textur, das Fundament bestimmt den Bau. Die weite und massenhafte Grundlage des Epos bedingt ein umfangreiches Werk, worin das Leben in mannichfaltigen Gestalten Raum gewinnt; diese Breite des Inhalts verhindert, daß das Gedicht nach Einer Seite hin, auf Eine Empfindung wirkt, es gestattet nicht lyrische Erreglichkeit; die Schärfe des Eindrucks, die ihm hierdurch entgeht, ersetzt es durch Plasticität, eine Eigenschaft, die dem ächten, auf Geschichte gegründeten Epos darum natürlich ist, weil das Sinnliche und Physische in den Zeiten, die das Epos gebären, in dem Menschen dominirt, ein äußeres Wirken

seine Handlungen ausmacht. In einer Periode entstanden, wo die Kräfte des Geistes noch nicht vereinzelt hervorgetreten sind, ist es dem Epos natürlich, partheilose Ruhe zu behaupten; der glückliche Verlauf der Handlungen unterstützt diesen friedlichen Gang, und wehrt, wie jeder Katastrophe, so auch jeder aufregenden, allzu lebendigen, durch Vergegenwärtigung belästigenden Manier; und dies ist wieder in den Ritterepen karrikirt durch die ängstliche Vermeidung jedes fremdartigen Elementes ausgedrückt. Das Epos will durch den stillen Sinn des Ohres empfangen sein; die einfache Erzählung wird seine Gestalt werden, die jenseits aller der kleinen, subjektiven, lyrischen und didaktischen Formen liegt, und daher der einfachsten Bildung nicht zu hoch, popular und für Jeden zugänglich ist. Das Epos ist darum die repräsentative Form aller naiven, aller Volks- und Naturdichtung. Die Erzählung rückt mit den Zeiten der Entwickelung des Epos selbst in immer größere Ferne von den Dingen; aber auch gleich in den rhapsodischen Anfängen desselben will der gleichlebende Held schon seine Thaten in die Vergangenheit gerückt haben; und auf diesen Begriff reducirt sich, wie Göthe und Schiller richtig fanden, das Wesen der epischen Form. Er mildert die Lebhaftigkeit unseres Interesses, wir bleiben dem Epos gegenüber im Gefühle der Harmonie aller Kräfte, und empfangen die Eindrücke der Dichtung in einem freien Gemüthe. Ganz anders in der Tragödie. Ihr enger Inhalt, der sich um eine einfache Handlung dreht, bedingt eine engere Gestalt, und es wird ein Verdienst des Dichters, wenn er in diese einen weiten und großen Gehalt zusammenzupressen weiß: es ist daher Ein Lob, wenn Humboldt unsern tragischen Dichter um die Gabe preist, die mannichfaltigste Fülle in die reinste Form zu binden, und wenn Aristoteles die tragische Gattung darum bevorzugt, weil sie die großen Zwecke der Dichtung mit kleineren Mitteln erreicht. Die Eine Handlung, die das Thema der Tragödie ist, dringt in ihrer Katastrophe auf Einen Punkt unseres Interesses, das dem Epos seine volle Fläche zukehrt; sie nimmt nicht den ganzen empfindenden Menschen, sondern einzelne Empfindungen in Anspruch; der unglückliche Fall des Helden fesselt uns als gleichorganisirte Wesen mit unserer Theilnahme, die sich von selbst in Furcht und Mitleid spaltet; es ist auf größere Energie des Eindrucks abgesehen, und karrikirte Produkte haben daher, wie die Ritterepen dort auf eine übertriebene

Friedlichkeit, hier mit Schreck und Rührung auf eine gewaltsamere Aufregung hingewirkt. Die ächte Tragödie mildert lieber ihre Wirkungen, die sie dadurch hinlänglich sichert, daß sie vor dem lebendigeren Sinne des Auges spielt; sie gestaltet sie zur Darstellung, und in dem Begriffe der Vergegenwärtigung liegt sie dem Epos direkt gegenüber. Indem die Dichtung hierdurch gleichsam auf den Zuschauer bezogen wird, wirkt sie subjektiver, theilt uns in uns selbst, und gibt uns nur durch die Vollendung des Kunstbaues selbst wieder. Die Tragödie ist die vertretende Form aller sentimentalen, aller Kunstdichtung. Sie liegt diesseits jener mittleren Gattungen der Lyrik und Didaktik, die sich zwischen Epos und Drama bewegen, und sie nimmt daher diese vier Hauptdisciplinen in ihrer reineren Gestalt im Alterthume in sich auf: sie zeitigt in dem dramatischen Dialog die Katastrophe, sie schiebt diese selbst in einer epischen Erzählung aus den Augen, der Chor spricht lyrisch die Empfindung des Zuschauers aus und hält sein künstlerisches Interesse wach, indem er ihm gleichsam den pathologischen Antheil abnimmt; die didaktische Sentenz hilft dem Chor, dem Betrachter, auf der im Stücke symbolisch dargestellten Idee zu verweilen. Denn die Schilderung des Menschen im Kampfe mit dem Schicksale ist wesentlich Darstellung einer Idee; das Sittliche und Intellektuelle im Menschen ist daher in der Tragödie weit mehr in Anspruch genommen als in dem Epos; sie ist eigentliche Kulturpoesie und ist daher eine heroische, fürstliche Dichtungsart genannt worden. Sie ist der Gipfel aller Dichtung, wenn jene Kunst die höchste ist, die mit der Natur mehr im Kampfe liegt; sie weicht dem Epos, wenn wir die Spitze der Kunst dort suchen, wo die Natur mit ihr vermählt ist. Sie liegt dem Epos, wie das Erhabene dem Schönen gegenüber, wie Alter der Jugend, wie ein schönes Streben nach leitenden Vernunftideen einem schönen Dasein in der Blüthe der Phantasie.

Wenn man im Allgemeinen urtheilt, so erscheinen unsere beiden Dichter (Göthe, wenn nicht seinen Produktionen, doch seiner Natur nach) zwischen diese beiden Dichtungsgattungen gleichsam getheilt, wie sie auch in den Unterarten des Lyrischen und Didaktischen wie ein Abkommen getroffen haben, so daß sich in ihnen der Kreis aller Dichtung gewissermaßen umschreibt. Göthe's dichterische Natur ist durchaus so allgemein, daß er, vor die Entwickelung aller schema-

tischen und in äußerliche Formen gestalteten Poesie gestellt, an seinem rechten Orte gestanden haben würde, mithin für das Epos eigentlich geschaffen erscheint: ein wunderbarer Künstlergenius, der für eine glücklichere Zeit und Zone berechnet schien, und den selbst zusammentreffende Wunder in dem Jahrhundert, der Nation und der Welt nicht ganz in Einklang mit der Gegenwart bringen konnten. Was in ihm vorragt und poetisch ausschließend wirkt, ist jene Energie der Einbildungskraft, die Jugend des Geistes, welche der altgewordenen Welt und den neueren, schon verständig geborenen Geschlechtern nur noch in Spuren zurückblieb, nur noch im Einzelnen vorzugsweise mächtig ist: bei Göthe so sehr, daß, nach Schiller's Ausdruck, alle seine denkenden Kräfte auf sie als auf ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam kompromittirten. Es war, in anderen Worten, ein anderes Anerkenntniß des Vorzugs der naiven Dichtung, wenn Schiller hierin das Größte erblickte, was der Mensch aus sich machen könne: daß es ihm gelänge, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Wirklich ist dies des Dichters allerhöchster Preis, und darum dringt das Licht und die Wärme der Poesie in alle Sphären der Menschheit ein, wohin Geschichte und Philosophie nicht gelangen, und Schiller hatte Recht, von dieser Seite her im Dichter den wahren Menschen zu finden und den Philosophen gegen ihn nur eine Karrikatur zu nennen. Und mit eben so viel Recht fand er in Göthe eben den Dichter, der unter uns jenem reinsten Gattungsbegriffe am nächsten kam. Denn wir Alle bewundern ja in diesem mit ihm jene ruhige Tiefe und Wahrheit, die unbegreiflich ist, wie die Natur selbst, jenes Gleichmaß in der Bewegung des Lebens, das er uns vorführt, das von aller Leidenschaft und Erregung fern hält, jene Leichtigkeit seiner Schilderungen, die „bei dem gemeinen Volke alle Gedanken an die Schwierigkeit und Größe der Kunst entfernt." Aber mit diesen Eigenschaften gerade wäre er ganz gemacht gewesen, auf dem ebenen Strome des Epos zu steuern, das die gesammten Kräfte des Menschen noch ungetheilt in Anspruch nimmt, und wozu eine glückliche Gabe der Anschauung das Talent entscheidet. Was daher Humboldt und Schiller, ohne Bezug auf Göthe, über den Charakter der epischen Dichtung gesagt haben, das paßt überall nicht auf Göthe's Epen blos, sondern auf seine gesammte Poesie. Die bloße, aus dem Innersten geholte Wahrheit,

die der Zweck des epischen Dichters ist, ist überall auch der seine; „er schildert blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen, sein Zweck liegt schon in jedem Punkte seiner Bewegung. Darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Die Selbständigkeit der Theile ist ein Hauptcharakter des Epos. Der epische Dichter erhält uns die höchste Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kräfte gegründet sind.“ Man sieht, diese schiller'schen Sätze über den Epiker sind wie auf Göthe's Dichtungen geschrieben, der auf das Epos nicht allein durch sein Talent, sondern durch sein ganzes Wesen hingewiesen schien. Denn er brachte ihm jene versöhnte und friedliche Natur entgegen, die nichts Störendes von der Außenwelt mochte, die ihre Hemmungen umging, jede Sorge und Aengstlichkeit abwarf, einen Charakter, der einen ganz epischen Lebenslauf einschlug, in dem sich kaum Eine heftige Katastrophe findet, die der lebensfrohe Dichter nicht in eine heitere Ergötzlichkeit umgewandelt hätte. Und diese Tendenz war in ihm von solcher Stärke, daß er, an den tragischen Ereignissen der Zeit Einmal geirrt, immer entschiedener sich in die Ruhe und den Frieden der plastischen Kunst und der Natur zurückzog, ja innerhalb der Kunst von der menschlichen Gestalt weg zur Landschaft neigte, die ihm erreichbar und faßlicher schien. Wäre die Zeit so zum Epos geschaffen gewesen, wie sie es nach Allem, was wir hörten, nicht war, sie hätte ihn zum Epiker gebildet, denn dieses goldene Wort hat Göthe selbst gesagt, daß die specifischen Bestimmungen von außen kommen sollten, und die Gelegenheit das Talent determiniren, ihm seine Richtung geben muß. Er erklärte sich das Streben der Zeit nach dem Drama daraus, weil dies die einzig sinnlich reizende Dichtungsart sei, von deren Ausübung man einen gewissen gegenwärtigen Genuß erwarten könne, und das Mislingen der Epopöe daher, daß wir keine Zuhörer mehr haben. Dieser scheinbar kleine Grund enthält doch für den Denkenden alle die Bedingungen, die das Epos in der That erfordert, und die ihm die moderne Zeit verweigert. Die determinirende Gelegenheit warf also den Dichter auf die entgegengesetzte Seite der

Tragödie. Allein daß er für diese Gattung nicht geboren war, wußte er selbst, und Schiller legte es ihm auseinander. Bei Gelegenheit der Forschungen über Epos und Drama zweifelte Göthe, ob er fähig sei, eine wahre Tragödie zu schreiben. Er erschrak vor dem bloßen Unternehmen, und war fast überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könnte. So hatte er sich gleich anfangs Shakspeare vom Halse zu schaffen gesucht; aber mit Homer wagte er zu wetteifern! Schiller'n frappirte die Wahrheit in Göthe's Ausspruch und die Ueberzeugung, die er selbst aufnehmen mußte, daß keines seiner Dramen den strengen Forderungen einer Tragödie genügt. Mit erstaunlichem Tiefblicke in die Natur der göthischen Dichtung erkennt er aber sogleich, daß er so universell als Dichter geboren sei, wie als Mensch; daß das, was dem Genius zu widersprechen schien, ihm zu desto größerem Verdienste gereiche. Er findet die ganze tragische Gewalt und Tiefe in seiner Dichtung, aber die strenge gerade Linie, nach welcher der Tragiker fortschreitet, sage seiner Natur nicht zu, die sich in freierer Gemüthlichkeit äußern wolle. Die Berechnung auf den Zuschauer, der Hinblick auf einen Zweck, der äußere Eindruck, von dem man sich nicht dispensiren darf, genire ihn; es müsse in den nichtpoetischen Erfordernissen der Gattung liegen, wenn er wirklich keine Tragödie schreiben könne. Diese nichtpoetischen Erfordernisse treten in der That für den naiv empfindenden Dichter in der Tragödie hinzu, sie sind nur im Epos ganz zu vermeiden. Göthe war also darum nicht zum tragischen Dichter gemacht, weil er zum epischen geschaffen war; Schiller sagte, weil er ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung geschaffen sei. Dies drückt das Nämliche aus, was Göthe über die leidige Nöthigung unserer Verhältnisse sagt. Wir Neuern werden nur gelegentlich zum Dichter geboren, klagt er, wir wir wissen nicht, woran wir sind, und plagen uns darum mit der ganzen Gattung herum. Diese Wendung war für ihn ganz unvermeidlich, der für jene Gattung geboren war, für die die Zeit nicht geschaffen erschien, und für die andere minder gestimmt, die die Zeit allein begünstigte. Diesem lästigen Zwiespalte suchte er zu entgehen, indem er sich ins Unendliche spaltete, und nun die Dichtung, statt in Einer der großen Urformen, in allen, auch den untergeordnetsten konventionellen Gestaltungen aufsuchte, diese zu genießen, und im Genusse, wie es dem Genius natürlich ist, zu

reproduciren strebte. In dem dunklen Bedürfnisse gleichsam, zu jener reinsten Form zurückzukehren, wo der Dichter allen willkührlichen Formalien entnommen ist und sich dem freiesten Schaffen des Genius überlassen kann, verwischte er die Charaktere der Formen, Gattungen und Zeiten, er kam in der That durch alle Versuche tastend zu jenem kleinen epischen Gedichte, in dem Humboldt den Begriff des göthischen Dichtercharakters am vollkommensten ausgesprochen sah. Er fand diesen Punkt nur unwillkührlich, um ihn sogleich, schon indem er sich da mit Absicht festzusetzen dachte, wieder zu verlassen. Seine poetische Natur verwandelte sich vor jedem Geschmack, vor allen Gegenständen, Formen, Gattungen und Epochen, sein Sinn war für das Heterogenste in jedem Augenblicke empfänglich. Da er den Menschen ganz Ueberlieferung fand, so gab er alles eitle Streben nach Originalität auf, und achtete es nicht, ein Nachahmer in Formen und Stoffen zu heißen, wenn er sich nur des belebenden Funkens bewußt war; er scheute sich nicht mit fremden Federn zu schmücken, weil er sich bewußt war, daß er dem fremden Gefieder Schmuck und Farbe wieder verlieh. So schweifte er freibeutend über das ganze Gebiet der Dichtung hin. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit erscheinen auf den Blättern seiner Werke in ihren eigenthümlichen Materien und Formen; jede Dichtungsart umgaukelte er, nach ihrem Honig suchend, und verließ sie, wenn er ihn gefunden. Die ganze Geschichte der modernen deutschen Dichtung an ihm zu verfolgen, ist so leicht, daß es nur eines Winkes bedarf. Er beginnt mit dem leichten Romane, wie er im 16ten Jahrh., aus Aeneas Sylvius übersetzt, eine neue Zeit neben dem erneuten lyrischen Liede ankündigt, das bei Göthe nur dem Charakter eben dieses Volksliedes vergleichbar ebenso zu finden ist; dramatische Historien und Fastnachtspiele schließen sich hier und dort an. Der zweiten Periode (des 17ten Jahrh.) entsprechen die politischen wie die antiken Dramen, die Singspiele und Idyllen, die Elegien und Epigramme, das Ringen nach Roman und Epos, mitten in der Agitation der politischen Welt; mit dem Rückfall zum Drama stellt sich Göthe der neuen Zeit gleich und macht in seiner letzten Periode alle Wege der Romantiker durch Literargeschichte, Kunst, Naturphilosophie, Novelle und Orientalismus mit, bis er, in sich selbst zurückgekehrt

und ſein Dichterleben überſchauend, im zweiten Theile des Fauſt die Allegorie behandelte, jene vagſte aller Kunſtformen, in die ſich der Dichtung feſte Elemente verflüchtigend auflöſen. So überall und in Allem ſchaffend, vielgetheilt wie die Natur, erſcheint er ganz gleich dieſer ſeiner Thätigkeit froh, wenn ſie auch immer hinter ihrem Ziele und ihrer Abſicht zurückblieb. Denn wie die Natur ſelbſt nur Manches „ebauchirt hat," wie ſie Vieles ſchafft, aber nichts in der Vollkommenheit der Idee, ſo ſah er auch in ſeinen Werken zuletzt nur, was er wollte und geſollt hätte, und fand nur bei den Werken anderer Meiſter befriedigend, was ſie gethan; und da er in der Natur bei jedem Hindrängen auf Einen Fleck beobachtete, daß die Laſt des Uebergewichts das Schöne der Form, die reine Bewegung und ungeſtörte Harmonie aufhebt, und dem Vorzug nach einer Seite überall ein Mangel nach der andern hin entſpricht, ſo vermied er jede Bevorzugung irgend einer Richtung überhaupt, fand ſich für jene Dichtungsart nicht geeignet, die eine ſolche Einſeitigkeit bedingte, und verwiſchte in ſo mancher, die er behandelte, die einſeitigen Gattungsmerkmale. Wer ſich ſo wie Er der Natur ergibt, der iſt nie eigenſinnig auf Eines erpicht, er ſcheut ſich vor Hinderniſſen und umſchleicht ſie; er wirkt wie die Natur ſelbſt, die ihre Kräfte zerſtreut und ſich mit dem Nebenwege begnügt, wo ſich der Hauptweg ſperrt. Wie er ſpäter ſeinem Jünger Eckermann empfahl, ſich vor großen Arbeiten zu hüten, die Heiterkeit des Lebens im Auge zu behalten, die durch Bearbeitung kleiner Gegenſtände am erſten erhalten werde, ſo übte er dies im Grunde, wenn man ſein Talent an ſeine Leiſtungen hält, ſelbſt; er ging um die höchſten Dichtungsgattungen nur herum, wie weit ihm die Thore zum Eintritt geöffnet waren. Dadurch erreichte er im Ganzen den Zweck, den er im Einzelnen vielfach verfehlte; er „meinte Alles in höherem Sinne gut, aber verſchuldete als Dichter Manches," er hat ſich „nicht verrechnet, aber oft verzählt;" neben dem Gelungenen und Großen „läuft ſo Manches unter, mit dem man ſich nicht befaſſen mag;" wie ein Dilettant trieb er ſo Vielerlei „nur halb, als Spiel und Zeitvertreib," und doch verachtete er den vollendeten Charakter des Dilettantismus ſo tief, und wieder ſah er ſo ſchön ein, wie doch nur ein Anflug von Dilettantismus frei hält von jedem Zunftweſen und dem Zwange

der Tendenzen [79]). Es läßt sich auf ihn anwenden: daß er den Stein der Weisen in der Dichtung gefunden habe, daß aber der Weise dem Steine mangelte; Körper und Wahrheit ist unübertroffen in seinen poetischen Leistungen, aber man vermißt oft Geist und Freiheit, die Begleiter großen Bestrebens. Er schuf, so gut es gehen wollte, er beugte sich dem Jahrhundert und gehorchte dem Drang des Talents; Zeit und Zeitgenossen verleideten ihm die Dichtung der Neuern, dennoch nöthigte ihn ein unwiderstehlicher Trieb zum Hervorbringen, und es war ihm doch auch lieb, einmal durch Schiller gerechter oder billiger gegen die moderne Welt und ihre Leistungen gestimmt zu werden. Aber im Ganzen behielt er doch sein Misbehagen an aller neuern Kunst bei; die leidigste Erfahrung hatte ihm eingeprägt, was Schiller in der Reflexion fand, daß der naive Dichter „aus dieser modernen Societät nicht hervorgehen könne, daß er nicht mehr an seiner Stelle sei, daß er wild laufe, und nur durch ein gutes Geschick vor dem verstümmelnden Einflusse der Verhältnisse gesichert werden könne.“ Diese Misgunst der Zeit lastete auf Göthe sein ganzes Leben lang, und wer dem großen Manne nachempfinden kann, wie er sich jenseits der Last aller Kultur zurückwünschte, wie er, unter der Masse des Wissens und Lernens wie ein Atlas gebückt, aus freier Brust die Stimme des Gesangs zu heben trachtete, der wird seine fahrlässige Behandlung aller Dichtung, sein Leidwesen an aller neuen Kunst, seine Sehnsucht nach dem untergegangenen Alterthume mit andern Augen ansehen, als die blinden Verächter, die, was sie tadeln, nicht verstehen, und warum sie tadeln, nicht wissen.

In allen Theilen bildet Schiller's Dichtercharakter gegen diesen göthischen den schlagendsten Gegensatz. Er war zum ächten Tragiker geboren, wie Göthe zum epischen Dichter. Diesseits aller formalen Poesie in die Zeiten der Sentimentalität geworfen, in denen die Tragödie an ihrem natürlichen Orte steht, war er mit seiner Stellung und dem Stern seiner Geburt so zufrieden, wie

79) Was willst du, daß von deiner Gesinnung
man dir nach ins Ewige sende?
Er gehörte zu keiner Innung,
blieb Liebhaber bis ans Ende.

Göthe unzufrieden; er vindicirte der modernen Dichtung ihren Werth, und ihren Fehlern und Gebrechen sah er die günstige Seite ab. Von dem poetischen Drange der Gegenwart einmal ergriffen, mit dem Bedürfnisse der Zeit in Einklang gebracht, verfolgte er seine dichterische Laufbahn mit einer Energie, der nichts zu vergleichen ist, und er schaffte sich selbst mit Gewaltstreichen Bahn durch drückende Verhältnisse, durch Zwang, durch Noth und Krankheit, durch Brodstudien, durch die Umwege der Wissenschaften und die Belästigungen der Politik, Hemmungen, die er theilweise in Förderungen verwandelte und seiner Dichtung, wie schwer dies war, zum Dienste zwang. Göthe, immer zweifelnd im Einzelnen, und im Ganzen des rechten Weges so bewußt und sicher, konnte sich an nichts, auch nicht an Schiller's mühseligem Ringen trösten und zusammenraffen; Schiller, hier und da zweifelnd an seinem dichterischen Berufe im Ganzen, in der einzelnen Beschäftigung aber rastlos und freudig, ließ sich selbst dann nicht irren, als er Göthe's Leichtigkeit bewunderte, mit der er nur am Baume schüttle, um sich die reifsten Früchte zufallen zu sehen, während er selber mühsam sammelte und pflückte; sein Ziel schien ihm deutlicher und lockender zu werden, als er es ferner vor sich sah. Seine Strebsamkeit gewährt daher das seltene Schauspiel, zu sehen, was ein kräftig ringender Mann, mit seiner Natur im Kampfe, im Einklang mit seiner Einsicht und mit den Verhältnissen zu erreichen vermag. Er war der eigentlich denkende Künstler, wie ihn unsere verständige Zeit bilden konnte. Denn die geistigen Kräfte waren in ihm die repräsentirenden, und seine Anschauungs- und Einbildungskraft war diesen mehr untergeordnet. Keine der Bildungen der neuen Welt war ihm gleichgültig, er knüpfte sie an seine Dichtung an, und konnte mit dieser nur auf jene Gattung fallen, die, in den Epochen der Kultur entstanden, den Ideengehalt nicht ausschließt, und im Gegensatze gegen die erschlaffte moralische Kraft in den Zeitgenossen die moralische Großheit der Vergangenheit aufdeckt. Er sah in der Tragödie den letzten Zweck aller Kunst erreicht, und dieser Zweck hieß ihm Darstellung des Uebersinnlichen, der moralischen Freiheit des Menschen. Dem Manne, der vor dem ruhigen Glücke den Kampf der Unabhängigkeit des Menschen mit Natur und Schicksal schätzt und preist, dem es minder darauf ankam, daß unsere gesammten Kräfte im ebenen Gleise des Lebens

Uebung finden, als daß wir zu dem höchsten Bewußtsein unserer moralischen Natur gelangen, das nur im Kampfe zu erreichen ist, mußte das Trauerspiel ausschließlich zusagen, dessen eigentliche Aufgabe die Schilderung eben dieses Kampfes ist. Göthe wehrte sich vor der alten Schicksalstragödie, wo der Mensch voll Trieb und Willen, im Unmaß ausschreitend, leidet, und vor der der mittleren Zeiten, wo der Held leicht duldet und entsagt, weil der Höchste gelitten und im Handeln gleich anfing zu dulden; ihm gab es eine holde Mittelart zwischen beiden, an der Schicksal und Glauben kein Theil hat, wo in der Brust des Menschen alles Heil liegt: die ihm eigenthümliche Herzenstragödie. Schiller aber würde sie an die Grenze der Rührtragödie geschoben und mit dieser verworfen haben, die blos die Sinne rührt durch Leiden, ohne moralischen Widerstand zu zeigen, sowie er auch deren gegensätzliches Extrem, die heroische Tragödie der Franzosen, verwarf, in welcher moralische Siege ohne sinnliche Leiden erfochten werden. Göthe scheute jene Koncentration der producirenden Kräfte auf Einen Punkt, die das Trauerspiel verlangt, aber Schiller's energischer und angespannter Thätigkeit schien sie gerade ein Bedürfniß zu sein. Göthe's Vertrauen zu dieser Gattung wich mit dem Besinnen, daß sie ihm in ihrer strengen Gestalt nicht geglückt sei; Schiller'n blieb gerade die Zuversicht zu ihr, wie in der Jugend, so später, fast ganz unerschüttert. Er, der sich die Rettung der modernen Kunst so angelegen sein ließ, fand eben diese Gattung die einzige, in der wir uns noch mit dem Alterthume messen könnten; ihre Zeitgemäßheit war ihm ein ganz anderer Sporn als Göthe'n. „Müssen wir Neuern, sagte er, wirklich Verzicht darauf thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, da der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf der Sittlichkeit ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübt." Wirklich ist es in der Geschichte der Tragödie überall augenscheinlich, daß sie in ihren Anfängen, wie da, wo sie am größesten und unabhängigsten ist, der verderbten Gegenwart gegenüber eine sittenreformatorische Tendenz annimmt. Das hat das Alterthum gewußt; das haben die obskuren deutschen Tragöden des 17ten Jahrh. schon ausgesprochen, das hat Shakspeare nicht allein gesagt,

ſondern ſeine größten Meiſterwerke ſind wie eine moraliſche Gallerie geordnet, in der er des Menſchen Leidenſchaften und Laſter an die äußerſten Punkte rückt und warnend die erſchütternden Bilder des Stolzes und Ehrgeizes, des Jähzorns und der Unentſchloſſenheit, der Liebe und Eiferſucht, der Verleumdung, Falſchheit und Treue, des Geizes und der Verſchwendung aufſtellt. Die Wendung, die Göthe und Schiller in dieſer Hinſicht nahmen, war außerordentlich verſchieden. Der Eine hielt der deutſchen Zeit, den räumlichen Verhältniſſen den Spiegel vor und zeigte ihr ihre Natur und Geſtalt an ihr ſelbſt, auch in der Tragödie mild und friedlich und verſöhnlich; der Andere faßt die Zeit in ihren allgemeinen Verhältniſſen, nahm der Vergangenheit Bilder in den Spiegel, der andere Geſchlechter zeigte, und deutete auf das große Leben der Geſchichte, den kleinen häuslichen Verhältniſſen gegenüber. „Unſere Tragödie, ſagt er, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterloſigkeit des Zeitgeiſtes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, ſie muß alſo Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erſchüttern, zu erheben, aber nicht aufzulöſen ſuchen. Die Schönheit iſt für ein glückliches Geſchlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren ſuchen.“ Während daher die Lieblingscharaktere Göthe's mehr den Affekt als den Geiſt intereſſiren, mehr das Mitleid als die Bewunderung in Anſpruch nehmen, die holden Schwächen der Natur an ſich tragen und zur Verſöhnung mit dieſem Looſe erſchlaffend ſtimmen, ſo üben die ſchiller'ſchen eine geſteigerte Tugend aus, oft abſtrakte Geſchöpfe, die nach den Forderungen des kategoriſchen Imperativs handeln, und anſpannend eine Bewunderung provociren. Göthe'n reizte dieſe höchſte Thätigkeit der moraliſchen Natur nicht, Schiller'n war ſie überhaupt das Höchſte; jenem war das ſüße Seelenleiden in inneren Kämpfen der letzte Prüfſtein mehr der menſchlichen Faſſung, als Stärke, dieſem die gewaltigen Reibungen des menſchlichen Willens mit dem Zwang der Geſchicke die Probe der Kraft und Freiheit. Er fand wie Shakſpeare die heroiſche Stärke des Coriolan ſeiner höchſten Achtung werth, die Göthe'n Grauen erregte, und ſelbſt die eines Timoleon reizte ihn, die Göthe'n noch größern Schauder verurſacht haben würde. Der Heroismus der Sitte, der dem tragiſchen Helden überall ſo leicht anklebt, iſt bei Göthe nicht zu finden, bei Schiller nimmt er nur eine veränderte Geſtalt an. Die menſchliche Natur

hat ein gemeſſenes Theil Poeſie in ſich, ein anderes wird ihr angedichtet und durch Aneignung wieder zu einer Art Natur; und dieſe Art erſcheint bei Schiller. Die inſtinktive Moral und Dichtung Göthe's iſt wie eine Flamme in ſich ſelbſt entzündet, die ſchiller'ſche ein Feuer aus dem Stein geſchlagen; die Charaktere des Einen ſind überall der Natur entnommen, die des Andern oft ihr entgegengebracht; er achtete daher, ſagte Göthe, das Motiviren nicht, er ſah ſeinen Gegenſtand nur von außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache; der Geiſt und die Freiheit, die bei Göthe vielleicht zu ſelten erſcheinen, erſcheinen hier zu häufig, und wo Göthe's Dichtung mit den Worten: erſt wahr und dann ſchön, charakteriſirt iſt, iſt ſie es bei Schiller umgekehrt: erſt ſchön, dann wahr. Bei Betrachtung ſeiner weiblichen Charaktere gegen Göthe's, und der Anſichten, die er über weibliche Natur äußert, iſt der Unterſchied am ſchlagendſten. Ueber die ſämmtlichen Frauencharaktere der griechiſchen Dichtung ſpricht er ein wegwerfendes Urtheil aus: die ſchöne Seele im Meiſter, eine Geſtalt, die den katholiſirenden Stolberg begeiſtern durfte, die aber ſonſt an ſich ſelbſt, und außer alle Vergleichung geſtellt, beſchränkt und widerlich iſt, war ihm lieber als alle!! Humboldt überdachte ſein Verhältniß zu Göthe's Frauencharakteren, in denen „die Natur am meiſten Natur iſt;" er fand, daß ſie Schiller'n ſchwierig werden würden, er hätte ſagen dürfen, unmöglich. Vortrefflich bemerkt er dann, daß Schiller der Natur, ehe ſie auf ihn einwirke, entgegeneile, daß er nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als nur, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich mit eigener Kraft ſchaffe, und daß dies ſeinen Figuren einen gewiſſen Glanz leihe, der ſie von Naturweſen unterſcheide, daß er dadurch der Natur weniger treu erſcheine. Und hierzu fügt er den Zweifel über den Vorzug der beiden Eigenſchaften der Naturtreue und Naturſteigerung, des poetiſchen Realismus und Idealismus, der in Jedem natürlich aufſteigen muß, der die Neigungen der Menſchheit von jeher hierzwiſchen getheilt ſieht. „Es verdient erwogen zu werden, ſagt er, ob nicht die dramatiſche Poeſie mehr als jede andere verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Nirgends will man ſo unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt ſein. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und es rührt dies aus einer nicht ganz reinen äſthetiſchen Stimmung her, die unter dem Namen Natur

nur etwas Materielles ſucht und für die Einwirkung der Kunſtform nicht hinlänglich empfänglich iſt.“ Schiller würde ganz dem letztern beigeſtimmt haben. Er floh die Naturwahrheit in Shakſpeare ſchon in ſeiner Jugend, die ihm voll Kälte ſchien, er flüchtete ſich in ſeiner ſpätern Periode zu den Griechen, deren Kothurn ihm mehr zuſagte. Seit er über den Oedip von Kolonos las, ſchwebte ihm ein ganz neues Ideal vor; jetzt ward er ein Neider der Iphigenie Göthe's, und Aeſchylus' Stücke in Stolberg's Ueberſetzung begeiſterten ihn zur Produktion, und hinfort ſuchte er in Shakſpeare gern auf, wie er des Ariſtoteles Forderung Genüge that, und in ſeinen hiſtoriſchen Stücken intereſſirten ihn die Nemeſis und die Behandlung der Volkscharaktere, wo der Stoff den Dichter zwang, gegen ſeine Gewohnheit mehr Gattungen als Individuen darzuſtellen, und wo er die meiſte Annäherung an die Alten zeigt. So ſuchte er und fand ſich ſeine Stellung völlig in der Mitte zwiſchen den zwei Hauptepochen, Hauptformen und Hauptcharakteren, die die Tragödie gehabt hat. Seine Beſchränkung auf die tragiſche Gattung geſtattete ihm nicht, mit jener proteiſchen Wandelbarkeit Göthe's alle Formen zu verſuchen und nachzuahmen; er ergriff mit Einſicht und Wahl die beiden Hauptgeſtalten, die die weſentlichſten Vorzüge der Gattung zuſammenrückten, und verband ſie mit ſolcher Originalität, wie ſie im Angeſicht ſo vieler verführeriſchen Muſter, in einer ſo ſpäten Zeit, kaum denkbar war. Er brachte die ſhakſpeare'ſche Fülle, die der Einförmigkeit des antiken Trauerſpiels entgegenlag, und die alte Form, die der epiſchen Mannichfaltigkeit des hiſtoriſchen Dramas widerſprach, mit eigener Virtuoſität einander nahe, und ſeine Charaktere halten ſich in einer Mitte von der typiſchen Art der Alten und der individuellen des Shakſpeare. Jean Paul fand, daß Niemand nach Shakſpeare ſo ſehr als Schiller die hiſtoriſche Auseinanderſtreuung der Menſchen und Thaten ſo kräftig zu einer dramatiſchen Phalanx zuſammengedrängt habe, und als Göthe den Wallenſtein in Shakſpeare's Sprache überſetzt las, ging ihm „die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterſeelen auf.“ Das hiſtoriſche Drama war ihm eine Zeitforderung, die er ehrte und reſpektirte; er wies daher die Anmuthung Süvern's, ſich der ſophokleiſchen Form enger anzuſchließen, entſchieden zurück: „das lebendige Produkt einer individuell beſtimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßſtab und

Muster aufdringen, hieß ihm die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben.“ Nur bedingt gab er die göthische Forderung zu, das Jahrhundert bei der Produktion ganz zu vergessen; aber er that das Mögliche, um auch die höchsten Effekte der Kunst und ihrer reinsten Form neben der Bequemung nach den Zeitbedürfnissen zu berücksichtigen, und dies entfernte ihn wieder von Shakspeare, und ließ ihn darauf denken, den Chor zurückzuführen und sich an Aristoteles' Schema anzuschließen. So erscheint er überall, wie wir früher sagten, zwischen Shakspeare und Sophokles in der Mitte, gleich entfernt von der einförmigen Gestalt der alten Stücke, in denen die Katastrophe das Ein und Alles ist, und von dem Charakter der ursprünglichen dramatischen Historie, von dem an den shakspeare'schen Stücken Vieles hängen blieb. Er verband also zwei heterogene Gattungen; und ganz gegen Göthe's Sinn, der diese Mischungen in aller neueren Poesie verwarf und überall die rein gehaltenen Gattungen, wenn er sie auch nicht immer lieferte, doch immer verfocht, vertheidigte er dies Princip geradezu, weil es in den Bedingungen der Zeit geboten war: wir hätten keine Rhapsoden mehr, noch die Welt für sie, und darum könne der Epiker mancher tragischen Motive nicht entbehren; wir hätten nicht mehr die Hülfsmittel und intensiven Kräfte des griechischen Trauerspiels und die Vergünstigung, die Zuschauer durch sieben Stücke zu führen, darum brauchten wir die epische Breite der Neueren.

Göthe selbst hat das letzte Wort zur Charakterisirung Schiller's und zur Unterscheidung beider Dichter gegeben, in dem sich nun alle etwas ernstern Beurtheiler vereinigen müssen, und auch wirklich vereinigt haben. Es war die Idee der Freiheit, die ihn bewegte, da Göthe hingegen auf der Seite der Natur stand. Dies unterscheidet nicht allein den dichterischen, sondern auch den moralischen, den intellektuellen und überhaupt menschlichen Charakter Beider. In Bezug auf das Moralische haben wir schon vorher gehört, wie Schiller, den stoischen Grundsätzen der kantischen Morallehre entgegen, die Zusammenstimmung von Pflicht und Neigung pries, jene Harmonie, die eine schöne Seele bezeichnet, in der sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen so bemächtigt, daß es der Neigung die Leitung des Willens überlassen darf. Göthe würde unter diesen Bedingungen der Moralität um so mehr Genüge ge-

leiſtet glauben, je weniger Forderung ſie da zu machen hat, wo ſie nie verletzt wird; aber Schiller'n genügte keine Sittlichkeit, die ohne Verdienſt iſt. In der moraliſchen Welt gibt es Lagen, wo die Uebereinſtimmung von Natur und Freiheit nicht möglich iſt, wo der Bund zwiſchen Trieb und Willen nicht aushält, und in dieſem Zwieſpalte muß des Menſchen vernünftiges Weſen die Schönheit der Handlung der moraliſchen Größe opfern. In ſolchen Fällen ſteigert ſich das gute Herz zu eigentlicher Tugend, in der die Herrſchaft über den Trieb vorausgeſetzt iſt. Die Tugend wieder kann ſich der Anmuth vermählen, und dies iſt der Punkt, wo ihm die kantiſche Lehre in ihrer drakoniſchen Strenge nicht genugthat; gegen ihn nimmt er ſich der ſittlichen Neigung an, gegen Göthe ſteht er auf der Seite der moraliſchen Würde. Seine Sätze hierüber geben wieder ſprechender, als es ein Dritter könnte, die Differenzpunkte zwiſchen Beiden an. „Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur, ſagt er, und der Forderung des Geſetzes ſpannt die Seele an und erweckt Achtung, die von der Würde unzertrennlich iſt. Wir werden angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen. In der Anmuth dagegen ſieht die Vernunft ihre Forderungen in der Sinnlichkeit erfüllt, die Zuſammenſtimmung der Natur mit der Nothwendigkeit der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls, welches auflöſend auf den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und es muß Wohlwollen und Liebe erfolgen, ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt. Man iſt behaglicher hier, das Gemüth iſt aufgelöſt in der Liebe, da es dagegen in der Achtung angeſpannt iſt.“ Dies wird genau die Eindrücke bezeichnen, die Beide als Schriftſteller wie als menſchliche Weſen machen: wer Schiller's Natur zu lieben ſich gezwungen fühlt, wird doch ſelten über die Achtung hinauskommen; wer Göthe auch ſcharf zu beurtheilen ſich genöthigt ſieht, wird doch, wenn ihn nicht blinder Eifer treibt, wahrhaftes Wohlwollen und Hinneigung wohl damit vereinigen können, denn, ſo wie Shakſpeare von Antonius ſagt, ſeine Fehler ſind lockend und glänzend, unanrechenbar, mehr angeboren als verſchuldet, ohne Willkühr erworben, aber auch freilich ohne Willkühr geduldet. Auf der Spitze und in jener Grellheit, die uns Göthe's anfängliche Abneigung gegen Schiller erklärt, erſcheinen dieſe Gegenſätze in mehrfachen Aeußerungen des Letztern,

wo er ganz zu der kantischen Strenge zurückfällt. Die Harmonie mit der Natur, die Göthe'n den vollkommenen Menschen zu machen schien, weil er unter Natur nie das empirisch Physische verstand, macht in Schiller's Ansicht den Menschen blos zu einem geistreichen Produkte derselben, die Freiheit aber macht ihn zum „Bürger eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen." Den Sündenfall erklärte er gelegentlich für das glücklichste Ereigniß, denn von diesem Abfalle vom Instinkte datire sich die Freiheit des Menschen, also auch die Möglichkeit der Moralität her. Aber um so großen Preis würde Göthe'n die Moralität zu theuer gekauft scheinen, die entbehrlich war im Naturstand und in jener goldenen Zeit, wo erlaubt war, was gefiel. Ihm mußte der schiller'sche Ausspruch mishagen, den wir schon oben gehört haben, daß man auf Gefahr der Rohheit und Härte hin die schmelzende Kraft der Schönheit lieber entbehren würde, als sich ihrem erschlaffenden Luxus bei allen ihren Vortheilen hinzugeben; denn er gab ja die großen Evolutionen der Menschheit in der Reformation und Revolution preis um den Frieden der innern Bildung des Einzelnen. Göthe setzte sich, realistisch wie er war, in seinen letzten Aussichten über die Bedingungen der Wirklichkeit weg; er mochte sich ein Wohlverhalten denken, das von einem Wohlsein abhängig wäre, und an seine Fersen hefteten sich die Romantiker und St. Simonianer, die diesen Bund in Aussicht nahmen; eine Sekte, deren Demarchen Schiller bei ihrer Geburt ahnte, einen Bund, den er ins Angesicht Lügen strafte. Gleich bei Anfang der neuen ästhetischen Sitte der Romantiker fühlte Schiller, vielleicht strenger als Herder, der es ihm nicht anrechnete, die üble Wendung dieser Männer, die das moralische Princip in der Kunst nur zu leugnen schienen, um es im Leben leugnen zu dürfen, und er warf sich ihren, der Wirklichkeit Hohn sprechenden Tendenzen in dem Aufsatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen (1795) entgegen, jetzt ein Stoiker den moralischen Latitudinariern gegenüber, wie er dem einseitigen moralischen Cynismus entgegen ein ästhetischer Epikureer war. Er beleuchtet dort die Anmaßungen des Geschmacks über den Willen. Wenn der Mensch zu jener Gleichstimmung von Neigung und Vernunft gelangt ist, sagt er dort mit seiner gewöhnlichen treffenden Schärfe,

gerade dann beginnt die moraliſche Gefahr erſt recht. Die Begierde ſelbſt erhält einen Anſchein von Würde, und maßt ſich die Autorität der Sittlichkeit an; die Vernunft ſelbſt wird geneigt, den vergeiſtigten und gereinigten Trieb zu reſpektiren, und beſonders die Liebe beſticht unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen, und ſteigert und täuſcht das moraliſche Gefühl am meiſten, wo ſie der alleinige Führer ſein will und durch keinen beſſern geſichert iſt. Der rohe ſinnliche Menſch geſteht ſich's, wo er fehlt; der verfeinerte Zögling der Kunſt belügt ſein Gewiſſen, ficht die Geſetzgebung an, ehe er das Geſetz übertritt, und es iſt daher für die Moralität des Charakters ſicherer, wenn jene Harmonie zwiſchen Schönheits- und Sittlichkeitsgefühl zeitweiſe aufgehoben wird, und Vernunft und Wille ihre Herrſcherrolle zu ſpielen haben. Dieſen Sinn gibt er dem Spruch, daß die Schule der Widerwärtigkeit die ächte Moral bewahre. Hiergegen erinnere man ſich nun jenes egoiſtiſchen Lebensprincips in Göthe, mit dem er jeder Widerwärtigkeit aus dem Wege ging, unter Unannehmlichkeiten litt, jeder Schwierigkeit auswich; man erinnere ſich, wie er nur im Momente des ungeſtörten Glückes in Italien oder zur Zeit Werther's ſich auf der Höhe ſeines Wirkens und Strebens hielt, und wie dagegen Schiller gerade unter Noth und Leiden ſich läuterte: ſo ſieht man wohl, wie nicht allein die Theorien beider Männer etwa blos in Worten ſich entgegen ſind, ſondern wie die gegenſätzliche Natur zu entgegengeſetzten Schickſalen führte, und dieſe wieder die feindlichen Grundſätze lehrten. So iſt es denn herzliche Ueberzeugung, wenn Schiller den ununterbrochen glücklichen Menſchen nicht beneidet, der nie die Pflicht von Angeſicht ſchaut, weil ſeine geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Dieſen würde Göthe, weil er ihn glücklich preiſen müßte, auch beneidenswerth finden; beneidenswerth, weil er ihn durch reinen Naturſinn geleitet ſähe, und weil ihm, wenn er nur ſeine Beſtimmung erfüllte, wenig daran gelegen wäre, ob er ſich der Würde ſeiner Beſtimmung bewußt ſei. Schiller dagegen fand den tugendhaften Unglücklichen ſeines Neides werth, der mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar verkehrt, und, da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch beweiſt.

Aber das göttliche Gesetz unbewußt im Busen zu tragen, würde Göthe'n das Reizendere gewesen sein. Gerade so stellte sich ihr Unterschied in der Dichtung. Schiller fühlte das Verkehrte und Kalte, als die Romantiker die Kunst der Natur so gegenüberstellten, als ob diese vom Bewußtlosen zum Bewußtsein, jene vom Bewußtsein zum Bewußtlosen übergehe; er pries also diesen ästhetischen Sündenfall nicht absolut, fand aber doch, daß das Bewußtlose mit dem Besonnenen verbunden den Dichter ausmache, sowie es überall den vollendeten Menschen ausmachen wird. Denn angegeben ist dieser Grenzpunkt gewiß richtig, wenn er nur auch so leicht zu finden wäre. In der Ausübung wird er überall fast überschritten und verfehlt werden, und Schiller selbst ist auf die Seite der Besonnenheit, wenigstens praktisch, zu sehr vorgeschritten, während Göthe sich gelegentlich auch theoretisch geradezu auf die Seite des Instinkts schlug: Alles, was das Genie als Genie thue, geschehe unbewußt, und was es nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung thue, geschehe nur so nebenher. Dies ist denn auch im Moralischen, wie überhaupt in den ganzen Lebensrichtungen beider Männer, die Scheidelinie. Beide waren hier konsequent, wo sie es vielleicht nicht hätten sein sollen. Denn sollte auch das gleiche Gesetz über dem Geiste und dem Willen, über dem ästhetischen und moralischen Vermögen walten, so wird doch bei den unvermeidlichen Uebertretungen jener schwierigen Mitte das Verhältniß ein umgekehrtes; es ist der Dichtung vielleicht ein Ruhm, daß, weil sie bewußtlos ausströmt, Tugenden und Fehler ihr nicht anzurechnen sind, denn ihr Zweck verlangt es nicht, daß sie sich zum Bewußtsein hebe; nicht so ist es mit dem moralischen Willen, der erst mit der Freiheit eintritt. Auf dieser Seite wird daher Beiden zum Lob oder Tadel, was ihnen auf dem dichterischen Wege umgekehrt Tadel und Lob war.

Wie schwer auch dem Ueberlegensten das Verweilen auf jener Mitte ist, die die Versöhnung der äußersten Gegensätze der menschlichen Natur bezeichnet und eine höchste Spitze bildet, die eben als eine solche vielleicht nur berührt, nicht bewohnt werden kann, dies belegen unsere beiden Dichter in außerordentlich lehrreichem Beispiele. In ihren Theorien und letzten Grundsätzen strebten Beide nach jenem Punkte hin, wo sich die gegensätzlichen Triebe der Freiheit und Sinnlichkeit vereinigten; aber die Gebrechlichkeit und Man-

gelhaftigkeit der menschlichen Natur, die das Bessere sieht und dem Schlechtern zu folgen gezwungen ist, theilte, wenn man will, gerade diese Beiden wieder am entschiedensten zwischen Beiden. Diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit unter ihnen, diese Uebereinstimmung im Ziele und Abweichung im Wege ist der springende Punkt, auf den ihre Charakteristik auslaufen muß, auf den sich jeder einzelne Akt ihres Lebens und Strebens, wie die Gesammtäußerung ihrer Naturen zurückführen läßt. Als Göthe Schiller's ästhetische Briefe unbefangen las, in denen der neugeborene Mensch aus jedem Satze herausſprach, mußte er erstaunt sein, den spekulativen Freund oder Feind auf ganz anderer Bahn zu demselben höchsten Lebensprincip gelangt zu sehen, zu dem er selber aus der Anschauung von Natur und Kunst gekommen war. Jene ganze Reihe der schiller'schen Begriffe drückte ja nichts Anderes aus, als Göthe's eigenes Bedürfniß, zu jener Harmonie zwischen den streitigen Naturen im Menschen zurückzukehren, die die griechische Welt ungetrübt besaß, und gleiche Wärme für diese glückliche Periode der Menschheit schien in Beiden diese gleichen Grundansichten gebildet zu haben. Die ähnliche Liebe zu den Alten, die Schiller'n schon früher angefaßt hatte, hielt auch in dieser Periode aus, wo er sich mit der ruhigen Vernunft und schönen Natur in ihren Schriften absichtlich umgab, der eitlen Romanlektüre und bald der Spekulation selbst entsagte, wo er so spät noch anfangen wollte Griechisch zu lernen, und den Deutschen hieß nach römischer Kraft und griechischer Schönheit zu ringen, die ihm besser gelängen als der gallische Sprung. Jene Lehre, Natur und Kultur zu vermählen, auf der Spitze der Erkenntniß zu dem goldenen Glücke der Menschheit zurückzukehren, das sie *vor* aller getheilten Erkenntniß besaß, diese Vorschrift, die jeder große Mann des Jahrhunderts in Deutschland sich und dem Zeitalter gab, dies Princip, zwischen dessen streitigen Forderungen Herder und Wieland noch schaukelten, Jean Paul sich in Extreme theilte, dessen widersacherische Elemente Göthe im Faust zur Anschauung brachte, erscheint bei Schiller auf der Höhe klarer Ueberzeugung und besonnener Einsicht. Alle seine Schriften durchdrang von seiner philosophischen Zeit an die Tendenz nach richtiger Begrenzung der beiden Grundtriebe der menschlichen Natur, des sinnlichen und geistigen, nach ihrer Gleichstellung, nach der Wiedererlangung der totalen Menschennatur. Ueberzeugt, daß zur Entwickelung der einzelnen Kräfte der

Menschheit ihre Trennung in dem Zeitalter einseitiger Bildungen nothwendig war, war er es nicht minder, daß nun die Zeit gekommen war, diese Trennung wieder aufzuheben, denn was auch Großes die Kräfte im Streite wirken, sang er, Größeres wirket ihr Bund. Ueberall suchte er nun die Uebertretungen der Natur auf, durch die diese Triebe als feindlich entgegengesetzt erscheinen; er lehrte, Alles wegzuräumen, was den einen zur Unterdrückung des andern aufforderte, die Sinnlichkeit gegen die Uebergriffe der Freiheit sicher zu stellen durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, und umgekehrt die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindung durch Ausbildung des Vernunftvermögens; er lehrte, Alles aufzubieten, was beide zu einer freigewählten Harmonie führen könne: Alles, was im Menschen ewig, Intelligenz, Gottheit, Form und Geist ist, zur zeitlichen Aeußerung zu bringen, ihm Realität zu geben, und Alles, was blos Materie und Aeußeres ist, zu bilden und zu formen, alle Vielheit der Welt der Einheit des Ichs, alles Wirkliche dem Gesetz des Nothwendigen unterzuordnen. Wenn nun dies Alles ganz übereinstimmt mit jenen göthischen Sätzen von verbundener Kraft und Maß, Gesetz und Freiheit, Natur und Ideal, Willkühr und Ordnung, mit jener Ansicht von der gesammten Natur, die in den Alten als Ganzes im Ganzen, in harmonischem Behagen wirkte, da die unheilbare Trennung in der Menschenkraft noch nicht vorgegangen war, so wird doch diese Uebereinstimmung beider Männer der Modalität nach zum reinsten Gegensatz. Auf einer feineren Spitze wird sich dies nicht betrachten lassen, als wenn man auf die Ausgangspunkte Beider zurückgeht. Göthe fand jenen höchsten Gedanken der Wechselwirkung von Gesetz und Willkühr durch die Natur schon in ihrer Vegetation gegeben; ihn denkt der Mensch nur nach in seinem Dichten, Denken und Trachten, wo er in den zu lösenden Gegensätzen zwischen Natur und Kultur, Materie und Geist seine Macht zu erproben hat; die alte Welt, weil sie der Natur treu war, stellte dies Höchste der Menschheit befriedigend dar; die Muse selbst entlehnt diesen großen Begriff der schaffenden Natur; das Ideal der Kunst fällt dieser sensualen Ansicht nach mit den Ideen und Typen der Natur zusammen; er würde kein anderes Ideal anerkennen als das plastische und naive der Griechen, das durch Abstraktion aus bestimmten Erfahrungen gezeugt ist; was Kant die Normalidee nennt, das

allein würde er als Ideal statuirt haben. Schiller unterscheidet von diesem sinnlichen Ideale ein sentimentales, absolutes, ein Vernunftideal, das außer aller Sinnenwelt liegt und durch Abstraktion von aller Erfahrung gezeugt wird; die Muse, indem sie das Mögliche darstellt, stellt darum noch nicht das Ideal dar; sie muß es erst aus der Vereinigung mit dem Nothwendigen erzeugen; ihr Bund mit der Natur genügt nicht, sie muß ihren Frieden mit dem Geiste machen und der Vernunft; das Ideal kann als ein Unendliches in der moralischen Menschenwelt nicht zur Erscheinung kommen, nur als ein Ziel erstrebt werden; die möglichst reine Darstellung und Entwickelung der menschlichen Natur im Alterthume ist immer nur eine endliche Größe gegen die imaginäre, die an dem vagen Ziele des Fortschrittes der Kultur liegt; in der todten Natur vollends den Urbegriff der höchsten Menschheit zu suchen, würde ihm nicht eingefallen sein, er holte ihn aus den unsichtbaren Regionen, zu denen des Menschen denkender Geist allein sich aufschwingt. So theilen sich also Beide dichterisch und menschlich zwischen die Kultur und Natur, deren Bund sie rühmen, wieder ab; Jeder für sich betrachtet, strebt in die Wagschalen des Lebens Vernunft und Sinnlichkeit in gleichem Gewichte zu legen, und gegen einander gehalten wiegen sie sich in den entgegengesetzten Schalen wieder auf. Dem Einen genügte das, was die Natur in ihrer Reinheit Endliches erreichte, der Andere nahm in Aussicht, was die Kultur in ihrer Aechtheit Unendliches erstrebte. Das große Werk jener Versöhnung hat die Natur, so lange sie unentzweit und ungestört ist, im Besitze: sie ungetrübt zu erhalten, ist daher das Wahlwort Göthe's, der sich in diesem Besitze freute und begnügte, der von da ausging; sie durch Kultur herzustellen, ist die Losung Schiller's, der in dem Falle der modernen Zeit im Allgemeinen war, die sich nach der Natur rückzukehren sehnt und dabei sich einen eigenen Werth und Gehalt reservirt. Göthe hat daher seinen Standpunkt unverrückt auf der Kunst, und zwar auf jener alten naiven Kunst, der Vorverkünderin der Kultur, die mit der Natur überall verwandt ist, und am nächsten in der Plastik. Schiller's Auge springt überall über diese Grenzen der reinen Kunst hinweg; ihm ist ihre Gestaltung in der Plastik gleichgültig, die er ganz als die Frucht einer instinktiven Bildung ansehen muß; die Poesie reizt ihn unter allen Künsten allein, die den Bund mit den

Produkten der übrigen menschlichen Vermögen näher legt: denn er kann nicht gleichgültig sein gegen die außerhalb der Kunst gelegenen Fortschritte der Kultur unter der Wirksamkeit getrennter Kräfte; er blickt auf Geschichte, politische und philosophische Bildung hinüber, und vereint nur Alles wieder zum Dienste einer gesteigerten Kunst, die sich auf dem Niveau des Kulturstandes aufpflanzt, mit freiem Bewußtsein, „als ob sie ihr eigener Schöpfer wäre." Erweiterung der Kunst ist daher nach Humboldt's Worten der Charakter der schiller'schen Dichtung; Umschreibung der natürlichen Grenzen, oder mit anderen Worten, Unmittelbarkeit der Kunst ist der Charakter der göthischen. Beide in dem Gesammteindruck ihrer Personen und Produktionen machen daher die kontrastirenden Eindrücke von Natur und Geist, von Instinkt und Freiheit, von Praxis und Theorie, von dem glücklichsten Allgemeingefühl und dem klarsten Bewußtsein. Ein Bild gegebener Vollkommenheiten steht Göthe, der sich nicht selber kennen wollte und Gott hat, ihn vor Selbstkenntniß zu bewahren, Schiller'n ganz entgegen, der mit der Kraft des freien Willens Alles aus sich selbst machen mußte, was dem Andern freigebig geschenkt war, der daher seine Mittel kennen mußte, um sie zu Rathe zu halten, und der auch in eben dem allgemeinen Sinne, in dem Göthe jenen Ausspruch thun konnte, von sich hätte sagen können, daß er im höchsten Lichte der Selbstkenntniß stehe und zu stehen wünschte. Jener besaß zum völligen Menschen die natürliche Anlage, gegen die seine freie Entwickelung zurückblieb, dieser erwarb sich die natürliche Entwickelung, mehr als die minder willige Anlage erwarten ließ; ein glücklicher Günstling der Natur, konnte Göthe den Stern seiner Geburt preisen, aber nicht den der Verhältnisse und der Zeit, Schiller dagegen hatte eher Ursache dort zu klagen, während er sich hier heimisch fühlte und in dem Boden der Umgebung seine tiefen Wurzeln schlug. War es Göthe'n vielleicht das Höchste, die Anlage der Natur in dem zarten widerstandlosen Gehorsam der Pflanze zu entfalten, so nannte es Schiller dagegen das Höchste, „was diese willenlos ist, wollend zu sein;" und nur der Gottheit gegenüber rieth er willenlos zu sein, daß sie von ihrem Throne zu uns herabsteige. Jener folgte dem Strom seiner Neigungen willig, der Andere zwingt ihn mit dem Steuer eines zielrichtigen Bestrebens; die Forderungen der Vernunft bestimmen seinen Lauf, dem Andern, dem die Sinne das Heiligste waren, blieben

Aug und Ohr „die wackern Lootsen durch die schroffen Klippen von Wille und Urtheil.“ Das bestimmende Vermögen ist in Schiller, das empfängliche in Göthe'n herrschend. Dieser läßt die Welt sich auf sich herein bewegen, Schiller rückt gegen sie heraus; ruhend schloß sich jener dem Vergangenen an, dieser bereitete in unruhiger Geschäftigkeit das Künftige vor; die Dinge formten jenen, den Naturforscher, aber der Philosoph immer die Dinge. Göthe, kraft seiner realistischen Natur, lagerte sich mit den Vollkommenheiten seines sinnlichen, auffassenden Vermögens, das uns mit dem Aeußeren der Welt in Relation setzt, dieser in aller Ausdehnung und Veränderlichkeit gegenüber; Schiller, dessen Vorzug in seiner geistigen Energie lag, behauptete seine Innerlichkeit und Selbständigkeit auf Kosten seiner Weltkenntniß: verdiente jener den Beinamen ὁ πάντα, den ihm Wieland gab, so war Schiller überall totus und ὅλος. Je vielseitiger und beweglicher die Empfänglichkeit ist, sagte er selbst, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlage entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit und Freiheit der Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Dies war Beider Fall gegen einander. Was nach Schiller das vollkommene Werk der Kultur bezeichnet: das sinnliche Vermögen in die reichste Berührung mit der Welt zu setzen und seine Empfänglichkeit und Passivität aufs höchste zu steigern, und das geistige Vermögen unabhängig und selbständig zu erhalten und seine Aktivität und bestimmende Kraft möglichst zu erhöhen — zwischen diese zweiseitigen Ziele schienen sich Beide dem allgemeinen Eindrucke nach mehr getheilt zu haben. Von beiden Vermögen kompromittirte bei Jedem das geringere zum Vortheil des vorragenden: Göthe trug die Energie der bestimmenden Kraft auf die passive über und verlor an Persönlichkeit und Freiheit, Schiller gab seinem Thätigkeitstriebe die Reizbarkeit und Beweglichkeit des empfangenden hinzu, und übersteigerte ihn. Wenn nach Schiller's Ansicht Göthe verabsäumte, mit dem rechten Eifer die Gaben der Natur in ächten eigenen Besitz des Geistes zu verwandeln und mit Vernunft zu beherrschen, so tadelte dagegen Göthe, daß Schiller gegen die Mutter Natur, die ihn nicht stiefmütterlich behandelt habe, undankbar sei, daß er in sich den Instinkt durch die Thätigkeit des Geistes in Gefahr setzte, die Vegetation durch Freiheit beunruhigte, die Komsumtion

des Geistes übertrieb, mehr als die Oekonomie und die Bilanz jener gegensätzlichen Kräfte des Menschen gestattete. Die angespannte Thätigkeit war das, was bei Schiller'n Jedem, der ihn persönlich kannte, zuerst auffiel, bei Göthe'n haben wir die Zögerung mitten in aller Beschäftigung gewahrt; besser hielt dieser das richtige Maß zwischen Reception und Produktion, während Schiller den Reiz des bloßen Lernens und Aufnehmens nicht kannte; weislich mahnte Göthe, zur bösen Stunde zu ruhen, damit die gute doppelt gut sei, aber Schiller zwang sich in der übeln Stunde mit Reizmitteln, denn ihm war das Pfund des Geistes ein zu theuerer Schatz, um ihn jemals unbenutzt ruhen zu lassen. Die Beschäftigung, die nie ermattet, war ihm ja die liebste Begleiterin, und „um den Ernst, den keine Mühe bleicht, rauschte ihm der Wahrheit tiefversteckter Born." Göthe fühlte es wohl zuletzt selbst, daß er zu bald stille gestanden, unbedacht, daß nur Beharrlichkeit und gleichmäßiges Bestreben in gleichmäßigem Werthe hält; er mußte es anerkennen, daß Schiller's rastloses Bestreben, im edlern Sinne zu wirken, durch große Erfolge gekrönt war; aber dagegen schien er auch überzeugt, daß diese Selbstthätigkeit und jene Idee der Freiheit ihn frühzeitig getödtet habe, weil er Anforderungen an seine physische Natur machte, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren. Der tragische Dichter brachte seinem Berufe einen tragischen Charakter entgegen. Weniger angeschlossen an den Naturgang, ringend nach einem selbstgesteckten Ziele, ankämpfend gegen äußere Verhältnisse und Hemmungen, überbot er seine inneren Kräfte, eilte zu hastig und angestrengt auf der betretenen Laufbahn fort, und sank, ein Opfer seiner Strebsucht, in zu frühen Erschöpfung. Mitten im breitesten Erguſſe seiner Wirksamkeit raffte ihn das Schicksal hin, während Göthe stille und fast unmerklich einen späten Ausgang nahm. Dieser, wie ein gedehnter Strom, im Gebirg entsprungen und beim ersten Laufe im raschen Absturz begriffen, dann den ruhigen Fluß im reizenden Thale und geregelten Ufern bewegend, ward langsamer im flachen Bette der ebenen Gegend und verlor sich zuletzt wie unsichtbar in sich selbst; der Andere ein kurzer Uferstrom, noch wilder im Anfang, stemmte sich in der Mitte seines Laufes in einen breiten See, den Weg bedenkend, und ergoß sich dann im geregelten, aber schnell beendeten Laufe mit voller Mündung ins Unendliche.

Hält man so die Gegensätze in beiden Dichtern ausschließlich im Auge, so sieht man wohl, wie schön sich diese kontrastirenden Charaktere nach der Ansicht Göthe's zu einem Verhältnisse der wechselseitigen Ergänzung eigneten, wenn nur die Bindungsmittel nicht fehlten. Hierzu scheint es nöthig, daß sie sich, wie es ihre obersten Theorien mit sich brachten, selbst der mittleren Stellung zwischen jenen antagonistischen Richtungen des menschlichen Wesens genähert hätten, und verliert man sich erst recht in die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen, so scheint es kaum möglich, daß man auf ein anderes Symptom dieser Annäherung bei ihnen stoßen sollte, als höchstens auf jene Theorien, die so häufig todte Worte sind. Allein sieht man nur von der Parallele zwischen Beiden ab, und stellt sie grelleren und extremeren Gegensätzen gegenüber, so wird man sogleich fühlen, wie versöhnlich sie sich einander nahe kommen, die sich erst so abzustoßen schienen. Gegen Lichtenberg oder Nicolai gehalten, wird Göthe zum Idealisten, Kant und den späteren Philosophen gegenüber, erscheint Schiller als ein Sensualist; gegen Göthe gehalten ist Schiller der Dichter des Bewußtseins, gegen die Romantiker ein naiver und instinktiver Poet. Aber auch in Beiden, an sich und unter sich betrachtet, erkennen sich die Merkmale bald, die es beweisen, daß es ihnen Ernst war um die Erweiterung ihrer einseitigen Natur. Wer Schiller'n von dem glücklichen Zeitalter der Welt in Poesie und Prose reden hört, wo der Gott noch im Baume wohnte, wer ihn mit jenem Eifer ringen sieht, die graue Metaphysik abzuwerfen, nachdem er in dem Dichter den einzig wahren Menschen erkannt hatte, wer ihn beobachtet, wie er sich die reale Weltbetrachtung zu assimiliren sucht, wer seinen Preis der naiven Dichternatur und seine zeitweiligen Entscheidungen zu Gunsten der Leistungen des praktischen Talentes vor dem Ringen des ausstrebenden Idealisten liest; oder, wer Göthe'n nach den Forderungen des griechischen Ideals in Italien produciren und sich von den Auswüchsen der Leidenschafts- und Naturtheorien seiner Jugend befreien sieht, wer ihn Schiller'n zugeben hört, daß er ihn von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge auf sich selbst zurückgeführt und die Vielseitigkeit des innern Menschen billiger ansehen gelehrt habe, der wird nicht sagen wollen, daß dies eitle Theorien seien, die der Kopf mit dem Herzen in Zwiespalt aufgestellt habe. Wenn der Eine den

Lobredner der Zeiten reiner Kultur macht gegen die romantischen Erneuerer des Mittelalters, und der Andere sich der reinen Natur gegen die idealistischen Idyllenschreiber annimmt; wenn Schiller einmal der Leitung des Instinktes vertrauen heißt, und Göthe dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahne deshalb das Steuer in die Hand gegeben sieht, daß er nicht der Willkühr der Welle, sondern dem Willen der Einsicht folge: so scheinen Beide ihre Rollen getauscht zu haben. Aber dies sind Einzelheiten der Rede, die wenig bedeuten; viel wichtiger ist ihr Rollentausch in ihren Leistungen: daß sie gerade dort den ungetheiltesten Beifall fanden, wo Schiller dem realistischen und Göthe dem idealistischen Principe zu huldigen schien, das beweist doch wohl, daß Jeder ohne Affektation an dem ihm fremderen Systeme wirklich participirte. Und in der That ruht dieser Beifall ganz auf dem dunkeln Gefühle der Anerkennung jener totalen Natur, die eben in diesen Produkten am schönsten zu Tage kommt. Die Mischung der Elemente, die diese Werke überhaupt möglich machte, ist nicht allein für die beiden Männer selbst, sondern für die deutsche Natur überhaupt ein Ruhm. Göthe, der ganz auf die Kunst, die Pflegerin des Ideals, angewiesen war, brachte ihr eine rein realistische Natur entgegen; Er, dem es Naturbedürfniß war, mit der Wirklichkeit zum künstlerischen Abschlusse zu kommen, zerstreute sich gerade in universaler Bereicherung; er stellte das innere Seelenleben dar, voll Beruf gerade die äußere Welt zu behandeln, deren Schilderung ihm nur da glückte, wo seine reiche Seele den äußeren Eindrücken etwas entgegenbrachte. Schiller, der zwar Alles aus seinem Innern zu spinnen schien, mußte doch von den äußeren Zeitereignissen im Großen erst bewegt werden; er weilte im Reiche der Ideen, und war doch ganz von der Wirklichkeit und Gegenwart bestimmt; der mehr Beruf zu haben schien, das innere Seelenleben zu malen, dem Erfahrung und Lebenskenntniß, das Unentbehrlichste für eine materialere Dichtung, ganz abging, der schilderte gerade das Allgemeine des großen Weltlebens ab. Der ideale Dichter fiel auf die Gegenstände aus der faktischen und realen Welt, in denen es so leicht war dem Stoffartigen zu verfallen, ja man kann sagen, daß sein dichterisches Wirken auf einer Einsichtswahl und dem Streben nach einem praktischen Ziele ruhte; ganz umgekehrt Göthe, der seine realistische Dichtung in Regionen umtrieb, die dem Ideal viel näher

zu halten waren. Empfindungen und Gemüthszustände gehören der gemeinen Welt viel weniger an, in ihren Schilderungen hielt sich die Dichtung fast immer im Reich der gesteigerten Natur auf und irrte vielfach in das Phantastische und Spiritualistische hinüber, wie gleich die Göthe folgenden Lyriker so vielfach bewiesen: dem entging Göthe ganz durch seine reine und unverschrobene, praktische Natur. Welthändel und Historie ziehen im Gegentheile zu einer trockenen Behandlungsart und zur Prosa herab, wie es gleich die ganze Masse historischer Dramen belegt, die sich auf Schiller aufbaute: dem entging Schiller durch das „Etwas, das in Allem für die Poesie spricht, durch den Samen des Idealismus, der es hindert, daß das wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zerstöre." Es sähe dem Mann des Geistes und der Idee viel ähnlicher, daß die Literatur und die inneren Bildungszustände, dem Manne der Anschauung und des Lebens, daß die politische Welt sein Talent bestimmt und gerichtet hätte; der Fall war aber umgekehrt: Göthe hat für die Literatur und literarische Kultur ungefähr die Bedeutung, wie Schiller für die politische, jener für die Naturphilosophie wie dieser für geschichtliche, und wenn sich Göthe in dem, was er den jungen Dichtern ward, ihren Befreier nennen wollte, so ward dies Schiller den jungen Patrioten; die Weltliteratur hat misverstehend einen Leitstern an jenem gefunden, die Weltrepublik kann es an diesem. Es lag ganz auf Göthe's Wege, des Lobredners der Geschichte, des Mannes, der eine Art Muster von Biographie geliefert, daß er dem Leben der Geschichte wie aller sonstigen empirischen Welt die gleiche Empfänglichkeit entgegengebracht hätte, und auf dem Wege des vereinsamten Schiller's, der das große Ganze der Geschichte miskannte und producirend sie im Einzelnen mishandelte, daß er mehr in sein Inneres hinabgetaucht wäre, um Dichtungsstoff zu suchen; aber es war das entgegengesetzte Verhältniß. Im großen Maßstabe gedacht, ist die göthische Dichtung mehr persönliche, die schiller'sche mehr historische Gelegenheitsdichtung, und wenn sich Beide selbst wie Objekt und Subjekt von einander unterscheiden, so dreht sich das Verhältniß geradezu um, wenn man Beide dem öffentlichen Leben der Zeit gegenüber hält: ihm trat Göthe mit einer Selbstbestimmung entgegen, die seine gewöhnliche Reception ganz verleugnete, und

Schiller dagegen ließ sie in einer Objektivität auf sich wirken, die der reinsten göthischen Empfänglichkeit gleichkommt. Göthe selbst bewunderte gelegentlich die Kunst, mit welcher Schiller das Objektive faßte, wenn es ihm in Geschichte und Ueberlieferung entgegenkam. Man hat allgemein die lokalen Färbungen im Tell und Aehnliches bestaunt, aber einen höheren Preis verdient die zarte Sympathie mit dem großen Weltleben, dessen Schritten er Fuß um Fuß in seinen Dichtungen folgte. Hier war Göthe in seiner eigensinnigen Abgeschlossenheit der totus, und Schiller in seiner Biegsamkeit ὁ πάνυ. Wenn Göthe sich dem antiken Geiste insofern anschließt, als er sich an das Reale und Wirkliche hält, und dadurch nach Schiller's Ausspruch von allen neueren Dichtern sich am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt, so dagegen Schiller, insofern er seine getrennten Geisteseigenschaften auf Eins koncentrirte, und dadurch, wie man so oft von den Alten gerühmt hat, mit Wenigem Vieles leistete, während Göthe mit Vielem Weniges. Und wenn es richtig ist, daß man Beide im Ganzen wie antik und modern von einander trennt, so fühlte doch Göthe, der antikeste unter den Modernen, dort eben so richtig, wo er sich in Zertheilung seiner Kräfte dem idealen Unendlichkeitsbestreben der neueren Zeit verfallen sieht, und Schiller, den Humboldt zwar mit Recht den Modernsten aller Modernen nennt, empfindet dort nicht minder richtig, wo er sich den Griechen nahe fühlt, als er von Schakspeare zu Sophokles überging. Chronologisch liegen die Gegensätze des Realen und Idealen ungefähr in umgekehrtem Verhältnisse in Beiden: Göthe ging mehr von einer realistischen Tendenz aus in eine ideale über, Schiller suchte sich nach der Bekanntschaft mit Göthe'n und den Alten dem Realen mehr von dem Idealen aus zu nähern; er ging von Spekulation zur dichterischen Anschauung zurück, der Andere von dieser, wenn nicht zur Spekulation, so doch zur Kontemplation über, und auf seinen Spuren schritt der orientalische Spiritualismus einher, wie auf Schiller's die derben Vaterlandsbestrebungen in Praxis und Poesie. Und so sind die augenfälligsten Wirkungen Beider überhaupt im Grunde ganz gegen das, was man zufolge ihrer Naturanlagen hätte erwarten sollen. Der aufs Praktische und Materiale gerichtete Dichter ward mehr überhoben, der in der Kunst und Idealwelt lebende ist Vielen zu natürlich. Beides hin-

derte Beide, den Extremen zu verfallen, und so ist der hochgehende und oft tiefsinnige Schiller populärer geworden, und der Planere, an sich Populärere, ist das Eigenthum einer mehr aristokratischen Klasse. Der seinem Ziele nach mehr für Männer schrieb, ist der Liebling der Frauen und der Jugend geblieben, der in ewiger Jugend beharrte, genügte mehr den Ansprüchen des Mannes. Der ganz Form und Geist war, sprach die Menge an, die mehr Materie sucht, und der mehr Materie bot, befriedigte die Gebildeten, die der Form gewachsener sein sollten. Der scheinbar reichere Dichter hat einen engeren Wirkungskreis gefunden, und der scheinbar ärmere den weiteren, und dies hat Göthe selbst vortrefflich ausgedrückt, wo er sagt, daß, wenn man Schiller nicht so reich und ergiebig achtete, dies darum war, weil sein Geist einströmte in alles Leben, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt ward und seine Mängel ergänzte. Und so durchkreuzen sich die Linien des doppelseitigen Wesens in Beiden so vielfach, daß sie uns gleichsam erst in dieser verschlungenen Gestalt ein gemeinsames Ganzes darstellen, an dem wir uns ungetrennt freuen und aufbauen sollen, wie es in der Absicht der Männer selber lag. Wer wollte zwischen Beiden wählen! wer die Grundlehre Beider, die wir so wiederholt, so nachdrücklich, wie sie sich in ihren Schriften selbst findet, auch in unserer Darstellung wieder und wieder bringen mußten, die Lehre von der vereinten totalen Menschennatur, so blind aus dem Auge lassen! wer möchte das Eine als das Ausschließliche preisen, da sie selbst uns auf ein Drittes wiesen, das größer ist als Beide! Nur Einen Gesichtspunkt gibt es, aus dem man zwischen Beiden Vorzug treffen dürfte: daß sich Jeder, der in sich die engere einseitige Natur erkannte, wieder nach dem Beispiele unserer Dichter selbst, in Opposition mit seiner Neigung gerade zu jenem unter Beiden wendete, der ihm fremder läge, damit er, eingesenkt in die Trefflichkeit auch der gegensätzlichen Natur, „seine Mängel ergänze," und von dem Gegenstück seines Wesens anerkennend sagen lerne, was Göthe von Schiller sagte: So sollte man eigentlich sein! Denn nur wenn wir uns das Mangelhafte unserer Existenz bekennen und das auch zu sein streben, was wir nicht sind, dürfen wir hoffen, einigermaßen das zu werden, was wir eigentlich sein sollten.

4. Schauspiel.

Wir haben zuletzt noch von der gemeinsamen Thätigkeit Göthe's und Schiller's für die weimarer Bühne zu reden. Wäre der Eine jünger gewesen, der Andere älter geworden, so würde an diesem Zweige ihrer duumviralischen Wirksamkeit unstreitig die reichste Frucht gewachsen sein, denn hier arbeiteten sie an einem Werke, das die ganze Nation mit dem regsten Interesse, wenn auch nicht immer mit dem richtigsten, unterstützte. Auch so aber, obgleich ihre Beschäftigung nach dieser Seite hin nur kurz dauerte, haben sie die deutsche Bühne, nicht allein durch ihre dramatischen Schriften, sondern auch durch ihre Leitung des weimarer Theaters auf ihren Höhepunkt gebracht: nicht dadurch, daß sie über ausgezeichnete Kräfte zu gebieten gehabt hätten, sondern dadurch, daß sie, in glücklicher Unabhängigkeit von dem Geschmacke des Haufens, ein würdiges Repertoire gründeten, und daß sie den Bund zwischen Theater und Poesie, der seit Lessing fast ganz gelöst war, wieder herstellten. Um zu verstehen, wie dies gemeint sei, um den Stand unserer Bühne unter Göthe's und Schiller's Leitung gegen jenen frühern, wo Lessing ihr Herrscher war, gehörig zu würdigen, um die Anstrengung zu begreifen, die Schiller zu machen hatte, und das Verdienst, das er sich erwarb, zu ermessen, ist es nöthig, daß wir in der Geschichte unsers Theaters ein wenig zurückgehen, wo wir finden werden, daß in diesem Gebiete wo möglich noch größere Widerstände als in den übrigen von unsern beiden Dichtern zu überwinden waren, wenn sie der Prosa und der gemeinen Kunst nicht die ächte würdige Dichtung wollten verloren geben, wenn sie das Theater nicht zu einem geringen Unterhaltungsorte wollten herabsinken sehen.

Wir nehmen zum Faden unserer Darstellung den Uebergang unserer wandernden Bühnen zu stehenden. Diese Veränderung des äußeren Zustandes unserer Theater war vielfach von einer ganz entscheidenden Bedeutung und mußte nothwendig eine ganz neue Epoche herbeiführen. Es änderte sich mit ihr der Charakter der Truppen, und der ganze Stand der Schauspieler trat in eine würdigere Stellung und gesichertere Existenz ein. Einzelne Männer wie Eckhof, Schröder und Iffland, gerade diejenigen, die uns zuerst

einen Begriff von wahrer Schauspielkunst gaben, machten auch als Menschen Anspruch auf Achtung, und hielten mit ihrer würdigen Erscheinung zum ersten Male dem allgemein herrschenden Vorurtheile gegen ihren Stand in jener Art die Wage, wie es Göthe in Bezug auf den früher ähnlich verachteten Dichterstand von Klopstock ausgesagt hat. In dem Publikum unserer größeren Städte konnte sich ferner durch die Bildung regelmäßiger Bühnen, durch die Verdrängung der Kreuzerkomödien und der wüsten Spektakelstücke, die die Wandernden schamlos umhertrugen, ein geregelter Geschmack bilden, von dem man endlich hoffen konnte, er werde eine bessere dramatische Kunst, wo nicht fördern, doch wenigstens ertragen lernen. Und was endlich eine Hauptsache ist: die Direktionen, die früherhin auf ihren Umzügen durch Veränderung des Lokals mit ihrem geringen alten Repertoire überall neu waren, mußten, sobald sie fest saßen, auf Erweiterung desselben denken, um an demselben Orte durch Neuheit zu fesseln; der Blick auf die gesammte dramatische Literatur von Europa mußte sich immer mehr ausdehnen; Theaterdichter, die fremde Stücke übersetzen, neue Originale verfertigen, veraltete erneuern, unaufführbare bühnengerecht machen mußten, wurden unentbehrlich und tauchten daher jetzt an allen Orten hervor. Das Beispiel, das in Hamburg, als Lessing dort war, gegeben ward, war, wiewohl es damals schnell zu scheitern schien, darum nicht verloren. Wie man dort bei der Unternehmung einen Direktor, einen Theaterdichter, einen Dramaturgen nothwendig fand, so hören wir bald, daß da und dort, in Hamburg, in Wien, in Mannheim, in Gotha, in Berlin, in Weimar dasselbe Bedürfniß fühlbar ward, und wir sehen die Bock, Klinger, Engel, Gotter, Ramler, Schink bald in dieser bald in jener Eigenschaft irgend einer Bühne aggregirt. Dadurch kam endlich Wahl, Kritik, Unterscheidungsgabe in das aktive Theaterpersonal wie in das empfangende Publikum; es ward einem flüchtigen Interesse Dauer, den Erwartungen und Forderungen ein größeres Maß gegeben, und dadurch ein ganz neuer Schwung in die Kunst gebracht, die kurz zuvor noch in dem Range der Seiltänzerei gestanden hatte und sich selten ohne deren Beihülfe aufrecht halten konnte.

Die erste Forderung, die nun an die dramatischen Produktionen gemacht werden mußte, ging auf die Aufführbarkeit der Stücke,

sowie die erste Achtsamkeit der Direktoren auf die Geschmacksrichtung des Publikums und der Nation gerichtet sein mußte. Was das Eine angeht, so war nach Lessing's erstem Beispiele, auf die Veranlassung des Götz von Berlichingen, und später wieder in anderer Art auch durch die folgenden Bühnenstücke Göthe's, dann auch durch Klopstock und Stolberg, das Bühnengerechte mehr aus den Augen verloren worden, und selbst Lessing sah im Nathan nicht mehr darauf ab. Man dehnte die historischen Stücke zu dialogisirten Romanen aus, und die geniale Schule, wo sie sich auch in fünf Akte beschränkte und formell sich den Konventionen der Bühne beugte, warf doch dem Inhalte nach so wüste und unverständige, oder so grausame und verzerrte Stücke hin, daß man, wie Schröder mit Lenzens Stücken that, sogleich mit Umarbeitungen helfen mußte, falls man diese Originale, die durch ein gewisses Talent anzogen und die Wüste unserer Repertorien anzubauen versprachen, nicht wieder preisgeben wollte. Ob sich das Wilde und Karrikaturartige, das Blutige und Gewaltsame in den Tragödien dieser Schule mehr dem Publikum oder den elenden Schauspielern empfahl, die hinter der materialen Aufregung ihr geringes Spiel versteckten, kann man bezweifeln. Vor und nach den Stücken Klinger's und Schiller's drängten sich die Schreckensspiele dieser Art, und sie bereicherten, nicht selten aus den Händen seichter Nachahmer, die wie gewöhnlich im Barbarischen das Genie, in Uebertreibung die Wirkung suchten, die Bühne, auf welcher sie theilweise mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurden. Die früheren Trauerspiele von J. F. Schink (Lina und Waller, Gianetta Montaldi, Adelstan und Röschen), die meisten Produkte von d'Arien (Marie von Wahlburg, Klaus Storzebecher u. A.) und von dem Schauspieler Möller, einzelne Stücke von Berger (Galora von Venedig), von Sprickmann (Eulalia), von Grohmann (Gioconda) hängen genau mit der genialen Schule zusammen, nur daß sie meist entschiedener auf die Darstellung absehen, wie denn die möller'schen rein auf Theateraffekte abzielen. Werther'sche Empfindsamkeit, götzische Kraftsprache und geradebrechtes Deutsch, shakspeare'sche Reminiscenzen, verfehltes Pathos, eine ungezähmte Phantasie, folternde und erschütternde Scenen, unnatürliche Verbrechen, scheußliche Charaktere, Ueberladung von Personal, Vorfällen, Maschinerie und Theaterspektakel, misgestaltetes

Zeug aller Art voll gewaltsamer Zuckungen und Spannungen begegnen bald gehäufter bald vereinzelt in diesen von Plattheit und Tollheit wunderbar gekreuzten Werken, und dies macht uns die Wirkungen begreiflich, die die Jugendstücke Schiller's hatten, die alle erst nach den eben genannten Produkten erschienen und auf ein wohlbereitetes Publikum trafen. Zu dieser Gattung kamen noch die eigentlichen Ritterstücke hinzu. Der Ton, der hier vorgeschrieben war, war nicht schwer zu treffen, die Derbheit mußte mit dem Scheine der Kraft schmeicheln, den Stoffen konnte es an Theatercoups nie gebrechen, das Ungestaltete schien hier gerade das Charakteristische zu sein. Waren diese Materien dem stümperhaften Poeten genehm, so waren es ihre Bearbeitungen dem schlechten Spieler noch mehr, der den Ton der anständigen Gesellschaft nicht kannte, der den französischen Vers nicht zu deklamiren verstand, der, wo er sein rohes Organ nicht hinter den Gesang verstecken konnte, es gern durch das Pathos und den wilden Lärm der ritterlichen Rodomontaden in ein glänzendes Licht rückte, wo Verzerrung und Verwilderung für Feuer und Genie galt, und die starke Lunge den schwachen Kopf verbarg.

Dies waren nun Aufgaben, die dem wandernden Schauspieler ganz angemessen waren; der betäubende Tumult dieser Stücke ging gleichsam vor ihm her und bereitete ihm den Weg. Sobald sich aber der Stand hob, die Kunst stieg, die Bühne fest stand, konnte die rohe Leistung und der rohe Beifall dem denkenderen Künstler nicht mehr genügen. Der Schauspieler, wenn er nicht mehr bloßer Statist ist, wenn er Menschen beobachten lernt und dem gesitteten Kreise der Gesellschaft nahe tritt, ist seinem ganzen Berufe und dem Wesen nach, das dieser in ihm vorzugsweise ausbildet, gar nicht gemacht, an Ritterstücken und historischen Dramen großen Gefallen zu finden. Die Quellen seiner Kunst weisen ihn auf das umgebende Leben; er ist nicht versucht, seine Kenntniß der Welt aus der Geschichte zu holen, denn ihn fesselt nicht der große Umriß, sondern die kleine Nuance; das Leben der Zeiten und Völker kann ihm gleichgültig sein, wenn er nur die Gegenwart und die Menschen kennt, auf die er wirken soll, auf die er nur aus dem Standpunkte wirken kann, auf dem sie selber stehen. Die rohe Natur, die dem rohen Haufen in den Ritterstücken gefiel, hatte nur auf der Bühne ein anderes Kleid an,

es war aber dieſelbe, die der Zuſchauer in ſich ſelber wieder fand. In großen Städten aber, an gebildeten Höfen, unter feineren Direktoren fand dies Unweſen ſchon nicht ſo großen Wiederklang. Und gerade durch die vereinte Zuſammenwirkung von großen Städten, Höfen und gebildeten Schauſpielern ſollte dem bisherigen Geſchmack an Opern, an Spektakeln, an Farcen und Balleten endlich eine andere Wendung gegeben werden. Hätte man damals in unſerer dramatiſchen Literatur die Richtung fördern können, die Schiller im Grunde angab, indem er das Trauerſpiel der Genialitäten und das hiſtoriſche Drama läuterte, ſo wäre wohl die Entwickelung des Nationalgeſchmacks einfacher vor ſich geſchritten, der ſich nun einmal für dieſe Gattung ausgeſprochen hatte. Allein, wie die Menſchen ſind: das, was ihren Beifall nicht hat, ſuchen ſie minder bereitwillig zu beſſern, als ganz zu verwerfen; man ſetzte alſo dem Schreckſpiele das Luſtſpiel oder Rührſpiel entgegen, ſtatt daß man geſtrebt hätte, ein reines Trauerſpiel daraus zu bilden; ſtatt daß man das vaterländiſche Schauſpiel im eigenen Style fortzupflanzen ſuchte, fing man aufs neue an, in viel koloſſalerem Maße, als es zu Gottſched's Zeiten geſchehen war, das Auge auf alles Fremde zu werfen und es zum Bühnengebrauche, ſo gut es gehen wollte, zuzurichten; und aus dieſem Geſchäfte ergab ſich dann von ſelbſt eine Unmaſſe von ſogenannten Originalſtücken, die doch im Grunde faſt immer aus Anregungen fremder Stücke entſtanden waren und irgend eine fremde Manier nachahmten. Weit entfernt, daß man ſich bei dieſen Akkomodationen zuerſt nach dem Vorzüglichen umgethan und mit dieſem begnügt hätte, begann man durchweg maſſenweiſe Gutes und Schlechtes zu verpflanzen, und hielt einen Jeden für dieſes Geſchäft gut genug; man griff nach dem billigſten, wenn man einen Theaterdichter engagiren ſollte; und wo er fehlte, ſorgten die Schauſpieler ſelbſt. Dies war der größte Misſtand, der bei dieſer ganzen Wendung ſtatthatte; ein Uebel, das wir ſchon früherhin haben drohen ſehen, brach jetzt mit Gewalt über unſere dramatiſche Dichtung herein. Der Schauſpielerſtand ſchien ſich ihrer ganz bemeiſtern zu wollen, und dies war jene Kumulation von Aemtern, jene Verbindung von Gewalten, die durchaus getrennt ſein mußten, bei deren Vereinigung nothwendig die eine oder die andere unterdrückt und vernachläſſigt wird. Wenn Shakſpeare, wenn Göthe und Schiller Schauſpieler waren, oder

ſein oder werden wollten, ſo war dies die kleinere Gefahr, denn ihr eigener Schaden mußte ſie bald zurechtweiſen. Aber indem unſere Schauſpieler die Haufen ihrer ſeichten und elenden Theaterſtücke auf die Bühne warfen, war es unvermeidlich, daß ſie die Unterhaltungsſucht des Publikums nährten, ſtatt ſeinen Schönheitsſinn zu bilden, daß ſie ein mechaniſches Handwerk aus einer freien Kunſt machten, daß ſie den Verband zwiſchen Poeſie und Drama gleichſam löſten. Unglücklich genug, daß ſich bei uns das Drama nicht wie bei den Alten aus dem Anlaß öffentlicher Feſte herausbildete, daß man ihm nicht den Nimbus größerer Feier und ſeltener Erſcheinung laſſen konnte. Unſere Geſellſchaften, von keinem Staate gehalten, auf ihren eigenen Erwerb gewieſen, mußten ſich wohl entſchließen, jeden Abend für einen Zeitvertreib zu ſorgen. Dies ungeheuere Bedürfniß forderte die profuſe Produktion von mittelmäßigen und geringen Werken heraus, und dieſe wieder nährte und ſteigerte das Bedürfniß. Dafür zu ſorgen lag freilich den Schauſpielern ſelbſt am nächſten, die die Handwerksgriffe am beſten kannten, die das Maſchinenwerk am geläufigſten zu handhaben wußten. Zu größerem Unglück erſchien noch immer unter unſeren Dramatikern, in Bezug auf theatraliſche Brauchbarkeit, Leſſing als der größte; er hatte ſich ſelbſt für keinen Dichter erklärt, und die Meinung der Welt ward allmählig dieſelbe; was folgte Natürlicheres, als daß man ein großer Dramatiker ſein konnte, ohne ein Poet zu ſein? was Wunder alſo, wenn Jeder, der an der Poeſie hätte verzagen müſſen, im Schauſpiel noch immer Preiſe zu erwerben hoffte? So wird bei Meyer, dem beredten Biographen Schröder's, die dramatiſche Kunſt nicht undeutlich ganz von der Poeſie abgetrennt und etwa als ein beſonderer Zweig der Menſchenkunde betrachtet. Daher ward auch nach Nathan und Carlos noch der Gebrauch der proſaiſchen Rede im Drama allgemein verfochten, der Vers allgemein verworfen. Das war die Meinung Schröder's und Meyer's und Babo's, ſie huldigten alle der Mimik von Engel, in der dieſe Lehre im zweiten Theile ausdrücklich gepredigt wird; ja es geſchah noch 1780, daß man ſich die Mühe gab, die Alexandriner des alten Schlegel (im Kanut) ſogar in Proſa umzuſetzen! Und ſo kam es denn, daß ſich das Schauſpiel, ſtatt ſich mehr zu erheben, immer mehr in die Niederungen des gemeinen Lebens verlor. Und nicht etwa ſo, daß es, wie Holberg,

wie der humoristische Roman und alle niederländische Kunst zu einem Objekte komischer und grotesker Behandlung genommen hätte, sondern so, daß es sich nach jener goldenen shakspeare'schen Regel zu handeln dünkte, wenn es den Spiegel an das ordinäre Leben des Tages und des Hauses hielt, um sich an dem treuen Bilde zu freuen. Auf diese Weise geschah es, daß, während unter der Pflege weniger großer Geister das Drama aufwärts stieg, ohne sich um die Bühne viel zu kümmern, die große Masse der Schreiber auf und an der Bühne es gewaltsam herabzog, und daß nun zwei gleichsam getrennte dramatische Arten bald gleichgültig, bald feindselig nebeneinander herschritten. Jene wenigen, selten erscheinend, hatten die kecke Fluth der Anderen zu fürchten, die durch jede Oeffnung in die Gunst des Publikums drang; aber sie siegten dann desto gewaltiger, wenn sie den gedrängten Feuerstrom ihrer Dichtung gegen das dunstige Element losließen; den Tagesruhm der vielen Ephemeren überwand die Unsterblichkeit weniger großer Werke. Jene Andern, viel zu kurzsichtig, nach einem solchen Preise auszuspähen, trennten sich theilweise gnügsam, aber ohne Beschämung, von jenen Meistern ganz ab, als ob ihr Geschäft mit dem ihrigen gar nichts gemein hätte, oder sie machten sich lächerlich, wenn sie, wie Kotzebue, sich als ebenbürdig mit ihnen geriren wollten.

Indem wir die Geschichte dieser niedern Dramatik skizziren und an die oberflächlichen Umrisse der Veränderungen in unserer Schauspielerwelt anknüpfen wollen, haben wir im Grunde nur die oben genannten drei großen Schauspieler zu beachten, zu denen wir dann Kotzebue hinzustellen, der zwar nicht Schauspieler war, aber doch sein ganzes Leben der Bühne widmete. An diese knüpft sich leicht das Uebrige an. Den großen Haufen der untergeordneten Akteure, die zugleich Theaterdichter abgaben, dürfen wir bei Seite lassen. Auf die in Wien seßhaften Stephanie, Ziegler, Holbein, Zahlhaas, Frau von Weißenthurn, Schikaneder u. A. kommen wir unten noch mit einem Worte zurück; Andere, die mehr vereinzelte Stücke schrieben, wie Hagemann und Hagemeister, Beil und Beck, und Aehnliche hatten nirgends einen Einfluß, welcher Art es sei; einen allgemeinern Ruf hatten eine Zeitlang nur Möller in seinen Effektstücken, und Brandes und Großmann (ungefähr in Einer Linie mit Bretzner, Jünger und Aehnlichen) im Lustspiel und Unterhaltungsstück. Brandes war einer der ersten unter Lessing's Nacheife-

rern, die das Verdienst suchten, im Gegensatze zu der geschraubten gottsched'schen Tragödie einen natürlichen und einfachen Dialog einzuführen; er ward in den 70er und 80er Jahren mit Goldoni für ebenbürtig erklärt, und einzelne Produkte von ihm, wie der Graf Olsbach, hatten allgemeinen Beifall. Von seinen Stücken könnte jedoch keines mehr, auch nur von dieser sprachlichen Seite her, heute gebraucht werden, und an Geläufigkeit und Gewandtheit haben es ihm Stephanie und Großmann in einzelnen Fällen zuvorgethan. Von dem Letztern sieht man noch immer ein Stück (Nicht mehr als sechs Schüsseln) über die Bühne gehen; man würde aber Unrecht thun, von ihm auf seine übrigen Werke zu schließen (Henriette, Adelheid von Veltheim und dergl.), die in ihrer liederlichen Weise den zerrütteten Charakter des Mannes durchblicken lassen, an dem sein etwaiges Talent zu Grunde ging. Von allem dem, was aus den Händen dieser und anderer Schauspieler mittleren Ranges ausging, gilt noch mehr als selbst von den Produkten ihrer viel überlegenern Kollegen durchgängig die Eine Eigenschaft: circa vilem patulumque morari orbem; und sehr häufig kann man aus dem ungelenken Dialog lernen, wie schlecht es selbst bei diesen immerhin noch namhaften Männern nur mit dem gewöhnlichen Vortrage auf der Bühne beschaffen sein mußte. Alles ist nur auf den Moment, auf ein Benefiz, auf eine Lückenbüßung abgesehen; und wo ja eines ihrer Stücke einmal die Masse der Tagesprodukte auf eine längere Weile überragte, da war es gewiß durch jene theatralischen Effekte und Situationen in Ruf gekommen, die natürlich der gewandte Bühnenkenner leichter ergreifen lernt, oder, wie es selbst bei Schröder und Iffland der Fall ist, durch eine dankbare Rolle gehalten, die der Verfasser sich oder irgend einem andern beliebten Schauspieler auf den Leib zugeschnitten hatte. Denn auch dieser mechanische Kunstgriff kam hauptsächlich durch unsere Schauspieldichter in unser Drama, und verstopfte den reinen Quell des Naturstudiums begreiflicherweise; daß auch Göthe ein solches Hülfsmittel gutheißen und empfehlen konnte, widerspricht gewiß seiner sonstigen Sinnesart ganz.

Als den ersten Schauspieler, der aus der gemeinen Menge zuerst heraustrat, haben wir schon früher Eckhof (1720—78) genannt. War irgend ein Mann dazu geboren, nicht allein durch die Ueberlegenheit seiner Anlagen, sondern auch durch die Eigen-

heiten seiner Natur zur festen Begründung eines Theaters beizutragen, so war Er es. Wir haben schon oben angedeutet, wie er als Spieler vielseitig war und universell; sein eifersüchtiger Nebenbuhler Schröder beschuldigte ihn der Rollensucht bis zur Eitelkeit. Er spielte die höchsten tragischen Charaktere des französischen und shakspeare'schen Drama's, den 18jährigen Liebhaber und den leichtfertigen Schwindler, im Hausvater den d'Orbesson so vollkommen, daß selbst Schröder sich nicht mit ihm messen wollte, im Patelin wetteiferte er mit den zotenvollsten Hanswursten, ohne daß es Lessingen beleidigte, und unübertrefflich war er in plattdeutscher Sprache als Jürgen im Bauer mit der Erbschaft. Kenner, die für Garrick begeistert waren, und ein Rivale wie Schröder haben erklärt, daß in der stillen Gewalt und dem Wohllaut des Vortrags ihn Niemand erreicht habe; er siegte mit der Wahrheit seiner Empfindung und mit dem schönen Organe, das sie aussprach, über den unvortheilhaften Körperbau; er spielte noch den Kanut in der Perrücke und mit dem Krückenstock, aber er machte dies augenblicklich durch die Macht seiner Rede vergessen. Unentbehrlich, wie er mit seiner Ueberlegenheit und Allfertigkeit war, konnte ihn gleichwohl keine der wandernden Bühnen festhalten: er machte es den Direktoren so leicht, denn er wollte nichts erwerben, er kannte keine Bedürfnisse, sondern nur seinen Ruhm; allein er wollte dann auch in seinem Wege nicht gestört sein; er fühlte sich, daß er, sich selber Genüge leistend, mehr thue, als wenn er dem unverständigen Parterre sich bequemen sollte; er fragte nicht nach der Kasse, und er verachtete das gemeine Treiben der Unternehmer; er vermied ganz entschieden, je an die Spitze einer Gesellschaft zu treten; er wollte mit den Finanzen nichts zu thun haben, die Regie aber desto unabhängiger führen. Dies ging nun schwer mit dem Vortheile der Unternehmer Hand in Hand, und er kam daher weder mit Schönemann noch Koch, mit Ackermann und Seyler nicht zurecht. Zu spät leider gab ihm Gotha eine feste Zuflucht, wo ein trefflicher Fürst, den Engel im Edelknaben portraitiren wollte, sich um des großen Spielers willen der Bühne annahm, die ihm nach Eckhof's Tode gleichgültig ward. Hier wäre er am Orte gewesen, denn hier war, wie in Weimar, das Theater von der Stimme des Publikums unabhängiger; allein er starb bald, und ehe die schönere Zeit der deutschen Bühne noch recht aufgegangen war. Schriftstellerisch hat

er wenig gethan, und das Wenige ist nicht bekannt geworden. Er hatte die Absicht, eine Geschichte des donner'schen und schönemann'schen Theaters zu schreiben, und hat Löwe'n vieles Material zu seiner Theaterchronik geliefert; auch hat er mehrere französische Stücke anonym übersetzt. Durch sein Hiersein setzte sich in Gotha, seitdem die seyler'sche Gesellschaft nach dem Schloßbrand in Weimar **1774** hierhin übergewandert war, ein Theaterinteresse fest, das ihn überlebte; **1784** eröffnete dort die bellomo'sche Gesellschaft ihre Vorstellungen; früher debutirten hier Iffland, Opitz, Beil, Beck u. A. und fingen hier an sich zu bilden; Journale, die sich eines Rufs erfreuten, begleiteten seit **1775**, wo H. A. Ottokar Reichard aus Gotha seinen Theaterkalender anfing, die hiesigen Leistungen, und unter einem Kreise von Literaten und Dichtern, wie Georg Schatz, Jacobs, Manso u. A., trat Fr. W. Gotter (aus Gotha **1746—97**) vorzugsweise als Dramatiker hervor, und genoß damals eines nicht geringen Ansehens, wie noch jetzt in seiner Vaterstadt eines dankbaren Andenkens. Er war schon **1763**, als er in Göttingen studirte, mit Eckhof bekannt, sah ihn nachher in Wetzlar, und begann ungefähr gleichzeitig, als er nach Gotha kam, seine eigene dramatische Thätigkeit. Er selbst in Spiel, Deklamation und Improvisation geübt, pries Eckhofen als den, der uns „die Kunst geschaffen, den Stand geadelt habe, ein Orakel des Spiels und ein Vorbild der Sitten;" auch mit Schröder war er befreundet und bearbeitete mit ihm gemeinsam die Doris von Gozzi (Juliane von Lindorak); und Iffland bekannte, ihm für Alles verpflichtet zu sein, was man an ihm rühme. So war er mit den drei großen Männern unsers Schauspiels verbunden, und er erscheint auch in seinen literarischen Arbeiten ganz als einer ihres Gleichen. In seiner Jugend, als er mit Boje und den Göttingern, mit Göthe und den Wetzlarern zusammen lebte, schien er sich in die genialen Tendenzen finden zu wollen [80]); sein Trauerspiel Mariane (**1776**) gehört in die Klasse der Klinger- und Wagner'schen Familientragödien. Doch zeigt schon die leichte Schreibart in diesem Stücke, ohne Tiefe und leidenschaftliche Stärke, daß dies nicht sein Gebiet war; und in seiner berühmten Epistel über die Stark-

80) Man vergl. seine Epistel an Göthe in Döring's: Göthe in Frankfurt a. M. **1839**.

geisterei sagte er sich förmlich von dieser Richtung los, und gab seine Farbe an: er lasse die Geister der höheren Klasse gewähren, er habe zu Sophisterei und Skepsis keine Zeit übrig, er lebe nur der Gelegenheit, dem Augenblick und seiner Freude. Dies setzt ihn ganz in die Klasse unserer französirenden Graziendichter, Wieland's und Jacobi's, die seine Lust waren; wie sie, war er in der Epistel und jeder Gelegenheitsdichtung besonders fertig, und brachte es in der Improvisation weiter als sie; wie bei den Halberstädtern, war das Reimtalent in seiner Familie zu Hause; wie bei ihnen, ward sein poetisch-geselliges Talent am ergötzlichsten an ihm gefunden. Wie dies auf Charakter und Schriften verflachend wirkte, hat sein Biograph [81]), der ihm gewiß nicht Unrecht gethan hat, mit einigen trefflichen Worten gesagt. „Der gesellschaftliche Firniß, bemerkt er, welcher unbedeutende Charaktere hebt, bedeckte und verfälschte die schönen Eigenschaften des seinigen. — In seinen Schriften ward der erkältende Einfluß gesellschaftlicher Bildung stets sichtbarer, je mehr die Wärme des jugendlichen Herzens, die oft ein Surrogat der poetischen Begeisterung ist, erlosch, und der esprit allein, oder doch großentheils, die Funktionen der Einbildungskraft erfüllen sollte, so daß man auch hierin die Aehnlichkeit mit der französischen Poesie nicht verkennen kann." Dies ist der Punkt, von wo aus sich seine Freundschaft mit Eckhof erklärt, dem die Zeit noch keine andern als französische tragische Rollen darbot, und der in diesen den deutschen Geschmack und selbst einen Gegner wie Schröder zu befriedigen wußte. Gotter hatte schon ganz in früher Jugend französische Stücke geschrieben, angeregt durch das französische Privattheater, das die Herzogin Luise in Gotha und ihre Oberhofmeisterin, Frau von Buchwald, eingerichtet hatten. Er hatte sich nach seinem wetzlarer Aufenthalte eine Zeitlang in Lyon niedergelassen, wo er das französische Theater noch näher kennen und lieben lernte, er huldigte ihm in jeder Hinsicht. Eine ordentliche Schule hatte er nicht gemacht, er fühlte daher den Abstand des französischen Trauerspiels vom Urbilde, dem griechischen, nicht; der Eindruck von Eckhof's Spiel, seine Abneigung gegen das Genialitätswesen, Alles arbeitete zusammen, ihn zum Vertheidiger dieser angefochtenen Gattung zu machen und sich in dieser Hinsicht neben Ayrenhoff

81) In der Ausgabe seiner Gedichte. 3. Band. Gotha 1802.

zu stellen. Auch das Interesse des Intendanten kam hinzu, der Mannichfaltigkeit bedarf, und die unvollkommenere Gattung nicht gerade ausschließen will. So übersetzte oder bearbeitete er eine Reihe von französischen Tragödien (Elektra, Merope, Medea, Alzire). Daß er diese Gattung in einer Art Mitte von Schauspiel und Oper sah, empfahl sie ihm noch mehr, denn wir erinnern uns, daß Gotter auch zur Uebersiedelung des französischen Operngeschmacks eifrig behülflich war; und endlich bearbeitete er auch eine Reihe von französischen Lustspielen und Konversationsstücken, von denen Vieles ungedruckt blieb. Was davon erschienen ist und theilweise sehr oft gegeben ward, ist meist ganz gering. Auf das poetische Schloß z. B. ist wohl hier und da Gewicht gelegt worden; gewiß aber gilt davon, was Gotter in seinem Gedichte „Flucht der Jugend" von so vielen Lustspielen sagt, daß man sich kitzeln muß, wenn man es lustig finden soll.

Der Eifer für das Uebertragen fremder Dichtungen, der im gottsched'schen Zeitalter schon blühte, im romantischen endlich auf die klassischen Gegenstände mit einer klassischen Manier fiel, hatte in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrh. eine mittlere Periode, die in Bezug auf das Theatralische eine Anzahl von mittleren Produkten in einer mechanischen Weise zu uns herüberführte. Einzelne Werke von Italienern, Spaniern und Franzosen nicht zu erwähnen, so erhielten in den 70er Jahren Goldoni und Gozzi, Metastasio, Molière, Destouches, Diderot mehr oder minder vollständige Uebersetzungen; Chr. H. Schmid sammelte ein englisches Theater (1769—76), Dyk ein komisches Theater der Franzosen (1777); auch der gothaer Reichard ging in diese Thätigkeit ein. Aber die Wenigsten verstanden in ihren Uebersetzungen nur einen natürlichen Dialog zu führen, und noch in den 90er Jahren gab es in Berlin Interpreten, die sich ihre Machwerke von Brandes erst dialogisiren ließen; noch Wenigere verstanden statt einer Uebersetzung so mancher untheatralischen Stücke eine bühnengerechte Bearbeitung zu liefern, und die Wenigsten, diese Bearbeitung nach dem nationalen oder lokalen Geschmacke zuzurichten. Von dieser Seite ist Fr. L. Schröder[82] (aus Schwerin 1744—1816) am bedeutendsten geworden. Er hat

82) Vgl. sein Leben von Meyer, 1819. Werke ed. Bülow, 1—4; eine Ausgabe, die noch mit einigen (gedruckten) Stücken vermehrt werden konnte.

im Uebersiedeln fremder Stücke eine Thätigkeit entwickelt, die dem Eifer in seinen Leistungen als Schauspieler analog ist, und er hat sie eben so gut zu nationalisiren gewußt, als er sie, wo sie den Gesetzen unserer Bühne widersprachen, theatralisch einzurichten verstand. Die Geläufigkeit und den Takt, den er hierbei entwickelte, konnte übrigens auch nur ein Mann von den außerordentlichen Schauspielergaben besitzen, die Schröder eigen waren. Alles vereinte sich in ihm, Geburt, Schicksale und Schule, einen großen Künstler aus ihm zu bilden. Seine Mutter war Schauspielerin, sein Stiefvater Ackermann war neben Eckhof unstreitig der erste Spieler der Zeit, seine zwei Schwestern höchst beliebte Künstlerinnen, von Kind auf war Schröder auf der Bühne, und im unmündigen Alter stellte er sich Eckhof gegenüber im trotzigen Selbstgefühl. Ein schöner Körperbau unterstützte ihn, der Eckhof abging; nur dessen Organ hatte Schröder, dessen Stimme hoch war, zu beneiden. Er gab sich die feinste körperliche Ausbildung und war Meister im Tanz und Ballete. Von unten auf spielte er sich stufenweise zu den höchsten pathetischen Rollen hinauf und kam zu der gleichen Vielseitigkeit wie Eckhof. Er war ein ganz fertiger Improvisator und in niedrig komischen Rollen bewandert, da er eine Zeitlang bei dem Meister des Stegreifspiels und der niedern Posse, bei Kurz, zubrachte, der in dieser Gattung vielleicht die Italiener übertraf. Er spielte Bedientenrollen bis **1769**, er war immer entfernt davon, sich seine Rollen nach dem Rang und der Fülle zu wählen, und zerstörte dadurch die alte Sitte, nach der gewisse Rollen dem Spieler einen gewissen Rang gaben; er tanzte bis **1777**, und dies war die Zeit, wo er anfing, mit einem unglaublichen Fleiße sich in jede bedeutende Rolle einzuarbeiten, von wo an er in Hamburg und Wien die Zuschauer in seinen shakspeare'schen Charakteren erschütterte, unter denen er den Lear bekanntlich mit so furchtbarer Wahrheit gab, daß eine wiener Schauspielerin die Goneril, die er verflucht, nicht mehr spielen wollte. Schröder'n gelang es zuerst, und gleich auf glänzende Weise, sein Theater in Hamburg zugleich lukrativ und künstlerisch untadelig zu machen. In Wien (**1781—85**) war er eine ganz neue Erscheinung. Dort kreuzte sich Alles aufs wunderlichste, Geschmack und Ungeschmack; das lebenvolle Interesse für das Theater, das sehr gegen die norddeutsche Kälte abstach, hatte Schröder'n hergelockt.

Eine beſſere Oper gab es nirgends, über Tanz und Muſik urtheilte das Volk richtig; das niedere Luſtſpiel hat bekanntlich hier allein eine dauernde Stätte gefunden. Damals, wo die feſten komiſchen Charaktere der frühern Zeit abgegangen waren, ſpielte in der Leopoldſtadt die marinelli'ſche Geſellſchaft, und der Luſtigmacher war Kasperle, der ſpäter vom Staberl (durch A. Bäuerle) abgelöſt ward. Eine Art Mitte zwiſchen jenem und dem Nationaltheater ſuchte Schikaneder zu halten mit ſeinen Schnurren und tollen Operetten; noch niedrigerer Volkswitz ging zu Faſtnacht und Marktzeit auf wandernden Bühnen vorüber. Nirgends ſonſt hat die Lokalpoſſe einen ſolchen Hintergrund in einem langeher entwickelten Volkscharakter gefunden, den vereinzelte Reichſtädte und kleine Reſidenzen nicht bieten konnten; ſelbſt in Berlin blieben die Verſuche nicht popular; der Eine Pfingſtmontag (von Arnold **1816**), den Straßburg lieferte, war nach den Verhältniſſen nothwendig das Beſſere, als die vervielfachten frankfurter Lokalkomödien. Dieſen ſubordinirten Zwecken gegenüber förderte nun Kaiſer Joſeph die Tragödie; er rief die Alexandriner Schlegel's und Cronegk's zurück, Gotter's und Ayrenhoff's franzöſiſche Tragödien waren durch ihn hervorgerufen. Zwiſchen ihrem Kothurn und dem Sokkus eines Hafner bewegten ſich dann in der Theaterdichtung Jünger, dem „die Welt und ihr Treiben aus dem Standpunkt eines wohllebenden leipziger Studenten erſchien," und Stephanie der jüngere, der ein Talent hatte, die Tagesgeſchichten aufzugreifen und durch die Blüthe des Augenblicks, den er feſthielt, zu erfreuen. Sein fleißiger Kiel pauſirte, während Schröder ſeine Stücke in Wien auf die Bühne brachte, und ebenſo trat er als Schauſpieler mit Andern ſeiner Kollegen in Schatten. Dem Publikum gefiel noch ein Bergopzoomer, aber auch Schröder zwang ihm Gefallen ab und ſtreute den Samen zu einem beſſern Urtheile aus. Uebrigens nöthigten ihn die Chicanen des Ausſchuſſes und der Cenſur bald (**1785**) hinweg, er ging nach ſeinem Hamburg zurück, wo er nun erſt ſein Theater, unabhängig von oberer Leitung, nach eigenen Ideen und Forderungen gründete. Schon die Zeugniſſe der Literatur ſprechen für dieſe Bühne, die beſte, die damals in Deutſchland war. Schink, der ſchon in Wien Schröder's Spiel mit ſeinen dramaturgiſchen Blättern **1781—84** begleitet hatte, kam als Theaterdichter zu Schröder und gab ſeit **1792** eine Theaterzeitung heraus; Schützens Ham-

burgiſche Theatergeſchichte und Albrecht's Dramaturgie waren von dieſem Zeitpunkte diktirt. Schauſpieler und Schauſpieldichter, wie Fr. L. Schmidt und F. L. W. Meyer, ſchließen ſich an Schröder als ſeine nächſten Jünger und Schüler an. Schröder's eigene Schriftſtellerei war übrigens damals in ihren Hauptmomenten ſchon vorüber, obgleich er ſpäter bei wiederholter Uebernahme der Direktion im Jahre 1811 ſeine Thätigkeit auch nach dieſer Seite aufs lebhafteſte erneute. Die hauptſächlichſten ſeiner Originalſtücke aber, und ſein methodiſches Beſtreben, beſonders das engliſche Theater für die deutſche Bühne auszubeuten, fällt in die 70er und 80er Jahre. Daß Schröder nur zu dem Wagniß kam, die Stimmung der genialen Schule zu nutzen für das Theater, daß er ſich vor den Stücken Klinger's und Lenzens nicht ſcheute, daß er endlich Shakſpeare in ſo weitem Umfang auf die Bühne brachte, und Richard, Othello, Heinrich IV. und ſelbſt Cymbeline gab, dies iſt ihm am höchſten anzurechnen; es iſt dies nicht nur ein Fortſchritt der Bühne geweſen, ſondern ebenſo, wie Göthe's Poeſie gegen die frühere, ein rieſiger Sprung. Dies wird Jeder zugeſtehen, der Eckhof's Rollen [83]) mit Schröder's, das Repertoire des Erſtern mit dem des Andern vergleicht. Es folgt darum nicht, daß man die ſchröder'ſchen Bearbeitungen der ſhakſpeare'ſchen Stücke vertheidigen und loben müſſe. Göthe, der in ſeinen ſpätern Jahren gegen Shakſpeare misgelaunt war, als deſſen Größe immer drohender aus dem Dunkel ſtieg, je mehr ihn die Romantiker uns näher rückten, Göthe hat Schröder's Verfahren gebilligt, die Stücke der britiſchen Tragödien abzukürzen und zu beſchneiden. Dies folgte aus jener wunderbar verkehrten Anſicht, als habe Shakſpeare nicht die Bühne und die Aufführung vor Augen gehabt; eine Verirrung, in die nur die Paradoxie des Mannes gerathen konnte, der auch mit Homer ſich zu wetteifern vermaß. Wer die ſtreng erwogene, oder meinethalb ſchöpferiſch unfehlbare Anlage der ſhakſpeare'ſchen Stücke gerade einzig und allein für die Darſtellung nur an Einem Stück je ſo gewahr worden iſt, wie Göthe am Hamlet, der dürfte nicht eine Zeile daraus weggeben wollen, und mit Recht hat Tieck ſelbſt nur ſo viel, als Schlegel an wenigen Stellen Dunkles oder

---

83) In Meyer's Leben Schröder's II, 2.

Unverſtandenes ausließ, wieder hergeſtellt. Daß ſich Göthe auf den Erfolg berief, ſchlug ihm fehl, da wir ſpäter auch unverkürzte Stücke von Shakſpeare haben aufführen dürfen; und iſt denn ein Publikum, das Shakſpeare verkürzt ſehen will, überhaupt werth, eines ſeiner Stücke zu ſehen? Sogar, daß er ſich eben auf Schröder's Autorität berief, ſchlug ihm nicht minder fehl, denn dieſem war in der That Alles recht, was der britiſche Dichter ſagte, er ſuchte ihm ſtets mehr wiederzugeben, was er ihm genommen hatte; er wollte das Publikum daran gewöhnen; er ſoll ſogar die ſophokleiſchen Stücke mit dem Wunſche angeſehen haben, ihnen Bahn brechen zu können. Wenn er nur ſelbſt es in ſeinen Bearbeitungen dem Tragöden hätte ſo recht machen können, wie dieſer ihm in den Originalen! Aber ſo iſt leider nicht allein die Art ſeiner Bearbeitungen, die Freiheit, die er ſich mit dem Bau der Stücke nahm, vielfach getadelt worden, ſondern man kann ſich eben ſo ſehr darüber wundern, wie er, der Schauſpieler, ſelbſt nur die kleinen Ausdrücke der alltäglichen Rede geändert, wie er ihnen gelegentlich Sylben gegeben oder genommen hat, die die Wahrheit des Ausdrucks erſchweren, das Zeitmaß der Empfindung ſtören und die Wirkung bedeutend lähmen. Aber dies Alles muß man nachſichtig beurtheilen, wenn man bedenkt, wie Shakſpeare von Wieland überſetzt war, wie in den 70er Jahren noch Homer von den Erſten der Nation betrachtet, verſtanden und überſetzt ward. Man vergleiche nur Schröder's Hamlet, der Jedermann zugänglich iſt, mit der Art und Weiſe, wie in jenen Jahren Großmann die Irrungen, Engel Viel Lärmen und Nichts, Schink die Zähmung, Brömel die luſtigen Weiber und Maß für Maß, und Stephanie eine ganze Reihe von ſhakſpeare'ſchen Stücken mishandelten! Bei der Einführung Shakſpeare's war für Schröder'n der Gegenſtand ein Verdienſt, bei der Verpflanzung vieler engliſcher Luſtſpiele aus den Zeiten nach Shakſpeare aber war es ſeine Bearbeitung. In den Stücken von Fletcher und ſeiner Zeit iſt, wie in ſo vielen ſpaniſchen Stücken, für ein fremdes Theater immer nur die Anlage herauszugreifen; ausſchweifende, grillenhafte Handlungen, wunderliche und phantaſtiſche Ausführungen, wüſte und formloſe Kompoſitionen entſtellen ſie auf eine ſeltſame Weiſe: es iſt die freie ſhakſpeare'ſche Form ins Zügelloſe getrieben; der innere Halt, das weiſe Maß und die keuſche Natur in deſſen Werken iſt verloren, und

widerliche Misgestalt bleibt zurück. Später, nachdem in den Revolutionszeiten das Schauspiel in England im frommen Eifer verdrängt war, gerieth es bei seiner Wiederkehr unter Karl II. in einen freigeistigen Gegensatz und Leichtsinn; es legte bei den Dryden Farquhar, Wicherley u. A. die alte Formlosigkeit ab und zog eine neue Unsittlichkeit und Schlüpfrigkeit an; es konnte von dem Geiste des Deismus, der sich unter jener Regierung hervorthat, und von der Ausgelassenheit des Hofes sich nicht unbefleckt halten. Von diesen beiderseitigen Auswüchsen hatte Schröder die Stücke, die er aus beiden Perioden wählte, zu befreien, und er that dies allerdings mit einer sichern Hand; er mäßigte, ordnete und verdeutschte, indem er die Stücke theilweise so sehr änderte, daß man sie für seine eigenen Werke ansehen kann. Je beliebter aber seine Stücke auf der Bühne waren, je anpassender für den Geschmack des Parterres, desto entschiedenern Schaden thaten sie der eigentlichen dramatischen Poesie. Denn man darf nur irgend eines seiner Originale, das wirklichen dichterischen Werth hat, mit seinen Bearbeitungen vergleichen, so wird man sich fragen, ob nicht die theatralische Brauchbarkeit mit dem Preisgeben der Poesie, z. B. in dem Amtman Graumann (nach Calderon's Alcalde von Zalamea) und in dem Testament (London prodigal), zu theuer gekauft sei? Der Schauspieler, dem die Naturwahrheit über Alles ging, opferte ihr die Poesie mit Bereitwilligkeit; er hatte daher an den schiller'schen Stücken viel auszusetzen, und die junge romantische Welt nannte ihn eine prosaische Natur, dessen Ideal das eines Fielding sei, der das Höhere der Anschauung kaum ahne. Wenn Schröder sich irgendwie mit Göthe und Schiller hätte die Hand reichen mögen, wie viel ersprießlicher würde dies geworden sein, als daß er nun, auf sich allein ruhend, als der Vater der niedrigen Dramatik dasteht, und als Vorläufer Iffland's und Kotzebue's, der Vertreter dieser handwerksmäßigen Kunst, erscheint. Er vereint gleichsam in sich die Färbung der Hauptschriften Beider und ihres moralischen Charakters, leichten Sinn und anständige Sittlichkeit. Dies lag in seinen Schicksalen und seiner Erziehung. Freigeistiger Sinn, Ausgelassenheit und Muthwillen waren ihm schon in frühester Jugend eigen, seinen Neigungen und Trieben lernte er nicht widerstehen, in seinem häuslichen Kreise herrschte, wie es unter Schauspielern gewöhnlich ist, wie es Brandes und Jünger absichtlich und

unabsichtlich geschildert haben, bei aller Gutmüthigkeit ein wüster und roher Ton, es gab zwischen Stiefvater und Sohn stete Verfeindungen, Entwendungen, Trennungen und selbst gezogene Degen. Dies vergütete das spätere Alter Schröder's, wo er nicht allein selbst untadelig lebte, sondern auch an seinem Theater streng auf die Sitten der Mitglieder achtete; wie man von dem Franzosen im höheren Alter zu sagen pflegt, wie man es an dem honetten Kaufherrn größerer Städte häufig findet, so war er, mitunter skrupulös, auf Anstand und Ehrbarkeit gerichtet, ohne daß man darum eine energische Moralität suchen dürfte, die in diesem Stande allerdings durch die gebotene Entäußerung der Persönlichkeit fast ganz unmöglich gemacht wird, sowie auf der andern Seite Niemand so leicht außer diesem Stande die liebenswürdige Fläche erlangt, die ihm eigen ist. Die berühmtesten von Schröder's eigenen oder angeeigneten Stücken sprechen dieses Verhältniß sehr gut aus. Theilweise haben sie (und dies ist in diesen im Grunde mechanischen Arbeiten, sei es in der Wahl oder der Behandlung der Stücke, ein Ueberschuß, der ihnen einen historischen Werth mittheilt) eine Art Tendenz gegen die herrschende Empfindsamkeit, Mystik und sublimirte Moralität, die einem Weltmanne selten gefallen. Von dieser Art könnte man schon die heimliche Heirath (**1774**, nach Colman und Garrick) finden, wo in dem Hauptcharakter des Lord Ogleby, einem alten gebrechlichen Junggesellen, den sein gutes Herz zum Empfindsamen macht, der Spott über zärtliche Sympathien nicht undeutlich zu Tag liegt. In dem Ring (**1783**, nach Farquhar's constant couple) und dessen Fortsetzung, der unglücklichen Heirath aus Delikatesse, sind die Charaktere Klingberg's und der Baronin Schönhelm, die ganz nach den deutschen Verhältnissen modificirt sind, bedeutsamer. Die letztere stellt eine edle Weltdame dar, die mit Tugend und Laster ein freies, sicheres Spiel treibt, und so kommt auch in Stille Wasser sind tief (nach Fletcher) ein Weib vor, das die Freiheit und Unabhängigkeit bis hart an die Grenze der Libertinage liebt; Klingsberg, ein zuverlässiger, theilnehmender, reicher Weltmann, hat in Bezug auf das Frauenzimmer sehr freie Principien, ein Feind jener schwärmerischen Liebe und aller Sentimentalität, ein Genie in äußerster Lebensgewandtheit, ein Extrem in der Kunst sich unangenehme Eindrücke vom Leibe zu halten und aller Rührung und Empfindsamkeit aus dem Wege zu gehen. Es

ist nicht ohne Interesse, daß ihm in dem zweiten Stück in letzterer Beziehung ein Zug geliehen ist, den Kotzebue im wirklichen Leben aufgeführt hat, Er, der bekanntlich diesen Charakter des Klingsberg aufgenommen und in Doubletten übertrieben hat: daß er nämlich von seiner sterbenden oder kaum gestorbenen Frau davonreist, um sich in Zerstreuungen zu betäuben. Auch in dem originalen Portrait der Mutter (1786) ist Rekau ein solcher Allerweltskenner, der Kunst, Witz, den besten Humor in der Noth, und Alles, nur keine Empfindsamkeit besitzt, ein Taschenkünstler des Lebens, ein „wahrer Komödiencharakter," wie er selbst sagt, und wie man sie nur der Bühne, nicht der Natur gerecht macht, wie sie kein Dichter entwerfen würde, der den Menschen außerhalb des Theaters studirt. Einen Gegensatz gegen diese Stücke nun kann man in dem Fähndrich (1783) und dem Vetter aus Lissabon (1784) finden. In dem Entwurf des Hauptcharakters dort, auf dem das ganze Stück ruht, und den nur ein Schröder spielen konnte, kann man zwar auch noch Stiche auf die wohlfeile Menschenliebe und Humanität finden, doch ist das Ganze mehr ein rührendes Schauspiel in Iffland's Weise, und ebenso ist der Vetter aus Lissabon ein ähnliches Gemälde von Elend und Edelmuth, von Prüfungen und Kalamitäten, wie sie von Iffland und Andern nachher vielfach nachgeahmt wurden, und wie sie in Mercier's l'habitant de la Guadeloupe, den Reinbeck im Virginier bearbeitete, schon vorgebildet waren. Diese Stücke fielen bei uns auf einen sehr fruchtbaren Boden.

Es war in Deutschland nicht aufmunternd, sich dem Lustspiele zu widmen; überall drängten uns unsere Verhältnisse aus dieser Gattung hinweg, und doch forderten die Bedürfnisse der Bühne, daß auch sie existirte. Wir haben in Deutschland keine Hauptstadt und keinen Hof, der den feinen Ton für das Intriguenstück, ja nur für ein höheres Konversationsstück angäbe, wie es in Spanien der Fall war und in Paris; wir haben kein öffentliches Leben, wie England, und besitzen daher auch keine Charakterstücke von nationalem Werthe; wir haben keine Freiheit, und besitzen daher kein Lustspiel, das im Charakter der Satire einen Gegensatz gegen ausgeartete Zustände der Gesellschaft hätte bilden können, oder gegen einen überhobenen Trieb des höheren Lebens; wir hatten endlich damals keine förmliche Tragödie, der gegenüber das Lustspiel sich

an der Aufhüllung der niederen und gemeinen Natur des Menschen künstlerisch freut, wie z. B. gleich in der romantischen Zeit der fatalistischen Tragödie gegenüber auf eine verkümmerte Weise geschah. Wir hatten nichts als unsere elegische und sentimentale Literatur, und es war natürlich, daß sich ihr auch auf dem Theater etwas heiterer, leichter Sinn entgegenwarf, der dem Geiste der humoristischen Romane ungefähr analog war, und der nur freilich noch kein Lustspiel machte. Zudem kam es so, wie wir uns aus Jean Paul's Geschichte erinnern, daß die Empfindsamkeit und Thränensucht nach einer kurzen Verdrängung wiederkam, und ihre Schlußperiode hatte sie ganz eigentlich in dem rührenden Schauspiel, dessen Hauptvertreter Aug. Wilh. Iffland[84]) (1759—1814 aus Hannover) ward. Er ist der dritte in dem Triumvirate, das eine so geregelte Entwickelung in der Schauspielkunst darstellt, wie wir sie in unserer Dichtung zeigen können, und zu dem man dann zur Kompletirung noch Devrient hinzustellen muß, der dem Verhältnisse ungefähr entspricht, in dem wir Jean Paul zu der Poesie, Beethoven zu der Musik betrachten. Wie sich Iffland als Spieler zu Schröder und Eckhof verhielt, neben denen Beiden er einigemale auftrat, läßt sich nur mit der größten Vorsicht aus den widersprechendsten Urtheilen errathen, wenn man nicht selbst noch Zeitgenosse gewesen ist. Der Schauspieler hat nicht die Befriedigung des plastischen und redenden Künstlers, sein Werk in natürlichen Stoffen oder konventionellen Zeichen der Nachwelt zu hinterlassen, er wirkt ganz für die Gegenwart und vermittelt zwischen Künstler und Leser, er nimmt sich den plastischen Ausdruck der Bildungen des Poeten und der Empfindungen des Empfängers zugleich zum Gegenstande, er gibt vor der trägen Einbildungskraft dem Todten Bewegung und Leben, und ist mit dieser Thätigkeit ganz an das Leben gewiesen; sein Kunstwerk ist er selbst, und es stirbt mit ihm weg, und bleibt nur im dunkeln Andenken. An Schröder's Spiel muß das Vortrefflichste die Harmonie des Ganzen in einer gegebenen Rolle gewesen sein, und in Bezug hierauf tadelte Er und seine Freunde an Iffland, daß er dem Vorurtheile gehuldigt, die Wahrheit der Ueberraschung und dem Schimmer, den Styl nicht selten

84) Vergl. seine theatralische Laufbahn im ersten Bande seiner Werke von 1798 sqq.

der Manier geopfert habe. Dies mochte Iffland selbst empfunden haben, da er, so oft er neben Schröder spielte, befangen und durch Mistrauen gegen sich selbst mittelmäßig war. Er verlor dann jene Gabe, die Göthe an ihm auszeichnete, mit der er Alles entdeckte, was zu einer Rolle gehörte, das Leben in unnennbaren Kleinigkeiten. Göthe'n schien er ganz befriedigt zu haben; Tieck und Schiller wollten sich nicht mit ihm befreunden und fanden schon den Verfall der Kunst mit ihm eingetreten. Man fand ihn im Lustspiele am trefflichsten; in seinen tragischen Rollen wollte man etwas französische Deklamation und Mantelspiel erkennen, man wollte ihm etwas von seiner einstigen Neigung für die Kanzel angesehen haben. In seiner Jugend nämlich war er im steten Schwanken zwischen dem Berufe des Predigers und Schauspielers; der Hang zur Repräsentation war in ihm entschieden, der Gegenstand langhin nicht so; er hatte die gleiche schwärmerische Ehrfurcht vor dem Theater wie vor der Kirche, die Lektüre des Peregrine Pickle und des Grandison theilte ihn nach beiden Seiten des Muthwillens und der Frömmigkeit hin, bis allmählig der Umstand, daß er seine Liebe und Begeisterung für das Theater verheimlichen mußte, daß sein unterdrückter Hang die stärkere Nahrung durch das Spiel der trefflichen hamburger Gesellschaft erhielt, für einen raschen Entschluß und eine Flucht entschied, zu der die Bekanntschaft mit Werther mit stimmen half. Die Begeisterung für seine Kunst, die diese Jugendgeschichte verräth, behielt er in seinem ganzen Leben, und sie spricht aus seiner warmen und aufgeregten Erzählung seines Lebens noch heraus. Er ging nach Gotha und stand weinend vor Eckhof, der ihm half; Gotter ward sein freundlicher Lehrer; mit Beil und Beck führte er ein Phantasieleben in Natur, Kunst, Freundschaft und Freude. Als der Herzog von Gotha nach Eckhof's Tode die Gesellschaft entließ, wanderte sie zusammen nach Mannheim über, wo sie ein französisches Theater und Oper ablösen sollte. Der Churfürst Karl Theodor gönnte Mannheim, was ihn in München die Pfaffen nicht haben ließen; Dalberg übernahm die Intendanz; man suchte Lessing zu gewinnen. Vieles war zu überwinden: ein schiefer Geschmack, den die französische Bühne zurückgelassen; des Intendanten übelgerathene Lust, sich kritisirend und producirend überall einzumischen; dazu kam, daß Schröder's Gastspiel (1780) gleich anfangs die Spieler konsternirte; aber der enge Bund der drei

Freunde, die hier ihr Leben im siebeleber Wald bei Gotha erneuten, die (wie sie auch Schiller fand) im Stillen und ohne Geräusch zusammenwirkten und sich bildeten, besiegte die Schwierigkeiten und brachte die Bühne zu ihrem wohlverdienten Ruhm. Ihre Blüthe fällt in die Jahre **1782—93**. Vier Foliobände Akten des Theaterausschusses, Otto von Gemmingen's Dramaturgie, seine Schauspiele, von denen der deutsche Hausvater (**1782**) Vielen im Gedächtniß geblieben ist, die dramatischen Beiträge von Beil und Beck, die historisch-ritterlichen Stücke von dem Hofgerichtsrath Maier (Sturm von Boxberg, Fust von Stromberg), die damals großes Interesse erregten, die Uebersetzungen und Bearbeitungen Dalberg's selbst, Schiller's vorübergehende Beschäftigung und endlich Iffland's dramatische Produktionen geben das literarische Zeugniß von dem Eifer und der Thätigkeit, die sich hier entwickelte. Die letzteren sind darunter die Hauptsache. Iffland schien sich durch die Stücke von Maier und Gemmingen bestimmen zu lassen: er versuchte sich zuerst im Albert von Thurneisen (**1781**) in einem ritterlichen Spiele, dann ging er zu dem bürgerlichen Drama über. Dies war seiner Natur gemäß. Er hatte keine Freude an der Shakspearomanie, die in der Schauspielkunst wie in der Dichtung sich in Uebertreibungen und Rohheiten auslieβ; den Menschenkenner beleidigte das Kraftwesen der Ritterstücke, in denen die Menschen, wie er selbst sagt, entwöhnt wurden, jene feineren Zustände zu sehen, die nicht stets im Sturm und Drang an den Extremen schweben. Ein sittlicher Mann von würdiger Gesinnung, war er persönlich mehr zum Stillleben geneigt und fiel darum natürlich auf jene Gattung des rührenden bürgerlichen Dramas, worin sich unstreitig mehr als in seinem Spiele sein einstiger Hang zur Kanzel aussprach. Der Beifall der Nation bestärkte ihn darin und ließ ihn zu der großen Fruchtbarkeit gelangen, die er hauptsächlich während jener Blüthejahre der mannheimer Bühne und Schröder's Beispiel gegenüber entfaltete; die Schauspieler dankten ihm für eine Reihe höchst dankbarer Rollen, mit denen eine sichere Wirkung auf das deutsche Gemüth zu machen war; und wer sähe nicht jetzt noch gern von guten Künstlern ein Charaktergemälde wie die Jäger aufgeführt? Alles war bei uns von lange her gerade auf diese Gattung gleichsam hingesteuert. Die richardson'schen Romane, die ganze Empfindsamkeit des Jahrhunderts, die Stücke Diderot's, die

Lessing empfahl und wenn man will nachahmte, die Kunstansicht, die von Gellert bis auf Ziegler sich immer wieder einmal geradezu für das rührende Lustspiel hören ließ, Alles arbeitete diesem Geschmacke vor, der sich an sinnlichen Rührungen gefiel, bei denen der Geist nicht in Frage kommt. Das bürgerliche, das rührende Drama war der natürliche, ja nothwendige Gegensatz gegen das ritterliche, das schreckhafte Trauerspiel, das ganz umgekehrt den Sinn quälte, das Gemüth drückte, und eben so wenig für den Geist ein Interesse hatte. Und was lag uns überhaupt in jenen Zeiten der Stagnation aller öffentlichen Verhältnisse näher, als unser liebes gutes Hausleben? Unsere ganze Existenz ist ja nur auf das Privatleben gestellt; das ist ja das, was wir den hohnsprechenden Engländern und Franzosen immer allein entgegenzuhalten haben, daß, wenn sie mit uns nicht ihr öffentliches Leben, wir mit ihnen eben so wenig unser Privatleben tauschen wollen! Sollte das gemüthliche Volk nicht einmal sich selbst, wie es lebte und webte, im Spiegel betrachten dürfen?[85]) Gesättigt an dem excentrischen Lärm der Genialitäten, sollte es nicht auf der Bühne seine Spießbürgerlichkeit eben so gut wie in dem humoristischen Roman einmal anschauen wollen? Und wie lange her war es geneigt, Herzenserfahrung, Seelenwärme, Tüchtigkeit und natürliche Wahrheit für Poesie anzunehmen? Als sich nachher freilich die großen Zeitereignisse drängten, erlitt diese Art Dichtung wieder eben so natürlich einen empfindlichen Stoß.

---

85) Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll,
ein muntrer Sohn gar mancher Schwänke voll,
und was an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten
sich Charaktere seltsamlich entfalten;
das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
denn ungefähr geht es zu Hause so,
und was die Bühne künstlich vorgestellt,
erträgt man leichter in der Werkelwelt;
die Thoren läßt man durcheinander rennen,
weil wir sie schon genau im Bilde kennen.
Göthe 4, 198.

Nun war ein Schiller nöthig, das würdig Entsprechende in der Dichtung aufzustellen, und er wandte diesen Kalamitäten den Rücken, die „nichts als die Ausleerung des Thränensackes bezwecken, und von einem edlen und männlichen Geschmacke von der Kunst ausgeschlossen sind.“ Die romantische Schule belegte diese beschränkte bürgerliche Manier mit dem Spitznamen der Iffländerei, und es war Schade, daß sich nun der Mann, der die edlere, höhere Menschheit nicht kannte, aber doch nicht beleidigte, mit einem Kotzebue gegen die neue Kritik verbünden mochte.

Das, was die Produktionen des dramatischen Dichters störte, störte auch den Fortgang des mannheimer Theaters zum Theile. Die Emigrirten schafften allerlei Inkonvenienzen, die Noth der Rheinlande begann, Beck und Beil starben **1795** und **94**, Iffland erntete von Dalberg Undank für Mühe und Opfer, die er als Regisseur zuletzt gebracht hatte. Gerade hatte seine Reise nach Weimar und Böttiger's Posaune seinen Ruf erstaunlich ausgebreitet; er ward nach Berlin als Direktor gerufen und ging (**1796**). Dort traf er in Fleck einen wackern Mitarbeiter auf der Bühne, in Engel eine verwandte Natur bei der Direktion beschäftigt. In Berlin war seit der Anwesenheit der döbbelin'schen Gesellschaft, und man kann sagen seit der Minna von Barnhelm ein theatralisches Interesse allmählig gewurzelt; nach dem Tode Friedrich's **II.** geschah auch von dem Hofe aus mehr dafür; das Beispiel stehender Theater, das sogar der Adel in Prag und der Bürger in Hamburg gab, konnte hier nicht unbefolgt bleiben. Ramler und Engel waren für die Bühne thätig; Theaterpoeten wie Plümicke, Brandes, Müchler beschäftigen sich, der Erste schon seit den **70**er Jahren, mit Uebersetzungen, Bearbeitungen und eigenen Produktionen. Jene beiden namhaften Männer schienen nicht übel gewählt. Der Eine hatte noch immer einen poetischen Ruf, seinen Umgang suchten alle Schauspieler in Berlin, obgleich er eine singende Deklamation hatte und mehr für die Oper geeignet war. J. J. Engel (aus Parchim **1741—1802**) aber schien sich überhaupt nach oder neben seiner ersten popularphilosophischen Richtung (Philosoph für die Welt **1775** sqq.) ganz dem Theater widmen und auf Lessing's Spuren fortwandeln zu wollen. Sieht man aber genauer zu, so war freilich der Ertrag von dem, was er leistete, sehr gering, und half eben nichts, als ein Scherflein zu dem ungeheuren Maß des

Mittelmäßigen zuzulegen, das alle die ungemein wirksamen Männer, die wir bisher genannt haben, anzuhäufen bemüht waren. Nichts kann dies mehr belegen, als seine Ideen zu einer Mimik (1785), die eine Aufgabe verfolgten, welche Lessing sich einst gesetzt hatte. Schellenklang nannte sie Herder, ohne Herz, Geist und Absicht; der Verfasser verstände keine Gebärdensprache, als die der berliner Schauspieler. Wenn auch dies nicht so wörtlich zu nehmen sein sollte, so ist es doch sprechend genug, daß Engel seine Beispiele, um die Affekte und ihre Aeußerungen zu besprechen, in einer Zeit, wo Shakspeare die deutsche Bühne umkehrte, immer aus Agnes Bernauerin, Otto von Wittelsbach und ähnlichen Stücken hernimmt. Und vor Allem belegt seine Ansicht über das versificirte Schauspiel die Prosa und Urtheilslosigkeit des Mannes, der den Gebrauch des Verses in dem Drama der Griechen für ein Zeichen der Unbildung nahm, das die Noth (die Größe des Theaters, die Menge der Zuschauer) erfunden habe, und das man nicht ohne diese Noth beibehalten müsse! Was konnte ein solcher Mann Dramatisches leisten? Sein „Eid und Pflicht" ist eine lange Marter, auf Peinigung mehr als auf Rührung ausgehend, sein dankbarer Sohn (1770) ein höchst elendes Ding und sein vielgeliebter Edelknabe (1772) eine zierliche süße Kleinigkeit ohne Salz und Schmalz. An diesem Stücke lobte man die Eleganz und klassische Schreibart, aber schon Schröder verwarf dies gekünstelte Wesen und fand den Dialog Stephanie's besser, was Jeder zugeben wird, der dessen gewandtere Stücke gelesen hat. Am meisten dramatisches Talent hat Engel noch in seinem berühmten Lorenz Stark (1801) bekundet, der zwar nur eine halbdramatisirte Scenenreihe bildet. Hier haben wir ganz Iffland's Sphäre, ganz diese Kunst zu rühren und das Gemüth aufzulösen, und ganz diese sichere Wirkung auf das deutsche Herz. Nimmt man das Werkchen, das im Momente ergreift, einen Tag später wieder zur Hand, so findet man freilich leider, wie wahr Schiller sagte, es herrsche darin die Leichtigkeit des Leeren, nicht des Schönen. Und welcherlei Ansprüche Engel an das Drama machte, und auf welcher Stufe man am Ausgang des Jahrhunderts in Berlin überhaupt in dieser Hinsicht stand, manifestirte sich hauptsächlich bei dem Auftreten Kotzebue's. Seine Stücke wurden als epochemachende Erscheinung begrüßt, der König sprach Kotzebue Genie zu, die Prinzessin Luise wollte ihn nach Berlin gerufen

haben, Engel war von seiner Sonnenjungfrau und ähnlichen absurden Stücken ganz bezaubert und nannte ihn ziemlich geradehin einen großen Dichter. So ward dieser Mann, wie Solger sagt, nachdem er an zehn Orten weggejagt worden, in Berlin mit Freuden aufgenommen und mit einer Präbende belohnt. Kein Wunder, daß nachher die romantische Reaktion gegen ihn und gegen die ganze Herrschaft der Plattheit von dieser Stadt hauptsächlich ausging, die seither immer ein Bestreben hatte, in Geschmackſachen die Kehrseite von Wien zu bilden, und das Höhere und Edlere zu begünstigen.

Wenn Göthe unter den unheilbaren Schlägen, die unser Theater trafen, die „vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit" voranstellt, auf welche die Folge jener drei Schauspieler geführt hat, so hätte er unstreitig hinzufügen müssen, daß ihr Sieg erst entschieden ward durch Aug. v. Kotzebue (aus Weimar **1761** — **1819**); wenn er sie aus der Richtung jener Männer auf das Sittliche, Anständige, Gebilligte und wenigstens scheinbar Gute herleitete, so hätte er zugleich anführen müssen, daß Kotzebue auch in einer oft entgegengesetzten Richtung nach lockerer Sittenfreiheit, die ihm Göthe selbst auch sonst scharf genug vorgeworfen hat, sie nicht minder förderte; und wenn das Moralische und Spießbürgerliche der deutschen Natur dabei seine Hiebe erhält, so müssen wir immer erinnern, daß die genialen Sitten so wenig im Künstler und Dichter als im Publikum eine wahre Poesie geschaffen hätten, und daß uns weit weniger im Pfahlbürgerthum der Zuschauerschaft als im Mechanismus des Handwerks die Hauptquelle jener Mittelmäßigkeit zu liegen scheint. Kotzebue war zwar nicht Schauspieler, allein gleich von der ersten Epoche der weimarer Bühne an entschied sich unter den großen und fast einzigen Eindrücken, die seine Jugend von ihr empfing, seine Liebhaberei für das Theater und füllte sein ganzes Leben aus; seine ganze dramatische Schriftstellerei liegt auf Einer Linie mit den Bemühungen jener Schauspieler, dem mangelhaften und lückenhaften Repertoire aufzuhelfen und für das tägliche Bedürfniß zu sorgen. Hier theilte er Geschick und Verdienste mit jenen nächsten Kennern der Bühne, sowie er auch dem Schauspieler nothwendig am meisten zu Dank arbeiten mußte: denn seine Stücke spielten sich ohne Anstrengung, und ihr ephemerer Werth war dem darstellenden Künstler vielleicht mehr eine Empfeh-

lung als ein Tadel, denn ihm liegt für seine Leistung nur an dem Momente, und selten hat er einen Sinn dafür, seine Kunst an unsterbliche Werke zu knüpfen und so wenigstens im schwankenden Gerüchte ihr ein Andenken zu bereiten. Wir haben so wenig bei Kotzebue wie bei Iffland und Schröder die Absicht, auf die Details seiner Schriften einzugehen; eine Geschichte der Dichtung kann die Erzeugnisse des Bedarfs, Gelegenheitsgedichte, Repertorienliteratur, Zeitschriften, und die gemeine Belletristik jeder Art nicht berücksichtigen wollen, es sei denn im großen Ueberblick ihrer Verhältnisse und Wirkungen auf die ächte Kunst, die ihr stetes Augenmerk bleiben muß. Man muß uns, wenn wir hier mit wenigen Worten kalt vorübergehen, nicht vorwerfen, daß wir früher vieles unstreitig Schlechtere ausführlicher behandelt haben. Wo uns Quellen mangeln, greifen wir nach Allem, was eine verlorene Zeit kann darstellen helfen; für ein künftiges Geschlecht können Kotzebue's Werke vielleicht in Ermangelung eines Besseren hier und da ein materielles Interesse gewähren. Dem formalen Werthe nach haben wir aber auch aus früheren Zeiten weder die Masse der Minnelieder noch des Meistergesangs, des Kirchenliedes oder des Romans im 16ten und 17ten Jahrh. einer weitläufigen Erwähnung werth gefunden. Und wenn man uns unsere breitere Darstellung der Initien unseres Theaters um Gottsched's Zeit vorhalten wollte, so geben wir zu bedenken, daß es ein ganz Anderes ist, einen kaum begonnenen Bau zu fördern, und einen der Vollendung genahten zu verpfuschen und zu zerstören; daß bei jenem Geschäfte die Hülfe des Lastträgers ihr Lob verdient, bei diesem die Operationen des Meisters am verwerflichsten sind; und daß dort die Geschichte das mühselige Werk des Schaffens langsam zu betrachten, hier das leichte des Verderbens rasch zu berichten hat. Kotzebue, der sein Leben in einer Reihe von Memoiren redselig geschildert [86]) und jeden Punkt seiner Wirksamkeit im Guten und Bösen gerne erörtert hat, hat sich über sein Verhältniß zur deutschen Theaterliteratur selbst ausgesprochen und wohl auch den

---

86) Flucht nach Paris. 1790. Ueber meinen Aufenthalt in Wien 1799. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. 1801. Erinnerungen aus Paris. 1804. Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 1805. u. A.

Vorwurf erwähnt, daß er den Verfall der deutschen Bühne hervorgerufen habe. Man kann ihn ihm insofern wohl ersparen, als unser Theater auch ohne ihn das Schicksal gehabt haben würde, das alles Menschliche bedroht; aber daß er den Verfall desselben, je größer seine Thätigkeit war, um so mehr beschleunigte, dies ist unstreitig. Es ist ein unverkennbares Zeichen einer gebildeten Zeit, wenn das Bedürfniß der Lektüre, des Theaters und der Kunst sich ausbreitet, wenn die literarische Thätigkeit ein Gewerbe wird und der Mensch auf das Bedürfniß des Geistes bauen kann, um die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse daher zu erlangen. Aber leider ist in diesem Handwerke kein Zunftgesetz denkbar, das die gute Kunst rein hielte und die Aufnahme an Meisterstücke knüpfte. Es ist wahr, das Publikum hat eine natürliche Schwerkraft, die Kunst herabzuziehn, aber auch die Kunst die Eigenschaft, ihre Schwungkraft dem Publikum mitzutheilen; und immer wird es daher zuletzt der Künstler sein, der die Menge und die Kunst verdirbt. Wer seine Schriftstellerei dem gedankenlosen Lese- und Schautrieb der Massen widmet, der wird kaum je dem Fluche entgehen, den Verderb eines Volkes mehr gefördert als seiner Bildung genützt zu haben. Dieser Vorwurf trifft Kotzebue von zwei oder drei Seiten her, die kaum noch eine tadelfreie Stelle in seiner Wirksamkeit übrig lassen. Von Seiten der Kunst hat man es Göthe'n hundertmal nachgesprochen, daß Kotzebue für alles Technische ein angeborenes Talent besessen habe, daß eine Form mit ihm geboren sei, der aber aller Gehalt und Werth abgehe. Wie man es von unserer gesammten theatralischen Kurrentpoesie eines Ziegler, Frau v. Weißenthurn, und wer Alles noch auf diesem Wege fortging, sagen kann, so ist auch bei Kotzebue Alles, was ans Poetische nur streifen will, platt und nichtig, während Alles, was zum Handwerk gehört, glatt und gewandt gehandhabt ist. Diese Vorzüge haben die deutsche populare Schreibart noch in weiterem Umfange, als es durch Wieland geschehen konnte, ausbreiten helfen; sie haben dem deutschen Schauspiele die Steifheit, Uneleganz, Barbarei und Pedanterie genommen, die es, fast so lange es existirte, lächerlich gemacht hatten. Kotzebue hielt seine Stücke so im allgemeinen Theaterschnitt, daß sie von ihrer technischen Seite immer etwas Typisches behalten und sich insofern jeder Zeit zur Akkomodation empfehlen werden: denn dies ist, was das Publikum allein im

Theater sucht, die Befriedigung eines Sinnenbedürfnisses, das nach der jeweiligen Lage der Dinge leise ungestimmt ist; und dies läßt sich mit Kotzebue's Stücken so leicht erreichen. So konnten wir endlich mit Recht auf einen Goldoni unter uns verweisen, dem die ganze Welt huldigte, denn seine Stücke werden in Italien und in Paris, in Amerika und in Sibiren gegeben, und Chamisso sagte, daß ihm auf seiner Reise um die Welt mit Kotzebue's Sohne der Name des Vaters überall entgegengekommen sei. Wenn Jemand über die deutsche Schwerfälligkeit, über Mangel an Esprit, an Routine und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die **211** Schauspiele dieses Mannes zeigen, die noch von einem gleichen Haufen von Memoiren, Geschichten, Erzählungen, Romanen und Zeitschriften aufgewogen werden. Von Weimar, dem Mittelpunkte der deutschen Dichtung, ausgegangen, war er der rechte Vertreter der wuchernd aufgeschossenen Kultur, das natürliche Kind einer solchen Zeit, ein Talent, das unter der Gunst der Verhältnisse verweichlichte. Er hatte seinen Vater ganz frühe verloren, eine gute, aber schwache Mutter verzog ihn, ein Hofmeister verleidete ihm alles Ernste, Musäus ward sein Lehrer, er machte in ähnlicher, ja in größerer Präkocität und Frühreife als Wieland, mit sechs Jahren Verse, hatte im 7ten eine Liebschaft, und eilte mit Empfindsamkeit und Eitelkeit den Jahren weit voraus, fiel in den Zeiten des Geniedrangs in Ausschweifungen und lose Sitten, und fing ganz frühe an, sich dem Autorleben zu widmen. Wenn Eitelkeit diesen Beruf diktirt, so besteht sein Werk zunächst in Nachahmungen, und aus diesen bildet sich ein mechanischer Trieb. Von früh bis spät erscheint er daher, in übertriebenem Maße auch hierin Wieland ähnlich, in seinen zahllosen Arbeiten immer angelehnt an Andere, in seinen ersten Erzählungen (**1782**) an Musäus, in Menschenhaß und Reue (**1784**) und in den Leiden der ortenbergischen Familie (**1785**) an die Empfindsamkeit der Zeit und die Genies, in den Schauspielen der ersten Periode (Sonnenjungfrau, Rolla, Indianer in England u. A.) an Raynal und die Franzosen, in seinen historischen späterer Jahre an Schiller; jedesmal bestimmte ihn seine Lektüre, und seine receptive Natur wechselte Geschmack und Farbe in der Poesie wie in der Politik auf den kleinsten Anstoß: bald liebte er das Extravagante, Straßenraub aus Kindesliebe, Heirathen zwischen Geschwistern, Bigamie, Entehrun-

gen, dann trieb er sich im Alltäglichsten am behaglichsten herum; Schröder, Iffland, Lessing, Holberg und ausländische Dramatiker jeder Art waren ihm zur Nacheiferung bequem. Gerade mit seinem ersten Auftreten fiel er in die Periode des größten literarischen Heißhungers überhaupt; fiel in die Zeit, wo jene Schauspieler ihre Anstrengungen für eine originale deutsche Schaubühne machten, denen nichts willkommener sein konnte, als ein so fruchtbarer Schriftsteller, der einträglicher und ergiebiger war als zehn andere zusammen. In einigen Werken traf er die wunden Stellen des geistigen Lebens in Deutschland so genau, daß eine außerordentliche Wirkung und ein ausgebreiteter Ruhm nicht fehlen konnte. Wer weiß nicht, daß Menschenhaß und Reue fast einen Effekt gemacht hat, wie Werther's Leiden? Man trug Eulaliahauben, man erzählte sich die materiellen Wirkungen von gebesserten Ehebrecherinnen, man übersetzte das Stück in alle Sprachen Europas, und wenn nicht ins Chinesische, doch ins Neugriechische. Sollte dies nicht jedes Urtheil bestechen? Kotzebue's dramatisches Genie ward mit allgemeinem Jubel präkonisirt. Nicht allein daß ihn ein vages Gerücht neben Schiller und Göthe als den deutschen Euripides erklärte, oder daß die Schauspielerwelt (als deren Organ wir einmal Schröder's Biographen betrachten wollen, dem wir die folgende Aeußerung entlehnen) ihn mit Schröder zum Anton und Cäsar in dem Triumvirate machte, dem das Vorrecht behalten sei, die Theater zu füllen, und in dem Iffland nur den Lepidus spielen sollte; nicht allein daß Engel, wie wir hörten, ihn groß gepriesen, nein, auch Wieland nannte ihn in Briefen an Böttiger einen verzärtelten Günstling der Musen, hielt ihn für fähig, mit Ariost in der Epopöe zu wetteifern, weil er gereimte Verse machen konnte, zergliederte seine Stücke als Meisterwerke und erklärte die Hussiten vor Naumburg in Hinsicht auf Wirkung für das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über die Gemüther vermöge! Wer sollte es Kotzebue selbst verargen, wenn er, ganz ungleich so manchen andern der subordinirten Dramatiker, die von dem poetischen Schauspiel hier und da sprechen, als ob sie das nichts in der Welt anginge, sich mit Schiller, ja mit Shakspeare zu vergleichen ganz und gar keinen Anstand nimmt; wenn er sich selbst über seine Zusammenstellung mit Iffland beschwert; wenn er sich überredet, sein Ruhm werde allgemein und einstimmig sein, wenn er

sich nur nicht mit einigen zufälligen Unbesonnenheiten, mit dem Pasquill auf den Dr. Bahrdt u. A. Feinde gemacht hätte. Aber heute weiß Niemand mehr von diesem Pasquille, und die deutsche Meinung hat Kotzebue längst seinen richtigen Platz angewiesen. Das sei unser Stolz. Wir haben diesen Dramatiker in die Welt gesetzt, aber auch nach dem ersten Rausche auf seine Stelle, die die ihm gebührt; wir haben nicht die eitlen Italiener nachgeahmt, denen es nichts kostet, ihren Goldoni neben und über Aristophanes zu rücken; wir können ihn nicht entbehren, aber wir können ihn geringschätzen, was Göthe vortrefflich in den Worten ausgedrückt hat, daß es Theaterstücke gebe, die nicht schlecht, und doch völlig null seien. Es ist hierin mit unserem ästhetischen Urtheile, wie es mit unseren moralischen Zuständen ist: Immoralität ist überall, aber wo noch Scham ist, da ist gewiß der bessere sittliche Zustand; und so ist die ästhetische Schamhaftigkeit gleichfalls ein Zeichen von einem reinern Geschmack und einer würdigern Ansicht von Kunst und Dichtung. Wir haben Kotzebue besonders häufig als unsern ersten Lustspieldichter rühmen und mit Molière vergleichen hören; selbst Jean Paul meinte, nur der Schimmer des Fremden rückte diesen in unserer Meinung über unsern Kotzebue hinaus. Allein ganz abgesehen davon, welch eine andere Persönlichkeit Molière war als Kotzebue, welch eine würdigere Stellung er in der Gesellschaft einnahm, so ist ein sehr wesentlicher Unterschied darin, daß Molière das pariser Theater den Farcenspielern entriß, den Grund zu dem Geschmack des Hofes an der Bühne legte, das Lustspiel aus dem Niedrigen in das Edlere erhob, während Kotzebue zwar zur Verbreitung des deutschen Theaters half, dagegen die Kunst von einer Höhe, die sie bereits erreicht hatte, herabzog. Und wie wollte überhaupt ein deutsches Konversationsstück mit Molière's wetteifern? Die Gesellschaft hat in Frankreich eine ganz andere Bedeutung als bei uns, in Paris hegt sich die öffentliche Meinung in ihrem Schoße; die Gesellschaft, für die Molière zunächst arbeitete, hatte damals, wo der König der Staat war, sogar noch eine größere Bedeutung selbst in Frankreich als heute. In einem solchen Kreise, wo man auf den feinsten Wink achtsam war, mußte die Komödie Molière's gerade die Gestalt nehmen, die sie trägt, und konnte eine gewisse Bedeutung nicht verfehlen; das deutsche Schauspiel konnte ein uninteressirtes und zerstreutes Geschlecht nicht mit

feinem Kitzel rühren wollen, es mußte, wie Schiller fühlte, gewaltsam aufschütteln. Wir sind nicht von Molière erbaut, wie es Göthe in der Zeit, da er Voltaire eben so hoch stellte, gewesen ist; wir finden es ganz lächerlich, wenn er den Misanthropen, „den er tragisch nennen möchte," so erstaunlich tief nimmt und dagegen den Timon für „ein blos komisches Sujet" erklärt; auch Molière ist am Ende doch nur ein Dichter, der sich der Mode und dem Niveau des täglichen Lebens gleichgestellt, die Societät und feine Welt zum Gegenstande hat, die jede tiefere Erfassung des Lebens hemmt; wohl aber erkennen wir die große Kluft, die zwischen dem Widerschein einer pariser Welt in jenem Zeitalter, und dem eines deutschen Krähwinkels und deutscher Pastorstuben und Gesindewirthschaft sein mußte. Hier wird man hypochondern Lesern Stücke „für die Verdauung" schreiben, dort werden aus großartigem Interesse Stücke wie der Tartuffe wie von selbst hervorspringen, die schon durch ihr Partheiwesen dem ganzen Volkskörper gelegentlich immer wieder etwas zu verdauen geben. Durch Verhältnisse ist alle Schriftstellerei bedingt. Das französische Konversationsstück kann man nicht treffen ohne ähnliche Lagen; und eben so lächerlich wäre es, wenn wir das spanische Mantel- und Degenstück wieder zu erhalten hofften, wenn auch ein Calderon gleich geboren wäre. Ihm gibt sein großes Relief der Gegensatz gegen die rohen Adelssitten, es lehnt sich an den Hof an, der aller Etikette Muster ist, der Narr selbst mußte in diesen Stücken anständig, ein Gracioso sein, der Antipode aller Poesie, die Konvenienz selbst, erhielt hier einen poetischen Strich. Heute könnte kein Lustspiel Dank verdienen, das sich an einen höfischen Geschmack anschlösse, denn er bildet keinen Gegensatz mehr gegen die sonst herrschende Bildung; das Lustspiel bedarf aber immer eines Gegensatzes, und wer es heute bei uns kultiviren wollte, der müßte dem herrschenden Anstandstone aus dem Wege gehen, sowie er in den Stoffen gerade das aufsuchen müßte, was der Ton, ja selbst was das Gesetz oder der Zwang zu vermeiden gebietet. Aber dazu gehört Charakter, und ihn hätte ein Lustspieldichter bei uns doppelt nöthig, den öffentlichen Verhältnissen gegenüber, ganz menschlich betrachtet, und seinen Kunstobjekten gegenüber, auch ästhetisch. Denn vortrefflich hat man gesagt, daß, wenn den tragischen Dichter sein Gegenstand trägt, der komische den seinigen durch das Subjekt emporhalten muß.

Wer nicht individuelle Würde und Größe in sich trägt und einen Maßstab wahrer Natur, der wird überall die niedere, wirkliche Natur mit jener verwechseln, der gemeine Stoff wird ihn herabziehen, in dem sich der Komöde bewegt, nicht wird die schöne Natur und der kräftige Geist in ihm den niederen Stoff adeln und erheben. Und gerade von dieser (zweiten) Seite her hat man an Kotzebue fast noch häufiger Ausstellung gemacht, als an dem Schriftsteller an sich. Sein Leben ist ohne Würde, sein Charakter ohne Halt. Viele Seiten, die man an Wieland schon in den Spuren ungern gesehen hat, und die dem deutschen Wesen schlecht anstehen, zeigt er im Extrem. Wie dieser, scheute er sich nicht, sich dem Publikum in allen Blößen zu produciren und sich mit noch größerer Naivetät über alle Urtheile wegzusetzen. Ungefähr wie jener, stellte er sich „gegen alle Ehrenfestigkeit und Ehrensteifigkeit," und es wird diese Richtung in der That die Seele seiner Schriftstellerei, die eine weltmännische Fläche und Glätte in alle Wissenschaft und Moral zu tragen suchte, wohin sie nicht gehörte. In dem Sinne einer liberalen Lebensansicht wirkten Schiller und Göthe auch, aber sie thaten es mit Maß und Würde, sie wirkten nicht unter dem Deckmantel einer abgeschliffenen Konvenienz, die der flachen Libertinage den Schein leiht, als mache sie das eigentlich gehörige Leben aus. Vergebens provocirt daher Kotzebue, wenn er sich, ganz wie Wieland, eifrig gegen den Vorwurf der Immoralität in seinen Schriften zu retten sucht, auf Göthe, auf Schlegel, auf Gemmingen, die in ähnlichen Werken ähnliche Freiheiten sich genommen hätten wie Er. Nicht das Einzelne gewann ihm diesen Vorwurf, nicht das Faktische war es, was man verfolgte, sondern die ganze Gesinnung, die durch tausend Masken durchscheint, die alle Moralpredigten auf den Lippen Lügen straft, die sich durch ein Nichts kenntlich macht, wenn ein Schwall von Rhetorik sie vorstellen soll. Was half es ihm, wenn er sich neben Schiller stellte mit seinen Worten, da er in der That sich durch das Gemeine immer unter das Gemeine stellte? Schon in früher Jugend vertrieb ihn ein unglücklicher Hang zu Pasquillen von Weimar, wo er den Hof und Göthe'n nicht schonte; dann verrieth das berüchtigte verleumderische Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne" (1790), in dem er in Knigge's Namen und zu Gunsten Zimmermann's Namen misbrauchte und die un-

schicklichsten Dinge vorbrachte, dem größeren Publikum, wer eigentlich der sentimentale Verfasser von Menschenhaß und Reue sei, und keine Abbitten und Erklärungen konnten ihm seitdem die erste Liebe und Achtung wieder gewinnen. Wäre er an sich noch nicht kenntlich genug gewesen, so wäre er es durch seine Gesellschaft geworden. Mit Göthe und Schiller gab es innerliche und äußerliche Zerwürfnisse, die neue kritische Schule verspottete im Athenäum seine Stücke, und zog zum ersten Male zwischen Dichtung und Dichtung eine Scheidelinie, die Kotzebue noch banger machen mußte als Wieland. Der Krieg zwischen ihm und Schlegel brach aus, und es schied sich diese Schule immer schroffer von Jenen ab, die sie gemeine Naturen tauften. Nun schloß Kotzebue seinen Bund mit den Meißner und Merkel ab, und führte mit ihnen in dem Freimüthigen den berüchtigten Kampf gegen alle Göthianer, Nibelunger, Mystiker und Romantiker, die er alle als seine Widersacher ansah. Die Anfeindung des Guten und Höheren, das sie als Anmaßung, als Unsinn und Wahnwitz verriefen, die Begünstigung dagegen alles Trivialen und Gemeinen machte diesen Bund ganz verächtlich; die Frechheit und Gemeinheit der deutschen Kritik, die sich von persönlichen Beziehungen so gern bestimmen läßt, hatte hier ein neues Stadium, gegen welches die klotzische Periode unschuldig zu nennen ist. Der nächste und kleinste Erfolg war ein neuer Skandal, der die Verbrüderung zwischen Kotzebue und Merkel löste, und von Ersterem, wie er pflegte, durch eine Posse verewigt ward. Und so wie hier Kotzebue in ästhetischen und moralischen Beziehungen erscheint, erscheint er auch in politischen. Mit einer Wankelmüthigkeit, oder wenn man will Unpartheilichkeit, die Wieland's Zweiseitigkeit unendlich überbot, hatte er sich auf das verschiedenste über politische Gegenstände von jeher vernehmen lassen, denn es war dies eine Passion von ihm. In seinem philosophischen Gemälde Ludwig's XIV. (1791) machte er den Gegner des Despotismus; in seinem Lustspiele Sultan Wampum (1794) vermuthete man eine Satire auf einen Regenten, die beigetragen habe, ihn dem Kaiser Paul zu verdächtigen, der ihn bekanntlich vorübergehend nach Sibirien (1800) deportiren ließ. Noch bei seinem Aufenthalte in Wien 1798 hatte man ihn als einen Jakobiner verschrien; aber seit seiner Rückkehr aus Sibirien stellte sich mit seiner Thätigkeit in russischen Diensten die sicht-

lichste Veränderung in seinen politischen Maximen ein, sowie man schon vorher in seiner Schrift über den Adel andere Ansichten gefunden hatte, als konsequent aus seinem sonstigen Spotte über den Erbadel folgen sollten. Jetzt schrieb er im russischen Sinne gegen Gut und Bös: er bekämpfte die napoleonische Herrschaft in seinen Zeitschriften (Biene und Grille **1808—12**), und dann den jungen Geist, der sich in Deutschland regte. Das unselige Amt, das er **1816** annahm, und das ihm das Leben kostete, führte, wie die neuerdings versprochene russische Literaturzeitung, einen unschuldigen Namen; es hieß eine literarische Agentur, und Kotzebue mag es ohne Arg übernommen haben, ohne zu bedenken, daß in ernsten Dingen die Nonchalance, mit der man seine Privatsachen wohl behandeln mag, verderblich wird. Er konnte sein Amt nicht mehr arglos führen, seitdem er Parthei geworden, seit ihm seine Geschichte des deutschen Reiches auf Wartburg aufgebrannt war und so wenig vor der deutschen Jugend wie vor Napoleon Gnade gefunden hatte; sein literarisches Wochenblatt und der darin geführte Kampf gegen Konstitutionen, Preßfreiheit, Turnkunst und alle freieren Richtungen erregten allgemeinen Unwillen, und seine bekannt gewordenen Bulletins hätten wahrscheinlich in ihren Folgen seine Entfernung aus Deutschland veranlaßt, wenn nicht seine Ermordung durch Sand zu frühe erfolgt wäre. Der Unmuth über den zweideutigen und damals in Aller Achtung ganz gesunkenen Mann sprach sich übrigens unmittelbar vor Sand's That so nachdrücklich aus (z. B. in einer Schrift über Kotzebue's lit. und polit. Wirken **1819**), und nach derselben erinnert sich Jeder, daß solche Ansichten darüber von ehrenhaften Männern laut geworden sind, daß man den isolirten Entschluß doch nicht in seinen Quellen isolirt nennen kann. Wir wünschen übrigens allerdings zwar, daß eine Zeit kommen möge, die die politischen Kotzebues in unserer Mitte unmöglich oder unnütz macht, nicht aber, daß diese Zeit, wenn sie käme, die ungleichen Waffen und den unehrlichen Kampf, Blut gegen Tinte, heiligen und etwa Sand wie einem Aristogiton Denkmale setzen möge.

Gerade als Iffland und Kotzebue im besten Thun waren, die Verlegenheiten der stehenden Theater um neue Stücke zu beseitigen, fing die Sorgfalt Göthe's für die weimarer Bühne an, die für das deutsche Schauspielwesen von neuen Folgen war. Ein Direktor

wie Göthe, ein Schauspieldichter wie Schiller, ein Publikum wie es in Weimar und Jena war, eine Unabhängigkeit wie keine Schauspieltruppe jemals erlangen kann, solche Verhältnisse mußten wohl hier auch bei geringen materiellen Mitteln das Bessere fördern. Nach dem Abgange der seyler'schen Gesellschaft **1774** hatte sich in Weimar ein Liebhabertheater gegründet, das nicht fehlen konnte für Göthe'n eine treffliche Schule zu werden; **1784—91** spielte die bellomo'sche Gesellschaft, dann ward das Hoftheater eingerichtet und von Göthe geleitet. Ehe Schiller hinzutrat, schien übrigens das nicht werden zu wollen, was nachher geworden ist und von Göthe auch nach Schiller's Tode fortgesetzt ward. Anfangs begünstigte Göthe den in Weimar heimischen Operngeschmack fortwährend; der geringste Blick aber in die deutsche Schauspielgeschichte lehrt uns überall, wie verderblich die Bevorzugung des des Singspiels von jeher dem eigentlichen Drama gewesen ist. Schon damals ward es immer schwerer, sich dem Vordrang dieser Gattung und dem Wetteifer der Musik mit der Dichtung zu widersetzen; die italienische und französische Oper überschwemmte ganz Deutschland, eine große Anzahl von Poeten lieferte und übersetzte Texte, und die großen Werke Gluck's und Mozart's fanden im Schauspiel Weniges, was ihnen den Platz und den Tag hätte streitig machen dürfen. Göthe berichtet, er habe sich durch die reichlichen Opern, für welche Einsiedel, Vulpius und der Koncertmeister Cranz thätig waren, ein fertiges Repertoire bilden wollen, das ihm Zeit ließ, ernstlicher auf das Schauspiel zu denken. Allein in den ersten Jahren begegnen wir doch vorzugsweise Iffland, Kotzebue, Großmann und Meyer auf den Bretern, selbst Hagemann und Hagemeister wurden nicht verschmäht, den zschokke'schen Abällino stellte das Publikum noch Schiller's Stücken ziemlich gleich. Erst als Schiller hinzutrat, der Wallenstein geschrieben war und das neuerbaute Theater eröffnete, trat die erklärte Absicht hervor, zu einem soliden und würdigen Repertoire den Grund zu legen, und dabei die glückliche Unabhängigkeit von dem Haufen zu nützen, über das Alltägliche und die Mode hinauszuschreiten, und das Theater als eine Lehranstalt zur Kunst zu betrachten. Eine doppelte Noth war bei diesem Werke zu überwinden. Die Schauspieler waren an nichts gewöhnt, als an die gemeine naturalistische Manier des Vortrages und der Darstellung; Schiller's Stücke

nöthigten auf einen höheren Styl zu denken; bei Aufführung der Piccolomini hatten sich beide Dichter zu quälen, den Vers auf das Theater zu bringen, und die Spieler deklamiren und skandiren zu lehren; ja Schiller hatte noch vor nicht lange Don Carlos in Prosa umgesetzt, ehe er in Leipzig gegeben werden konnte, und in dieser Gestalt spielte man ihn auch in Dresden und Berlin. Dieses Einfachste also der rhythmischen Deklamation mußte hier erst förmlich eingeschult werden, und wie war ohne dieses eine Darstellung der Produkte unserer Dichter selbst oder eines Shakspeare denkbar, der man nicht allen poetischen Glanz abgestreift hätte? Wir glauben daher, daß von dieser Seite die Schauspieler, die aus Göthe's Schule in Weimar ausgingen, wenn sie vielleicht auch hinter jene ältern Meister an Stärke der Anlage und Natur zurückwichen, doch auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge gehabt haben. Mit Wolf und Grüner ließ sich Göthe in eine förmliche Schule ein. Dem Erstern gab er selbst das Zeugniß, daß er sich ganz in seinem Sinne gebildet habe, und seine Leistungen sind in Berlin, und wo er sonst gespielt hat, unvergessen; über Grüner's Spiel in Wien hat Collin aufs günstigste geurtheilt, in Darmstadt haben wir ihn selbst gründlich gesehen, wo er die Ungunst des Publikums durch sein Auftreten überwand und als Regisseur mit höchst geringen Mitteln eine Zeitlang ein klassisches Repertoire schaffte, und ganz im Sinne des Meisters das nicht sehr gelehrige Parterre bis zu Terenz und Holberg führte. In der ersten Begründung eines solchen Repertoires in Weimar lag die zweite Hauptschwierigkeit, die zu überwinden war. Man wollte der Masse mittelmäßiger Alltagsstücke ein Gegengewicht durch wirkliche Poesien halten, und zu diesem Zwecke mußte auf alles irgend Brauchbare in Nähe und Ferne ausgespäht werden. Aber die verschiedene Tendenz führte hier ganz andere Resultate herbei, als bei Schröder's Erweiterung der Bühne, das Darstellbare und Bühnengerechte blieb hier immer dem poetischen Werthe untergeordnet. Indem sich beide Dichter nach heimischen und fremden Produkten, die ihnen tauglich seien, umsahen, war Schiller der Kühnere im Auswählen, aber auch im Zurichten. Er wollte die Sakontala auf die Bühne bringen, fühlte aber doch, daß das Stück an dem Mangel an Handlung scheitern würde; er sah Klopstock's Hermann auf eine Bearbeitung an, aber auch ihn mußte er aufgeben. Man wagte

sich aber bis zu römischen Stücken, und gab in Masken Terenzens Brüder, von Einsiedel, und die Andria, von Niemeyer bearbeitet. Die neuesten Produkte der Romantiker, Jon von Aug. Wilh. und den wunderlichen Alarcos von Friedrich Schlegel gab man sogleich, ja später dachte Göthe auch die Arbeiten Fouqué's, Arnim's, Tieck's und Brentano's aufzuführen, es zeigte sich jedoch unmöglich. Wenn uns manche dieser Projekte durch ihre Keckheit frappiren, so fehlt es nicht an andern Unternehmungen, bei denen wir, schon gewöhnt an das, was die Weimarer erst lehren mußten, die Aengstlichkeit nicht begreifen. Die Aufführung Nathan's, die auch Schröder nicht riskirte, galt als ein Wagniß, und Er so wenig wie Götz, oder Egmont, Stella oder irgend ein schiller'sches Stück konnte der Schere entgehen. Daß man Iphigenie und Tasso aufführen konnte, schien selbst Göthe'n unglaublich und gelang gegen sein Erwarten. Aber mit all diesem war noch immer kein eigentliches Repertoire gefüllt; man fiel also auch hier auf das Uebersetzen und Bearbeiten fremder Werke. Auch in diesem Geschäfte offenbaren sich die höheren Gesichtspunkte der beiden Dichter sogleich. Man ging unwillkührlich auf die Meisterwerke der fremden Theater zurück, nicht wie Schröder auf die zweideutige mittlere Gattung, die für das Bühnenbedürfniß berechnet war. Um die Schauspieler an eine gebundenere Weise zu gewöhnen und ihre redneriſche Deklamation zu üben, fiel man auf die französische Tragödie. Fast hätte man ihr, die man kaum in Deutschland abgethan hatte, wieder ein zu großes Gebiet eingeräumt. Der Herzog von Weimar begünstigte sie entschieden und versprach sich davon eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks. Es muß doch was sehr Richtiges in der pedantischen Abtheilung der dramatischen Gattungen unter den Dichtern des 17ten Jahrh. liegen, die das heroische Trauerspiel den Fürstenstand repräsentiren ließen; oder warum fiel man damals gerade an den Höfen in Gotha, Wien und Weimar gleich wieder auf diese französische Tragödie? Schiller bot zwar die Hand völlig dem neuen Werke und bearbeitete die Phädra; aber er that es mit Widerstreben. Er sah Göthe'n, wie es scheint, mit Besorgniß zu, als dieser den Mahomet und Tancred vornahm, zu viel Fleiß und Mühe auf eine geringe Sache wandte, und mit seiner Allseitigkeit auch dieser Gattung einen Geschmack abzugewinnen wußte; er grübelte über Crebillon's Stücken, ob man

nicht dessen Manier zu subalternen Kompositionen, Opern, Ritter- und Zauberstücken gebrauchen könne. Schiller'n widerstand die Manier der Franzosen innerlich; er erklärte sich die ganze Natur ihrer Stücke aus der Art des Alexandriners, der ihm widerlich war wie jedem unverwöhnten Geschmacke; die Charaktere und Gesinnungen, Alles bewege sich unter der Regel des Gegensatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leite, so auch die zweischenkelige Natur dieses Verses die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken; mit Aufhebung des Verses, fürchtete er, werde die ganze Basis weggenommen werden, und der falsche Geschmack, die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit, die Kälte und Lahmheit dieser Stücke desto greller hervortreten. Schiller also griff lieber zu Turandot (dies war eher ein Wagestück zu nennen) und zu Macbeth. Bei diesem Stücke war das Verdienstliche, daß dem Briten der Vers wiedergegeben ward und sein poetischer Kothurn. Hätte Schiller länger gelebt, so hätte er vielleicht mehr für Shakspeare's Einführung auf die deutsche Bühne, und er hätte es mit aufrichtigerer Liebe gethan als Göthe. Diesem schien es kein Unglück, wenn der britische Dichter ganz von der Bühne verdrängt werde! er nannte es ein Vorurtheil, daß man seine Stücke ganz geben wolle, und pries Schröder'n darum, daß er ein Epitomator des Epitomators wurde. Wenn man Göthe'n den wunderlichen Satz aussprechen hört, Shakspeare trete in der Geschichte des Theaters nur zufällig auf; wenn man ihn in gelegentlichen Blicken auf shakspearische Stücke sagen hört, Lear's erstes Auftreten sei absurd, Mercutio und die Amme seien nichts als possenhafte Intermezzisten, u. dergl.: so sieht man wohl, daß der Dichter, der in seiner Jugend sich am innigsten an diesem Tragöden aufrankte, in seinem kontemplativen Alter sich fast nicht mehr aus ihm zu assimiliren verstand. Für die Restauration Shakspeare's geschah also verhältnißmäßig wenig auf dem weimarer Theater; das Aufgeführte scheint hier und da nicht befriedigt zu haben, und dies lag wohl an dem Personal, an dem überhaupt die Wiedereinführung Shakspeare's bei uns scheitert, der für die kleinste Rolle einen Schauspieler verlangt, an dem jeder Zoll ein Künstler ist. Wenn Göthe von Shakspeare sonderbarer Weise meinte, er habe an keine Aufführung bei seinen Stücken gedacht, so schien er dagegen Calderon ein großes Verständniß

des Technischen zuzuschreiben, was nur in gewisser Beziehung und in gewisser Maße eine Wahrheit ist. Auch Schiller schien ihn von dieser Seite aufzufassen, wenn er meinte, dieser Dichter habe ihm und Göthe'n manchen Fehlgriff ersparen können, wenn sie ihn früher gekannt hätten. Seine Stücke schienen übrigens auf der weimarer Bühne gleichfalls kein sonderliches Glück zu machen, und dies erklärt sich aus sich selbst. Hier fehlte es an kühnen und geschickten Bearbeitern; jetzt hatte sich schon die Stimme der romantischen Schule zu laut für die Integrität aller übersetzten Werke erklärt, was bei Calderon, wenn von Aufführung die Rede sein sollte, so übel angebracht, als bei Shakspeare an seinem Orte war. Denn die fremdartige Natur des Spaniers gegen die uns verwandte englische hat Niemand schöner hervorgehoben als Göthe. Er verleiht uns, sagte er, keine eigentliche Naturanschauung, in seinen opernartigen Stücken wiederholen sich die Hauptmotive überall, wie die stehenden Formen, er weilt an der Schwelle der Ueberkultur; Shakspeare reiche uns die reife Traube am Stocke, Calderon gebe uns rektificirten Weingeist, mit Specereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert, ein Reizmittel, das man einnehmen, oder abweisen muß, nicht sich nicht nach Lust zubereiten kann wie bei Shakspeare. Seine bigotten Umgebungen nöthigten ihn, dem Wahne zu fröhnen und dem Unverstand Kunstvernunft zu leihen, während Shakspeare's größter Vortheil sein Protestantismus ist, der ihm erlaubt als Mensch zu erscheinen, der ihn ganz Natur läßt, während Calderon ganz als Konvenienz erscheint, ein Talent, durch Theateretikette verdeckt.

Der Vorgang der weimarer Bühne, die alles irgend Aufführbare willig zuließ, gab den Vorzug der Universalität, den unsere Literatur lange besaß, auch unserer Schauspielkunst, und wir haben spanische, dänische, englische Stücke aufführen sehen, die uns wahrhaft in andere Zeiten versetzen konnten. Wenn wir bei dieser Erweiterung unserer Gesichtskreise uns gegen Calderon und selbst gegen Shakspeare nicht ganz so zuvorkommend zeigten, wie es die romantische Schule stürmisch verlangte, so thaten wir im Grunde nur das Natürliche; wir behaupteten die Ansprüche einer selbständig gewordenen Bildung, und gerade in dem Augenblicke, wo wir unentstellt und rein die Künste fremder Bühnen anschauen lernten, fühlten wir uns auch in einem Besitze eigener

Kunst und eigenen Geschmackes. Dies war unstreitig in Bezug auf die dramatische Literatur Schiller's Werk mehr als Göthe's, und an jenen lehnt sich auch fast die ganze folgende Dramatik in Deutschland an. Hätte er uns nicht ein Gefühl von eigen unterschiedenem Charakter unseres Schauspieles gegeben, so wäre unter dem Eindrang Calderon's und Shakspeare's alle Originalität aufs neue unter uns eingebüßt worden, denn selbst Göthe's Stücke hätten dem mehr Vorschub als Widerstand geleistet. Aber so hatte der Flor der weimarer Bühne auch das Gute gestiftet, daß dem dramatischen Genius Schiller's die Flügel wuchsen; und leider überstrengte sich sein Flug nur allzu sehr. Die Sättigung an seiner Professur, ein anhaltendes Lungenleiden, der Wunsch, die Anschauung des Theaters zu haben, bestimmten Schiller'n **1799** nach Weimar überzuziehen; allein seine Versorgung war knapp, er arbeitete zur schlimmen Stunde, steigerte sich durch schlimmere Mittel und trieb es zu Göthe's Kummer mit der Behauptung seiner Freiheit zu weit. Er machte sich nun die über dem Wallenstein erlangte Routine zu Nutze und zierte fast jedes Lebensjahr mit einem neuen Stücke. Sie sind theilweise ein wenig über Einen Leisten gearbeitet, und Göthe gab ihm das gelegentlich zu verstehen, indem er ihm sagte, er müsse durch Nachdenken und Uebung dem dramatischen Metier so viele Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig sein dürften. Allein Schiller fühlte sich auf diesen Stich doch auch gleich wieder, und war sich bewußt, daß er nie dem Theater werde genug thun wollen, als auf poetischem Wege, und daß er sich nie eine Wirkung nach außen, wie sie auch wohl einem gemeinen Talente und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, zum Ziele machen werde, noch auch könne. Die zwei nächsten Stücke nach dem Wallenstein, Maria Stuart (**1799**) und die Jungfrau von Orleans (**1801**), verrathen in vielfachen Reminiscenzen das Studium der Alten, sie waren bühnengerechter und regelmäßiger gerathen, und man konnte ihnen nicht die vielfachen Kompositionsfehler vorwerfen, wie es bei Carlos und Wallenstein geschehen war. Sie haben dadurch nicht eben den größeren Werth erhalten. In der Maria Stuart schien sich der Dichter von Soldaten und Helden wegzusehnen nach einem leidenschaftlichen, menschlichen Vorwurfe; das

realistische Studium war ihm verleidet, allein er verlor dadurch auch den reichen Hintergrund, den die Zeit und der Hof Elisabeth's dargeboten hätten; von der Staatsaktion ward er doch nicht frei, und in der Gegeneinanderstellung Leicester's und Burleigh's scheint sogar die Feinheit vergessen, mit der er sonst dergleichen zu behandeln wußte, was auch von einer anderen Seite in der Scene der Fall ist, wo sich die Königinnen einander schelten. Die feinen Influenzen der romantischen Sympathien zeigen sich in dem Charakter Mortimer's, der nur äußerlich durch den rhythmischen Firniß Schiller's übrigen Liebhabern ähnlich sieht; dem sinnlichen Jünglinge, dem der Fanatismus Alles erlaubt, ist in poetischer Unbefangenheit die innere Rechtfertigung einer jesuitischen Handlungsweise geliehen, ohne daß der Dichter aus ihm redete. Die Jungfrau ruht ganz auf den romantischen Neigungen dieser Jahre und hat sie genährt, indem sie sie zügeln wollte; sie adelte gleichsam die Ritterstücke, und lehrte die jungen Schulen, die das romantische Schauspiel Shakspeare'n nachahmen wollten, wie sie einen Stoff, den sie handhaben möchten, beherrschen, nicht sich in ihm verlieren müßten. Die halb somnambule Heldin war freilich eine leidige Aufgabe; aber was hier Phantastisches der Person anklebte, schien gleichsam vergütet werden zu sollen durch den höchst verständigen Bau des Stückes, dessen Anlage und innere Entwickelung vielleicht schwieriger als bei irgend einem anderen schiller'schen Drama war, und wohl besser als in jedem anderen gerathen ist. Ist in der Jungfrau stellenweise die Färbung der Zeiten, wie im Tell, und sonst die örtliche Wahrheit der Schilderungen trefflich gelungen, so ist das auch in der **Braut von Messina** (1803) der Fall, deren Colorit mit nichts als dem der griechischen Romane und ähnlicher Poesiewerke zu vergleichen ist, deren Stoff auch in ähnlicher Weise Kindertödtungen, mildthätige Erhaltungen, Entführungen, Korsaren- und Seeleben bilden. Das Stück ist zwar durch den stolbergischen Aeschylus angeregt, und im Gegensatze zu Schlegel's Jon entworfen, allein Schiller konnte sich nicht an eine untergegangene Form hingeben, er verwebte das Antike und Moderne, und so geht dies Drama gleichsam in die naive Periode der Romantik zurück, spielt in Sicilien, dem Lande, wo sich Altes und Neues, Christliches und Muhamedanisches, der

äußerste Nord und Süd, Ost und West am innigsten berührten, und ähnlich wie wir in der Mischung verschiedener Elemente ein wesentliches Kennzeichen des Romantischen früher gefunden haben, tritt hier die antikste Form mit der modernsten Liebesfabel, christliche, griechische und muhamedanische Religion, Chor und spanische Romanze zusammen. Die Paarung so heterogener Dinge ward in dem romantischen Schauspiele unserer dramatischen Schule Sitte, die ganz unverständig jede lyrische Form des Südens mit allen formlosen Ingredienzen des shakspeare'schen Schauspiels in eine bunte Reihe flocht. Ich bewundere Schiller's Genius darin, daß er für solch ein willkührliches Amalgam mit einem einzigen Takte ein Lokal fand, das ein solches erlaubte, ja gebot, und auf das ihn keine Literaturgeschichte, ja kaum eine poetische Lektüre aufmerksam gemacht haben konnte. Ich begreife sehr wohl, wie Humboldt trotz aller wesentlichen Fehler der Komposition, die hier wiederkehrten, das Stück formell auf den Gipfel der schiller'schen Kunst stellte. Es ist eigen, daß unter Schiller's Dramen doch immer die die interessanteren sind, denen man die meisten Fehler nicht ohne Unrecht vorwirft. Der selbsterfundene Stoff schien hier wieder seine Klippe zu werden; die Behandlung des Schicksals fand gerechten Tadel. Göthe, der im Shakspeare die in der That unübertreffliche Verbindung von Freiheit und Geschick bewunderte, setzte an der Braut von Messina aus, daß das Schicksal ohne Schuld straft, und Gute wie Böse gleicher Untergang trifft; und es ist bekannt, daß sich die ungeschickten fatalistischen Stücke unserer romantischen Schule an dieses Werk, die müllner'sche Schuld dicht an dessen letzten Vers anheftete. Die Einführung des Chors war eines jener Wagnisse, die Schiller'n nicht schreckten, wenn es galt, dem gemeinen Naturalismus in der Kunst den Krieg zu erklären. Ihm gerade stand es natürlich genug an, den Chor zurückzuführen, der, wie er sagt, die Reflexion von der Handlung absondert und den Dichter zu einer Erhebung des Tons berechtigt, die das Ohr ausfüllt, den Geist anspannt und das ganze Gemüth erweitert. Hier also durfte er sich dem Schwung seiner Gedanken überlassen, und die gehobensten Stellen sind in der That in den lyrischen Partien niedergelegt. Dies hat dieser erneuten Form sogar Eingang auf das Theater verschaffen können, obgleich allerdings dem Begriffe des Chors nicht genuggethan ist, den Schiller selbst zum ersten Male

in der Einleitung über den Chor vortrefflich erfaßte[87]). Auf dies geregelte Stück folgte Wilhelm Tell (1804) in dem freiern Gang eines dramatisirten Epos, wie es der nicht tragische Stoff verlangt. Shakspeare's Cäsar hatte die Idee dazu vorzüglich gegeben. Auch bei Tell trifft es zu, daß der Beifall gerade hier im Allgemeinen am ungetheiltesten ist, wo wieder sehr wesentliche Fehler im Einzelnen ausgesetzt werden. Die ästhetische Regel sehen wir willig in den Hintergrund treten, wo höhere Rücksichten gebieten. Wer die Parallele zwischen Tell und Parricida tadelt, muß über dem ästhetischen viel moralisches und noch mehr praktisches Gefühl verloren haben: denn nicht ohne Grund braucht der Dichter jedes

---

87) Humboldt, den die Freundschaft zu Schiller nicht eben blind machte, hat ganz vortrefflich gezeigt, worin dies gelegen ist. Wenn er ihn recht verstehe, schreibt er Schiller'n, so sei der Chor da, die gleichsam physische Gewalt der Empfindung des Zuschauers, da, wo sie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Personen als wirklicher Wesen herabsinken will, auf einmal zu brechen, und sie mit künstlerischer Stärke zu der in dem Kunstwerk symbolisirten Idee zurückzuführen. Der Chor war das einzige Mittel, durch das es einem naiven Volke gelang, eine an sich sentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie, auszuführen. Denn es sei deutlich, daß Shakspeare, Schiller und Göthe, weil sie das Bedürfniß fühlten, die Prosa des Lebens in der Tragödie auszutilgen, und daher immer den Zweck des künstlerischen Symbolisirens auf andere Weise (als durch einen Chor) zu erfüllen suchten, sentimentaler, betrachtender, philosophischer geworden sind, als sonst geschehen wäre. Ihre Stücke lassen etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung zurück, weil für jenen intellektuellen Zweck ein sinnliches Organ fehlt; die Anstrengung, die die handelnden Personen machen müssen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuschauer mit ihnen, da der Chor hingegen dasselbe klar und leicht ausspricht. Zweierlei tadelt nun Humboldt an Schiller's Chor. Er ist den handelnden Personen zu nahe, und hat in sich nicht den Reichthum, den er haben könnte; es fehlt ihm an Ruhe und Bewegung zugleich. Er hätte nicht Begleiter der Brüder sein sollen; da ihr eigener Ehrgeiz ins Spiel kommt, so ist ihr Urtheil nicht das unpartheiische des Schicksals. Der Chor muß unmächtig, dienend, schwach sein, aber frei, und nicht einmal durch Neigung gefesselt. Hier aber tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß bei uns Alles motivirt sein soll; und wie soll man den Chor motiviren, ohne seinem reinen Begriffe zu schaden? Oder muß die Strenge des Motivirens hier etwa nicht beobachtet werden? Daß die Handlung selbst mit Nothwendigkeit aus einander fließe, hat seinen natürlichen Grund; allein der Chor ist wie der Himmel in einer Landschaft: es versteht sich von selbst, daß er da sei, denn jede Handlung geht durchs Gerücht ins Volk aus.

Mittel, den uneigennützigen Tyrannenmord vor der durch Entnervung delikat gewordenen Moralität unserer Tage zu retten, worin er nichts Anderes that, als was selbst sehr christliche Männer in sehr christlichen Zeiten auf offenen Koncilien gethan haben. So kann man ästhetisch auch überhaupt einen anderen Tell denken, in einem Tone, der dem Naturalismus mehr schmeichelt; allein ich zweifle, ob die schweizer Jugend einen solchen mehr lieben würde als diesen, und ob Schiller'n ein kritischer Bewunderer lieber würde gewesen sein als ein patriotischer. Denn das Stück ist ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnte in schweren Zeiten an ernste Pflichten; die freie Luft der Volksbewegung weht trefflich in diesem Gegenstücke zu Wallenstein, wo Alles militärisch und ordonnanzmäßig hergeht. Wie anders mußte man dies Drama in jenen Jahren der französischen Zwangsherrschaft lesen, wie anders die Jungfrau von Orleans, deren ganzer Inhalt die ähnlichen Verhältnisse schilderte, unter denen das deutsche Land seufzte! Wenige Jahre nach Tell brach der tiroler Aufstand aus, und bald ergriff die deutsche Nation eine Begeisterung in ihrem Freiheitskampfe, die selbst in so nüchternen Zeiten manche Reminiscenz an jene Befreiungskriege der Franzosen darbieten konnte. Schadete dem Dichter die ästhetische Bewußtheit in seinen Werken, so entschädigte diese Bewußtlosigkeit der nationalen Sympathie, mit der er das Volksleben in seinen Tiefen ergriff. Daher kam es, daß eben in jenen Jahren einer kräftigen Emporraffung die nationale Theilnahme an Schiller'n hing, und so wird es in den Schwankungen des Geschmacks und des Interesses immer bleiben, daß Schiller in erregteren Epochen in der Achtung vor Göthe voraustreten, daß man je nach der aktiven oder passiven Natur der Zeiten den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder innerlicheren Dichter hervorziehen wird. Die ganze historische Dramatik, die mit den Jahren unserer historischen Bedeutung aufkam, schloß sich an Schiller an, eine patriotische Schule folgte seiner Spur, und unsere Freiheitsjugend jener Jahre perhorrescirte seinen großen Rivalen. Der Patriotismus und die Politik unserer Jugend, sind sie nicht von dem idealen, poetischen und chimärischen Anstriche noch immer gefärbt, den sie bei ihrem ersten Auftauchen aus Schiller empfingen? Und was Wunder auch, da wir nichts in unserem geistigen Leben hatten,

was so unmittelbar und so gewaltig den Geist heraufbeschworen und den Schwung der Begeisterung geschaffen hätte, der allein das deutsche Volk aus seiner Lethargie zu dem Werk von 1813 aufwecken konnte. Die Idee der Freiheit, die Schiller's Werke in ihrem vollen Umfange durchdringt, griff die politische Zeit politisch, und jene Dramen von der Befreiung Genuas und der Niederlande, der Schweiz und Frankreichs, schienen ja in der That wie eine absichtlich ausgestreute Saat, aus der so bald über dem Grabe des Dichters die Frucht der Freiheit aufschließen sollte. Das hat Friedrich Schlegel sehr wohl ausgefunden, daß Schiller der eigentliche Revolutionsdichter war, ein starker und energisch wirkender Schriftsteller (und darum stehen auch die Restaurationsautoren unter den Romantikern in solchem Gegensatz gegen ihn), während Göthe später dem erschöpften Geschlechte wieder mehr zum Bedürfnisse ward, weil er sich dessen schwacher Seiten zu bemeistern gewußt. Unter dem Rückfall in neue politische Passivität ließ dann die innere Freiheit leider auf sich warten, die unser Dichter nicht weniger uns vorgebildet hatte. Aber die Ideen sind darum nicht verloren; sie üben lange ihre Macht über die Gefühle und Herzen, sie gewinnen täglich mehr Macht über die Köpfe und Ueberzeugung, und werden endlich Macht erlangen über die Handlungen und den Willen. Das war Schiller's eigene Aussicht, und wenn er selber heute eine Geschichte der deutschen Dichtung zu schreiben hätte, er würde den letzten, den ästhetischen Standpunkt der Volksbildung einen gewesenen nennen, er würde in deutlicheren Beziehungen lehren, was Er und Göthe immer gepredigt haben, daß wir nicht die Kräfte an dem Vollendeten und Zurückgelegten vertändeln, sondern an den stets neuauftauchenden Bedürfnissen gestaltend üben sollen. Wenn es unseren Regierungen wirklich Ernst sein sollte um die Unterdrückung jeder freien Bewegung und jedes politischen Aufstrebens, dann hätten sie in der That kein dringenderes Mittel zu ergreifen, als Schiller's Werke zu vertilgen. Das schien jener Fürst sehr gut einzusehen, der gegen Göthe äußerte, wenn er Gott gewesen wäre und bei der Schöpfung Schiller's Räuber vorausgesehen hätte, so hätte er die Welt nicht geschaffen. Darin sind doch die Demagogen immer billiger und toleranter: Jeder von ihnen würde an Gottes Stelle die Welt

noch geſchaffen haben, und wenn er auch noch ſo deutlich den weiſen Spruch dieſes Mannes vorausgeſehen hätte.

Der Nachlaß von Schiller zeigt, daß der Dichter noch langehin mit ſtets neuen Produkten ſeines regen Geiſtes unſere Bühne hätte bereichern können. Reichliche Fragmente und Entwürfe blieben zurück. Demetrius ſollte zunächſt ausgeführt werden, und in ihm hätte der Dichter fortgefahren, aus ſämmtlichen europäiſchen Völkergeſchichten irgend ein poetiſches Moment zu entlehnen und zu verewigen. Daß die Maltheſer nicht vollendet wurden, iſt unſtreitig am meiſten zu bedauern. Auch dieſer Gegenſtand würde ſich zu der Jungfrau und zu Tell gereiht haben, als eine Nothwehr gegen ein koloſſales Bedrängniß. Der Dichter war hier ganz in ſeinem Elemente, er hatte keine Weibergeſchichten dabei, das ganze Stück würde von Waffen wiederhallt haben, der Boden, die Begebenheit, der Orden, der Chor, Alles hätte ihn mehr berechtigt, ſeiner gehobenen Darſtellungsweiſe ſorgloſer nachzuhängen. Des Dichters Tod kam zu frühe, er erſchreckte Deutſchland und erſchütterte im Stillen den Freund, den er ſich zuletzt gewonnen hatte. Hätte Göthe ſeine Abſicht ausgeführt, den Demetrius in Schiller's Geiſt und Sprache zu vollenden, es wäre das ſchönſte Denkmal geworden.

XIV.

Romantiſche Dichtung.

Wir haben unſere Geſchichte bis zu dem Ziele geführt, das wir uns vorgeſetzt hatten, und könnten ſtreng genommen hier abſchließen. Allein die Verzweigungen der Verhältniſſe, die in der Geſchichte nie ſchroff abbrechen, machen es uns zur hiſtoriſchen Pflicht, über unſere Grenze hinüber noch eine Strecke weiter zu rücken. Wir würden ſonſt nicht mit dem richtigen Eindrucke von dem Standpunkte ſcheiden, den unſere Literatur am Anfange dieſes Jahrhunderts erreicht hatte, noch auch nur die beiden Dichter völlig kennen gelernt haben, die wir zuletzt betrachteten. Was die nächſten Wirkungen der gemachten Anſtrengungen waren, wie ſich

Dichtung und dichteriſcher Geiſt ausbreiteten, indem ſie ausarteten, wie ſich die langſam gereifte Frucht vom Baume löſte und den Körper der Nation materieller zu nähren begann, dies gehört zur Vollendung des Gemäldes, das wir zu entwerfen verſuchten; eine Skizze des deutſchen Dramas, das ganz unmittelbar auf Schiller folgte und von ihm veranlaßt war, wird die Eigenthümlichkeit ſeiner Dichternatur noch in den nächſten Folgen und Erfolgen ſelbſt unter dem Verderbniſſe der Kunſt deutlicher erkennen laſſen; Göthe's Leben aber ſchlingt ſich ohnehin noch durch den ganzen Zeitraum der romantiſchen Periode unſerer Dichtung bis ungefähr gerade zu dem Zeitpunkte hin, wo, durch die franzöſiſchen Bewegungen angeregt, neue Elemente in die ſchriftſtelleriſche Welt kamen, die zwar lange vorbereitet, ja im Grunde nur eine fortgeſetzte Wiederaufnahme der genialen Periode unſerer 70er Jahre waren. Was Göthe in dieſer Zeit noch dichtete, war durchaus unter den Influenzen der romantiſchen Neigungen, wenn auch oft im Gegenſatze zu denſelben, geſchrieben; ja auch wie ſich die kritiſchen und äſthetiſchen Anſichten und Sympathien des großen Dichters geſtalteten, iſt nur durch die umgebenden Verhältniſſe zu erklären. In Friede und Feindſchaft wechſelnd, begleitet der Mann, der ſein ganzes Leben hindurch den miasmatiſchen Einwirkungen des Zeitgeiſtes ausgeſetzt war, auch noch im hohen Alter empfangend und producirend den Gang der deutſchen Literatur, und in beiden Stimmungen iſt er für den Verſtändigen in Wirken und Urtheilen gleich lehrreich, ja kaum bedürfte man zur Würdigung dieſer Zeit und ihrer Leiſtungen anderer Hülfsmittel, als ſeine verſchiedenen Ausſprüche und Aeußerungen darüber. Wenn wir uns in der Darſtellung dieſer Periode nicht ganz ſo knapp faſſen, daß wir ſie in dieſer Weiſe etwa nur Göthe'n gegenüberſtellten, ſo liegt es doch auf der anderen Seite außer unſerem Zwecke und Plan, ſie mit derſelben umfaſſenden Weitläufigkeit zu behandeln, wie das Frühere; wir geben dieſen Abſchnitt daher nur als einen Umriß, und dies um ſo lieber, als für dieſen Theil unſerer Literaturgeſchichte noch manches Material zurück iſt, ohne welches eine faktiſch lebendige Darſtellung noch gar nicht möglich iſt; wir verwahren uns alſo ausdrücklich, und geben dieſen Theil weder in den Thatſachen und Namen, noch in den Urtheilen für irgend vollſtändig aus.

Nichts iſt natürlicher, als daß, wo ſich eine Fülle an Kraft

und Materie sammelt, Umgriffe und Ausbreitung erfolgen müssen. Erinnern wir uns an wiederholte Erscheinungen aus unserer geschichtlichen Darstellung, so fällt uns auf, daß am Ende des 18. Jahrh., wie schon früher, unsere Literatur aus verschiedenen Grenzpunkten der deutschen Lande, von Königsberg, Wien, Hamburg, der Schweiz und dem Rhein aus, gleichsam nach einem Mittelpunkte hinstrebte. An der Scheide der Jahrhunderte war nach Weimar und Jena fast alles literarische Leben zusammengeströmt. Denke man sich eine kleine Stadt, wo Göthe Faktotum, Herder Prediger, Schiller Theaterdirektor und Dichter, Wieland und Knebel ehemals Prinzenerzieher waren, wo sich eine Unmasse von Gelehrten und Literaten der verschiedensten Farben zusammendrängte, die sich einen Ruf gemacht haben, so wird man nur schon aus den Namen schließen müssen, daß der Ruhm, der Weimar als das deutsche Athen pries, nicht eben grundlose Prahlerei war. Hier waren Musäus und Böttiger Gymnasialprofessoren, Vulpius und Riemer Bibliothekare, Seckendorf und Einsiedel Hofleute; Meyer und Bode, und so viele andere Schriftsteller, Stephan Schütze, Peucer, Falck, Eckermann waren hier angesiedelt, Kotzebue hier geboren; die ganze fremde Welt und Literatur ward hier nahegebracht, und früher und später, als Göthe und Schiller französische Stücke übersetzten, hatten Bertuch, Jagemann und Fernow nacheinander das Italienische und Spanische vermittelt, was nachher Gries und Schlegel in Jena in gesteigerter Vollkommenheit fortsetzten. Unsere Frauen zündeten an dem Feuer, das sich hier koncentrirte, und gaben der ganzen weiblichen Literatur von hier aus den stärksten Impuls. Amalie Ludecus (A. von Berg) war hier Hofdame, Frau von Wolzogen, die Verfasserin von Agnes von Lilien, war Schiller's Schülerin, Amalie von Helwig, Wilhelmine Gensicken (W. Willmar), Luise von Ahlfeld (= Elise Selbig) waren in oder bei Weimar geboren, Johanna Schopenhauer ließ sich 1806 hier nieder, und auch die Mereau und Brachmann waren von hier aus eingeführt oder angeregt. Von dem geistigen Staate, der sich hier langsam und mächtig gebildet hatte, ward dann das benachbarte Jena eine wissenschaftliche Pflanzstadt, die in der engsten Verbindung blieb. Der Hauptsitz der kritischen Philosophie zog sich hierher, auch als Kant noch lebte. Reinhold ward ihr beredter Ausleger; in seine Auditorien strömte es; aus dem fernen Oester-

reich und den katholischen Landen, wohin die philosophische Aufklärung drang, kamen die wißbegierigen Schüler zu dem Meister, der selbst aus Jesuitenschulen hervorgegangen war. Fichte war trotz äußerer Einsprache hierher berufen, und erfüllte mit dem Tumulte seiner Lehren und dem Nachdruck seiner Persönlichkeit ganz Deutschland; Schelling trat hier mit seiner Naturphilosophie hervor, die sich in mannichfachen Strahlen zertheilte. Schiller's Geschichtslehre regte hier Woltmann an, Voß wirkte eine Zeit lang, die Namen der Brüder Humboldt tauchten hier gleichsam zuerst auf; in den verschiedensten Fächern gingen von hier die Lehrer des ersten Ranges, die Thibaut, Paulus, Hufeland und Anderen aus; ein neues literarisches Organ ward laut, das anfangs in bedeutender Achtung stand. Was irgend eine poetische Ader in sich fühlte und einem unbestimmten Talente Richtung, einer schwankenden Selbstkenntniß Stütze, einem jugendlichen Enthusiasmus Ausbruch schaffen wollte, kam zu Schiller und Göthe; die Novalis, Hölderlin, Schmid sollten oder wollten bei ihnen in die Schule gehen. Die beiden Schlegel, die neben Tieck (der gleichfalls gegen Ende des Jahrh. in diese Gegend kam) die Seele der sämmtlichen neuen Bewegungen im Gebiete der Dichtung wurden, hatten hier ihre Stätte, und ihre Ausgangspunkte führten auf die großen Dichter, Uebersetzer und Philosophen gleichmäßig zurück, die hier angesessen waren. Die wunderlichsten Genialitäten, jene „auffallend verrückten Menschen" drängten zu, über die sich Göthe zu beklagen hatte, die entweder selbst verzweifelten oder Andere zur Verzweiflung brachten. Augenzeugen sagen aus, daß damals die Verschiedenheit von Menschen in Sitte, Kleidung, Kultur, vom Wilden und Cynischen bis zu widerlicher Ueberfeinerung, kaum in Paris und London stärker sein konnte, als in Jena, und Schiller nannte diese Stadt damals eine Erscheinung, wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder kommen werde.

So viele Last ward am Ende schon materiell dem kleinen Staate zu schwer zu tragen; und wäre dies auch nicht gewesen, so hätten so viele heterogene Elemente, im engen Raume zusammengestoßen, sich nicht länger friedlich vertragen, als der erste Enthusiasmus reichte. Beides waren innere Ursachen, warum die Blüthe von Jena und Weimar gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts schnell zu Ende ging; äußere kamen noch viel wirksamer

hinzu, Schicksal und Tod, und die politischen Bedrängnisse, die vor den Thoren von Jena eine traurige Epoche hatten. Wie es in Weimar Zerwürfnisse gegeben hatte, so gab es auch deren in Jena, wo Fichte seine Entlassung provocirte; Voß, Loder, Reinhold, Hufeland, Paulus, Schelling gingen weg, weil die Konkurrenz nicht zu bestehen war, Schiller und Herder starben schon vor der Katastrophe von Jena hin. Die Verstoßung von Kotzebue und die Auflösung des jenenser Kreises können als zwei äußere Symptome gelten, welche die Zeit bezeichnen, von wo an die deutsche Literatur aus ihrem bisherigen Mittelpunkte wieder auseinanderstob in alle Welt. Nun bildeten sich neue Ruhestätten an neuen Orten, an die zum Theil früher die deutsche Literatur nicht gedrungen war; eine Art literarische Propaganda breitete die poetische Kultur in vielen weitern Räumen, unter viel größeren Massen aus, als früher geschehen war; und endlich fand auch die deutsche Literatur ihren Weg über die Grenzen hinaus und unterjochte sich fremde Regionen. Im Innern koncentrirte sich die preußische Literatur in Berlin, wo sie früher so wenig Ermunterung hatte finden können. Wir hörten oben, daß in den 90er Jahren Engel, Kotzebue und Iffland hier ihr Licht leuchten ließen; die romantische Schule aber gewann hier gleichsam ihre Hauptstadt, wo Tieck, Bernhardi, Wackenroder, A. Müller, Wilh. von Schütz u. A. geboren waren, wo beide Schlegel sich vorübergehend einfanden, wohin Werner das Auge richtete, um unter diesen Männern einen förmlichen Bund zu stiften, eine Propaganda, welche die neue Lehre von der dreieinigen Kunst, Religion und Liebe ausbreiten sollte. Wie der Königsberger Werner nach Berlin blickte, so wandte sich sein Landsmann Hoffmann hierhin, und eine Reihe Schlesier, besonders die Dramatiker Contessa, Holtei, Raupach, Häring u. A. hatten hierhin einen natürlichen Zug, wo sich das Theater emporschwang, und wo eine reiche dramatische Dichtung, wie wir noch unten hören wollen, sich begründete. Wieder eine eigene Gruppe bildeten dann die Herausgeber des grünen (später rothen) Almanachs, Hitzig, Chamisso, Varnhagen u. A., und gelang es zwar nicht, Göthe'n nach Berlin zu ziehen, auf dessen Alter man nach seinem Ausdrucke wie auf sibyllinische Blätter spekulirte, so bezeichnet doch der Letztgenannte, in anderer Art als Zelter in der seinen, und Bettina und die Anhänger der Romantik in der ihrigen, die unbedingte Hingabe

an den Patriarchen der deutschen Dichtung vortrefflich. Durch die Gründung der Universität, durch die Regeneration des preußischen Staates, durch den Reichthum der Mittel, der dem guten und einsichtigen Willen der Behörden zu Gebote steht, ist Berlin neuerdings in der Mitte des literarischen Verkehres in Deutschland geblieben, und zeigte noch ganz kürzlich, mit wie leichtem Griffe es die Kunst und Philosophie und Dichtung in dem Nachbarstaate entwurzelt, wo das Alles, von Laune und Obskurität gedrückt, nicht wahrhaft festwachsen konnte. — Auch Oesterreichs Dichtung und Theatergeschichte erhielt durch die Romantiker eine neue Periode. Tieck's Einfluß reichte nach Wien herüber, wo die Brüder Collin gewisse Satzungen der neuen Schule adoptirten, und wo sich eine verdiente Zeitschrift begründete, die seit langen Jahren und noch heute die Hauptverkünderin aller romanischen und orientalischen Erscheinungen in der Poesie ist, und sich für unsere romantische Schule am beständigsten interessirt hat. Das Drama ward hier wenigstens von einer gleichen Anzahl von Poeten kultivirt wie in Berlin, und auch die Bühne selbst machte mehrfache versprechende Anstrengungen. Leider dauerte aber der Druck, der auf dem Geiste lastete, fort, und die neuere wiener Lyrik (Lenau, Grün u. A.) hat sich ihren Namen, scheint es, nur erwerben können, indem sie sich dieses Druckes entledigte, sowie andererseits die ehrenhaften wissenschaftlichen Leistungen, die von Wien ausgingen, sich am natürlichsten in der romantischen Ferne des Mittelalters und des Orients bewegen, wo sie jenen Druck nicht zu befürchten haben. In Sachsen dauerten die bisherigen Verhältnisse fort. Diesem Lande wird es, so lange der Buchhandel hier seine Herrschaft behauptet, immer schwer bleiben, eine charakteristische, im innern Wesen eigenthümliche Literatur zu besitzen; sie wird immer Gefahr laufen, multa, nicht multum zu liefern. Auch in dieser Periode also haben keine anderen Städte in Deutschland so viel zu dem Tagesbedarf der Lesewelt beigesteuert, wie die sächsischen; auch Magdeburg, Berlin (Clauren), Braunschweig (Lafontaine) lieferten ihre Kontingente, aber doch bedeutet dies wenig gegen Leipzig und Dresden. Hier gruppiren sich die Fr. Kind, Th. Winkler, Engelhardt (Richard Roos), Rochlitz, Meth. Müller, Fischer, v. Witzleben (A. v. Tromlitz), Lindau, Fr. A. Schulze (Laun), Bergk, Miltitz, Graf Löben, Bronikowski und Andere zusammen, die unsere Unterhaltungs- und

Journalliteratur vollſtändig repräſentiren können. In Dresden hatten ſich Tiedge und Tieck niedergelaſſen und bis auf die neuere Zeit zwei getrennte Sekten veranlaßt; nur Tieck's Novellen regten Aehnliches in ſeiner Nähe an, auf die romantiſchen Neuerungen war Sachſen überhaupt wenig eingegangen. Es trat mit Hamburg, dem Harz und der Schweiz, den Gegenden, die in der früheren Zeit thätiger waren, mehr in den Hintergrund, und ließ neue Gebiete in die geräumten Stellen vortreten. Hannover wußte nichts zu feſſeln, aber es lieferte doch der regenerirten Bühne Iffland und Schmidt, und in die ſchöne Literatur brachte es den Hauptumſchwung durch beide Schlegel. Der Niederrhein blieb von der jacobi'ſchen Zeit an geſchäftig; die Bemühungen der Brüder Boiſſerée um die altdeutſchen Kunſtdenkmale waren eine natürliche Frucht des lange in dieſen Gegenden erregten Kunſtſinns, und ſie hängen enge mit den romantiſchen Richtungen zuſammen; literariſch pauſirten dieſe Gegenden wieder, bis Immermann nach Düſſeldorf kam und die jüngere Gruppe von Lyrikern ſich zuſammenfand, die in den rheiniſchen Jahrbüchern und Taſchenbüchern ihr Organ haben. In Franken und Schwaben treffen wir in den letzten Jahrzehenden die Namen (Rückert, Uhland, Platen), die die meiſte Achtung unter unſeren Dichtern der neuern Generation in Anſpruch genommen haben. In Schwaben beſonders ſchwang ſich der Buchhandel empor, und erzeugte ſich ein neuer Bildungstrieb; der Geiſt Schiller's ruhte auf den jungen Schulen; in Stuttgart machten die Reinbeck, Haug, Dannecker, Wangenheim, Matthiſſon u. A. einen befreundeten Kreis. Andere Hauptſtädte der kleineren Staaten, wie Karlsruhe und Darmſtadt, bildeten ſich mehr im Stillen nach den Forderungen des neuen freien Geiſtes um; in älteren Städten that ſich eine Lokalpoeſie hervor, und richtig bemerkt Falck, es habe geſchienen, als ob vor dem Thorſchluſſe alle Reichsſtädte noch einen Abgeſandten auf den Parnaß hätten ſchicken wollen. Nordiſche Lyriker pflanzten den Geiſt Klopſtock's und Voſſens fort, wie Halem, Overbek, Koſegarten, Arndt; und in Skandinavien machte die deutſche Dichtung ihre nächſten Eroberungen, die durch die ſteten und nachdrücklichen Berührungen der däniſchen und deutſchen Literatur ſeit Klopſtock bedingt waren. Baggeſen, Oehlenſchläger, Steffens dichteten und ſchrieben in deutſcher Sprache, der Erſte, von Schiller begeiſtert, aber Voſſens Farbe tragend, der Letzte ein

enger Anhänger der neuen Schule, welcher er auch den Mittleren zuführte; der Schwede Brinkmann hatte ſchon vor ihnen der deutſchen Sprache gehuldigt. Aehnlich war Ungarn für die Theilnahme an deutſcher Literatur (Pyrker u. A.) gewonnen worden, und in Petersburg hatte ſie eine verkümmerte Pflege; dem deutſchen Theater daſelbſt, das aus anfänglichen Privatgeſellſchaften ein öffentliches ward, ſuchte Reinbeck mit Ueberſetzungen und Bearbeitungen behülflich zu werden, Kotzebue ward Direktor, allein nach Paul's Ermordung ward es wieder Privatunternehmung und blieb ohne Bedeutung. Eine andere Grenzberührung haben wir in der franzöſiſchen Schweiz. In Genf bildete Bonſtetten den Mittelpunkt eines Kreiſes, der die Verknüpfung der deutſchen mit der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Literatur auch äußerlich an die Hand gibt. Er war der Freund von Matthiſſon und Salis, und erneute in ſeinem eigenen und in dem Alter der deutſchen Literatur noch einmal die Kindereien der Empfindſamkeit, das ſüße Taſchenſpiel mit Geiſt und Herz, das Schautragen der Gefühle in franzöſiſcher Geziertheit und Koketterie; und die Anſchauungen, die man aus ſeinen Briefen (an Matthiſſon und Müller) von dieſem Leben erhält, laſſen begreifen, daß in Geßner's Idyllen doch auch eine Art Natur geſchildert iſt. Er war gerade der rechte Mann, die deutſche Literatur den Fremden entgegenzubringen; er hatte die rechte Wärme für ihren Werth, und war überzeugt, daß die deutſche Sprache mit der Zeit alle anderen beſiegen würde, „ſelbſt die alte Hure, wie Voltaire ſehr ungalant die ſeinige nenne.“ Die Genferinnen um ihn her wollten ſeit der Erſcheinung des Buches sur l'Allemagne alle Deutſch lernen, Italiener überſetzten bei ihm aus Matthiſſon, Byron belehrte ſich bei ihm über die Lyrik dieſes Mannes, die Frau von Stael war die Seele ſeines Kreiſes, die nicht allein ihren Freund Schlegel mit ſich führte, ſondern auch vorübergehend eine Maſſe Fremde hierhin zog, worunter die deutſchen Romantiker, die Werner, Oehlenſchläger u. A. nicht die Letzten waren. Sie bekanntlich hat mit ihrem Buche über Deutſchland zuerſt die Bahn gebrochen, in Frankreich auf unſere Literatur aufmerkſam zu machen. Es war dabei kein Segen. Gleich anfangs ſah man auf dieſes Buch hin die deutſche Literatur als eine feindſelige Macht an, die der ſiegreichen franzöſiſchen trotze; die Ueberſetzung von Schlegel's Dramaturgie ward ſogar verboten; weiterhin

waren die allbekannten Wirkungen, daß sich eine sogenannte romantische Schule in Frankreich gründete, die nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutschen Poesie zu übertragen. An der Vermittlerin lag dabei sehr viel, die überall blendete und bestach, aber dem ernsten deutschen Sinn weder in Person noch in Schriften zusagen wollte, und ihn daher auch nicht fassen konnte. Es ging der französischen Nation, so sagte Göthe, mit unserer Literatur, wie dem Fuchse, der sich aus dem langen Halse des Gefäßes nichts erbeuten konnte; und es ist wahr, es war ihr nie gegeben, fremde Natur und Wesen zu begreifen, doch aber schien sie unsere Unnatur und Unwesen desto eifriger anzunehmen. Auch in England führte die Neugierde häufiger zu Jean Paul und Hoffmann, als ein ernstes Bildungsstreben zu Lessing, Göthe und Schiller, obgleich dorthin der Schotte Carlyle auf eine würdigere Weise unserer Dichtung den Eingang vermittelte. Seit sich dieser mit Göthe in Relation setzte, italienische Dichter zu dessen Fahne schwuren, der Globe sein Lobpreiser ward, Byron und Scott seine Werke benutzten, gefiel sich der alte Herr in dem Gedanken einer Weltliteratur, denn in der That war es nun dahin gekommen, daß das geistige Eigenthum von Deutschland unter dem Schutze des Friedens und der Allianzen in die Länder Europas ausgefahren, und umgekehrt dem Fremden zu erneutem Zuflusse zollfreier Eingang gestattet ward. Die Zeiten des Mittelalters und der Kreuzzüge hatten sich erneut, die Völker waren sich massenweise aus ungeheuern Entfernungen nahe gerückt, eine Universalmonarchie hatte gedroht, und nachdem sie verschwunden war, faßten die lebhaften Gemüther der Jugend den Gedanken einer Weltrepublik und ergriffen eben so begierig die hingeworfene Idee der Weltliteratur. Neue geistige Bedürfnisse waren unter den Berührungen der Nationen wechselseitig aufgegangen, ein Gedankenverkehr trat in raschem Umschwunge ein, wie ihn die Ereignisse seit lange nicht begünstigt hatten, und wie man sich nach vollendeter Revolution eines Gleichbesitzes bürgerlicher und socialer Veränderungen freute, so auch einer Gemeinsamkeit des literarischen Eigenthums: denn selbst kein Brosämlein fremder Tafeln geht nunmehr verloren, seit die Verpflanzung und Versendung ein Gewerb worden ist, das seine Leute nährt. In den literarischen Bestrebungen der einzelnen Nationen ist unverkennbar

eine Uebereinstimmung hervorgetreten, die von den Siegen deutscher Wissenschaft und Kunst ein entschiedenes Zeugniß ablegt: ein glänzendes, wo von Wissenschaft die Rede ist, in der wir immer Meister waren; nicht also, wo es sich um Kunst und Dichtung handelt. Die Erforschung von Geschichte, Alterthum und Sprache hat in den slavischen Nationen, in Belgien, in England, in Frankreich eine Gestalt angenommen, die das augenfällige Abbild unserer still emporgewachsenen Geschichtspflege ist und der durch ihre Wärme und Energie einzigen Alterthums- und Sprachkunde, die die Brüder Grimm unter uns hervorgerufen haben. Hier ist Alles erfreulich, voll Gedeihen und Wirkung, was da geschieht; allein es begünstigt freilich, scheint es, das Nationalgefühl mehr, als den Propagandisten lieb sein kann, die allen Volksgeist nivelliren möchten. Anders scheint dies in der Poesie. Seitdem Byron, der sich an dem Jugendgeiste Göthe's und den Richtungen unserer Genialitäten des 18ten Jahrh. genährt hatte, und der nach Art aller Ausländer dort diätetische Regeln bei uns holte, wo wir selbst an einer Entwickelungskrankheit niederlagen — seit Byron wieder auf die deutsche Literatur der jüngern Generation zurückwirkte, seitdem die französische Romantik, die uns erst diente und huldigte, unsere Jugend wieder ihrerseits in Dienst nahm, schien ein gemeinsames Wesen den Mittelpunkt der europäischen Dichtung zu bilden, und die nationalen Unterschiede mehr in den äußern Verhältnissen, als in dem innern Charakter zu liegen. Chamisso, der emigrirte Franzose, der in deutscher Sprache ganz in dem Geiste der deutschen Lyrik schrieb, fühlte, daß er in Frankreich gleich Barbier und Béranger geschrieben haben würde. Wer indessen die Geschichte der europäischen Literatur im großen Ganzen kennt, weiß, daß die Gemeinsamkeit mehr oder minder immer statt hatte, und daß sie aus andern Zeiten nur vergessen ist, in andern Zeiten aber vielleicht nicht so in der Nähe augenfällig war, als jetzt unter der Erleichterung des Verkehrs und der Steigerung des geistigen Lebens zur allbereiten Reflexion und Bewußtheit. Dieser weltliterarische Zusammenhang ist daher nur ein natürliches Symptom von der anregenden Bedeutsamkeit und Ausbreitung, die sich jetzt die deutsche, wie sonst andere Literaturen, errungen hatte; sie wird, wenn man Beides trennen sollte, mehr als eine Frucht und Folge vergangener Erscheinungen, denn als eine Blüthe und Keim für

künftige Gestaltungen angesehen werden müssen. Denn die Entwickelungen des menschlichen Geistes laufen in steten Gegensätzen, und was auf die Weltliteratur im 13ten Jahrh. am unmittelbarsten folgte, war gerade die schroffe Abscheidung der Nationen; die chimärischen Hoffnungen, die, scheint es, hier und da auf diese universalistischen Verhältnisse gebaut werden, wären mir daher unbegreiflich. Göthe selbst, der in seinem Alter immer wieder auf diese Weltliteratur wohlgefällig zurückkam, hat doch selbst so weise gewarnt vor den Rückwirkungen unserer Einflüsse: unser Volk laufe keine größere Gefahr, als sich an seinen Nachbarn zu steigern; keines sei geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln. Und wenn der greise Dichter Recht hatte, auf die Fortschritte unserer Literatur hinzudeuten, unsere Sprache als eine Vermittlerin zu bezeichnen, in der sich alle Literaturen vereinigten, und ihr die Erhebung zur Weltsprache zu prophezeien, wenn er uns versprach, daß die Fremden, wie sie schon jetzt so manche Vorurtheile durch uns beseitigt hätten, immer mehr von uns lernen würden nationale Beschränktheit abzulegen und freiere Umsicht zu gewinnen, so müssen wir doch zu bedenken geben, daß alle diese Siege am besten verbürgt, behauptet und erweitert werden, wenn wir immer mehr nationale Festigkeit, ja politische Bedeutung erhalten, und daß wir auf dem universalistischen Wege aller errungenen Vortheile geradezu verlustig gehen, wie es unsere stolze Jugend mit ihren demüthigen Nahahmungen bereits zu merken gibt. Es ist wahr, die Sprachen und Literaturen gebildeter Völker machen noch größere Eroberungen unter politischer Sklaverei, als im Glanze politischer Größe; Griechenlands und Roms Literatur war nicht am wirksamsten nach außen, als jenes über den Orient, dies über die Welt herrschte, sondern damals, als Hellas von Rom besiegt war, und die lateinische Welt von den Barbaren überschwemmt. Allein ohne die vorausgegangene politische Bedeutsamkeit wäre eben auch die literarische nicht erfolgt; und gewiß wird jede Nation jene kleine Erorberung lieber machen als diese größere, und, wenn diese letztere unvermeidlich eintreten müßte, sie doch nicht früher eintreten sehen wollen, als bis jene erstere vorausgegangen ist. Dies Alles aber mahnt uns, unsere eitlen weltbürgerlichen Grillen fahren zu lassen, festzuhalten an dem vaterländischen Boden und trotz aller Ungunst der Verhältnisse keine Anstrengung zu scheuen,

uns auch im Politiſchen die Geltung zu verſchaffen, die uns allein das Selbſtgefühl geben kann, das uns ſelbſt in der Literatur immer abging, und ohne das wir unſern geiſtigen Erwerb nicht leicht in einen großartigen Vertrieb zu bringen wagen werden.

Wenn die Umgriffe unſerer Litergtur zunächſt allerdings durch die großen Führer und Strategen veranlaßt waren, die zuerſt den Ruf von unſerer Barbarei brachen, ſo gab doch die Maſſe und Menge, die ihnen folgte, einen weſentlichen Nachdruck hinzu. Die Einzelnen würden immer als Ausnahmen gegolten haben; allein daß die neue Bildung ein nationaler Beſitz war und mehr als in faſt irgend einem andern Lande Ausbreitung gewann, das konnte den Fremden der Flor des Buchhandels bezeugen, die ungeheuer ſteigende Produktion und Konſumtion, die lokale Ausdehnung des Intereſſes, die Regſamkeit in allen Zweigen der Wiſſenſchaft, und eine gewiſſe Routine im Lernen und Lehren, im Forſchen und Darſtellen, die ſich hier und da zu einer ſtereotypen Eleganz hob, im Allgemeinen aber zu einer mechaniſchen Schreibſucht ausartete, welche das ganze öffentliche Leben in Deutſchland ausfüllt, uns bei dem Ausländer charakteriſirt und nicht ohne Urſache lächerlich macht. Man war aus einer altväteriſchen, kümmerlichen Zeit unter den Einflüſſen fremder Revolutionen und innerlicher Gährungen herausgetreten, ein freierer Geiſt hatte die dunkeln Reſte des Scholaſticismus geſcheucht, und die jüngere Generation hatte ſich des neuen Lichtes in aller ſeiner Stärke und Wärme zu erfreuen. Es war, wie Göthe ſagte, eine gemachte Zeit, in die die Jünger nun eintraten, die es auf Weg und Steg erleichterte, ſich zu orientiren und in aller Weiſe zu bilden. Treffliche Schulen wahrten vor den erſten Irrgängen und Unterdrückungen des jungen Geiſtes, große Muſter ſtanden bahnzeigend da, ein begeiſterter Wetteifer ließ keine Säumniß zu. Der junge Poet fand eine Sprache vor, die ihm überall mit Leichtigkeit zu Willen war, ja bald ihre eigenen Grenzen muthwillig überſprang; auch ohne Talent konnte er ſich zu mechaniſcher Uebung aufgefordert fühlen, denn eine Maſſe von konventionellen poetiſchen Phraſen und ſtehenden Formeln bot ſich ihm zum Gebrauche dar, ohne daß er in dem erſten Ungeſtüme, das ſich der Leſewelt bemächtigte, zu fürchten brauchte, langweilig zu werden. Die poetiſche Gabe breitete ſich ſo reißend aus, daß nun bald auf keiner Schule mehr erſt Verskunſt gelehrt

zu werden brauchte, denn der Schüler wuchs über den Lehrer hinaus; kein Stadtpoet konnte mehr eine Subſiſtenz auf ſein Gewerbe gründen, denn Jeder wußte ſich bald ſeinen poetiſchen Hausbedarf ſelbſt zu ſtellen. Die Empfänglichkeit war dieſem Produktionstriebe analog, denn noch war es in den 90er Jahren, als die große Fluth zuerſt in unſere Literatur eintrat, nicht ganz ſo weit wie heute gekommen, daß Niemand mehr geleſen hätte ohne gleich auch zu ſchreiben. Das erſte goldene Stadium war vorüber, wo man Romane gläubig wie Geſchichte las, und dem Eindrucke des Schauſpiels ſich mit ſinnigem Gemüthe hingab und ſich ſeiner Thränen nicht ſchämte; jenes dritte, wo man ſektiriſch abgeſchloſſen erwarten muß, daß Jeder der Gemeinde den heiligen Geiſt in ſich ſpürt, war noch nicht gekommen; es war die mittlere Periode, wo man auch las, um davon zu reden, wo die Recenſirſucht und das Urtheil an die Stelle der Gemüthsempfängniß trat, ohne daß gerade immer die Eitelkeit des Reproducirens hinzutrat, wo die Tagesunterhaltung über die Literatur zu dem trivialen Geſpräche vom Wetter hinzurückte, und wo man das goldene Zeitalter von Weimar im Volke mit dem Wunder bezeichnete, daß da die Mägde am Brunnen ſich vom Theater unterhielten. Einen Augenblick bietet dieſe Höhe des geiſtigen Bedürfniſſes und der literariſchen Gewandtheit, die Ausdehnung des Intereſſes und der Thätigkeit einen erfreulichen, ja einen großartigen Anblick dar, und es fehlt auch in der Periode der Romantiker, die auf dieſem Höhepunkte wurzelten, nicht an Folgen und Wirkungen, die wahrhaft bedeutend genannt werden müſſen. Allein eben ſo traurig iſt auch der Blick auf die Kehrſeite eines ſolchen geſteigerten Zuſtandes. Uns Deutſchen beſonders, meinte Göthe, iſt das Beſondere und Außerordentliche gefährlich; wir ſeien verſtändig und hätten guten Willen für den Hausgebrauch, ſobald es darüber hinausgehe, werde unſer Verſtand albern und unſer guter Wille ſchädlich. Dies ſollten wir wirklich jetzt erfahren. Eine ſolche größere Welt, wie ſie ſich um uns her gebildet hatte, macht auch größere Anſprüche, die die ſchnell aufgeregte Jugend ſelten mit einem ſoliden Eifer, gewöhnlich mit überfliegendem Dünkel zu befriedigen ſucht. Die Gunſt der Gelegenheit ſchafft ihr ſchnelle Ueberblicke und frühe Umſicht, die lebhafte Phantaſie und die große Intention, die der Jugend eigen iſt, gibt größere Ausſichten hinzu; ein vorſchnelles Urtheil bildet ſich, und ein chimäriſcher Maßſtab,

wie er der Unerfahrenheit nicht minder eignet, wird an die Erscheinungen gelegt. Dies, mit allen seinen nothwendigen Folgen, war genau der Fall mit der jungen romantischen Literatur, die sich Angesichts unserer großen Dichter zur Fortführung des großen Literaturwerkes anschickte. Friedrich Schlegel sah in seinen Erstlingsschriften unsere neue Literatur nicht sowohl entstanden, als zu entstehen im Begriffe, und seine Freunde werden diese Ansicht in ihren himmelstürmerischen Bestrebungen nur zu gern getheilt haben. Wer so große Konceptionen faßt, dünkt sich gar bald, sie schon halbwegs ausgeführt zu haben, und es kostete daher die ersten Romantiker nichts, ihren Märtyrer Novalis über Göthe hinauszurücken. Je größer der gebrauchte Maßstab war, desto größer, fühlte man wohl, sollten die eigenen Leistungen werden; mit der Kritik ist wenig Ruhm zu gewinnen, die Produktion allein verheißt einen großen Namen. Aber hier blieben die Kräfte hinter den Absichten zurück, und man schraubte sich daher entweder zu einer Bewunderung höchst mittelmäßiger Werke, wenn sie nur von den Freunden herrührten, oder zu einer erhöhten Ansicht von Dichtung und einer erkünstelten Anstrengung, um dieser Genüge zu leisten. Dunkle Ideen, die den Kopf spannen, Leidenschaften, die das Herz schwellen, die Sinnlichkeit, die wie eine neue Welt den Jüngling ergreift, die Phantasie in ihrem Gefolge, die keine Begrenzung kennt, das Alles täuscht mit der Vorspiegelung einer inneren Begeisterung, zumal wenn die Umgebung begierig auf jede Regung des gebärenden Berges lauscht; unbestimmte Ahnungen nähren den Stolz der jungen Seele, das Unklare, was in ihr arbeitet, dünkt ihr tief, das Ungeordnete genial, der empfängliche Sinn für das Schöne verbürgt ihr das Talent, die Selbstbefriedigung der Schwärmerei steigert die Meinung von sich selbst. Aber was von all diesen Täuschungen die letzte Frucht war, haben so Viele jener romantischen Weltverbesserer zu ihrem Schaden, ja zu ihrer Schande erfahren, und Göthe hat es treffend gesagt, daß der unglaubliche Dünkel, in den sich die jungen Poeten hineinarbeiteten, sich in den größten Narrheiten manifestiren mußte.

Wenn eine Literatur die Blüthen abstreift und die Blätter treibt, so ist das Gewöhnliche, daß sie ins Gemeine herabsinkt und durch Popularität trivial wird. Diese Wendung haben wir auch bei uns im Drama und im Romane schon beobachtet. Allein die

romantiſche Schule, die unſere eigentliche Dichtung fortführt, lagerte ſich vielmehr dieſer Kurrentpoeſie des Tages gegenüber, ſie griff zu den genialen Tendenzen der 70er Jahre zurück, ſteigerte die Begriffe der Kunſt, und bekannte bald theoretiſch bald praktiſch den Satz, den Novalis nackt ausgeſprochen hat, daß „der poetiſche Sinn mehr Verwandtſchaft mit dem Sinne für Weiſſagung, mit dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt" habe. Wie wunderliche Dinge nun dieſe überſpannten Anſichten auch in die Welt ſetzten, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß nur durch ein ſolches Hinaufſtimmen der Saiten ihre Herabſtimmung und Erſchlaffung unter den Umſtänden verhindert werden konnte. Wenn unter den Produktionen der neuen Schule auch nichts übrig bleiben ſollte, was unſerm geläuterten äſthetiſchen Sinne in der Weiſe zuſagte, wie die Schriften unſerer Meiſter, ſo machte ſie ſich doch dadurch außerordentlich verdient, daß ſie immer ein Höchſtes, ſogar ein ultra in Ausſicht hatte, daß ſie ſich an die beiden großen Dichter, ja nur an den Einen größten, feſthielt, daß ſie das, was Beide angegeben oder geleiſtet haben, zur Baſis ihrer eigenen Strebungen machte, daß ſie ihre Ideen in Vertrieb brachte, ja ſie zu realiſiren ſuchte. Wenn man in äſthetiſchen Dingen die philoſophiſch oder praktiſch von Schiller und Göthe begründeten Anſichten ſo kurſiv im Volke, ihre allgemeinen Sätze auf beſondere Fälle ſo oft treffend angewandt findet, ſo iſt dies zunächſt das Werk und Verdienſt der Romantiker. Wenn die Nation das verwerfende Urtheil über ſo manche Schriftſteller aus dem Geſchlechte der Nicolaiten dadurch billigte, daß ſie ſie vergaß, ja wenn ſie das gleiche Gericht über die Kotzebue, die ſie nicht vergeſſen und entbehren konnte, dennoch gut hieß, ſo war auch hier der Vorgang der Romantiker maßgebend. Wie ſehr mit Recht auch Schiller'n ihre kritiſche Manier naſeweis, ſchneidend und einſeitig vorkam, mit der ſie jene Poeten des Tages angriffen, ſo ſah doch Göthe mit nicht minderm Grunde dieſes Wespenneſt als einen trefflichen, fürchterlichen Gegner an „gegen alle Nichtigkeit, Partheiſucht für das Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgebärden, Leerheit und Lahmheit, in welcher ſich die wenigen guten Produkte verlieren." Wenn wir abſehen von der höheren und poſitiven äſthetiſchen Kritik, die ſich unter den Romantikern bildete und vielfach veränderte Farbe annahm, ſo war ihre polemiſche Kritik gegen die

„herabziehenden Tendenzen" der Kotzebue, Lafontaine und des ganzen Heeres der ähnlichen Schreiber das Erste und Lauteste, was den Namen und die Existenz einer neuen Schule in Deutschland verkündete. Durch die kleinen kritischen Aufsätze der Brüder Schlegel in der Allg. Lit. Zeitung und sonst, die gegen die Tagesprodukte gerichtet waren und in die gesammelten Werke nicht aufgenommen sind, durch ihre eigenen Zeitschriften, das Athenäum und die Fragmente, die Europa u. A., durch die humoristischen Dramen Tieck's, durch Bernhardi's Schriften (Bambocciaden **1797** sqq. Kynosarges **1801** und seine Aufsätze im Archiv der Zeit), durch Adam Müller's spekulativ gehaltenen ästhetischen Vorlesungen und so vieles Andere geht in Prosa und Poesie die gleiche Opposition gegen die gemeine Denkart und die selbstgefällige Plattheit, die sich in und an die Dichtung wagte, die diesen Männern zu heiliger Art schien, als daß sie diese Profanation dulden sollten. Auf ihrem Parnasse kennt man die Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleist und Bodmer nicht; selbst Wieland, den zwar die Romantiker sonst alle als den Vorläufer ihrer Dichtung erkennen, fand sich in ehrenvoller Gesellschaft davon ausgeschlossen; Kotzebue war der Beelzebub und das böse Princip nicht allein bei den Freiheitssängern von **1813**, sondern auch bei diesen; die Veit Weber, Spieß, Cramer, Schlenkert, die das Mittelalter und Ritterthum nach dem feinen Sinne dieser Kritiker mishandelten, jene vielschreibenden Romanfabrikanten Müller, Lafontaine (der „Wassermann") und sein Freund Stark aus Bernburg, der Verfasser der vielgelesenen Gemälde aus dem häuslichen Leben (**1793—98**), die historischen Romanschreiber Feßler, Meißner u. A., vereinzelte Andere wie Falck, Karl Große (als Verfasser des Genius **1791**) und Andere haben vor den Ausfällen unserer wackern Kämpfer nicht einen Augenblick Ruhe, und in Tieck's Werken stößt man nur gar zu oft auf dieselben Namen und dieselben Ausstellungen immer wieder von neuem. Wenn nicht das Pförtneramt gar zu streng verwaltet wäre (in dem Garten der Poesie im Zerbino, wo Bürger erscheint, ist z. B. von Schiller altum silentium, und es ist bekannt, daß ihm diese Schule den Anspruch auf den Dichternamen hier und da nicht zugestand, nachdem sie seinen strengen Gegensatz ihrerseits durchgefühlt hatte), wenn nicht überhaupt so mancherlei unsichere Fehlgriffe, so manche geniale Unwürdigkeiten mit untergelaufen wären,

ſo würde man dieſe Kämpfe für wahre und ächte Poeſie, namentlich in der poetiſchen Polemik A. W. Schlegel's, mit dem reinen Vergnügen leſen, das die Partheinahme für eine edle Sache immer gewährt. Und dies Vergnügen würde noch ungetrübter ſein, wenn nicht die jungen Männer in ihrem friſchen Eifer ſich theils mit ihren poetiſchen Produkten geſchadet hätten, deren vielfache Kälte und Künſtelei ganz der Wärme ihres Schönheitsſinnes widerſprach, theils durch die „Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge," mit der ſie in ihren Kritiken, kraft ihrer Neigungen für das reine Formale der Poeſie, ihre größeren und würdigen Begriffe von der Dichtung ſelbſt wieder herabzogen, theils endlich durch die vielfachen Paradoxien, zu denen ſie ihre geſpannten Theorien verleiteten. Denn ſo muß man leider eben ſo oft die Partie des geſunden Menſchenverſtandes gegen ſie nehmen; man muß Wieland und Herder, Göthe und Schiller nicht allein Recht geben, wenn ſie bis zum Unmuth ſich über die Qual der geiſtigen Sekkatur auslaſſen, die man über dem ſtets gekreuzten Sinn und Unſinn dieſer zudringlichen jungen Literatur empfindet, ſondern es mußte ein Freund der Schule, Franz Horn mußte es ſelbſt zugeben, daß man ſogar den hyperboreiſchen Eſel von Kotzebue neben manchen Sachen von Robert und Jul. Voß mit Behagen leſe, wo die wunderlichen Uebertreibungen der Neuerer durch Iſolirung in komiſches Licht geſtellt ſind. Was aber vollends dieſe polemiſche Kritik diskreditiren mußte, war die Partheiliebe der Kritiker unter und für einander ſelbſt. Sie ſetzten ein Mittelmäßiges aufs tiefſte herab, und rückten dafür ein anderes aufs höchſte hinauf; indem ſie die Urtheilsloſigkeit des Publikums angriffen, machten ſie ſich der größten ſelber ſchuldig. Die poetiſche Geſellſchaft im Phantaſus trinkt auf das Wohl des Shakſpeare, Göthe, Schiller, Jean Paul, der Schlegel, Jacobi, Novalis, der ein „Verkündiger der Religion, Liebe und Unſchuld, ein ahnungsvolles Morgenroth einer beſſern Zukunft" heißt. Dieſe Männer liegen hier, ſcheint es, in horizontaler Reihe nebeneinander; die Gegner würden ſie aber auf einer Stufenleiter über und unter einander ſehen, und würden mit Recht urtheilen, daß in einer ähnlichen Reihe nach der Vergangenheit unſerer Literatur hin die Geßner und Kleiſt, die im Zerbino ſo weggeworfen ſind, gewiß auf der Stufe ſtehen würden, auf der hier Novalis ſteht.

Was der jungen Schule den Muth gab, ihre gesteigerten Tendenzen so laut, so keck und ganz so ohne Schonung gegen die obersten Häupter, wie es einst die Genialitäten gethan hatten, auszusprechen, war allerdings im letzten Grunde das gute Gewissen, mit dem sie sich an die Besten der Nation und die unbestrittendsten Muster hingaben. Ueber dem ganzen Getriebe der nächsten Zeit schwebt der Geist von Schiller's Kritik, von Göthe's Dichtung, von Herder's Receptionsgabe und romantischem Schwung, von Vossens Uebersetzungskunst. Dies Alles stand in den 90er Jahren, als die junge Generation ihre Schule machte, in höchster und ruhiger Blüthe. Nun kamen neue Reizmittel hinzu, allzu mächtig, als daß nicht auch eine gesetzte Natur geirrt werden sollte. Jean Paul schien eine ganz andere Aera zu begründen, der eine neue Licenz in die Dichtung, ein romantisches, poetisches Element in die moderne, wirkliche Welt brachte, was Göthe's Meister, die Schilderung eines Bundes- und eines Künstlerlebens, gleichfalls zu unterstützen scheinen konnte. In der Philosophie trat Fichte hervor; der Lärm, den seine ersten Schriften, die Kritik aller Offenbarung (1792), der Beitrag zu Berichtigung der Urtheile über die Revolution (1793), machten, die Paradoxien seiner Wissenschaftslehre (1794), die ganz enge mit den Tendenzen der Romantiker zusammenhängt, übertäubten das noch frische Interesse an Kant, und da die jungen Poeten kaum die kantisirende Aesthetik Schiller's in ihrem wesentlichen Umfange angenommen und ausgebreitet hatten, so sahen sie weiterhin auf eine neue Schönheitslehre aus, die Fichte begründen würde. Vollends die Xenien gaben den Ausschlag zu Gunsten der kritischen „göttlichen Grobheit," die Fr. Schlegel kanonisch empfahl, und die Fichte in seinem Ausfall auf Nicolai, einem Musterstücke derber faustrechtlicher Polemik, noch ganz anders als die poetischen Kritiker praktisch exercirte. Noch nicht genug. Die jungen Männer hingen unter sich wie in einer engen Sekte und Schule zusammen, und dies steigerte ihre Zuversicht noch viel mehr. Fr. Schlegel hatte in der Europa etwas von einem Vorschlag zu einer geselligen Verbindung zu höheren Zwecken verlauten lassen; daraus wollte Werner Ernst gemacht sehen, ein zelotischer Propagandist, der unter den höhern Zwecken nicht blos die Sonettenpoesie verstanden wissen wollte, sondern eine neue Religion. Franz Horn, der sich zwar dagegen

auflehnt, daß man die Romantiker als eine Schule bezeichne, ſpricht doch die Neigung der Angehörigen dieſes Bekanntenkreiſes geradezu aus, indem er bedauert, daß die Schlegel keine Schule geſtiftet hätten. In dem Sinne, in welchem wir in dieſem Abſchnitte die ganze Zeit von 1795 bis etwa 1830 als die romantiſche Zeit unſerer Dichtung betrachten, in der auch einzelne Gegner der engern romantiſchen Schule dem herrſchenden Geiſte dennoch huldigen, den man nicht beſſer als mit der Bezeichnung des Romantiſchen charakteriſirt, iſt es allerdings nicht thunlich, von einer Schule zu reden. Gewiß iſt aber, daß (wenn auch die äußeren Formen fehlten, die doch faſt nie bei einer literariſchen Schule ſtatthatten) dennoch eben jener engere Kreis der Schlegel, Tieck und ihrer Anhänger eine Schule, ja einen Bund und eine Sekte bildete, mehr als der formal geſchloſſene Bund der Göttinger oder irgend ein anderer der früheren poetiſchen Klubs dieſen Namen verdient, und daß ſich Geiſt und Tendenz dieſer Schule, eben weil es Sektengeiſt war, in den einzelnen näheren und entfernteren Gliedern auch nach dem erſten Rauſche, in dem nüchternen Alter, in der Proſa der Zeit, in ſtiller Oppoſition gegen alle neuen Richtungen, zum Theil bis heute mit einer merkwürdigen Zähigkeit erhalten hat. Dieſen Sektenſinn begünſtigte und förderte die Lage der Zeit. Wo ſich irgend ein Zweig nationaler Entwickelungen in einem neuen Triebe zeigt, ſei es in Politik, Kunſt oder Religion, da wird unter dem erſten Intereſſe eine Gemeinſamkeit ſtatthaben, die mehr zu binden und zu vereinigen ſucht; denn bei dem friſcheſten und erſten Eifer darf ſich die geſunde ungekünſtelte Energie weite Ziele ſetzen. Allein ſobald dieſer Zweck erreicht iſt und ein gewiſſer Beſitz ſicher macht, ſo dauert das Streben nach neuem Erwerb nur in engern Kreiſen fort und ſteigert ſich innerhalb dieſen, weil ſie ſich in Iſolation und in Folge dieſer in Oppoſition ſehen, weil ſie aus einem beſchränkten Lokale mit lautem Ruf noch immer über das Ganze zu herrſchen ſuchen; es entſtehen Klubs, Sekten und Schulen, die an die Stelle des Einen großen Zweckes der Sache ſelbſt partikulare Nebenzwecke ſetzen und mit dieſen oft den Einen Hauptzweck gerade untergraben, indem ſie ihn noch zu fördern meinen. Innerhalb dieſer Kreiſe herrſcht politiſcher, religiöſer, äſthetiſcher Sinn namentlich während der Initien in größerer Innigkeit und herzlicher Meinung und Ueberzeugung; aber leider

hat diese nie vor den exorbitantesten Einseitigkeiten, Täuschungen, Verzerrungen und den Sünden der Uebertreibung geschützt, die mit dem Abscheiden von dem offenen Markte des Lebens vielleicht noch inniger verknüpft sind, als die Sünden der Leichtfertigkeit und der Schlaffheit mit dem Weltsinn, der sich dem großen Strudel ohne Grundsätze überläßt. In jenem Falle waren die Romantiker ganz. Ihre Sektentendenz ging anfangs auf eine größere Ausdehnung der Poesie, auf eine gesteigerte Wirksamkeit derselben, auf eine allgemeinere Participation an ihren Segnungen aus, sie griff nach Influenzen auf das öffentliche und auf alle Zweige des Privatlebens; aber sie überflog sich in diesen Aussichten, die Leistungen der Dichter standen mit ihren Absichten in keinem Verhältnisse, die Welt verließ sie, und in dem nämlichen Augenblicke, da der Bund der Dichtung mit der Wirklichkeit und dem Leben am engsten geschlossen werden sollte, siehe da, ward das allgemeine Charakterzeichen der neuen Poesie gerade ihre völlige Entfernung von dem Wirklichen und Lebendigen. Ihr Zweck, das Reale zu idealisiren, verflüchtigte sich in nihilistische Luftgespinnste, man wollte der Zeit, deren prosaische Außenseite mit ihrem poetischen Aufschwung noch im Widerspruch war, die Muster einer andern Zeit vorhalten, wo das Leben selbst einen poetischen Strich hatte; man führte die romantischen Dichtungen des Mittelalters und der Fremden ein, aber man vergaß, daß das, womit man neues Leben schaffen wollte, größtentheils für uns todt war; da der Wiederklang nicht laut genug werden wollte, so steifte man sich desto nachdrücklicher auf diese Gattung, und das Mittel ward geradezu zum Zweck. So kam es, daß selbst eine große geschichtliche Zeit wie **1813** nur momentan den unrealen, vergeistigten, nebulösen Charakter der Poesie unterbrechen, nicht ihn beseitigen konnte. Dies gelang erst, nachdem man sich an ihm übersättigt hatte, seit den Bewegungen von **1830**.

Diese Sektentendenz, die wir unter den Romantikern herrschen sehen, die durchgängig ihre vielfache Wirksamkeit durchdringt, und die, zerstreuten Aeußerungen zufolge, auch in dem Bewußtsein Einzelner lag, knüpfte sich völlig an die Lehren an, auf denen wir Schiller und Göthe mit so vielem Gewichte haben haften sehen, an die Lehren von Verbindung des Aeußeren und Inneren, von Versöhnung des Realismus und Idealismus. Daher paßt es ganz

gut, daß die Schlegel, und besonders Friedrich, im Anfange ihrer Schriftstellerei eben so warme Helleniſten waren, als Göthe oder Schiller nur immerhin ſein konnten. Ihre Anhänger holten indeſſen jene Idee weit weniger aus den theoretiſchen Aufſätzen Schiller's, als vielmehr aus Wilhelm Meiſter. In dieſem Künſtlerleben und in dem Sektenleben des letzten Bandes, der ihnen als das Allerheiligſte galt, und ebenſo im Taſſo ſchien eine wirkliche Welt gezeichnet zu ſein, auf welcher der Glanz der Poeſie ruhte, hier ſchien eine Verſöhnung des Realen und Idealen verwirklicht in einer zwar nur poetiſchen Schilderung, die aber doch der Wirklichkeit ſo nahe lag, daß faſt keine Kluft zwiſchen beiden zu ſtatuiren war. Das nun, was hier gleichſam begonnen war, ſollte Novalis (Fr. von Hardenberg, aus dem Mannsfeldiſchen 1772 — 1801) in ſeinem (unvollendeten) Heinrich von Ofterdingen weiter ausgebildet haben, und was nun ſo klar zur Anſchauung gekommen war, ſollte hinfort ins Leben geſetzt werden: praktiſch verhandelt wollte Zach. Werner dasjenige haben, was ihn zwar auch ſchon in dem theoretiſchen Geſange der Schlegel und ihrer Freunde entzückte. Göthe hatte die äußere Geſtalt des Lebens im Meiſter noch viel zu viel, reſpektirt, und ſein Roman durfte ſich daher in der Gegenwart bewegen, er war mit dem ganzen derben Realismus verſöhnt, mit dem, was die neue Schule nach Novalis das Evangelium der Oekonomie nannte, mit der Aufklärung ſogar, die ihr, wie früher den Schülern von Hamann und Claudius, ein Greuel war, und die ſie Abklärung nannte: die Hefe, die nach abgeſchäumter Poeſie auf dem Boden des Lebens übrig bleibt. Novalis in ſeinem Romane war mit unſerer gegenwärtigen Welt nicht ſo verſöhnlich, er brauchte das Mittelalter für ſeine Geſtaltungen, er behandelte die Oekonomie aufs ſchnödeſte, und Alles, was nach Freude am Realismus ausſah, verwarf er, er ſetzte das Chriſtenthum verklärend gegen den abgeklärten Bodenſatz der Illuminaten, Alles um ein poetiſches Leben in ganzem Umfange des Wortes zu gewinnen. Fragte man uns zwar nach dem Roman und dem Manne, dem in der neuen Schule eine ſolche Bedeutung geliehen wird, ſo würden wir ehrlich ſagen, daß uns die Abſtammung des Dichters aus einer herrnhutiſchen Familie, ſeine Erziehung zur Poeſie, ſeine Beſchäftigung mit Zinzendorf und Lavater, den Myſtikern und Neuplatonikern und vor Allem die

Brustkrankheit, die ihn frühe wegraffte, eine Reizbarkeit und ein Gefühl der Vereinsamung und Trauer in ihm erzeugt zu haben scheint, deren Aeußerungen wir in keiner Weise die tiefsinnigen Bedeutungen leihen würden, die die Freunde des Geschiedenen hineingelegt haben. Dem Jüngling starb eine Jugendgeliebte und ein Bruder, und dies brachte in dem Krankhaften die Stimmung zur Reife, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als Eine zu betrachten und ein verklärtes Leben zu leben; aus der „Heiligkeit seines Schmerzes, seiner innigen Liebe und Todessehnsucht erkläre sich, sagen seine Freunde, sein ganzes Leben." Aber dabei schien es sie doch zu befremden, daß er sich ganz bald nach dem schweren Verluste seines Herzens mit einem andern Mädchen verlobte. Wie mit diesem Faktum, so ergeht es uns mit seinem Buche. Wir treten in ein herrschendes Zwielicht, zu einem Helden, der ganz poetisch geboren ist, der ein Stillleben führt und nur aus dem Echo der Bücher die Welt kennen will, in eine Zeit, deren Schilderung ganz hochpoetische Haltung zu fordern scheint, in einen Plan, der zu einer hyperpoetischen, mährchenhaften und phantasmagorischen Allegorie angelegt ist: und über der Lektüre finden wir Alles so welk, das Kolorit so trocken, die Raisonnements und didaktischen Erörterungen über alles Mögliche, über Poesie, Physik, Handlung, Bergbau, Geschichte und bürgerliches Leben, so dürr. Wenn uns der Styl an W. Meister erinnert, so erinnert uns der Stoff, der wie zu einem Schatzkästlein aller Geschichten und Zeiten gesammelt wird, an die alten Romane zur Zeit Lohenstein's, und bei allen poetischen Prätensionen sieht doch im Hintergrund ein ganz pedestrisches Wesen heraus. Allein wie diese offenliegenden und ungeschickten Widersprüche mit geheimnißvollem Geschicke tiefer zu deuten seien, lehren uns die Freunde, die mit Einstimmigkeit auf den Todten wie auf den heiligen Offenbarer der Romantik hinsehen. Das Darstellen der Poesie durch das Leben, die Durchdringung des Lebens mit der Poesie, die Verschmelzung des ökonomischen mit dem poetischen Principe, das Alles ist Zweck und Absicht des Dichters, wie es in seiner Natur schon lag. Denn „ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, und so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und

jene Regionen, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, waren ihm wie eine liebe Heimath.“ Er fand es unnatürlich, daß die Dichter eine besondere Zunft ausmachen, Dichten war ihm die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Warum hatte Schiller den Dichter den vollkommensten Menschen genannt? Jetzt mußte er es haben, daß man folgerte, wir müßten also auch Alle nach dieser Vollkommenheit streben! Warum weckte er die idealen Triebe aus dem Schlummer? Jetzt fuhren sie wie zündende Flammen in die Welt. Novalis wollte, so sagt Adam Müller in seinen Vorlesungen über deutsche Literatur (2te Ausg. 1807), einem Buche, das mehr als ein anderes den Geist der romantischen Schule koncentrirt — Novalis wollte „mit dem Geiste der Poesie, alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern; er wollte alle jene tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren Reflexen endlich in Einen Brennpunkt zusammenstrahlen lassen, der auf die Stelle hinfallen sollte, auf der der Dichter steht.“ Diese endliche nothwendige Verklärung der eigensten irdischen Gegenwart, heißt es weiter, erhebt Novalis über alle seine Freunde; er wird in jedem kommenden Zeitalter deutscher Kunst sich und seine Werke der Gegenwart näher bringen und seinen Geist in geschlossenen Arbeiten ächter Nachfolger bewundern sehen! Gleich im kommenden Menschenalter leider ist es Wenigen mehr bekannt, daß ein Novalis war, oder wer er war; aber im damaligen allerdings huldigte die junge Generation diesen Ansichten und den Konsequenzen, die daraus folgten, ganz. Es war ein ominöses Diktum, das Schiller 1795 ohne das beschwörende Unberufen aussprach: noch habe die Wirklichkeit wenig von dem Schein zu besorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit: in dem Momente der Rede schien sich das Verhältniß gerade umdrehen zu wollen. Die Trennung von Literatur und Leben, die Scheidung von Gelehrsamkeit und Poesie, und alle ähnlichen Separationen hörte man nun von allen Seiten her beklagen, wieder nach jener schiller-göthischen Theorie von dem Zusammenwirken der Kräfte. Und weil nun gerade die Kraft der Poesie in Uebung war, so sollte sie nun einströmen in alle Zweige des Lebens; Trieb und Wunsch erwachte wieder, sagte Tieck in der Einleitung zu Schröder's Werken, die Kunst mit Staat und

Volk zu verbinden, und man versuchte, Musik, Kunst und Dichtung wieder mit Kirche und wirklichem Leben zu vereinigen. Statt daß man sich aber mit diesen Absichten kräftig an die Gegenwart mit einer realistischen Tendenz angeschlossen hätte, so scheuchten leider die trüben politischen Verhältnisse, unter denen diese Schule aufwuchs, die empfindsamen Gemüther gerade aus der Gegenwart hinweg. Wenn wir im Mittelalter in der großen Kalamität der Kreuzzüge einen Grund zu der Hinwegwendung aus dem wirklichen Leben gefunden haben, so haben wir den ähnlichen Grund für dieselbe Erscheinung in diesen Jahren, die jene mittlere Zeit gleichsam reproduciren. Denn dort, im 13. Jahrh., suchten die Fr. Schlegel die eigentliche Blüthe deutscher Dichtung; und weil das Ritterthum selbst schon eine Poesie in der Wirklichkeit war, so sollte dies Phantasieleben in Liedern und Gesängen wie ein neuer Frühling des dichterischen Geistes wieder aufgehen. Aus demselben Grunde der verschmolzenen Wirklichkeit und Dichtung sollte das spanische Drama in dem Hauptpunkte Regel sein, daß auch das bürgerliche Spiel hier durchgängig romantisch, und dadurch wahrhaft poetisch sei. Aus demselben Grunde ging man nachher zum Oriente über, weil in Indien die Weisen ein solches Leben führen, das von philosophischer Poesie und poetischer Philosophie durchdrungen ist. Aus eben diesen Ansichten folgte, daß Dante und Cervantes so groß in der Bewunderung der neuen Schule standen, von denen der Letzte Leier und Schwert zugleich führte, der Erstere mit seinen Gedichten die nächste Gegenwart des politischen äußerlichen Lebens und die Geschichte seiner dichterischen und frommen Seele zugleich umspann. Und eben dies lenkte ihre Neigung auf Hans Sachs und Jakob Böhme. Die Poesie und Philosophie in der Schusterwerkstätte, das war die wahre Versöhnung des Realismus und Idealismus, so sollte es kommen! Diese Beispiele zeigten, wie „die poetische, und ökonomische oder politische Existenz einander stets bedingen, und wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Poesiefreunde gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutschland war;“ sie lehrten, wie „in den trockensten Mechanismus der bürgerlichen Geschäfte das ewige Leben der Wissenschaft und Kunst zu hauchen ist.“ So also wollte man die Welt mit der Poesie erorbern. Was am Anfang der romantischen Dinge Merck von den Stolbergen ausgesagt hatte, das griff jetzt im weitesten Umfange

um sich. Daß man darüber Welt und Poesie zugleich verlor, das lag nahe genug. Schon die angeführten Muster alle deuten an, daß, wenn man sich mit realistischen und idealistischen Tendenzen einmal überhaupt versöhnt hat, man auch von Einem zum Andern überspringen lernt; wo Vermittelung fehlschlägt, tritt Extremsucht gewöhnlich an die Stelle. Da es mit der poetischen Welteroberung nicht ging, wie man hoffte, so fiel man in Weltverachtung zurück; man blieb auf dem innerlichen Dante hängen, man glitt vom praktischen Hans Sachs bestimmter zu dem mystischen Jakob Böhme, von dem weltlichen Ritter zu dem geistlichen Brahminen über, man ließ zuletzt gar die Poesie fallen, die ihre realistischen Sympathien nicht recht verlernen wollte, und nun sollte die Religion an ihre Stelle treten, um vielleicht noch einmal ihrerseits die Eroberungspläne aufzunehmen.

Der enge Bund der Poesie mit der Religion war, wenn man von dem Principe ausging, die Wirklichkeit mit einer höheren geistigen Welt zu durchdringen, und die Dichtung auf alle Lebenszweige zu impfen, der nächstliegende und natürlichste von allen. Denn das, was man mit der Poesie eigentlich bezweckte, konnte man an nichts so klar absehen als an der Religion. Die Natur treibt im Menschen die verschiedenen Zweige seiner Entwickelung in periodischer Folge; sie läßt Religion, Kunst, die praktischen Thätigkeiten aller Art und die Philosophie nacheinander wachsen. Sie will aber nicht, daß ein Zweig um den andern abdürre. Wenn sie den einen jeweilig begünstigt, so grünt der andere weiter, und es wird dem ganzen Baume des Lebens das Gedeihlichste sein, wenn neben dem von der Jahreszeit geförderten Schosse die zurückgedrängten weder unzeitig wetteifernd nachtreiben, noch auch der Saft ihnen ganz entzogen wird. Die religiöse Bildung veranschaulicht dies besonders deutlich; sie ist die erste Stufe menschlicher Ausbildung, sie weicht aber nie aus ihrem einmal errungenen Rechte und sucht sich unter den Bedrängnissen der späteren Bildungen immer ihren Platz zu behaupten. Eben das wollten nun die Romantiker der Poesie sichern; das prosaische Spätalter sollte etwas von der poetischen Jugend überliefert erhalten, sie wollten der Dichtung Bestand und Dauer geben. Ausgestorben ist nun die Dichtung allerdings niemals, das haben wir aus unserer Geschichte genau gelernt. Sie schleppt sich durch die ungünstigsten Zeiten unter irgend einer

Hülle immer hindurch; darum hätte man nicht ausdrücklich ſorgen müſſen. Allein die Romantiker wollten unſere Dichtung auf der erreichten Höhe erhalten, und dies allerdings war eine ſchwierige Aufgabe. Man täuſcht ſich ſchon, wenn man glaubt, daß der erſte reine religiöſe Sinn eines Volkes in den Zeitaltern ſpäterer Bildungen fortdauere; man läßt ſich dann vom Scheine und von einzelnen Erſcheinungen blenden. In der Kunſt aber vollends iſt die Dauer der höchſten Blüthe ſo ſchnell vorübergehend, wie es in der Art jeder Blüthe liegt, und vielleicht flüchtiger vorübergehend, als bei irgend einer andern. Das hatte Göthe angedeutet, wenn er den Zuſtand der Schönheit nur einen Moment nannte; das ſagte Forſter ſo ſchön, daß von allen zarten Blüthen die zarteſte die der Kunſt ſei: „ihre Knospe vor dem Entfalten ſcheint ein dunkles Chaos, das ſich mühſam zu formen beginnt; was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt.“ Kein Wunder alſo, daß man dieſer hinfälligen Kunſt in der Religion eine Stütze zu geben ſuchte, denn dieſe hat, was der Dichtung nicht ſo leicht gegeben iſt, an der Heiligkeit, die ſie umgibt, einen Stab, der ſie allerdings in dem höheren Alter unterſtützen und die Gebrechlichkeit verſtecken muß. Man beachte ja, wie ſich die Zeiten geändert haben! Früher hatte die Religion eine Stütze an der Poeſie geſucht, jetzt ſucht die Poeſie wieder einen Halt an der Religion; jener erſte Bund hatte ſchrittweiſe zu der Höhe der Humaniſtik und Aufklärung geführt, und dieſer neue ging aus dem direkten Gegenſatze gegen dieſe Aufklärung hervor. Wie hart man über die neuen Bigoterien, Bekehrungen und Verkehrungen urtheilen möge, dennoch darf man nie vergeſſen, daß die heilloſen Thorheiten, zu denen man es mit dem Illuminatismus und dem Vernunftkultus in Frankreich getrieben hatte, wohl ein andächtiges Beſinnen auch in dem nüchternen Beobachter der Welt hervorrufen konnten, und wir würden Unrecht thun, wollten wir hinter der religiöſen Innigkeit der nächſten Jahrzehende, die ſehr helle und ungeirrte Köpfe theilten, überall Täuſchung, Schwachheit oder gar Intereſſe ſuchen. Die erſten Regungen dieſer Art gingen von einer natürlichen Reaktion aus, die, wenn ſie nicht durch die poetiſche Exaltation übertrieben worden wäre, ſehr wohlthätig hätte wirken können. Wie ſchon früher unter den Genialitäten der Kampf gegen die berliner Freigeiſterei ſich zugleich gegen Frankreich richtete, von woher ſie ſtammte, ſo

geſchah es auch jetzt, daß von den Romantikern in poetiſcher und religiöſer Hinſicht die Polemik gegen die franzöſiſche Literatur und Encyklopädik, gegen Voltaire, den Feind des Mittelalters, des Prieſterthums und Feudalweſens, neu in Schwung gebracht ward, und daß dies vielfach von eben ſolchen Deutſchen am eifrigſten betrieben ward, die theils in Paris ſich zuſammenfanden, vorzüglich aber von ſolchen, die von Berlin ſelbſt ausgingen. Dieſe Stadt ward der Hauptſitz der Reaktion, und daran war allerdings nicht wenig die Veränderung Schuld, die die höhere Atmoſphäre ſeit Friedrich's Tod und Wöllner's übelberüchtigtem Regimente genommen hatte. Auch die Wiedereinſetzung des lieben Gottes in Paris und ſpäter die ſeines Stellvertreters auf Erden dürfen als Symptome der Reaktion in der großen Welt nicht außer Acht gelaſſen werden, die auch Viele ohne Ueberzeugung in den großen Strom mitriſſen. Unabhängig aber hiervon waltete überdies auch noch der Geiſt der Geniezeit fort, er wiederholte und übertrieb ſich bis zur Karrikatur in dem Gegenſatze gegen allen Nicolaismus und Verbieſterung, oder wie er ſonſt den Illuminatismus in und außer dem Bunde bezeichnete. In Königsberg, der Vaterſtadt Hamann's, wiederholte ſich gleichſam im Zerrbild die Oppoſition, die ſchon Er gegen die berliner Welt gemacht hatte. Zach. Werner (aus Königsberg 1768—1823) war ein Mann, der die wunderlichen Eigenheiten Hamann's theils in veränderter Geſtalt, theils in großer Uebereinſtimmung geerbt zu haben ſchien. Er führte deſſen ungeordnete, in der Jugend ausgelaſſene Lebensweiſe, trennte ſich von drei Gattinen, weil keine mit ihm glücklich ſein könne, der ſich ſelbſt ſchwächlich, ängſtlich, launenhaft, geizig, unreinlich, immer in Phantaſien und Geſchäften nannte. Gedrückt und gemüthskrank wie Hamann, warf er ſich dann auf die Frömmigkeit und erſetzte die ſittliche Schwäche, deren er ſich wie jener beſchuldigte, mit der Kraft des Herrn, die in ihm thätig ward; er mußte haben, woran er ſich aufranken konnte; die Selbſtgerechtigkeit war ihm wie Hamann nichts, ſondern die durch Reue verſöhnte, durch Gnade getilgte Sünde. Ganz wie Hamann, ärgerte er ſich an der berliner Welt, ſelbſt an ſeinen jungen Freunden; die Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. A. waren ihm noch viel zu profan, ganz wie auch Hamann ſeine Anhänger nicht genug thaten; er ſah ſie zwiſchen der „jämmerlichen Frivolität und genialiſchen Renommiſterei" der

Hauptſtadt einherſchreiten und fand ſie nicht frei von Infektion. Sowie auf dieſem alſo der Geiſt Hamann's fortwaltete, ſo können wir ſehen, wie die Sinnesänderungen Stolberg's und der Uebergang von Hellenismus zu Patriotismus und endlich zu katholiſchem Chriſtianismus ſich in Friedrich Schlegel wiederholen, wie auf Schubert, Steffens u. A. der Geiſt Jung Stilling's ruhte, wie Heinſe's Sinnlichkeitstheorien ſich weiter eingruben, und wie in jeder Richtung die genialen Tendenzen neue Nahrung in dieſer Periode erhielten, um ſich mit den hier geſammelten Kräften weiterhin in einen neuen Zeitabſchnitt hinüberzufriſten, in dem ſie wieder unter andern Modifikationen hervortraten. In einigen Erſcheinungen herrſcht dabei eine auffallende Gegenſätzlichkeit. In den 70er Jahren haben wir, wie jetzt wieder, in den aufgeregten jungen Cirkeln mehrere Beiſpiele frühe hingeſtorbener ſtrebſamer Jünglinge; die Kränklichkeit führte damals zu Skepſis, Rationalismus und zur ärgſten Freigeiſterei, jetzt gerade umgekehrt zur Gläubigkeit So war hauptſächlich von Novalis und von W. H. Wackenroder (aus Berlin 1772—98), den Werner einen religiöſen Koloß nennt, die fromme Tendenz ausgegangen; auf des Letzteren Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders (1797), in denen Tieck Einiges gearbeitet hat, ſtichelt Göthe: es habe dieſes Buch die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunſt feſtgeſtellt, nach der Folgerung, daß, weil einige Mönche Künſtler waren, alle Künſtler Mönche ſein ſollten. Dies fromme Kunſtraiſonniren belegte Göthe mit dem Namen Sternbaldiſiren; denn auch in Tieck's Roman Franz Sternbald's Wanderungen (1798), in dem wieder Einiges von Wackenroder übergeblieben iſt, herrſcht die Anſicht, die ſich in den Worten Dürer's an ſeinen Schüler offen kund gibt, wo er ihm verheißt, er werde gewiß ein guter Maler werden, „weil er große Gedanken hege und mit warmer brünſtiger Seele die Bibel leſe“! Dies hängt mit den Theorien dieſer Männer von der poetiſchen Kraft enge zuſammen. Wir konnten ſchon bei Lavater ſehen, wie ſich die poetiſche der religiöſen Kraft nähert; jetzt wird dieſe Annäherung zu einer Art Verſchmelzung. Novalis erklärte den dichteriſchen mit dem religiöſen und myſtiſchen Sinne für verwandt; die Inſpiration des gläubig Schauenden und des dichteriſch Begeiſterten iſt eine und dieſelbe; in Jakob Böhme findet Werner eine artem poeticam; nur in der Stunde der Weihe, wo der Geiſt Gottes ſie

durchſtrömt, wo ſie Prieſter Gottes ſind, fühlen ſich dieſe Männer Dichter. Kunſt und Religion nennt daher Werner Synonyme und bedauert, daß wir nicht Einen Namen dafür haben; in dem Romantiſchen fand Friedrich Schlegel chriſtliche Schönheit und Poeſie vereinigt; durch dieſes heilige Prisma ſollte die ganze Welt nun angeſchaut werden. Der Geiſt der Oekonomie, der nüchterne Verſtand, der gegen das höhere Licht blende, ward als philiſterhaft weit anders angefochten als ehemals in der Genialitätszeit. Die Aufklärung ward als Irrlicht verrufen, in die Dämmerung der Myſtik zog man ſich aus der Sonnenhelle zurück, die der poetiſchen Geburt nicht günſtig ſein ſollte, Halbwahn und Aberglaube ward aus dem Miskredite geriſſen, in den ihn die Freigeiſterei gebracht hatte, und allem dem entſprach das wunderliche Chaos, in dem ſchwärmende Einbildungskraft ſich nicht allein dichtend, ſondern auch glaubend gefiel. In Göthe's Zeit tolerirte man den poetiſchen Wahn und die Fiktion der Phantaſie, um ſie poetiſch zu nutzen; Schiller ſpielte in der Jungfrau mit der Myſtik und in Maria Stuart mit dem fanatiſchen Katholicismus; in den überlegenen Geiſtern hatte der poetiſche Glaube nur mentale Gültigkeit; aber dieſe Nachſicht, ſo gut ſie gemeint war, gerieth übel; die materialiſtiſche Tendenz der Zeit ergriff die Phantasmen und zog ſie mit aller Poeſie in die Wirklichkeit hinein, und ein Hoffmann erlebte die Tollheiten an ſich ſelbſt, die er nicht mehr poetiſch, ſondern nach der proſaiſchen Pragmatik aller Humoriſten ſchilderte. Dieſer Uebergang von Phantaſien zu Ueberzeugungen, vom poetiſchen zum religiöſen Glauben, ja das endliche Preisgeben der Poeſie gegen die Religion läßt ſich bei Mehreren der Romantiker ganz deutlich beobachten; ſo wie früherhin die Religion im Bunde mit der Poeſie ihren eigenen Schaden ſtiftete, ſo verlor ſich jetzt umgekehrt die Poeſie über ihrem Verbande mit der Religion. Werner trug lange Zeit, ehe er katholiſch wurde, ein Ideal des Katholicismus mit ſich herum. Es war zunächſt wie aus Kunſtquellen entſtanden. Der neue Theophilanthropismus ſchien ihm allen Kunſtgenius und Geſchmack zu verwüſten, wenn nicht ein geläuterter Katholicismus wiederkehre; poetiſch angeſehen fand er den Katholicismus das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, und auf ſeine Urform zurückgeführt, zog er ihn allen chriſtlichen Sekten für das Zeitalter vor, das den Sinn der ſchönen Griechheit für immer ver-

loren hatte. Man sieht, dies redet dem Katholicismus ganz nur aus einem poetischen Bedürfnisse das Wort. Noch schrieb er 1807 seinen Luther als ein guter Lutheraner, der das Messelesen ein Eselsgeschäft nannte, und nicht wollte, daß Vernunft wie ein Pudelhund nach der Pfeife des Papstes tanze; nur war freilich sein Lutherthum nach seinen katholisch-poetischen Theorien schon idealisirt. Als aber Werner (1811) katholisch geworden war und den Priesterrock angezogen hatte, was war von der Poesie, was war von dem idealen Katholicismus übrig geblieben, von dem zur Reinheit zurückgekehrten? Nichts als der ganz ordinaire papistische Bigotismus, wie man sich aus einem einzigen Briefe an seinen Freund Hitzig [88]) überzeugen kann; und wie der Dichter in Sprache und Poesie zurückgegangen war, das lehrt ein Blick auf Anfang und Ende seiner dramatischen Leistungen, auf die Söhne des Thal's und die Mutter der Makkabäer. Die Uebergänge von der dichterischen Phantasie zur religiösen, von dieser zum Religionsbedürfniß und Glauben, von diesem zu der Bornirtheit, zu welcher der Apostat so leicht wie der Zelote geräth, liegen überall klar vor. Im Anfange theilten Shakspeare und Hans Sachs in der Ansicht der kritischen Verfechter der neuen Schule den Lorbeer mit Calderon und Jakob Böhme; man behielt den leichtsinnigen Boccaz lieb, während man den Balde und Silesius hervorzog; bald aber trat Calderon über Shakspeare hinweg, und endlich fand es Friedrich Schlegel sogar mißlich, daß Calderon in seinen Autos, wo doch der poetische Jasmingeruch am stärksten duftet, religiöse Gegenstände behandelt habe; das Christenthum sollte nicht an und für sich Gegenstand der Poesie sein, weil es über alle Poesien hinausausgehe u. s. f.: die Poesie wird also offenbar auch von ihm zuletzt der Religion geopfert. Schon nach dieser Klimax kann man sich die Gradation in den religiösen und katholischen Sympathien der einzelnen Männer der Zeit erklären. Schon lange glimmte dies jetzt ausbrechende Feuer der Apostasie unter der Asche. Göthe und Joh. Müller waren zu einer gewissen Zeit in dem Verdachte des heimlichen Katholicismus; Jacobi'n sah Hamann hart an der Scheidewand stehen; Lavater hatte friedlich die Hand hinübergereicht, und Stolberg gab das Signal. Unter den Anhängern der

88) Z. Werner's Lebensabriß von Hitzig. 1823. p. 92.

neuen Schule begnügten sich nun Einige (wie A. W. Schlegel) mit dem poetischen Enthusiasmus für das poetische Element im Religionsglauben und reservirten sich die Segnungen der Reformation; Andere (wie Arndt und Horn) umfaßten das Lutherthum mit erhöhter Liebe; Andere (wie Fouqué) blieben an der Grenze des Katholicismus stehen und begnügten sich nur, ihre Schriften mit Christereien aller Art auszustaffiren; Andern (wie Tieck) konnte es ihrer kältern Natur nach, obgleich sie sich durch den Zeitgeist gefangen nehmen ließen, nie ein herber Ernst mit dem Katholicismus werden; Andere (wie Gentz), die sich durch ein weichliches und quietistisches Wesen von dem Strome hinreißen ließen, die christlichen und frommen Empfindungen zu versuchen, waren eben so bereit, wenn dies gegen ihre blasirte und leicht gelangweilte weltliche Natur nicht auf die Dauer aushielt, wieder zum Heidenthum oder zur Indifferenz zurückzukehren; Andere (wie Steffens) wandten sich aus ernstern Beweggründen von dem ergriffenen Katholicismus wieder ab; Mehrere, die sich wie Fr. Schlegel, Müller und Werner, nach Wien zogen, steiften sich auf den neuen Glauben und fanden da nicht allein endliche Ruhe, sondern auch Versorgung; und so stiegen wir wieder hinauf oder hinab bis zum Jesuitismus und der Propaganda, die in Baiern ihren alten Stammsitz wieder eroberten. Warum hat man es Voß so verargt, daß er in der Zeit, da ungefähr die letzte namhafte Apostasie zum Katholicismus vorfiel, auf die Quelle, auf das erste Beispiel und Muster (auf Stolberg) zurückkam, deutlich schildernd, was der Mann und sein Charakter bei diesem Schritte verloren hatte, bei dem man Alles zu gewinnen hofft?

Bei Niemanden sind die Sinnesänderungen in diesen Beziehungen, deren Reihenfolge zuletzt auf das äußerste Stadium führte, schroffer als bei Fr. Schlegel (aus Hannover **1772—1829**). Als er im Anfange seiner Thätigkeit aus der weimarer Schule sprach, als er Lessing jenes umständliche Denkmal setzte (Lessing's Geist — eine Blumenlese seiner Ansichten in 3 Bänden), das seiner ganzen Gestalt nach sehr große Hingebung, aber auch wenig Verarbeitung jenes Geistes verräth, selbst noch als er mit seinem Bruder A. W. Schlegel (geb. **1767**) die Charakteristiken und Kritiken (**1801**) sammelte, erschien er immer als ein Mann, der den hellen in Deutschland aufgegangenen Tag mitleben wollte, und

er erklärte sich noch in einem Aufsatz über Woldemar als einen Feind aller Schwelgerei des Geistes und aller Mystik; er stimmte für Mäßigung selbst in der Andacht; er wollte die Religion nicht einmal als Mittel der Sittlichkeit, als Krücke des Herzens gebraucht wissen. In dieser Zeit, als er den Entwickelungen der Philosophie, ohne auf die Systeme viel zu achten, zur Seite folgte, war seine religiöse Ansicht gesund, wie seine ästhetisch-kritische, da er von den Griechen erfüllt war, und seine politische, da er Forster'n eine Art Denkmal setzte. Aber dies änderte sich plötzlich, als er nach den Sünden der Schriftstellerei und des Lebens, die ihn arg kompromittirten, selbst eine Krücke der Sittlichkeit nothwendig hatte, und das Refugium suchte, wo man bereitwilliger Gnade für Recht ergehen läßt. Seine Lucinde (1799) ist in der Literatur der bekannte Vertreter der Art und Weise, wie die Poesie damals in die Sphären des geselligen Lebens übergetragen ward. Die Romantiker haben unstreitig ein Wesentliches beigetragen, das Bestreben der göthischen Zeit weiter zu führen, in unser schleppendes deutsches Privatleben einigen Fluß zu bringen, die Philistereien daraus zu tilgen, durch die enge Stubenluft einigen frischen Zug zu treiben, die Gelehrten unter den freien Himmel zu rufen, die Monotonie der Gesellschaft zu brechen, eine heitere Eleganz an die Stelle der Ehrenfeifigkeit und des Pedantismus zu setzen. Dies geschah aus demselben Systeme des Naturalismus, welches das Zurückstreben aus verkünstelten und verschrobenen Verhältnissen zu einfacheren immer hervorruft, mit derselben Leidenschaft und Jugendlichkeit, in deren Schooße die Natur immer am ungetrübtesten ruht, die immer da erforderlich ist, wo es sich um Abstellung eingewurzelter Uebelstände handelt, und deren Art es nur leider überall ist, das Kind mit dem Bade zu verschütten, wo sie alten Unrath auszuleeren hat. Indem man damals die Schranken des konventionellen Lebens einer neuen Kritik unterwarf, fiel man, wie in unsern Tagen, auf die Eheverhältnisse, in denen das Uebergewicht der realen Rücksichten über die Neigungen der Herzen, der gleichgültige Handel der Aeltern mit den Schicksalen der Kinder, und was Alles sonst noch den Druck der Konvention verräth, schon lange her die Reformen der jungen Welt provocirte. Statt daß man sich aber begnügt hätte, wie bisher geschah, diese Misstände in tragischen Schreckbildern bloszustellen und praktisch Jeder in seiner Sphäre ein

besseres Beispiel zu geben, so griff man statt der Konventionsehe jede Ehe an, nannte starkgeistig jede und alle Ehe Konvention [89]), und gab nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch der Welt die Beispiele, wie man im Taumel der Leidenschaft nicht eben bessere Zustände in dieser Beziehung schafft, als die der Konventionen. Wir finden uns nicht geneigt, die Sünden der Romantiker in diesen Punkten aufzuzählen (ohnehin ist dies Geschäft von Andern fleißig und witzig genug betrieben worden); aber doch gehört es zu dem Charakteristischen dieser Zeit und dieser Dichtung, die sich von den Moralitätsforderungen so nachdrücklich lossagte, und dieser Dichter, die das Leben so poetisch gestalten wollten, daß man wenigstens daran erinnert, in welcher Weise sich in diesem Punkte, dem wesentlichsten, worin sich die socialen Neuerungen der Schule kund gaben, diese ideale Potenziirung des Lebens äußerte. Wo man hinsieht, begegnet man in dieser Generation unter Dichtern und Dichterinnen gelösten und gebrochenen Ehen, Selbstmord aus leidenschaftlicher Liebe, zügellosem, zum Theil aus Grundsatz zügellosem Leben; und wie besonders in Rom, Angesichts der Mutter Kirche, in deren frommen Schooß man zurückgekehrt war, unter den deutschen Geistern von dieser Schule (Tieck und seinen Freunden) das Leben der heinsischen Romane verwirklicht, die freien mittelalterlichen Ordnungen hergestellt, das lockere Ehewesen der romanischen Völker, das nie dem germanischen Charakter zusagte, eingeführt ward, dies skandalisirte selbst den Maler Müller, der gewiß nicht ein übertriebener Sittenprediger war. Einer der Chorführer in diesen neuen Sitten war Fr. Schlegel, und in seiner Lucinde wird die neue Philosophie des Fleisches, die Lehre von der Ehrwürdigkeit der Natur kanonisch gepredigt. Schlegel fühlt sich wie Heinse und Wezel berufen, die Pruderie der Frauen zu zerstören, die „Sinnlichkeit, diese wahre

---

89) Wo wär' in aller Menschheit näh'res Anrecht
als zwischen Mann und Eh'frau? Wird ein solches
Naturgesetz verletzt durch Leidenschaft,
und große Geister, dem betäubten Willen
zu leicht sich fügend, widerstreben ihm,
so gibt's in jedem Volksrecht ein Gesetz
als Zügel solcher wüthender Begierden,
die in Empörung alle Schranken brechen.

Shakspeare.

Unschuld" herzustellen, die herkömmlichen Begriffe von Weiblichkeit zu brechen, eine neue Frechheit der Männer göttlich zu preisen. Die Genußsucht Wieland's und Lavater's, die physische und geistige, erhält hier gleichsam eine Verschmelzung: auch hier scheint eine Folgerung aus den schiller'schen Sätzen von versöhnter Sinnlichkeit und Geistigkeit wie in den ästhetischen Theorien dieser Männer herauszusehen; es ist nicht genug mit dem Genusse, sondern der „Genuß des Genusses" wird erstrebt, Besonnenheit in der Wuth, „geistigste Geistigkeit" bei ausschweifender Sinnlichkeit; denn in der Liebe sollte Religion mit Ausgelassenheit verbunden sein. Die Religion aber schien gerade diese Ausgelassenheit in dieser Schule dämpfen und dämmen zu sollen, insofern war ihr Zutritt zu der Invasion der Poesie in das Leben von guten Folgen. Die Sittlichkeit stellte sich in den Romanen von Fouqué u. A. her; in Tieck's Sternbald, wo Religion und Ausgelassenheit gleichfalls nebeneinander gehen, ist doch Heinse's Pinsel nur mit Schüchternheit gebraucht. Ja selbst die Lucinde, die in ästhetischer Hinsicht von Schiller an ihre rechte Stelle gewiesen wurde, hat mehr Raisonnements und Visionen als sinnliche Anschaulichkeit; und je weiter man vorwärts geht, je entschiedener findet man in Schlegel's Schriften andere Gesinnungen an die Stelle der frühern getreten, und wir hören in der Philosophie des Lebens denselben Mann über die Ehe in Begeisterung: sie werde nach der göttlichen Weltordnung als ein Heiligthum betrachtet, und sei auch das sittliche Heiligthum des irdischen Lebens, auf welchem der älteste göttliche Segen ruht u. s. w.

Seit **1803** war nämlich Schlegel in die katholische Kirche übergetreten, und nun fingen die neuen religiösen Tendenzen an allmählig zu Tage zu kommen, und sie glichen sich mit der schon früher eingeschlagenen Richtung zur Romantik vortrefflich aus. Hier sind die Uebergänge von Poesie zur Religion sehr fein, und für die Beobachtung sehr interessant. Es lag ganz auf dem Wege dieser Männer, die ein Poesieleben, wie sie es im ritterlichen Mittelalter fanden, verwirklichen wollten, daß sie, indem sie der Dichtung, wie wir sagten, Bestand zu geben suchten, auf eine Konstituirung derselben dringen mußten, was von selbst auf das Formwesen und auf die konventionellen Gestaltungen der Poesie führen mußte, in denen es die Romantiker so hoch getrieben haben. Am Ziel dieser Wendung lag, was Novalis

gleich anfangs angegeben hatte, eine symbolische Anschauung alles Lebens. Denn wie anders wollte man der mannichfachen Prosa der Welt eine poetische Seite abgewinnen, wenn der Poesie nicht mehr gestattet sein sollte, sich ihren Boden zu wählen, wenn sie überall und in jedes Gewerb und Verhältniß eindringen sollte? Schon 1800 hatte daher Fr. Schlegel in einem Gespräche über Poesie symbolische Sage und Dichtung, Mythologie und Poesie für unzertrennlich erklärt, und alles Wesentliche, worin die neue Dichtkunst der antiken nachsteht, sollte dahin zurückgehen, daß wir keine Mythologie, keine geltende symbolische Weltansicht als Quelle der Phantasie hätten! Aber, heißt es weiter, wir seien nahe dabei, eine solche wieder zu erhalten; oder vielmehr, wir müßten ernstlich trachten, eine solche symbolische Erkenntniß und Kunst wieder hervorzubringen. Dies Alles ist noch ganz in dem Sinn der neuen Naturphilosophie gesagt, die auch Schlegel's Gedichte diktirte, es ist aus dem Geiste der höchsten Bewußtheit bei der poetischen Schöpfung gesagt, der höchsten Künstelei, zu der die Romantiker geriethen, indem sie immer von Naturdichtung und poetischer Inspiration und Unmittelbarkeit zuleich redeten. Die neue Symbolik sollte ganz auf entgegengesetztem Wege wie die alte gewonnen werden, die aus der sinnlichen Lebendigkeit hervorging; sie sollte aus „den tiefsten Tiefen des Geistes herausgebildet werden, sie müsse das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es solle alle andern umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie werden, das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.“ Diese wunderlichen Sätze und ähnliche wiederholten sich mit allerhand Variationen in den Zeitschriften der Schlegel (Europa 1803—5) und in den Aeußerungen der Freunde. Allein wie jede zu feine Spitze abbricht, so geschah es auch hier. Man mußte sich doch am Ende gestehen, daß dieses künstliche Kunstwerk ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß sich das feinste Naturwerk in dem Leben der Völker nicht aus dem Kopfe des Einzelnen nachschaffen lasse. Nachdem die christliche Zelotie eingetreten war, blieb nun nichts als der Neid gegen die Griechen übrig, die jene großen Vortheile in so großem Maße besaßen. Es war wie eine Verabredung, als ob man sie von nun an ignoriren wollte; einige führten die skandinavische Mythologie mit neuen Anstrengungen zurück; Schlegel aber fiel auf die indische

Literatur und manifestirte zugleich in seiner Sprache und Weisheit der Inder (1808), wie Göthe sagte, sein krudes christkatholisches Glaubensbekenntniß, sodaß man dies Büchlein als eine Deklaration seines Uebertritts in die alleinseligmachende Kirche ansehen könne. Die christliche Symbolik Calderon's, die auf dem Scholasticismus ruhte, ward nun gleichfalls in so großer Wärme angepriesen. Weiterhin aber wurde die christliche Strenge immer größer, und in der Geschichte der alten und neuen Literatur (1815) war dem symbolischen Aesthetiker schon ein ganz anderes Licht in Bezug auf die einzuführende Mythologie und Symbolik aufgegangen; er sprang von der unbequemen Naturphilosophie und dem zu erkünstelnden Kunstwerke zu der leichtesten und bequemsten Quelle der Phantasie einfach zurück. Die Bibel, heißt es da, sei durch den symbolischen Geist und den Hang zur Allegorie, der von da ausgehe, das für die neue Poesie geworden, was Homer im Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. In Bezug auf Einfalt und Wahrheit hätte die Bibel ein noch allgemeineres Vorbild sein müssen, als die Kunst der Griechen, und wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig wäre und wirkte, so würde schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft und Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. Darum sollten Böhme's Werke das Größte in Rücksicht auf Sprache sein, was seit unserer alten Literatur erschienen sei; Luther nicht vergessen und nicht ausgenommen, der die Bibel nur übersetzte, die Böhme als eine solche Sprach- und Schönheits- und Wahrheitsquelle ausschöpfte! Und hieran schließt sich nun jene berühmte Anklage gegen die Reformation, als ob sie die Kunst zerstört und dem Geiste und der Aufklärung nichts genützt habe. Man hatte sich an dem nüchternen Gottesdienste geärgert, der nichts Poetisches und Symbolisches zuließ, der ganz gegen die neuen Satzungen verstieß, der nach jenem gleichsam protestantischen Begriffe von der Reinheit und Ungemischtheit der Thätigkeiten und Verhältnisse geordnet war, dem die neuen Theorien ganz entgegen lagen. Von dieser feindseligen Stimmung aus griff man den Protestantismus überhaupt an. Indem wir hier der ersten bedeutenden katholischen Polemik begegnen, scheint sie gegen die Reformation noch immer aus Kunstinteresse

gerichtet zu ſein. Wie aber mochte man die ſophiſtiſche Wortfechterei, auf der dieſe Anklage beruht, jemals ſo fleißig nachſprechen, ohne daß ſich Ein tüchtiger Sachwalter der Wahrheit angenommen hätte? Wir haben aus unſerer Geſchichte gelernt, daß die Reformation geradezu die Kunſt gerettet hat, und nur dadurch gerettet hat, daß ſie ſie aus den katholiſchen Landen entfernte. Durch zwei Jahrhunderte vor der Reformation lag ſchon die Kunſt bei uns in der größten Barbarei, und gerade der proteſtantiſche Hans Sachs riß die Meiſterſängerei aus dem nie zu ergründenden Schlamme heraus, in den ſie der katholiſche Scholaſticismus geſtürzt hatte; gerade die proteſtantiſchen Maler gaben unſerer plaſtiſchen Kunſt zuerſt einen Namen und machten den Kleckſereien der Mönche ein Ende; gerade die proteſtantiſchen Fürſten erhielten in den Stürmen des 17ten Jahrh. eine deutſche Poeſie, wo in den katholiſchen Landen, ſo viel an ihnen lag, Alles in Trümmer gegangen wäre; gerade die proteſtantiſche Muſik brachte unſere kirchliche Tonkunſt zu ihrem Gipfel, und nur proteſtantiſche Dichter ſchufen uns unſere neue Kultur. Auch in den Niederlanden blühte eine proteſtantiſche Malerei auf, deren niedrigen Charakter zwar Schlegel mit einer kecken Behauptung auch auf die Reformation zu ſchieben wagt. Mit ſo eitlen Argumenten ließ man ſich dieſe eitlen Beſchuldigungen begleiten! Die Reformation ſollte das Weitere gefehlt haben, daß das Mittelalter durch ſie vergeſſen worden ſei! Als ob man das Alter beſchuldigen könnte, daß es die Jugend ablege! Und wenn man es könnte, als ob nicht in England das Mittelalter von dem proteſtantiſchen Shakſpeare ſo unübertrefflich darſtellend wäre feſtgehalten worden, als ob es nicht in lebendigerer Ordnung hier wäre beſtehen geblieben, als in dem katholiſchen Frankreich! als ob nicht die ächt chriſtliche mittelalterige Baukunſt, ja Alles, was man mittelalterige Ordnung nennen kann, zuerſt in dem kreuzkatholiſchen Italien wäre verworfen worden! als ob der niederländiſche Geſchmack und die Bambocciaden den Rittergeiſt irgendwo früher mit Spott und Hohn parodirt und vernichtet hätten, als in dem erzkatholiſchen Spanien! Noch mehr. Die Reformation ſollte auch verſchuldet haben, daß ſie den politiſchen und geiſtigen Despotismus eines Heinrich VIII. hervorgerufen! Was aber würde, wenn man ſo wollte, aus dem Katholicismus, der durch das ruchloſe Treiben an den päpſtlichen Höfen die Reformation und in ihrem Gefolge alſo auch Heinrich VIII.

und Philipp II. hervorgerufen hat? Die Reformation ſoll ſich endlich nicht einmal rühmen, die in der neueren Zeit errungene Freiheit des Geiſtes ſei ihrer Wirkungen eine; ſie ſei nur entfernt aus ihr hervorgegangen. Wo aber iſt je eine ſo ungeheuere Wirkung in kürzerer Zeit gemacht worden? und wo iſt die Unfreiheit des Geiſtes gerade jetzt, gerade ſo ſpät entſchiedener, als in den äußerlich und innerlich nicht reformirten Ländern? Und „auf keinen Fall könnten die Wirkungen über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden!“ Man merke ja! und alſo auch nicht über den Werth der Perſonen? Denn wenn Chriſtus darin Recht haben ſollte, daß man ſie an ihren Früchten erkennen ſolle, was würde aus ſo vielen Frommen werden, ja was aus dem Katholicismus, und was aus der katholiſchen Literatur? Schlegel zwar meint, daß ſich neuerer Zeit die katholiſche Literatur der proteſtantiſchen gleichgeſtellt hätte. Vermuthlich weil Er ſelbſt dahin übergetreten war? den man doch gerade deswegen nicht einmal dorthin zählen würde! Dieſen letztern Satz führen wir aus dem Schluſſe eines viel ſpätern Werkes an, den Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte (1828). Dies iſt nun zu einer Zeit entſtanden, wo von Poeſie bei Schlegel gar nicht mehr die Rede war, wo der Katholicismus zu ſeiner Empfehlung nicht mehr ſeiner äſthetiſchen Beſtandtheile bedurfte, wo die Bibel nicht mehr Quelle der Phantaſie blos, ſondern Quelle aller Weisheit überhaupt, ja geradezu aller Geſchichte geworden iſt; denn hier machen wir nach Herder's phyſikaliſcher Begründung der Geſchichtsphiloſophie den Fortſchritt zu einer orientaliſch-religiöſen; das dreifache göttliche Princip bildet den innern Eintheilungsgrund aller Geſchichte: das Wort, das Vorhandenſein einer urſprünglichen Offenbarung; die Kraft, die Ausbreitung des Chriſtenthums als Anfang und Kraft eines neuen Lebens; und das Licht, der Vorrang der neuern europäiſchen Geiſtesbildung. Die alte heidniſche Welt fällt hier ganz weg und wird behandelt wie von einem Theologen des 17ten Jahrh.; in die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte wird, wie es die Theologen auch heute wieder zu verlangen Miene machen, die Natur und Geſchichte hineingetragen, eine Verwirrung, aus der ſchon Bacon eine phantaſtiſche Philoſophie und eine ketzeriſche Religion hervorgehen ſah. Das Werk baut ſich ganz auf Stolberg's Religionsgeſchichte auf, deren Lob auch nicht vergeſſen iſt; den Standpunkt unſerer gewonnenen Bildung verleugnet es ganz.

Es ist nicht Philosophie der Geschichte; es ist Religion der Geschichte, wie Schlegel sagt; es ist vielmehr darin die Geschichte dem Christenthum geopfert, und was ein vereinzeltes Glied der Geschichte ist, soll ihre Seele werden. Wie sollte auch der eine Philosophie der Geschichte liefern, der an einem Gesetze in der Geschichte selbst zu verzweifeln gesteht, und dem die Zulassung des Bösen ein unlösbares Räthsel war! Wie glänzend also dies Werk und die verwandte Philosophie des Lebens (1828) in der katholischen Literatur dasteht, so würde man sich doch dadurch keineswegs versucht fühlen, anders von den Wirkungen des Katholicismus auf die Freiheit des Geistes und auf alle literarische Thätigkeit zu urtheilen, als wir uns bei jeder neuen Gelegenheit, weder zu unserer Freude noch zu unserer Erbauung, gemüßigt sahen. Vielmehr machen wir sogar bei dem bloßen äußerlichen Vortrage dieselbe Erfahrung wie bei Werner's letztem Drama. Bei diesem verleugnet sich zuletzt die errungene frühere Bildung in der Sprache ganz, und auch bei Schlegel ist jetzt der breitperiodige, schläfrige, feierliche Ton, die Anklänge an den Styl der Ritterromane in streng wissenschaftlichen Vorträgen ein förmlicher Rückgang, wenn man die helle Schreibart namentlich in den kleinern Anfangsschriftchen damit vergleicht; ein Rückgang, den sich Jeder erklären kann, der den Einfluß der drückenden Atmosphäre eines unbewegten Staates und einer mechanischen Religionsübung irgendwo beobachtet hat. Diese Einflüsse beobachtet man auch in seinen politischen Grundsätzen, die mit den religiösen seit der Restauration in engster Verbindung standen. Auch auf die Staatswissenschaft und Politik sollte die neue Schule ihre entschiedenen Einwirkungen haben, wie sie sie in allen Richtungen des Lebens suchte. Der Bund der Poesie mit den Staatstheorien scheint zwar etwas Ungereimtes, doch war er in den großen Bewegungen der Befreiungskriege nahe genug gelegt; der ritterliche Geist aus den Jahren der Kriege ging auf die berathende Zeit über, und welche nebelhaften Schwärmereien, welche ungeheueren Träume, welche Gestaltungen der Phantasie kamen nicht in den Schriften zur Zeit des wiener Kongresses zu Tage, und wie mischten sie sich barock mit gesunden und verständigen Vorschlägen, als jene Zeitschriften, als der rheinische Merkur das Organ der öffentlichen Meinung war, als selbst ein Gentz, dem freilich nachher seine Freunde zu hoch flogen, den Adam Müller für das erste Genie

Deutschlands erklärte und den Namen Görres dicht hinter Jesaias, Dante und Shakspeare an erhabener, furchtbarer und teuflischer Schreibkunst setzte!! War nun auch dieser Schwung in den Staatswissenschaften allerdings nicht zu halten, so war es doch ein Verdienst, welches die Romantiker wenigstens zu theilen suchten, daß sie, wenn nicht poetischen, doch wissenschaftlichen Geist dahin übertrugen. Früherhin hatte man auf deutschen Universitäten die Schule angehender Staatsmänner ganz auf das Studium des Rechts beschränkt; erst in Göttingen bildete sich unter der Begünstigung der englischen Liberalität ein weiterer Cyklus staatswissenschaftlicher Disciplinen, und die Schlözer, Spittler, Achenwall wagten zuerst, mit der Wissenschaft die Regierungshandlungen zu beleuchten. Dies war eine Revolution, die von der Universität ausging, und die etwas Analoges mit den Freiheitsbestrebungen der jungen göttinger Dichter darbietet. Gegen ihren Volkssinn und ihre Sympathie mit der Revolution lehnten sich die Politiker romantischer Schule auf, und Schlözer ward von ihnen geradezu für einen Revolutionair erklärt. Ihr Heiland war Burke, der phantasievolle, feurige, dichterische Redner, ein Mann von allgemeiner Wissenschaft, der, wie Adam Smith und wie eben diese romantischen Politiker, den Schöngeist und den Staatsmann vereinigte; ihn nannte Adam Müller den ersten Staatsmann aller Zeiten! Mit ihm theilten diese die Abneigung gegen die Revolution; sie hatten den Sturm der geistigen Bewegung und der Idee auf den Staat erfahren, wo sich dieser von der Wissenschaft und dem geistigen Leben losgesagt und blos um die mechanische Besorgung physischer Bedürfnisse bekümmert hatte; sie wollten nun, daß die Regierung aufhörte, nichts als das oberste Amt im Staate zu sein, daß der Staat, wie sie es ausdrückten, auf der Höhe eins sei mit der Wissenschaft, daß er die heillose Trennung von Gelehrsamkeit und Praxis tilge, daß sich Macht und Freiheit durchdringen, daß der Staat die bewegenden Ideen ergreifen und sie zügeln lerne, daß er Ideen darstelle und realisire. Nicht allein sollte der Einzelne sein Recht haben, die Idee des Rechts sollte lebendig werden, und dessen höchste, verklärteste, lebendigste Gestalt, die Religion, sollte wirklich und leibhaftig auf die Erde herabkommen. So ungefähr lehrte Adam Müller vor der Restauration; es ist bekannt, wie viel weiter die Restauration der Staatswissenschaft von Haller ging, und wie ein

blindes Werkzeug Fr. Schlegel für die politische Reaktion in Deutschland geworden ist. Er schloß sich mit den Genannten an die französischen frommen Restaurationsschriftsteller, wie Le Maistre und Andere, enge an. In seiner Philosophie der Geschichte steht er schroff gegen die linke Seite des Zeitgeistes, gegen den Vertretungsstaat, in dem er nur eine hölzerne Regel des blos mechanischen Gleichgewichts sieht. Wo sich eine Gelegenheit zeigt, spricht sich die konsequenteste Polemik aus, sei es gegen die Revolution, oder gegen Schiller, in dem er richtig den großen Gegensatz des Restaurationseifers, den Mann der Revolution erkannte, oder gegen die Demokratie von Athen, oder gegen jede lebensthätige Bewegung überhaupt zu Gunsten der Beschaulichkeit und des Quietismus. Seine Ansicht der Geschichte selbst nennt er die legitime; die absolute Monarchie ist der religiöse Staat, der auf Glaube und Liebe beruht, und in dem allein das Heil zu suchen ist; Monarchie und Christenthum ist daher die Loosung; eine christliche Revolution müsse auf die weltliche folgen, auf den Protestantismus des Staates im 18ten Jahrh. eine Rückkehr zu katholischen Grundsätzen in dem neunzehnten.

In diesen Andeutungen über Fr. Schlegel, die durchaus nichts als Andeutungen sein wollen, erkennt man gleich auf der Oberfläche die universalen Tendenzen der Romantiker, ihre Verbreitung über ästhetische, sociale, religiöse, politische und wissenschaftliche Dinge aller Art, und man übersieht die Aenderungen und Schwankungen, die diesen Männern eigen waren, in einer gewissen Vollständigkeit und Grellheit, so daß man nicht ohne Grund gerade ihn als den Koryphäen der Schule gewöhnlich voranstellt. Noch in einem andern wesentlichen Punkte verdient er mit seinem Bruder als diese repräsentirend angeführt zu werden: daß Beide nämlich, so energisch und enthusiastisch sie auch für die Erhaltung einer höheren Poesie geeifert haben, doch nicht durch ihre Dichtungen sowohl, als durch ihre wissenschaftlichen Leistungen das größte Verdienst erworben haben. Dies Verhältniß wird man in der ganzen Zeit, mit der wir uns beschäftigen, herrschend finden. Wenn man von der klopstock-lessing'schen Periode sagen kann, daß, wenn nicht alle Wissenschaften, so doch die Theologie auf dem Markte der Literatur die breitesten Stände einnahm, während die Poesie im tumultuarischen bald, und bald im stillen Verkehre doch die gewinnvoll-

ſten Geſchäfte machte, ſo wuchs jetzt umgekehrt unter der Herrſchaft der Poeſie die Wiſſenſchaft in allen Zweigen auf eine ganz überraſchende Weiſe empor. Und während wir von der Zeit Göthe's und Schiller's noch ausſagen konnten, daß die Chorführer der Poeſie ſelbſt die wahrhaft großen Vertreter der Philoſophie und Geſchichtſchreibung noch überragten, ſo treten doch nun dieſe Disciplinen in ihren Trägern und in ihren Wirkungen über die Dichter und die Dichtung, ohne irgend eine gegenſeitige Oppoſition, hinweg. Auf den Univerſitäten wichen unter der Jugend die früheren poetiſchen Neigungen erſt den philoſophiſchen und politiſchen, und weiterhin dominirte bis heute auf eine erſchreckende Weiſe der Geiſt der materiellen Fachwiſſenſchaft, und zeigte, wie ſehr ſelbſt in dieſem empfänglichſten Theile der Nation, unter deſſen Intereſſe an der Poeſie unſere ganze dichteriſche Literatur ſich ſo glänzend entfaltet hatte, deſſen Intereſſe einer ernſten männlichen Dichtung noch weit förderlicher iſt und erwünſchter ſein ſollte, als das Intereſſe der Frauen, die Theilnahme an der Dichtung gewichen war. Und dieſe Erſcheinung war ſchon völlig eingetreten, als das Geſchrei der Zeitſchriften und der geſchäftige Ruf noch ganz anders als heute unzählige Dichterwerke mit wunderbarer Ueberſchätzung pries, ja, als das Hauptorgan aller Dichtung, als die Bühne noch im Flor, als die Schauſpielkunſt noch nicht in dem Grade verfallen und die Gleichgültigkeit gegen das Schauſpiel noch nicht ſo weit gekommen war wie jetzt. Dieſe Wendung von Poeſie zur Wiſſenſchaft und Proſa zeigt den Vorfall der erſteren überall an. Sie iſt nach jeder Abblüthe irgend einer Dichtung, in welcher Periode und welcher Nation es ſei, immer zu beobachten; ſie iſt immer von den leidenſchaftlichen Anſtrengungen der unterliegenden Parthei begleitet; und immer haben wir die eigenthümliche Bemerkung zu machen, daß ſich die Geiſteskräfte in dieſem Streite der Richtungen verirren, daß die Phantaſie ſich in die Regionen der Wiſſenſchaft, der Verſtand in die Gebiete der Kunſt verläuft. Nur die klaren Köpfe trennen Beides rein ab, und machen die Uebergänge, wenn es der Zwang der Zeit gebietet, ohne Irrwege, und, wenn ſie kräftig und vielſeitig die Thätigkeiten des Menſchen nicht in Eine Richtung allein gepreßt haben wollen, auch ohne Klage und Misſtimmung; denn ihrem Geiſte gibt die neue Beſchäftigung neue Energie und Jugend zurück. So trennte ſich Göthe von der Dichtung ohne

Harm, und kehrte zu ihr, wenn ihn der Drang des Augenblicks nöthigte, ohne Beschwerde zurück; er gab sich wissenschaftlichen Studien hin und machte in allen Naturreichen anregende Beobachtungen, merkte auf den Gang der plastischen Kunst, schrieb die Memoiren seines Lebens und skizzirte die Literatur, auf der er aufgewachsen war. So wandten sich die Schlegel, nachdem ihnen ihre anfänglichen Dichtungen misglückt waren, mehr als vorher auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaft hin, die wir zum Theil bei Friedrich erwähnt haben, und sie regten zur Erschaffung der Literaturgeschichte an, einer Disciplin, für die kaum etwas vorher geschehen war. Uhland ging zu literarhistorischen Beschäftigungen über, und Rückert hatte seine wissenschaftlichen Refugien im Orient. Die Grenzberührung der verschiedenen Poesien unserer Romantiker mit verwandten wissenschaftlichen Fächern liegt überall vor; Schiller mit seinen Poesien, die sich an seine historischen und philosophischen Beschäftigungen anlehnten, hatte auch hierzu den nächsten Anlaß gegeben; die Romantiker folgten hierin seinem Beispiele, auch wenn sie es in übler Laune nicht gut hießen. Dies ließ sich erwarten, wenn wir vorhin Recht hatten, zu sagen, daß sie die Poesie in alle möglichen Zweige des Wissens überzutragen strebten, eine Verbindung zwischen da und dort herzustellen suchten. Diese Bestrebung unserer Poesie und unserer Poeten drückt ganz eigenthümlich ein Bewußtsein der Kraft und Schwäche zugleich aus. Die Dichtung wird dergleichen Eroberungen nicht leicht unternehmen, so lange sie sich nicht in einer gewissen Uebermacht (der Form) fühlt; sie wird sie aber auch nicht leicht begehren, wenn sie nicht eine gewisse Unmacht (der Erfindung und Materie) empfindet: Beides trifft in der Dichtung der Romantiker allerwege zusammen. Die Dichtung suchte sich, an die und jene Wissenschaft angelehnt, neue Materie zu gewinnen; ihr schlug dies selten zum Vortheil aus, es war kaum eine Eroberung zu nennen; vielmehr schlug sie, wenn es eine war, auf der Stelle in eine Lehnsabhängigkeit um, und stellte nur glänzender die Uebermacht der Wissenschaft ans Licht, in deren Gefolge sich die Poesie begeben hatte. So hat sich die Lyrik Baggesen's und Fr. Schlegel's mit dem transcendentalen Idealismus und der Naturphilosophie schmücken und bereichern wollen; was bedeutete dies aber im Poetischen gegen den gewaltigen Wuchs, den unsere Spekulation für sich nahm, die sich in die Mitte des geistigen Lebens

in Deutschland pflanzte und kaum von den historischen Wissenschaften in der Wage gehalten wurde? Die symbolischen Theorien der Aesthetiker romantischer Schule, die wir oben andeuteten, riefen eine neue mythische Dichtung hervor: man suchte alte Sagen auf, man regenerirte das Mährchen, man kam auf die Allegorie zurück, man empfahl jene neue Symbolik und Mythologie; allein diese Bemühungen starben in dem, was ihnen dichterisch entsprechen sollte, schnell ab, aber in der Wissenschaft dauerten sie aus; sie brachten in die Philologie ein geräuschvolles Leben, und seit Creuzer und Görres, bis auf Müller und Grimm und die noch Neueren, hat die Erforschung der Mythenwelt nicht aufgehört die Geister zu beschäftigen. Jene mittelalterigen Dichtungen der Fouqué und Oehlenschläger, die Uebersetzungen und Modernisirungen altdeutscher Erzählungen und Sagen durch Tieck, Fr. Schlegel, Brentano und so viele Andere, die Nachahmungen der Minnesänger und die ganze poetische Alterthümelei, wie ein kurzes Leben hat sie geführt, wie schnell ist sie lächerlich geworden durch Affektation und üble Ziererei! Neben ihr aber hatte die ganze Aufhüllung unserer altdeutschen Literatur statt, von der vor 30 Jahren noch kein Begriff war; die ganze Alterthumskunde unseres Vaterlandes ging mit ihr von gleichen Anfängen aus, sie führte auf dem Wege immer gründlicherer Forschung auf die Betrachtung der alten Sprache, und ein Schacht ward geöffnet, aus dem der ungeheuere Schatz unserer altgermanischen Idiome zu Tage gefördert ward, dessen Reichthum so bewundernswerth ist wie der unendliche Eifer der Männer, die ihn heraufbeschworen haben. Der westöstliche Divan war von Hammer's Mittheilungen aus der orientalischen Poesie angeregt, und brachte die orientalisirende Lyrik unter uns zu einer schnellen Blüthe; wer aber will sie vergleichen mit dem Stamme, der sie getragen hat, und mit der Frucht, die auf diesem Stamme reifte, den Fortschritten unserer wissenschaftlichen lebenvollen Kenntniß des Orients und seiner uralten Weisheit, Dichtung und Sprache? Die Romantiker haben das historische Schauspiel der Kultur empfohlen, und wie in Allem, was sie angaben, hat auch dieses Beispiel ungemein fruchtbar gewirkt und wirkt bis auf diesen Tag weiter; wer aber sieht nicht, daß diese Dichtung sich ganz abhängig von der Geschichte gemacht, daß die Geschichtforschung und Schreibung sich dagegen im stillen Wachsthum unter uns ein weites und breites

Terrain erworben hat, auf dem ſie theilweiſe nur allzu ſehr die Poeſie ſogar vom Mitbeſitze verdrängte. Und endlich, wie viele Sympathien haben die Romantiker mit der plaſtiſchen Kunſt gezeigt! ſo daß ſich eine eigene Gattung von Kunſtroman und Kunſtdrama in unſerer Poeſie abſcheiden ließe! wer aber wollte dieſe Poeſien irgend in Anſchlag bringen gegen das friſche Leben in unſerer bildenden Kunſt, in welche aller Trieb aus den redenden Künſten übergeleitet zu ſein ſcheint! Allein bei dieſem Punkte muß man auch die Kehrſeite herausheben, die Einflüſſe, die die Romantiker auf plaſtiſche Kunſt und Wiſſenſchaft ihrerſeits gehabt haben. Die Regeneration unſerer Malerei und Skulptur iſt von Niemanden ſo ſehr aus der Lethargie geriſſen worden, wie von ihnen; und man muß geſtehen, daß ſelbſt Göthe's Beſtrebungen und der weimarer Kunſtfreunde hiergegen ganz wegfallen, wie ſehr man immer mit dieſen die alterthümelnden und frömmelnden Tendenzen verwerfen mag, mit denen eben unſere poetiſche Schule die neue Kunſtſchule anſteckte. Im Umgang mit deren engerem Kreiſe bildeten ſich die Cornelius und Overbeck, die das Fundament und der Unterbau unſerer ganzen Malerei geworden ſind; und auch in der Kunſtwiſſenſchaft haben wir noch die bedeutendſten Erſcheinungen zu erwarten, zu denen unter jenen Anregungen der Grund gelegt ward: wenn Sulpiz Boiſſerée mit ſeiner Geſchichte der gothiſchen Baukunſt heraustritt, ſo werden wir ohne Frage ein Werk der Kunſthiſtorie beſitzen, das ſich den großartigſten Forſchungen deutſcher Wiſſenſchaft an die Seite ſtellen darf. Und ſo muß die Wiſſenſchaft in allen Zweigen zugeben, daß ihre Häupter und Koryphäen damals von dem Standpunkte der Dichtung angeregt waren, und daß ſie aufs vielfältigſte äußerlich und innerlich mit den Kreiſen der Romantiker und mit ihrer Sinnesart zuſammenhängen, ſie mochten ſich nun freihalten oder ergreifen laſſen von den Influenzen der gefährlich anſteckenden Kraft, die in den kühnen Ausſichten, Ahnungen und Phantaſien der dichteriſchen Freunde gelegen war. So war einer der bedeutendſten Theologen der letzten Jahrzehende, Schleiermacher, mit dem berliner Kreiſe verbunden; Raumer, der in der Geſchichte eines der früheſten Beiſpiele gab, die hiſtoriſche Forſchung in die Gebiete des romantiſchen deutſchen Mittelalters zu tragen, hing mit ihm zuſammen; jene Philoſophen gingen aus dem jenenſer Cirkel hervor; Creuzer, Görres, die Grimm und wie

viele Andere knüpfen sich freundschaftlich an irgend welche Namen aus dieser Schule an; ja bis in die Arzneikunde drangen ihre Einflüsse über: sie gab ihre vornehmsten Leitsterne, gesunde Praxis und vollgültige Erfahrung preis, um mit mehr poetischem als kritischem Sinne, mit mehr Divination als Verstandesschärfe die Tiefen der Natur, Magnetismus und Geisterwelt, zum medicinischen Nutzen auszuforschen.

Aus diesen Berührungen der Poesie und Wissenschaft heben wir nun am nachdrücklichsten die ästhetische Kritik der Brüder Schlegel heraus, von der wir sagten, sie habe eine ganz neue Wissenschaft, die Literaturgeschichte, angeregt mehr als selbst geschaffen, und sie sei überall, sei es durch ihren wirklichen Werth, oder durch jene anregende Kraft, bedeutsamer als die poetischen Versuche dieser Männer selbst, die theilweise nur wie Belege und Beispiele zu ihren neuen Theorien und ihren Geschmacksrichtungen anzusehen sind. In allen diesen Punkten haben beide Schlegel mit Herder die schlagendste Aehnlichkeit; es begann eine zweite Periode der Fortwirkungen Herder's auf unsere Poesie. Hatte er früher die originalen und aktiven Genien aufgestürmt zu sehr verschiedenen selbständigen Thätigkeiten, so regte er jetzt die passiven Gemüther dieser romantischen Zeit zur Fortsetzung und Nachahmung dessen an, was er selbst angegeben und angefangen hatte. Noch bei seiner letzten Lebzeit war Herder gerade mit dem, was er dichtete, ganz in den romantischen Geschmack verwachsen, und er förderte damit diese Dichtungsschule außerordentlich, wie heftig er sich auch gegen die ästhetischen Theorien, die aus dem Satz von der rein formalen Kunst, von der Abtrennung des Schönen und Guten entsprangen, in der Kalligone setzte, wie gereizt er gegen die socialen, sittlich gefährlichen Neuerungen der jungen Genialitäten war, wie empört er sich gegen die Frechheiten des fichtischen Anhangs in seinen nächsten amtlichen Berührungen mit der theologischen Jugend aus dieser Schule fühlen mußte. Seine Herausgabe der Sakontala, seine Legenden und Paramythien, sein Balde, seine opernartigen Schauspiele und seine philosophirenden Gedichte, vor Allem sein Cid, der den Enthusiasmus für die spanische Literatur zu steigern am fähigsten war, überhaupt seine ganze Empfehlung der südlichen Poesie arbeitete dem Geschmack der romantischen Schule vor, oder in die Hände; in Allem reihten sich die Schlegel und ihr Anhang ganz

enge an ihn an. Seine früheren Sympathien mit dem Volksliede griffen diese wieder auf, und das Wunderhorn schloß sich als eine deutsche Sammlung an seine allgemeine an Der Feinsinn, mit dem er zu übersetzen, sich in fremde Art hinüberzuempfinden, die ganze Literatur der Welt zu genießen und wiederzugeben verstand, war das anregende Muster für die Schlegel, diese Gabe an größeren Werken der romantischen Zeiten zu versuchen. Die ganz eigenthümliche Zweideutigkeit Herder's, mit der er die Extreme der Lyrik, das Volkslied und das didaktische Gedicht, empfahl, finden wir bei den Schlegel'n wieder, die neben allem Ursprünglichen auch diese letztere Gattung ausdrücklich wie Herder in Schutz nahmen, und z. B. einem Gedichte wie Neubeck's Gesundbrunnen (1795) durch ihre Anpreisungen einen Ruf verschafften, den es ohne diese schwerlich erhalten hätte. Ganz wie Herder sind die Schlegel von entschiedenem Hellenismus erst auf ihre romantischen und orientalischen Neigungen gekommen; sie regten zu Sprachstudien und zu Forschungen in der Völkerkunde an wie Er; und was wir als die Haupttendenz der neuen Schule angegeben haben, in alles Leben und Wissen den Glanz der Schönheit zu tragen und den alten Schlendrian zu brechen, das haben wir bei Herder im höchsten Grade und fast im ersten Keim gefunden. Der Art, wie Herder von seinen ersten weltmännischen Planen abkam und mehr in sich zurückging, im Polyhistor zuletzt den Theologen hauptsächlich kultivirte, ist der Rückgang Fr. Schlegel's auf seine religiösen Ueberzeugungen ganz analog, nur daß Herder die Religion wirklich mit seiner poetischen Natur durchdrang und ihr, geleitet von wahrem Schönheitssinn, den häßlichen Wust der Fabeln und Entstellungen abstreifte, die bei ihm und Lessing auch nur mentale Geltung hatten, wie alle Mythe und poetische Fabel sonst, während in Fr. Schlegel die Religion die Poesie überwand; bei Herder fanden wir eine katholisirende Tendenz in seinen christlichen Ansichten, die aber weit von dem papistischen Katholicismus abführte, dem sich Fr. Schlegel anschloß. Wie Herder doppelseitig genug war, an Lessing und Winckelmann so gut wie an Hamann sich zu schulen, so lernten die Schlegel neben Lessing und Winckelmann bei ihm (bei Herder), und lehnten sich weiterhin an Stolberg und andere Fromme neuer und alter Zeit an. In ihrer ästhetischen Kritik ganz besonders schließen sie sich ausdrücklich an ihn und Lessing zugleich an.

„Herder, sagt Friedrich Schlegel in seiner Geschichte der Poesie der Griechen und Römer, vereinigt die umfassendste Kenntniß mit dem zartesten Gefühl und der biegsamsten Empfänglichkeit; und durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, tiefführende Charakteristik und künstlerisch auffassende, Alles nachdichtende, in jede Weise und Form sich hineinempfindende Phantasie hat er den ersten Grund zu der neuen Art von Kritik gelegt, welche als eine der eigenthümlichsten Früchte der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft aus Lessing und ihm gemeinsam hervorgegangen ist.“ Ganz haben die Schlegel auch von ihm wirklich seine Art von genetischem Verfahren, von Charakterisiren mehr als Kritisiren gelernt, „den Sinn der älteren Kunstgeschichte zu errathen und große Aussichten für die künftige zu finden;“ zu erklären, „was die Kunst sein soll, indem man erklärt, wie sie würde;“ und weil dieser historische Sinn Lessing abging, war Fr. Schlegel sogar geneigt, zu beweisen, daß Lessing so wenig ein Kunstrichter als ein Dichter sei. Völlig ähnlich sind sie Herder'n darin, daß sie mehr mit der Phantasie, mehr mit jener Gabe der Empfänglichkeit, mehr nach dem Gefühle kritisiren, als nach scharfen Begriffen wie Lessing und Schiller. Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden, ist ein herder'scher Grundsatz, den Fr. Schlegel adoptirt hat, und den andere Männer der Schule in anderer Weise vielfach ausgedrückt haben. Ganz wie Herder das reine Ergebniß der lessing'schen Kritik, die er im Ganzen gut hieß, und auf der er sich aufbaute, wieder verwischte und zweifelhaft machte, so thaten die Schlegel mit Schiller's ästhetischen Grundsätzen, von denen sie anfangs mit Liebe und Hingebung ausgingen, um zuletzt im ungeheueren Abstande nach ganz anderen Zielen zu gelangen. Man kann sehr deutlich dabei nachweisen, daß das, was sie in ihren Anfangsschriften zu Schiller hinzuthaten, zumeist aus herder'scher Ansicht und Natur hinzugethan ist. In Friedrich Schlegel's Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1798), die die erste Periode der kritischen Thätigkeit der Brüder, wenn wir von den kleineren Aufsätzen absehen, am vollständigsten und systematischsten vertritt, ist Alles von dem Lobe Schiller's des Kritikers und selbst des Dramatikers voll. Das Raisonnement knüpft sich an die schiller'schen Gegensätze von Natur und Kultur an, und stellt nach diesem die alte und neue Poesie als Dichtung des Triebes

und der Bildung, der Natur und Kunst gegeneinander; noch ist wie bei Schiller und Göthe die antike Dichtung Urbild und Kanon aller Poesie; die des Mittelalters, die Romantik, heißt hier, mit sehr wenigen Ausnahmen, phantastisch, ihre Richtung nur subjektiv schön, ihr ganzes Wesen verkünstelt, weil es in modernen Verhältnissen durch isolirte Verstandeskultur, nicht durch Trieb und Natur entstanden ist. Indem hier scheinbar Opposition gegen die romantische Literatur nach dem Sinne von Schiller's Theorien gemacht, und auf der antiken Dichtung mit Wohlgefallen verweilt wird, so ist doch der Uebergang zur Würdigung auch der Romantik aus einem historischen, mehr herder'schen Gesichtspunkte gleich in dieser Schrift gemacht. Das regellose Produkt des modernen Kunstgenius, heißt es, ist doch immer an seiner Stelle ein zweckmäßiger Fortschritt; „die Nothwendigkeit des Stufenganges der allmähligen Entwickelung ist keine Apologie der Schwäche, die hinter dem Maß der schon erreichten Vortrefflichkeit zurückbleibt, aber eine Erklärung und Rechtfertigung für die Mängel und Abweichungen des Künstlers, der zwar dem Gange der Bildung vielleicht um einige Schritte voreilen, aber nicht ganze Stufen überspringen kann.“ Daher nun ist die naive und Naturpoesie in Schlegel's Ansicht nicht die einzig begünstigte; er statuirt kein goldenes Zeitalter der Poesie, wie Herder in seiner Jugend und Göthe zur Zeit seiner reifen Kunsturtheile that; er findet auch (und hierin geht er viel weiter als Schiller) die Spielart berechtigt; er vertheidigt weiterhin in der Literaturgeschichte die poetische Naturbeschreibung und geht hierin wieder gegen Lessing an; er mag zwar jetzt noch nicht die grüblerische Tiefe in der Dichtung leiden, aber doch lernte er sich historisch mit den Uebergriffen des Verstandes in das Dichtungswerk versöhnen und kam von da im Verlauf weniger Jahre auf jene obenberührten symbolisirenden Ansichten, die die Kunst zu einer allegorischen Künstelei und Verstandesspielerei machten. Ganz wie Schiller, vindicirt er der modernen Kunst ihren idealen Werth; er sieht das Höchste aller Poesie, zwar nicht absolut, aber doch annäherungsweise erreichbar, am Ziele der modernen Kunst liegen; ja nach anderen Stellen scheint dies Ziel dennoch absolut erreichbar dargestellt zu werden, und dieser Widerspruch erklärt sich ganz aus der Schreibart des Buches, das nicht, wie A. W. Schlegel's Schriften, nach einer präcisen

Eleganz strebt, sondern durch ein verfinsterndes Hin- und Herreden ganz wie Herder's erste Fragmente den Sinn mehr zu rathen, als fest zu ergreifen gibt. Die Geschichte der neueren Poesie, heißt es, stellt nichts dar, als den Streit der subjektiven Anlage und des objektiven Strebens in dem Kunstvermögen, und das allmählige Uebergewicht des letzteren. Wir Deutsche stehen mitten in der Krise, aus dem subjektiv Schönen zu dem objektiv Schönen, mitten aus der sentimentalen Dichtung in die naive zurückzukehren. Dies ist der Punkt, in dem bei ihnen, wie bei Schiller, die große Achtung gegen Göthe wurzelt; dessen Beispiel eben verbürgt diese Wendung in unserer Literatur. Und nicht allein scheint ihnen Göthe's Beispiel einen Sieg dieses objektiv Schönen in der Produktion zu verheißen, sondern auch ihre eigene Empfänglichkeit dafür einen ähnlichen Sinn bei Allen, ihre poetische Durchbildung eine gleiche allgemeine zu versprechen; eine „durchgängige Herrschaft des objektiv Schönen über die ganze Masse, eine Verbreitung des Schönheitssinnes über die ganze Fläche" scheint ihnen ein Ziel, an dem nicht zu verzweifeln ist. Aus diesen Sätzen folgert sich ein Zwiespalt der ästhetischen Theorien von selbst. Die rein naive Dichtung ist auch ihnen die wahre und ächte, sie scheinen aber einen Rückgang dahin aus der modernen Zeit für möglich zu halten. Göthe ist ihnen nicht wie Schiller'n ein anomales Produkt der Zeit, sondern ein normales, zielzeigendes; sie sehen nicht wie Schiller eine ewige Kluft zwischen bewußter, kunstmäßiger und instinktiver, naiver Dichtung, sondern sie schlagen eine Brücke von der einen zur andern. Bürger, der A. W. Schlegel bekanntlich zum Dichter weihte, konnte sie mit seinem Doppelsinne für formale korrekte Kunstpoesie und unmittelbare Naturdichtung zu dieser Annahme zu berechtigen scheinen; sie verzagten daher auch in diesen ersten Jahren noch nicht an Schiller, so wenig als an sich selbst und ihrer verstandesmäßigen Dichtung, wenngleich sie Göthe'n über jenen weggesetzten und in ihrer Schule Tieck hervorschoben; der höhere Kunstsinn der modernen Zeit, heißt es in unserem Werke, soll nicht ein Geschenk der Natur, sondern das selbständige Werk der Freiheit sein. Daher konnte Fr. Schlegel bald darauf auf die wunderbare früher erwähnte Chimäre kommen, eine allgemeine Symbolik, der die Phantasie aller Dichter objektive Schönheit und Gültigkeit zugestehen sollte, auf dem Wege der Künstelei und

des Verstandes zu erzeugen. Daher vertragen sich die ganz kontrastirenden Neigungen der Romantiker zur Volksdichtung und der gesteigertsten Konventionspoesie, zu dem anschaulichen Naturlied der deutschen Reformationszeit und der tiefsinnigen Mystik des Orients, zu Shakspeare und Calderon zugleich. Daher berührten sich bei Fr. Schlegel jene Theorien der Freiheit und der Bewußtheit ganz eng mit den Inspirationstheorien seiner Freunde; und während er selbst begeisterungslos dichtete wie Stolberg, schrieb er, ganz wie dieser, in der Lucinde, daß Sprechen und Bilden in aller Kunst Nebensache sei, das Wesentliche sei das Denken und Dichten, das Werk der reinen Empfängniß und Passivität. Nicht allein in jener allgemeinen historischen Ansicht, sondern auch in den Folgerungen aus diesen letzten Sätzen von der Rückkehr zur objektiven Knnst liegt wieder eine systematische Erklärung des Ueberganges dieser Männer zur Romantik. Sie bemerkten in Göthe'n, der sich das Ziel des Objektiven, nicht des Charakteristischen wie Shakspeare, des Schönen, nicht des Wahren gesetzt hätte, die Eigenschaft, alle fremden Manieren anzunehmen, die produktive Gabe, die Herder und sie selbst nur passiv besaßen; sie schlossen daher, diese Vielseitigkeit sei der Weg zu der ächt künstlerischen Bildung, die sie suchten, der wahre „Vorbote der Allgemeingültigkeit oder des sich entwickelnden Sinnes für das objektive Schöne." Die sogenannte Charakterlosigkeit der Deutschen schien ihnen dem konvenienten Wesen und anscheinenden Charakter der andern Nationen weit vorzuziehen; sie mußten also grundsätzlich zu der Verpflanzung alles fremden Schönen schreiten, damit aus der Kenntniß des subjektiv Schönen und Charakteristischen das wahre Schöne auftauche; sie schritten zu ihren Uebersetzungen, dem verdienstlichsten Werke, das die Romantiker unternommen haben; sie stellten auch die blos historisch berechtigten Perioden der Dichtung, die moderne Poesie der Engländer, Spanier und Italiener, die mittelalterige romantische, endlich die orientalische der Nation zur Erkenntniß nahe. Indem Fr. Schlegel in dem genannten Werke diese dämmernde Aussicht öffnete, hoffte er, es werde seinen Grundriß empfehlen und bestätigen, wenn von nun an der Streit der antiken und modernen Kunstbildung ganz wegfalle! Und gerade von jetzt an kam dieser Bruch und Streit, der vorher kaum da war, erst recht zu Tage und erfüllte die ganze

europäische Welt! Und wohl natürlich. Denn wenn auch die Ansicht und Aussicht Fr. Schlegel's ganz richtig gewesen wäre, so hätte er selbst besser überschlagen müssen, daß es ein Werk nicht Eines Lustrums, sondern wenigstens von Jahrzehenden sein werde, bis nur einmal dies Mittel zum Zwecke, jene vielseitige Kenntniß des Schönen und jener allgemeine Sinn fürs Schöne, erreicht sei, geschweige der Zweck selbst: die produktive Gabe zur objektiven Kunstschaffung. Und wie die menschliche Kurzsichtigkeit ist, die selten in die größeren Konceptionen des ausgezeichneten Mannes einzugehen weiß, so mußte es wohl so kommen, daß das Mittel zum Zwecke ward, daß man bei dem subjektiv Schönen als bei dem ächten und wahren Schönen stehen blieb, und daß man den anfänglichen eigentlichen Zweck aus den Augen verlor, der überhaupt dem Koncipienten selbst nur unklar vorstand, und der dazu an sich selbst auf einer Täuschung beruhte: so daß denn Schlegel in eigener Person diesem Loose verfiel, daß er in aller Dichtung das am höchsten pries, was er anfangs verworfen hatte, und daß er an seinem geliebten Calderon gerade das Nationale und Charakteristische lobte, was nach diesen ersten Theorien nur einseitig heißen konnte. So kam es denn am Ende, daß die kritisch-ästhetischen und literarhistorischen Leistungen der Schlegel durchaus nicht das waren, was man bei diesem ersten Werke, das wenigstens mit großen Entwürfen schwanger ging, erwarten durfte. Aehnlich ging es mit den poetischen Leistungen der Schule auch. Unsere Zeit sollte so reich an Folgen und an Keimen für die Zukunft sein; Göthe's objektive Kunst sollte nur der Anfang zu der Realisirung der wahren Idee des Schönen sein; aber Niemand kam, der nur von ferne gleichen Schritt mit ihm gehalten, geschweige ihn überboten hätte, trotz all den großen Anforderungen, den kühnen Steigerungen und angespannten Erwartungen. Ja gerade dies Alles verdarb die Kunst; auch das hat Göthe vortrefflich voraus gesagt. Diese große Anforderung schien ihm keinen großen Dichter hervorbringen zu können, weil die Dichtkunst im Subjekt, das sie ausüben solle, eine gewisse gutmüthige ins Reale verliebte Beschränktheit verlange, hinter welcher das Absolute verborgen liege. Die Forderung von oben herein aber zerstöre diesen unschuldigen produktiven Zustand und setze vor lauter Poesie an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist!

Drei Sätze haben wir aus dem Letztangeführten zu verfolgen: zu zeigen, daß das, was von den Vorkämpfern der neuen Schule für Theorie und Historie der Kunst und des Geschmacks geleistet ward, nicht an und für sich auf die Dauer gerade wichtig, aber zu Begründung einer literargeschichtlichen Wissenschaft doch ein mächtiger Anstoß war; dann, daß die Aneignung der fremden Literaturen in größerem Maßstabe, als vorher geschehen, das Werk war, womit die Romantiker am bedeutendsten auf die Nation gewirkt haben; endlich an einer Skizze der poetischen Leistungen zu veranschaulichen, daß in der That trotz aller Fülle und allem äußeren Glanze doch unsere Dichtung in diesem Zeitraume entschieden versiel. Was zuerst die kunstwissenschaftlichen Werke angeht, so heben wir, da wir überall nur andeutungsweise verfahren wollen, die zwei Hauptwerke der Brüder Schlegel aus der früheren Zeit bevorzugend heraus, um an sie unsere flüchtigen Bemerkungen anzuknüpfen. Das einzelne Fragmentarische, was Beide vorher geliefert haben, haben Beide nicht sammeln wollen, auch knüpft es sich an zu vieles Ephemere an, um hier erwähnt werden zu können; was in den Charakteristiken und Kritiken (1801) zusammengestellt ist, können wir gelegentlich berücksichtigen. Was uns bei diesen Werken, A. Wilhelm's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1809—11) und Friedrich's Geschichte der alten und neuen Literatur (1815), die Hauptsache scheint, ist das Verdienst der klaren und einfachen Darstellung, an das sich wesentliche Wirkungen, die überhaupt für die romantische Zeit charakteristisch sind, anknüpfen. Die gefällige, und namentlich bei August Wilhelm S. auch durch keine individuellen Besonderheiten gestörte Darstellung begünstigte die große Verbreitung und Eingänglichkeit dieser Werke, die nicht für den gelehrten Kenner gearbeitet sein sollten; und in der That holten wir lange Jahre einzig daher unsere ästhetische Routine, die wir aus Schiller, aus Herder und Lessing zu lernen schon zu schwer und umständlich fanden, und die aus manchen Halbtheoristen der Schule, wie Adam Müller, Solger (Erwin 1815) und A., noch schwerer zu lernen war. Und was eine weitere Folge der eleganten, für die höhere Welt berechneten Behandlungsart war: das summarische Verfahren zwang auf den höchsten Spitzen der Dichtung aller Nationen allein zu verweilen, und dies förderte, auch ohne Absicht, die allgemeine Tendenz der Romantik, das Würdige und wahrhaft

Bedeutende allein ins Auge faſſen zu lehren. Eine eindringende, erſchöpfende hiſtoriſche Erzählung war auch damals, bei dem Mangel des Materials, noch gar nicht zu verlangen, und man würde jenen Werken entſchieden Unrecht thun, wenn man den Maßſtab an ſie legen wollte, den wir heute zu brauchen berechtigt ſind. Die hiſtoriſche Schilderung des Kunſtverlaufs war damals etwas ganz Neues; in der Geſchichte der antiken Literatur von Friedrich S., aus der wir das Obige aushoben, war noch zu viel theoretiſches Raiſonnement, um das hiſtoriſche Element deutlich darin zuzulaſſen; aber die beiden genannten Werke folgten der Entwickelung der Literatur in geſchichtlichen Skizzen, und hierauf fußten alsdann die größeren und weitläufigeren Werke von Franz Horn und Bouterwek, die die Geſchichte der Poeſie nach und nach zu einer Disciplin geſtalteten, die ſich neben anderen längſt gepflegten Zweigen der Kulturgeſchichte als ebenbürtig ſtellen durfte. Daraus folgt indeſſen nicht, daß jene Werke auch in jener Zeit nicht hätten gründlicher ſein können, als ſie ſind, und daß ihre ſchlanke Geſtalt ihnen nicht weſentlich geſchadet hätte. Dies haben auch ſchon die ernſten Kritiker jener Tage, befreundete Männer ſogar, wohl gewußt, und Solger hat z. B. über die dramatiſche Geſchichte A. W. Schlegel's in einer höchſt milden und freundlichen Beurtheilung ſehr treffend ins Licht zu ſtellen gewußt, wie doch eigentlich alles Weſentliche, worauf es ankam, und gerade nach dem Sinne des Verfaſſers ſelbſt am meiſten ankam, mangelhaft, ſchief, ja ganz fehlend iſt, wie aus lauter Rückſicht auf die gute Geſellſchaft alles Schwierige mit vornehmem Leichtſinn übergangen ward. In Friedrich Schlegel's Literaturgeſchichte aber, die die Frucht eines Lieblingsſtudiums, einer Lebensbeſchäftigung iſt, wird man ſich nicht wenig über die außerordentliche Unſicherheit des Urtheils und Geſchmacks wundern, über die vielen vielleicht, und mag, und dürfte, über die herrſchende Dämmerung [90]), die nur gelegentlich von den Blitzen geiſtreicher

90) Man höre folgende Eintheilung: Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie iſt, eine große Vergangenheit feſtzuhalten. Die zweite, ein klares, ſprechendes Gemälde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen, was das Drama am lebendigſten kann; ſie kann aber auch, in dritter Beſtimmung, das höhere Leben des inneren Gefühls anregen! Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere ſchönere Gefühl, und alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung, Begeiſterung.

Beobachtung durchbrochen ſind, über die ſonderbaren Misgriffe, die durchaus nicht überall aus der engherzig religiöſen Theorie, ſondern auch aus Mangel an Kenntniß und aus einer unpoetiſchen Natur fließen. Reichlich finden wir hier beſtätigt in einem ſyſtematiſch geordneten und überlegten Buche, worüber ſich Schiller und Göthe gleich beim Anfange der neuen Kritik gewundert hatten, die große Verwirrung der Urtheile und die förmliche Akriſie, die dieſer Kritik Charakter iſt. Auch dieſer Umſtand lag begründet in der allzu großen Fülle neuer Dichtungen aus der Gegenwart und dem Vaterlande, aus allen Fernen und Zeiten, die unter der ungeheueren Thätigkeit allzu plötzlich die junge Generation überfiel, ſie mit falſchem und ächtem Lichte blendete, ihre reizbare Spannung unnatürlich ſteigerte, und ſo die wunderbarſten Täuſchungen und Enttäuſchungen hervorrief und Begeiſterung und Verachtung im Momente wechſeln ließ. Wer eine Blumenleſe äſthetiſcher Urtheile aus den erſten zwei Jahrzehenden dieſes Jahrh. zuſammenſtellen wollte, der würde finden, daß die heutige ähnliche Akriſie, Selbſttäuſchung und Verblendung durchaus nichts Neues iſt, und daß, wenn man noch in unſeren Tagen den Dichtern ſelbſt jener Zeiten, den Arnim und Wilh. von Schütz eine tiefere Verehrung und Anerkennung verheißen hat, dies nur fortſetzt, was damals begonnen war. Man ſchlage nur Briefe des jüngeren Voß auf, oder die von Paſſow, oder Aehnliches, was hell aus jenen Jahren herausklingt, wie jene Jugend immer in Ekſtaſen ſchwärmt, wie ihr ein mäßiges Wohlgefallen eine Sünde, jeder Beifall in Worten matt ſcheint, über Werke, die wir längſt vergeſſen haben. Werner ſchien Paſſow das größte Dichtergenie aller Zeiten, ſeine Söhne des Thals der Triumph der deutſchen Sprache; ſpäter war ihm dies Karfunkelpoeſie, aber ſein 24ter Februar doch wieder eins der meiſterhafteſten Werke, die er kannte. Er ſelbſt, der ſpätere treffliche Lexikograph, wollte damals, von ſeiner Laura begeiſtert, unter der Schutzdämonie der Jean Paul'ſchen Liane, die Schlegel mit einem Petrarca, Voß mit einem Homer überwinden! Wie hat nicht Jean Paul ſeine Anſichten ändern müſſen von denſelben Poeten, die er ſelbſt gutmeinend eingeführt hatte! Wie belei-

---

In erſterer ſind beide letztere vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung und ohne alles Wunderbare kann ein Werk des Geiſtes oder der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſein u. ſ. w.

digte nicht Schiller schon in Herder's Adraſtea das gleichgültige Nebeneinanderſtehen ſeiner (der ſchiller'ſchen) Dichtung mit Stolberg und Koſegarten, die gleiche Achtung vor Nicolai und Eſchenburg wie vor den Bedeutendſten! Wie beſchwerte er ſich über die Schlegel, die Göthe's Genius wirklich faßten, und dabei die antipodiſche Natur ihrer eigenen Werke auch nur ertragen konnten! Was ſollte er erſt zu den Urtheilen geſagt haben, an die wir heutiges Tages gewöhnt werden! So wundert man ſich freilich nicht, daß Fr. Schlegel fehl urtheilt nicht allein über jene myſtiſchen Poeten, für die ihn ſeine Theorien, und über die befreundeten Tieck, Novalis und Collin, für die ihn die Schulbeziehungen beſtachen, und die er ziemlich gerade an Göthe und Schiller anſchob, ſondern auch über viel entlegenere, die ſeine Befangenheit im Grunde nichts angingen. Es iſt gewiß nur die Anſicht einer im Grunde unpoetiſchen Natur, wenn er Cäſar's Geſchichtswerk über Herodot, Camoens über Arioſt hebt, wenn er Flemming und Wekherlin Dichter nennt, die jedem Zeitalter Ehre machen würden, und offenbare Unkenntniß, wenn er Opitz ſo gewaltig hebt und behauptet, er habe eigentlich ein Heldendichter werden wollen, der doch gerade die Heldendichtung von ſeinem Zeitalter ablehnte. Allein wir brauchen uns an ſolche Einzelnheiten, die noch dazu z. Th. obſkure Dichter angehen, nicht zu halten, wir dürfen nur direkt auf die Lieblingsgegenſtände unſerer Aeſthetiker ſelbſt losgehen, um zu bemerken, wie ſelbſt da ihr Urtheil faſt überall unſicher und geringfügig bleibt, ſelbſt wo es liebevoll und anregend iſt. Den griechiſchen Dichtern, wollen wir zugeben, geſchieht im Ganzen nicht allein von A. Wilhelm, der überall unbefangener iſt, ſondern auch von Friedrich Schlegel ihr Recht; denn was liegt am Ende an dem Widerſpruch, daß Schlegel zuletzt die Harmonie, die er in der antiken Kunſt ungern zugeben muß, in der Wiſſenſchaft der Alten wenig, in ihrem Leben gar nicht mehr finden will; genug, daß er ſie doch in der Kunſt anerkennt. Mit der fortgeſetzten Fehde gegen die franzöſiſche Poeſie, mit der Ehrenrettung des Euripides gegen Racine, mit dem Eifer, womit Laharpe, wie Voltaire von Leſſing, abgewieſen wird, bekennt man ſich gern ebenſo zufrieden; ſie war aus doppelten Gründen geboten, da das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. nicht allein der Tod der ächten Antike, ſondern auch des romantiſchen Mittelalters war. Auch über die italieniſchen Dichter wird man gern die allgemeinen Anſichten theilen, wie wenig

man auch Befriedigung finden möchte; und auch was A. W. Schlegel der altdeutschen Literatur in verschiedenen Arbeiten zu Gute gethan, hat seine Wirkung gehabt und ist seines Dankes werth. Was aber die beiden Vertreter der englischen und spanischen Poesie angeht, so ist allerdings die Einführung und Uebersetzung, und die vielfache Bemühung um ihre Aufnahme unter uns, die wir den Romantikern, trotz Allem, was früher geschehen war, fast allein verdanken, bei weitem höher zu achten, als ihre Urtheile und Ansichten über sie. Was August Wilhelm in der dramatischen Literatur über Shakspeare sagte, schien Solger'n gerade um so weniger zureichend, je gespannter man über das Urtheil des berühmten Uebersetzers sein mußte; er vermißte den freien richtigen Standpunkt und wollte sich nicht mit der Bekämpfung der herrschenden Vorurtheile begnügen lassen. Wie unendlich Vieles ist nicht im Einzelnen und Ganzen von Franz Horn, von Tieck, von beiden Schlegel'n über dieses Mannes Werke geschrieben worden! Wie oft ist über ihre Shakspearomanie Klage geführt worden! Wie leicht hätten diese Klagen abgewandt werden können, wenn nicht die Wärme für den großen Dichter entweder wirklich einseitig, oder doch oberflächlich geblieben wäre? Mit welcher Liebe ist A. W. Schlegel's Aufsatz über Romeo und Julie geschrieben, wie wohlthätig wirkt er durch die Auffassungsgabe, die da herausblickt, gegen die dickhäutige Kritik eines Johnson, an die man früher allein gewöhnt war; allein doch würde Tieck nach seinen eigenen Bemerkungen über dieses Stück gestehen müssen, daß Schlegel, seinen Bemerkungen über Lorenzo zufolge, den eigentlichen Sinn des Dichters bei diesem Stücke aus unserer modischen Liebessentimentalität doch verfehlt habe? Und wieder hat Tieck so ausführliche Urtheile über einzelne Charaktere im Hamlet und Macbeth mitgetheilt, die allgemein vielen Widerspruch gefunden haben, und von denen umgekehrt wieder A. W. Schlegel doch wohl auch der Meinung sein würde, sie verriethen das Studium und die Verirrung eines allzu fleißigen Lesers, der vielleicht seinen eigenen trefflichen Ausspruch nicht genug beherzigte, es sei die Vertiefung in einen Autor eine Art Krankheit, und es müsse durch das starre Hineinschauen das Auge am Ende ebenso geblendet werden, wie durch ein irres Herumfahren von einem Gegenstande zum andern. Warum überhaupt hat uns Tieck, dessen Schriften in Prosa und Poesie nur gar zu voll von Shakspeare sind, der überall das genaueste philologische

Studium des Dichters nicht allein, sondern auch der Zeit verräth, niemals ein zusammenhängendes Bild des Dichters und seiner Werke entworfen, statt uns mit fragmentarischen Winken bald zu spannen, bald auch durch die ewig wiederholten Klagen über das abgekommene Theatergerüste der shakspeare'schen Zeiten abzuspannen? War Tieck zurückhaltend mit seiner Weisheit über Shakspeare, so war Franz Horn nur zu freigebig. Ein schaleres Buch, als seine fünf Bände über Shakspeare (1823), ist nicht leicht geschrieben worden: so trägt hier die seligste Selbstzufriedenheit eigene Imbecillität zu Tage, und legt die Absurditäten und Läppischkeiten der romantischen Schule dem größten Dichter der neueren Welt als seine größten Tugenden und Schönheiten unter. Mögen wir dieses Lob des britischen Tragöden nicht hören, so auch ebenso wenig das letzte Urtheil Friedrich Schlegel's über ihn, der nach seinem endlichen Quietismus, wie er auf Schiller als auf eine skeptische, unbefriedigte Natur hinsah, so auch Shakspeare'n als ein abgesondertes, verschlossenes, einsames Gemüth bedauerte! der ein tief-schmerzliches und herb-tragisches Wesen in dem Dichter fand, welcher mit einer unbegreiflichen Helle und Ruhe in alle menschlichen Dinge blickt! der in des Dramatikers lyrischen Gedichten den Beweis fand, daß er in seinem Drama nicht das dargestellt habe, was ihn selbst ansprach, sondern die Welt, wie er sie durch eine groß Kluft von sich und seinem Zartgefühl geschieden vor sich stehen sah!! Auf Calderon sollte zuletzt aller poetischer Glanz allein fallen, den Dichter gerade, der der deutschen Natur am wenigsten zusagen konnte, der, wie vortrefflich er sei, wie viele Mühe man sich an ihm gegeben, wie viele Köpfe er vorübergehend geirrt hat, doch zuletzt an einem nationalen Kerne in dem deutschen Geschmacke anstieß, den man so universell verflüchtigt hatte. Was haben wir auch über ihn durch die vielen Besprechungen eigentlich Haltbares gelernt? Auch ihn, fand Solger, habe A. W. Schlegel ohne Genauigkeit und nur von der Außenseite besprochen, so nöthig über ihn ein tüchtiges Wort gewesen wäre, über den die Deutschen in ein gedankenloses Schwärmen geriethen; und weislich warnte er vor dem Enthusiasmus, mit dem auch hier Calderon's religiöse Schöne besprochen ward, und vor dem Herumgreifen nach Allem, was der Religion ähnlich sieht. Friedrich Schlegel ging so weit, an diesem Dichter, vor dessen wunderlichen Eigenschaften und sinnverdrehenden Begriffen in Religion, Ehre, Sitte und allen Lebensbeziehungen man unsere ganz heterogene Gesinnungsweise kaum einmal zu warnen braucht, gerade nichts zu finden, „was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren,

den Sinn verkehren könne''! und er bedachte sich nicht, ihn geradezu über Shakspeare hinwegzusetzen, den Dichter göttlicher Verklärung über den skeptischen Poeten, dem unter den Menschen wohl ist. Und so mischt sich überall in den Schriften der Brüder, wie in so unzähligen anderen ästhetischen Werken und Ansichten ihrer Freunde, auf eine wunderbare Weise ächte Freude an dem Schönen mit eigenthümlicher Ueberschätzung besonders desjenigen, was ihnen selbst nach so vielem vorher Bekannten der Nation als neu darzubieten vorbehalten war. Und wenn man das Urtheil über die Geschmacksrichtung abschließen soll, in welche sie die Nation hineingeleitet haben, wird man nichts Anderes sagen können, als was Fr. Schlegel über alle neuere Kritik und Kunsttheorien überhaupt selbst sagte: sie seien eines Theils das verdienstvolle Streben nach einer wahrhaft begründeten Wissenschaft, anderes Theils aber auch der abgezogene Begriff einer Praxis und Thätigkeit der Zeit, die von so manchen Verkehrtheiten begleitet war.

Wenn das Anlehnen der Poesie an die Religion, an die verschiedenen Zweige der Wissenschaften, an die Kritik und Kenntniß der Literatur schon überall ein Zeichen der Abnahme eigentlicher produktiver Kraft in der Dichtung selbst ist, so ist dies noch weit mehr der fast leidenschaftliche Eifer, womit die romantische Schule und Zeit sich der Uebersetzung der Dichtungen aller Nationen hingab, und gleichsam ihre ausgezeichnete Gabe der Empfänglichkeit und Passivität selbst zur Produktion benutzte, zur Uebersetzung, einer Thätigkeit, die ganz charakteristisch in der Mitte zwischen Poesie und Wissenschaft steht, zwischen welcher wir die Zeit streiten und schwanken sehen. Ob diese Wendung eine gute und heilsame war, werden wir nach der unbefangensten Ueberlegung g leich geneigt sein zu bejahen und zu verneinen. Was die Poesie an und für sich angeht, so fragt sich, wenn einmal die Kraft der Produktion wirklich nach der großen Anstrengung des vorigen Jahrhunderts erschöpft war, was man bei diesem Siechthume Besseres thun konnte, als sich neue Stärkung, neue Genüsse, neue Nahrung aus der Fremde zu holen, vollends wenn man sich an das wahrhaft Gute und Treffliche hielt, und in der Uebersetzung dem Original ein Würdiges zur Seite zu setzen strebte. Dies Zeugniß aber muß man gerade dem, was von den Romantikern im engern Sinne ausging, allerdings zuerkennen. Auf der andern Seite freilich liegt dann die nothwendige Folge, daß dieser große Luxus in unserer poetischen Konsumtion einen solchen Heißhunger angewöhnen mußte, daß wir, nachdem der erste und große Reichthum

erschöpft war, uns auch auf die geringere Kost mit der gleichen Gier warfen, wie auf das Beste vorher. Wir erhielten in den ersten Jahrzehenden dieses Jahrhunderts, man darf wohl sagen, alles Vorzügliche der Dichtung der ganzen Welt, auch was wir früher in roheren Versuchen besessen hatten, in klassischen Uebersetzungen zugetragen, die nach dem Ruhm der vossischen Arbeiten strebten, die uns die Gewöhnung auch an das Entfernteste leicht machten; und die besten Meister der Wissenschaft und Dichtung, Göthe und Schiller selbst, bedachten sich nicht, an dieser Thätigkeit Theil zu nehmen. Weiterhin aber schleppte man auch alles Mittelmäßige, was frühere Zeiten geschaffen hatten, und was die gegenwärtige in aller Welt schuf, ja man möchte sagen, man schleppte absolut Alles in Deutschland ein, man errichtete große Uebersetzungsanstalten und Fabriken; kein klassisches Werk der Voß und Schlegel schreckte die gewöhnlichsten Stümper ab, sich immer und immer wieder daran zu versuchen; die ungeheuere Einfuhr englischer und französischer Literatur konnte eine ganze Reihe von Autoren, die Huber, Lindau, Ad. Wagner, Castelli, Theodor Hell und so viele Andere bewegen, fast das Werk ihres Lebens, vielleicht ihre Subsistenz an bloße Uebersetzungen zu knüpfen; es durften Unternehmungen gemacht werden wie die Taschenbibliothek ausländischer Klassiker, die in viel hundert Bänden von vielen ganz neuen Namen alle dagewesenen Werke alter und neuer Zeit, das Gute und Geringe, neu übersetzt liefern konnten! Wenn unter dieser Fluth am Ende auch die Kraft, die noch übrig gewesen wäre, verschwemmt, wenn sie erstickt ward, da sie sich noch hätte erholen können; wenn unsere kaum so siegreiche Literatur wieder in Nachahmung und sklavische Abhängigkeit zurückfiel; wenn in ihr, dem ersten großen Symptome einer neu erwachenden Deutschheit und gemeinsamen Volkslebens, gleich wieder alles Feste und Selbständige zersetzt ward: so war dies wohl natürlich, aber allerdings weder erfreulich noch wohlthätig. Dies berührt die allgemeine Frage, was diese Thätigkeit und Richtung für den ganzen Kulturstand und Volkscharakter Uebles oder Gutes mit sich brachte. Und hierüber haben sich so viele Männer, die sich dieser Beschäftigung hingaben selbst geäußert, und fast niemals, ohne die Zweiseitigkeit und Zweideutigkeit derselben deutlich zu empfinden. Göthe selbst hat den Weg zur Aneignung des Altdeutschen, des Italienischen, des Französischen zeigen helfen; er hat sich in seinen späteren Jahren von jeder Regung fremder Dichtungen zur Nachahmung bestimmen lassen; er pries die Aufnahme der fremden Oper an; rieth

sogar daß man sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge auch zum Schreiben bemächtigen solle; und erklärt es für etwas Wunderliches, den Deutschen zuzumuthen, sich auf ihren mittelländischen Kreis zu beschränken. Aber doch haben wir ihn oben warnen hören vor der Hingabe an fremde Einflüsse, doch hat er anderswo beklagt, daß unsere Bildung an fremden Sitten und ausländischer Literatur uns so lange gehindert hätte, uns als Deutsche früher zu entwickeln. Die Schlegel haben sich so entschieden für den Vorzug unserer vielseitigen Bildsamkeit, der Wandelbarkeit unseres Geschmacks vor den entlegensten Denkarten und abstechendsten Sitten erklärt, gegen die Beschränkung, womit sich die nationaler entwickelten Völker auf ihre eigene Literatur zurückzogen und die Fremden, wo sie sie angriffen, travestirtirten; aber doch hat August Wilhelm auch sehr wohl gewußt, wie diese unsere Art auch oft in thörichte Vorliebe für das Fremde und in Nachahmungssucht ausgeartet ist. So zweifelte auch Solger, ob diese unsere Vielseitigkeit einen Vorzug unserer eigenen Kultur verriethe; und Franz Horn bedauerte bei allem Guten den Schaden: daß wir uns von ächter deutscher Natur und Kunst dadurch entfernt hätten und den mütterlichen Boden verkennten. Wenn wir den Rückweg zu uns selbst aus diesen unendlichen Fahrten und Irrfahrten unserer literarischen Bildung finden können, so wird uns diese Schule unstreitig von dem höchsten Nutzen sein; daß wir uns aber auch diesen Rückweg erstaunlich erschwert haben, leuchtet von selber ein. An der letzten Scheide des Jahrhunderts waren diese Umwege, scheint es, nicht zu vermeiden; desto leichter wäre es jetzt, unter dem langsam wachsenden Nationalsinn, den Rückweg einzuschlagen, womit wir nun freilich nicht die vielbetretene Straße zum Teutonismus meinen, die uns nirgends zu einem Ziele geführt hat. Damals, als unser Vaterland in politischer Lethargie lag, feierte gleichsam auch seine selbständige Poesie, und man sah Schiller's kühnen Gängen mit einer Art Verwunderung zu. Dem französischen Kolossen wollte man nicht huldigen, gegen die französische Literatur nahm vielmehr die Polemik in der That einen halbpolitischen Charakter an. Dagegen schien man nun nach der Reihe auf alle jene Nationen, die mit dem neuen Universalreich in feindliche Kollisionen kamen, auch literarisch aufmerksamer zu werden, und England und Spanien, Italien und der ganze Orient fesselte unsere Thätigkeit an seine theilweise vergessenen Schätze, sowie später mit Griechenlands Er-

hebung das Intereſſe an der neugriechiſchen und ſerbiſchen Literatur, ſeit Polens Revolution die Achtſamkeit auf ruſſiſch-polniſche Dichtung eintrat. Dies waren natürlich nur äußere Anläſſe, die mit der allgemeinen Dispoſition der Deutſchen, die von jeher zur Aneignung alles Fremden gerüſtet ſtehen, glücklich und ermunternd zuſammentrafen, und im Beſonderen mit jener Erſchöpfung der eigenen Produktion, die nur vorübergehend unter der Erhebung des Vaterlandes noch einmal ſich aufraffte. Daß die Wegwendung und der Verdruß an den heimiſchen Dingen, der Widerwille an den gegenwärtigen Verhältniſſen in unſerer Literatur jene merkwürdige Flucht aus Vaterland und Gegenwart damals überhaupt erzeugt und genährt haben, dies liegt bei Erwägung des Faktiſchen ſchon auf der Hand. Auch iſt dieſe Erſcheinung, daß die Noth des äußern Lebens die Gemüther in ſich ſelbſt weiſt, wo ſie ſich ein eigenes Leben ſchaffen, das ſie dann in der Ueberlieferung anderer Zeiten und Völker wieder ſuchen, von uns ſchon in anderen Perioden beobachtet worden. Die Art und Weiſe, wie ſich Göthe an den politiſchen Ereigniſſen in der Revolution und nachher in der Reſtauration ſättigte, wie er ſich von dem Nächſten weg nach dem Entfernteſten rettete, iſt durchaus nicht die beſondere Aeußerung einer zufälligen Individualität, ſondern es äußerte ſich der Druck dieſer Laſt auf ähnliche und andere Weiſe auch in anderen Seelen. In den Zeiten, da er Chineſiſch trieb, oder früher, da er ſich mit der Natur und plaſtiſchen Kunſt beſchäftigte, um mit dem öffentlichen Leben nichts zu thun haben zu dürfen, kehrte Jean Paul in einer langen Schriftſtellerei dieſen öffentlichen Verhältniſſen und der Zeitgeſchichte ganz den Rücken, trieb Fouqué ſeinen Verkehr mit dem Ritterthume, Hoffmann mit der Geiſterwelt, floh die zarte Seele eines Tiedge vor Geſchichte und Zeit in die Einſamkeit und Natur, ſympathiſirten Seume und Chamiſſo mit den Naturzuſtänden der Wilden, und wollte Falck von Voltaire und Bahrdt zu Abraham und Lot zurück; die Geſchichtsforſchung wandte der neueren Zeit den Rücken und grub ſich in die Urgeſchichte, wohin ſie die mythologiſche Forſchung der Philologen wies; die Politik fing an fromm zu werden und hierarchiſche Anwandelungen zu bekommen; und wohin war unſere ſpekulative Philoſophie von der lebendigen Praxis hinweggerathen ſeit jenen Jahren vor Kant, wo ſie es auf die unmittelbare Anwendbarkeit ihrer Lehren ſo gerne abgeſehen hatte! Dieſem großen Zuge alſo

von der lebendigen, thätigen Gegenwart hinweg zu einer ruhigen Ferne und Vergangenheit folgten alle jene romantischen Männer auch, indem sie uns den Orient und Occident, den äußersten Norden und Süden und unser eigenes Uralterthum aufhellten; ja die jungen Freiheitsmänner, die Deutschland **1813** aus seiner Schmach reißen halfen, und die es neu umgestalten wollten, strebten zum Kaiserthum und zum Hermannsgeiste zurück, und änderten Tracht und Mode nach alten Sitten anderer Zeiten und Zustände. Vor und nach der momentanen Unterbrechung, welche die ausländische Literatur in jenen Jahren des politischen Aufschwungs erlitt, überließ man sich also ganz dem Eifer, die Weltliteratur zu unserem Eigenthum zu machen, als ob uns Deutschen allein ihre Schätze vererbt seien, als ob wir für ihre Erhaltung und Nutzung allein verantwortlich gemacht wären. Mit welcher Virtuosität wir uns bei diesem Geschäfte nahmen, wie geläufig uns die Annahme untergegangener Vorstellungen, die Belebung fremder Sitten, die Adoption ganz heterogener Geschmacksrichtungen war, beweisen nicht allein die einzelnen Literaten, die nach dieser und jener Seite hin mit einer Natur wirkten, die eher da und dorther einen Eingewanderten, als einen Deutschen vermuthen ließ, beweist nicht allein jener Enthusiasmus, oder auch Realismus, mit dem die Romantiker die südliche Dichtung nicht genug zu ehren meinten, wenn sie nicht zugleich Sitte und Sinnesart daraus sich aneigneten; es beweist dies schon die einfache Aufzählung der Namen und Werke, der Völker und Zeiten, die damals wie auf einen Schlag bei uns eingeführt wurden. Nur eine oberflächliche Erinnerung soll an diese unglaubliche Vielseitigkeit, an dieses getheilte Interesse, an diese staunenswerthe Thätigkeit erinnern. Zu derselben Zeit, als die Verpflanzung der antiken Dichtwerke fortdauerte, als Voß die drei Hauptdichter der Lateiner und den Aristophanes gab, sein Sohn an Aeschylos arbeitete, Solger den Sophokles (**1808**), Bothe (der auch sonst als dramatischer Schriftsteller bekannt, d. h. unbekannt ist) den Euripides (**1800—3**) übersetzte, als Wieland an dem attischen Museum mitwirkte und seinen Cicero und Horaz gab, geschah es zugleich, daß zu der Aufdeckung der alten deutschen Nationalpoesie geschritten ward; und obgleich später einige Feindschaft zwischen den an der antiken Poesie Gebildeten und den in dem deutschen Alterthume vorzugsweise Bewanderten, zwischen Homer und den Ni-

belungen nicht ausbleiben, auch damals schon Göthe seine Abneigung gegen die altdeutschen Reste nicht unterdrücken konnte, so waren doch die Schlegel und jene Zeit im Allgemeinen mehrseitig genug, das Eine und das Andere mit gleicher Liebe zu umfangen. Dies ging allerdings zu weit, wenn Tieck, Brentano, Fr. Schlegel, Görres, Fouqué und Andere altdeutsche Romane und Volksbücher der schlechtesten und geringsten Art wieder druckten oder bearbeiteten und auszogen, und uns anmutheten, auch dies als eine seltene Poesie zu verehren; aber immer darf man die Regsamkeit im Allgemeinen segnen, mit der diese auf die Modernisirung, die von der Hagen, Büsching, Docen, Grimm und die Späteren auf die Herausgabe der alten Dichtungen aus waren. Denn nicht allein hat sich seitdem eine deutsche Literatur von ganz anderem Ansehen, eine Kenntniß des Mittelalters von weit anderer Lebendigkeit als früher gebildet, es ist auch im Stillen ein deutscher Geist, ein deutsches Recht, ein deutscher Volks- und Staatssinn herangewachsen, der uns mitten aus unserer Universalistik heraus zu versprechen scheint, daß nicht alles Nationale in uns untersinken soll. All' dies weist in seinen Anfängen an den Beginn des 19ten Jahrhunderts, als die Schlegel auch den Boccaz und Petrarca empfahlen, als A. Wilhelm den Dante probeweise mittheilte, und als Gries (ein Mann, der mitten in dem glänzenden Literaturkreise in Weimar und Jena angeregt ward, und der sein ganzes Leben der südlichen Dichtung widmete, ohne je von seinem gründlichen Ernst zu verlieren oder der mechanischen Uebung zu verfallen) anfing die italienische Literatur, den Tasso 1800, den Ariost 1804, (viel später auch den Bojardo) in ganz anderer Gestalt als die früheren Uebersetzer zu geben. Ihm schloß sich Kannegießer's Dante (1809), Alfieri von Rehfues und Tscharner 1804 an, und mit Allen wetteiferten später die Streckfuß, Lüdemann, Förster und Andere. Während man so die feinste, geschliffenste Kunstdichtung der weichsten Sprache überführte, und in den strengsten und schwierigsten Formen, in den gehäuftesten Reimen unsere harte und eckige Sprache abzufeilen und geschmeidig zu machen unternahm, wanderten wir in den Zeitschriften von Gräter in die formlose Nebelwelt der skandinavischen Mythologie, ließen uns von den Grimm altdänische Kämpeviser (1811) nachsingen, wagten uns mit ihnen bis in die roheste und älteste Dichtung der Edda (1815), und lasen den sogenannten galischen Ossian (1811),

an dem Ahlwardt zum Voß werden wollte. Gleichzeitig führte uns Tieck in das wunderbare Werk des Cervantes (1799) ein, das in der Uebersetzung Bertuch's und Soltau's nicht zusagte, aber jetzt aus seinem eigenthümlichen Tone zu uns sprach; die Erzählungen (von Soltau 1801 und Siebmann 1810), Persiles und Sigismunde von Theremin (1808) folgten; A. W. Schlegel führte Calderon ein (1803), und diese Arbeit nahm ihm seit 1815 Gries ab, mit dem hier wieder Malsburg (1818) um den Preis stritt, der uns auch (nach Soden) eine Probe aus Lope de Vega gab; die Lusiaden von Hell und Kuhn (1807), die später von Donner übertroffen sind, reihen sich gleichfalls in diese Jahre ein. All dies, wie wenig der Spanier die Harmonie seiner Poesien in der Uebersetzung wiederfinden will, athmet für uns hesperische Luft, und ist so in dem fremden Geiste empfangen, wie selten eine fremde Nation unsere Dichtung erfaßt hat; und gegen diesen geistigen Werth soll man nicht ankämpfen, indem man den enthusiastischen Anfängern nachweist, wie sie mit dem Lexikon gefehlt und manches quid pro quo übersetzt haben. Und derselbe Mann [91]), der uns zuerst die Feuerwerke des spanischen Dramatikers nachbilden lehrte, übersetzte uns damals zu gleicher Zeit eine Reihe von Schauspielen des Shakspeare (1797 fde.), die den Ruhm des Dichters und des Uebersetzers zugleich erst recht ausgebreitet unter uns haben, die uns den britischen Tragöden mit allen seinen Eigenheiten dennoch wie einen der Unseren, in dem wir germanisches Fleisch und Blut mit uneigennütziger Freude begrüßten, nahe rückten, so daß er nun in zahllosen Auflagen und Uebersetzungen bei uns gelesen wird, und daß wir uns mit Recht gegen sein Vaterland rühmen, ihm sei erst seine volle Anerkennung bei uns zu Theil geworden. Auch gegen diese Uebersetzung Schlegel's war die vossische Genauigkeit eine unzeitige Opposition; es war das Beste, daß Shakspeare mit leisen Freiheiten so zubereitet ward, wie er dem Schauspieler sogleich und gerecht

---

91) Es steigt der Briten höchster lächelnd nieder,
und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
der Minnesang im Goldgewand, erblühen
neu will Italien, uralt heil'ge Lieder
am Ganges wachen auf, und rundum brennen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen nennen.
Tieck.

wurde, ohne erst durch die Hände flauer Bearbeiter gehen zu müssen. Und nachdem so der ganze Occident in unserem Besitze war, war es wieder A. W. Schlegel und sein Bruder, die uns mit größerem Nachdrucke nach Indien wiesen, das uns mit dem ganzen Oriente schon seit den großen Successen der ostindischen Kompagnie näher gelegt war. Forster hätte (1790) schon mit seiner übersetzten Sakontala den nach Poesie lüsternen Gaumen nichts Erwünschteres bringen können; ihr schloß sich die Gita Govinda von Dalberg (1802) an, die später (1818) von Riemschneider, wie Sakontala von Hirzel, metrisch geliefert ward; dann lenkten Bopp und Humboldt auf verschiedene Episoden des Mahabharata, und Anderes schloß sich in Uebersetzungen und Bearbeitungen an, was Göthe'n in seinen späteren Jahren noch entzücken konnte. In die türkische, persische und arabische Dichtung führte uns Joseph von Hammer bis zu einer Weite (man denke nur an seinen Motenebbi 1823), wie man es nur in Deutschland wagen durfte; ebenso hat er uns auch die Geschichte des osmanischen Reichs in einer Weise eröffnet, wie keine der Nationen etwas Aehnliches aufzuweisen hat, denen es ihrer auswärtigen Verbindung und Macht nach näher liegen sollte, solche Orientalisten wie diesen, oder solche Geographen wie Ritter, und solche Reisende und Naturforscher wie A. von Humboldt zu bilden. Sein Divan des Hafiz (1812) hat bekanntlich Göthe's orientalische Lyrik angeregt, und seitdem öffnete auch Rückert die Schleußen seines Sprachstromes, der uns bis China geführt hat, der uns noch Größeres zumuthete, aber auch ohne uns hülflos zu verlassen. Von seinen Verwandlungen des Abu Seid (1826) hat der Herausgeber des arabischen Textes, der größte Kenner des Orients, den Frankreich in neuerer Zeit gehabt hat, geurtheilt, daß dies zwar nicht überall Uebersetzung, überall aber mehr als Uebersetzung sei, und daß er eine solche Gelenkheit unserer deutschen Sprache nicht zugetraut hätte. Zu Allem gesellt sich seit dem griechischen Aufstande noch das Interesse an den Volksliedern der Griechen, Serben, Slaven und Letten, die uns von W. Müller, von Kind und Iken, von Therese Robinson geb. v. Jacob (—Talvj), Wenzig, Rhesa und A. zugeführt wurden, und unserer luftigen orientalischen Lyrik wieder andere Impulse gaben.

Die Uebersetzungskunst der Romantiker zeugt von einer außerordentlichen Gabe der Empfänglichkeit, von poetischer Empfindung,

von dem entſchiedenſten Sinne für äußere Form und innern Ton, und ihre Richtung auf das Beſſere der fremden Literaturen verräth die hinzugetretene Kultur des Geſchmacks und des Urtheils. Wenn wir aber von hier aus nach der eigenen Produktion und Selbſtthätigkeit dieſer Männer fragen, ſo finden wir auch, daß eben dieſelbe Receptionsgabe, die ſie dort ſo vorzüglich machte, ſie hier unbedeutend ließ. In der ganzen Periode unſerer Dichtung, in der die romantiſchen Richtungen ausdauerten, haben wir neben dieſen Ueberſetzungen nichts ſo vorherrſchend, als die Nachahmungen und Bearbeitungen älterer oder fremder Werke, eine Liebhaberei an der Parodie, eine gewandte Gabe, die Töne aller unſerer jüngſten deutſchen Dichter nachzubilden, ihre Werke zu reproduciren, und, als dies Gebiet erſchöpft war, auch die aller fremden; innerhalb dieſer Nachahmungen die Ausbildung des Formalen und Aeußerlichen, — Alles Symptome einer großen Receptionsgabe, nirgends die einer Selbſtändigkeit und innern Kraft. Wie Schiller die hiſtoriſche Tragödie angegeben hatte, ſo gab es hiſtoriſche Tragödien in Maſſe; wie die italieniſche Epopöe neuüberſetzt hervortrat, gab es ſogar wieder romantiſche Epen; Shakſpeare's Manieren und Calderon's Formen, die ſtehenden Gattungen der ſüdlichen Lyrik, die verſchwommene nebuliſtiſche Haltung der orientaliſchen, die Anklänge des ſerbiſchen Volksgeſanges und der Nibelungen, das ſpaniſche vor allen und das grăciſirende Trauerſpiel, Alles fand Aufnahme, Alles zeugte von der Virtuoſität, ein exiſtirendes Schöne nachzuempfinden, aber von keinem ſelbſtſchaffenden Vermögen, das, wie Franz Horn ſagt, zu Werken einer langathmigen Begeiſterung ausgereicht hätte. Ueber dieſe herrſchende Paſſivität haben die erſten Männer jener Jahre den dichteriſchen Leiſtungen der Zeit gegenüber alle mit einer ſeltenen Gleichmäßigkeit und Uebereinſtimmung geurtheilt; man hat auch die Wahrheit des allgemeinen Satzes nie geleugnet, und nur wenn man die ſtrenge Anwendung davon auf die einzelnen Fälle macht, ſo hat man tumultuariſchen Widerſpruch zu fürchten: denn ſo ſind die Menſchen, daß ſie richtige Grundſätze nicht gern verleugnen, aber auch nicht gern befolgen. Das Wort Jean Paul's, der den poetiſchen Vertreter der Schule (Tieck) ein paſſives Genie nannte, iſt ihm ſo oft nachgeſprochen worden, daß man wohl fühlte, wie viele Wahrheit in ihm und in den angefügten Sätzen über die genialen Empfänger jener Periode gelegen ſei. Dieſe Leute, ſagte Jean Paul,

lassen poetisch frei die Welt und Schönheit in sich ein; aber wollen sie selbst gestalten, so bindet sie ein unsichtbare Kette, und sie bilden etwas Kleineres und Anderes, als sie wollten. Im Empfinden herrschen sie mit besonnener Phantasie über alle Kräfte, im Erfinden werden sie von einer Ueberkraft umschlungen und vor die Gemeinheit gespannt. Ihr Licht erwärmt nicht, sondern kältet. Sie geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen sich freier in fremder Sphäre als in eigener. Ihre Weltanschauung ist eine Fortsetzung und Fortbildung einer fremden genialen; sie reichen daher stets in eine fremde Welt oder Zeit. Man sieht wohl, einfacher kann man die Art der Poesie, die Nachahmung und Uebersetzung dieser Schule nicht ausdrücken. Eben dasselbe sagte Schiller den Theorien und Poesien der neuen Schule gegenüber, als er sah, daß man den Begriff der Dichtung verwirrte, indem man strebte ihr einen höheren Grad zu geben. Er erkannte in diesem Geschlechte den Sinn, den nur das Vortreffliche befriedigt, ohne die Gabe etwas Gutes zu schaffen; sie hätten eine dunkle Idee des Höchsten, aber nicht die That, ohne die aus Ideen nichts werde; sie haben nicht die wirkende Kraft, ihren Empfindungsstand in ein Objekt zu legen, oder hätten sie sie, so ist ihre Empfindung eine subjektive, zufällige, sie sprechen nicht, wie der Dichter soll, das Ganze der Menschheit aus. Schiller also fühlte gerade, daß diese neuen Dichter von ihrem Ziele des objektiven Schönen, wie es denn auch wirklich ist, am weitesten entfernt sind. Wieder anders hat Göthe, wo er den Dilettantismus charakterisirt, ein sprechendes Bild dieser Poeten (auch Er, wie Schiller in jenen Stellen, ohne sie zu nennen) entworfen, das wieder auf denselben Punkt der Improduktivität hinführt. Der Dilettant, sagte er, will das Passive an die Stelle des Aktiven setzten, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wieder wirken zu können. Was ihm fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirt. Er geht zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit aus, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als ob das Vorhandene zu existiren werth sei. Ebenso ist es mit der Akkuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben so gut die Unform begleiten können. Er sucht gern Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arkana; er hat meistens einen

Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, einer Laune nachzugeben. Der wahre Künstler aber steht fest und sieht auf sich selbst, sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Vielfach ist der Sinn dieser Sätze und besonders jenes Jean Paul'sche Diktum von Anderen, von Romantikern selbst, zum Theil in physiologischem Sinne angewandt morden. Jean Paul selbst nannte Novalis noch ein solches geniales Mannweib, das unter dem Empfange zu zeugen glaubte; Wieland fand Baggesen ganz unmännlich und in wesentlichen Zügen von entschiedener Weibernatur; Franz Horn fand in A. W. Schlegel dasselbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, die leider in Deutschland nie etwas gezeugt hat, nannte sich selbst dem „großen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Wesen, das erste aller Weiber, das nie etwas erfunden, gedichtet, gemacht, nicht den lumpigsten Funken aus sich herausgezogen habe, aber von Empfänglichkeit ohne Grenzen sei. Ja Friedrich Schlegel kanonisirte geradezu diesen Charakter der Passivität, als den ächten Begriff der Menschheit. Die schiller'schen Sätze von Versöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der Lucinde zur Karrikatur und geistreichen Fratze gesteigert: die höchste Vollendung sei die Verschmelzung des männlichen und weiblichen Wesens. Daß das Resultat einer solchen Paralysirung, eines solchen realisirten Totalismus ein perfekter Nihilismus ist, ist klar; auch fließt dieser Satz nur aus vorhergehenden Axiomen, die die Nichtigkeit des Menschen heilig sprechen, und die Apotheose des äußersten Quietismus ausdrücken. Die heilige Stille der Passivität, die Herrlichkeit des Müssiggangs in den indischen Weisen ist das Ideal dieses Mannes; denn nirgends habe sich der Geist zarter und süßer gebildet als im Orient; dort allein verstehe man die Kunst des Liegens; das Recht des Müssigganges sei es, was Vornehme und Gemeine unterscheide, das eigentliche Princip des Adels(!); das höchste, vollendetste Leben sei das reine Vegetiren; je göttlicher der Mensch und das Werk des Menschen, je ähnlicher der Pflanze; und daher gefällt ihm auch nichts in der Poesie so gut, als das zarte Gefühl für Einsamkeit und die allbeseelte Welt der Pflanzen. Man sieht, dieser Geist des Quietismus, der jener obenberührten Flucht des Gegenwärtigen, Wirklichen, Thätigen ganz analog ist, der die ganze Zeit der Romantiker durchdringt, die in

lassen poetisch frei die Welt und Schönheit in sich ein; aber wol
sie selbst gestalten, so bringt sie ein unsichtbares Kleid, und
bilden etwas Kleineres und Anderes als sie wollten. Im Empf
den herrschen sie mit besonnener Phantasie über alle Kräfte,
Erfinden werden sie von einer Ueberkraft umschlungen und vor
Gemeinheit gespannt. Ihr Licht erwärmt nicht, sondern kühlet. S
geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen si
freier in fremder Sphäre als in eigener. Ihre Weltanschauun
ist eine Fortsetzung und Fortbildung einer fremden genialen; sie re
chen daher stets in eine fremde Welt oder Zeit. Man sieht wohl
einfacher kann man die Art der Poesie, die Nachahmung und Ueber
setzung dieser Schule nicht ausdrücken. Eben dasselbe sagte Schille
den Theorien und Poesien der neuen Schule gegenüber, als er sah
daß man den Begriff der Dichtung verwirrte, indem man strebt
ihr einen höheren Grad zu geben. Er erkannte in diesem Geschlecht
den Sinn, den nur das Vortreffliche befriedigt, ohne die Gab
etwas Gutes zu schaffen; sie hätten eine dunkle Idee des Höchsten
aber nicht die That, ohne die aus Ideen nichts werde; sie haben
nicht die wirkende Kraft, ihren Empfindungsstand in ein Objek
zu legen, oder hätten sie sie, so ist ihre Empfindung eine subjektive,
[illegible], sie sprechen nicht, wie der Dichter soll, das Ganze de
Menschheit aus. Schiller also fühlte gerade, daß diese [illegible]
[illegible] von ihrem Ziele des objektiven Schönen, wie [illegible]
[illegible] am weitesten entfernt sind. Wieder [illegible]
[illegible] Dilettantismus charakterisirt, ein [illegible]
[illegible] Er, wie [illegible] in jenen Ste[illegible]
[illegible] das wird [illegible] Pa[illegible]
[illegible] Der Dilet[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, einer Laune nachzugeben. Der wahre Künstler aber steht fest und sieht auf sich selbst, sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Vielfach ist der Sinn dieser Sätze und besonders jenes Jean Paul'sche Diktum von Anderen, von Romantikern selbst, zum Theil in physiologischem Sinne angewandt morden. Jean Paul selbst nannte Novalis noch ein solches geniales Mannweib, das unter dem Empfange zu zeugen glaubte; Wieland fand Baggesen ganz unmännlich und in wesentlichen Zügen von entschiedener Weibernatur; Franz Horn fand in A. W. Schlegel dasselbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, die leider in Deutschland nie etwas gezeugt hat, nannte sich selbst dem „großen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Wesen, das erste aller Weiber, das nie etwas erfunden, gedichtet, gemacht, nicht den lumpigsten Funken aus sich herausgezogen habe, aber von Empfänglichkeit ohne Grenzen sei. Ja Friedrich Schlegel kanonisirte geradezu diesen Charakter der Passivität, als den ächten Begriff der Menschheit. Die schiller'schen Sätze von Versöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der Lucinde zur Karrikatur und geistreichen Fratze gesteigert: die höchste Vollendung sei die Verschmelzung des männlichen und weiblichen Wesens. Daß d[illegible]ltat einer solchen Paralysirung, eines solchen realisirten Tota[illegible] perfekter Nihilismus ist, ist klar; auch fließt [illegible] vorhergehenden Axiomen, die die Nichtigkeit [illegible]sprechen, und die [illegible]ose des äußersten [illegible] Die heilige Sti[illegible]assivität, die Herr[illegible]gs in den indi[illegible]sen ist das Ideal [illegible] nirgends ha[illegible] Geist zarter und [illegible]Orient; dort [illegible]he man die Kunst [illegible]t des Müssi[illegible]es, was Vornehme [illegible]eide, das [illegible]incip des Adels (!); [illegible] Leben sei [illegible]getiren; je göttlicher [illegible]Werk des [illegible]ähnlicher der Pflanze; [illegible]n auch [illegible] Poesie so gut, als [illegible] Einsa[illegible] allbeseelte Welt der [illegible], diese[illegible]tismus, der jener oben[illegible] Gege[illegible]rklichen, Thätigen ganz [illegible]anze [illegible]ntiker durchdringt, die in

Sprache und Naturkunde, in Kunst und Alterthum, in all den Fächern groß geworden ist, welche nichts mit dem großen wirklichen Leben zu thun haben, dieser Geist des Quietismus hängt ganz eng mit jener Passivität und mit dem Geschmacke an aller nihilistischen Poesie zusammen. Und nicht, daß diese Adelsprincipien und Vegetationstheorien blos in Wien und Oesterreich gepredigt worden seien, wo das Glück, das die Vegetation begleitet, seit lange zu Hause ist, auch in Preußen zeigten sich dieselben Sympathien, die sich dort an die letzte Zeit von Göthe anknüpfen. Denn auch Er war dem allgemeinen Geschicke nicht entronnen: seine Produktionskraft erlosch, und wenn er sich jetzt von äußeren Eindrücken und Werken zum Selbstversuche bestimmen ließ, so war von der alten Kraft, wie er sich dieser Eindrücke gestaltend bemächtigte, nicht mehr die Rede; seine plastische Anschauungsweise wich dem Hange zur Beschaulichkeit, und an die Stelle fester Formen traten ihm vage Symbole und Schemata. Wandte er doch selbst dem äußern Leben nicht weniger den Rücken als Friedrich Schlegel; war er doch nicht weniger vornehm und politisch als dieser; neigte er sich doch nicht minder von dem unruhigen Lutherthum und der Revolution ab und der Ruhe des Orientes zu; hatte er doch selbst eigentlich zu den übertriebenen Sympathien mit der Vegetation den Anlaß gegeben! Wie daher Fr. Schlegel in Shakspeare's, so sieht Varnhagen in Göthe's frühern Schriften, in denen wir des Mannes ganze und alleinige Größe finden, nichts als das Bild der Zerrüttung einer mit sich selbst in Zwiespalt gerathenen Welt, Verzweiflung ohne Ausweg; und die Heilperiode bilden in seiner Ansicht die Wanderjahre und der zweite Theil des Faust, die wir den Grillen des Alters vergeben, ja theilweise rücksichtslos zum Schalen und Flachen werfen müssen. Dort sollen die Keime einer neuen Zukunft liegen, in der Weissagung der Dichtung eine Verheißung des kommenden St. Simonianismus, die Aussicht auf eine fortschreitende Menschheit, deren höchster Ausdruck auf zwei Formeln gebracht wird: im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren; im Gemüthsleben aber, bei so vielem Unmöglichen, welches ewig versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreien! Dies ist ein doppeltes Motto des Quietismus, so aktiv und offensiv es lautet.

Denn jene Chimären über die irdiſchen Ausſichten rücken uns die Aufgabe der Reformation unſerer äußern Zuſtände ſo in hübſche Ferne, daß wir uns, verſtändig wie wir denn doch ſind, nicht in thörichter Voreiligkeit darum bemühen dürfen; und der zweite Satz drückt eigenthümlich die Natur eines ganz paſſiven Weſens aus, das nie gefühlt hat, daß das Gemüthsleben kein verſagtes Mögliche kennt, an dem nicht der energiſche Geiſt die Feſſeln ſelbſt zerbrechen könne und müſſe.

Wenn in einer Dichtungsperiode das quietiſtiſche Princip in den Vordergrund tritt, wenn die Freude an Kontemplationen, an Naturbetrachtungen, an ſubjektiven Seelenregungen, an dem Brüten über die Zuſtände der innern und äußern Welt, die friſche Luſt an der Darſtellung des äußern Lebens verdrängt, wenn das innere Hören das äußere Sehen ſtumpft, ſo iſt es nothwendig, daß alle plaſtiſchen Gattungen der Dichtung (und dies ſind die höheren Gattungen der Epopöe und des Dramas) hinter die muſikaliſchen (und dies iſt die geringere Gattung der Lyrik) zurücktreten, und dies wird immer ein Zeichen ſein, daß der Genius die Schwingen ſenkt und ſich nicht mehr zu großen Flügen kräftig fühlt[92]). Wirklich iſt dies ſehr deutlich in der Poeſie dieſes ganzen Jahrhunderts zu bemerken. Faſt alle die Männer, die wir mit Auszeichnung als Lyriker nennen, haben nichts Größeres verſucht, und ſind, wenn ſie es verſuchten, geſcheitert; dies iſt eine Thatſache, die man uns an einzelnen Fällen zugeben würde, aus der man aber ungern unſere Konſequenzen herleiten ſieht: denn auch dies iſt die Art der Menſchen, daß ſie aus der Uebereinſtimmung der Fakten kein Geſetz gezogen haben mögen, und der Hiſtoriker, der dies zu thun wagt, ſtößt überall an Leidenſchaften und Neigungen feindlich an. Iſt vollends dieſe Lyrik nicht einmal ein ſelbſtändiger Stamm, ſondern überall ein paraſitiſches Rankengewächs, ſo ſinkt ihr Werth offenbar noch viel weiter herunter, und läßt uns noch geringer von der poetiſchen Fähigkeit der Zeit denken, die ſie vorzugsweiſe kultivirt. Nicht allein die Lyrik der Romantiker iſt aber

92) Daſſelbe ſagt Göthe: „Auf ihrem höchſten Gipfel iſt die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich ins Innere zurückzieht, deſto mehr iſt ſie auf dem Wege zu ſinken.“

dieser Art, sondern auch die ihr folgende, und die ihr vorausgehende gleicherweise, wie verschieden sie gestaltet sind. Was die letztere angeht, so können wir eine große Gruppe theils zusammengehöriger, theils getrennter Lyriker aufstellen, die sämmtlich an die vier oder fünf Hauptrichtungen unserer Lyrik des 18ten Jahrhunderts angeschlossen sind, welche Göthe und Schiller, Klopstock und die Göttinger und Halberstädter angegeben haben. Besonders die Farben der drei letztgenannten Schulen erkennt man, jedoch meist schon mit den andern Bestandtheilen gemischt, in einer großen Anzahl nordischer Dichter wieder, überall mit einer größern Gewandtheit gehandhabt und von einer leichtern Eleganz begleitet, die es deutlich macht, wie diese Dichter keine Formen mehr zu bilden, sondern die bereits gebildeten nur weiter auszubilden haben. Wir wollen an eine Anzahl dieser Männer, älterer und jüngerer, wie von Halem, Overbeck, Karl von Reinhard, Clodius und A., die sich an irgend eine dieser drei Richtungen vorzugsweise anhalten, nur mit den Namen erinnern, an einer andern Reihe nur mit fragmentarischen Winken andeuten, wie und in welchem Maße sich der entschiedene Hang zur Anlehnung bei ihnen äußert. Niemand ist hier bedeutsamer, als L. Theobul Kosegarten (aus Gravesmühlen, 1758—1818) und Jens Baggesen (aus Seeland 1764—1826). Wer des Ersteren poetische Werke (1802) aufschlägt, die seinen dichterischen Charakter vollständig aussprechen, der findet sich sogleich in eine Zeit versetzt, der alles Poetische zu Gebote steht, die sich auch Alles zu Nutze macht, und dies mit einer entschiedenen Gewandtheit, die aber die poetische Blöße auf dem Grunde vergebens zu verdecken sucht. Der Dichter, der in die Aufregungen der dichterischen Kultur mitten hineinfiel, lebte mit seinem Freunde Gehring ein poetisches Traumleben, trug mit Hagemeister zuerst die poetische Invasion in die Gegenden seiner Heimath, wo er Arndt anregte und den späteren Karl Lappe; Jugendempfindung und Leidenschaft war in ihm heftig; ein dunkles Sehnen, die Oede im Busen, die gleiche Empfänglichkeit für idyllische Eindrücke und für die hypochondrischen Einflüsterungen der Verzweiflungssucht dichteten aus ihm, ein Echo fremder Laute, nicht Melodie eines wahren Seelendranges, der wirkliches Leben, nicht angelernte Poesie in seinem Entstehen gewesen wäre. Er treibt sich unter den Sängern am Iliß und Tiber, auf den Bergen von Mora, an

der Themſe und am Arno, an der Donau, Elbe, Saale und Ilm herum, wie er ſelber ſingt; im ganzen Meere der Dichtung ſchwimmt er umher und legt nirgends vor Anker: nur das ſieht man ihm an, daß er von dem Hafen, wo Klopſtock lag, ausgefahren iſt. Ein ſittlicher Dichter in jenen Jahren, wo er dem Knaben näher war als dem Manne, wollte er daher Gott, Tugend, Ewigkeit ſingen gegen die Genieleute, die dies Bedarf proſaiſcher Naturen nannten, in ſeinen Romanen aber (Bianca del Giglio, Ida von Pleſſen u. a.) näherte er ſich doch den Eigenheiten der romantiſchen Genies auch; er iſt ein Zögling des Alterthums und athmet in Rugien Joniens Luft, aber er ſingt auch gern aus Oſſian's Ton; bald arbeitet er ein Naturlied nach Hagedorn und Voß, bald eine Romanze nach Bürger; die mangelnde Harmonie zwiſchen Form und Materie verräth den Mangel der innern Natur leicht; die feirliche Ode in Klopſtock's Ton birgt hier und da nur ſchlecht die Tändelei und Weichheit der Dichter matthiſſon'ſcher Schule, den elegiſch-idylliſchen Zug des modernen Naturgefühls, der im Ganzen der Grundton der geſammten Lyrik vor den Romantikern iſt. Ganz ſo unentſchieden wie Koſegarten's ſind auch Arndt's Gedichte aus der Zeit vor den Befreiungsjahren. Einiges klingt an die göttinger Schule, manches Lied könnte wohl ganz, wie es, iſt von Voß oder von Bürger herrühren, bald hört ſich Göthe, bald Schiller, bald Matthiſſon, bald ein Volkslied heraus, auch ein Klinglied im Ton der Romantiker läuft hier und da mit. Vor allen Andern aber iſt Baggeſen ein Bild der höchſten Irritabilität und Anregbarkeit, die einer ſo geſteigerten Zeit eigen iſt, in ſeinen Poeſien, wie in ſeinem ganzen Weſen. Dies läßt ſich ſchon daher vermuthen, daß Er, ein Däne, von der Herrlichkeit deutſcher Dichtung ergriffen, deutſch dichtete, mit Anſtrengung und Zeitverluſt, und doch eine formelle Fertigkeit erlangte, die mancher deutſche Versmacher ſeiner Zeit entbehrte. Ein Enthuſiaſt gleichſam aus Grundſatz, nährte er in ſich die Gabe der poetiſchen Wandelbarkeit, der Liebe zu Allem, was ihn frappirt; in ſteter Laune wechſelt er, wie ſein Freund Reinhold, in wenigen Tagen über einerlei Gegenſtände wohl mehrfach Stimmung und Urtheil; in ſtetem Wechſel der Gefühle ſind ihm alle „Extreme intereſſant, Kant und Lavater, Nord und Süd, Zenith und Nadir ſind ſeine Männer;" er ſchwärmte für Liebe, Freundſchaft, Freiheit,

Philosophie und Poesie um die Wette; Nichts und Niemand befriedigte ihn beständig, wie heftig er sich Allem und Jedem hingab! Wie alle Jünglinge jener Zeiten, wie selbst sein Freund Erhard, der cynische Vertraute des Bacchus mehr als der Venus, hatte er sein werther'sches Lustrum, und erst seit der Freundschaft mit Reinhold legten sich in ihm die Stürme der Leidenschaft; sie kehrten aber in neuer Weise wieder, als er sein Weib verlor, wo er zerrüttet, stumpf, geistesverwirrt ward, und sich wie Stolberg der allzu heftigen Liebe anklagte, bis er nach kurzer Zeit, es scheint ziemlich leichtfertig, eine neue Verbindung einging. In der Freundschaft that ihm Niemand genug, und es erklärt sich, ohne Schatten auf Schiller werfen zu dürfen, daß dieser, trotz der Verbindlichkeit, die er ihnen hatte, mit Reinhold und Baggesen auf keinen grünen Zweig kam. Denn nichts ist lästiger, als die Andringlichkeit der Freundschaft, die der ernste Mann langsam reifen läßt, und die Schiller an dem dänischen Wieland so wenig leiden mochte wie Göthe an dem deutschen; unter sich ließen Reinhold und Baggesen ihren freundschaftlichen Aeußerungen breiten Erguß in jenen Briefen, die sich mit denen des bonstetten'schen Kreises vergleichen und auf die Periode der knappen Briefe der Geniezeit wieder einen fluideren Briefstyl bringen. Ebenso excentrisch war er in seinen Freiheitsideen, ein Freund des Herzogs von Augustenburg, ein Revolutionsmann der besten klopstock'schen Art, der unter der Franzosenherrschaft seinen Haß gegen sie frisch von der Brust sang und im Namen der Schweiz die Hoffnung aussprach, daß der noch ungetroffene Geßler getroffen werde. Gleich eifrig war seine Liebe für die kantische Philosophie; wie sein Schönborn für große Projekte offen, oder auch wie sein Erhard, der früh und spät sich mit Entwürfen zu Gesellschaften für Erziehung des Menschengeschlechtes oder für Emancipation der Frauen trug, hätte er der kritischen Philosophie gern ein Refugium in Kopenhagen gegeben, wo sich diese Reform der Geister der politischen Reform würdig hätte anschließen sollen. In der Dichtung endlich gab er sich wechselnd mit gleicher Entäußerung seines eigenen Selbst bald Wieland, bald Klinger, bald Jean Paul hin, deren Ton man abwechselnd in seinen komischen Erzählungen, seinen satirischen Sachen, seinen Briefen wiederfindet. Klopstock ist auch bei ihm die Grundlage seiner Dichtung, und besonders in seinen politischen

Gedichten in den Haideblumen (1808) hört man deſſen großwortigen Bombaſt und jenen Wechſel cheruskiſcher Kraft und helleniſcher Feinheit. Dann iſt er wieder ganz Voß; er fing nach deſſen Vorgang an den Homer ins Däniſche zu überſetzen, er ahmte in der Parthenais (1804) die Luiſe nach, und reichte darin der ſchweizer Landſchaftspoeſie ſeines Schwiegergroßvaters Haller gleichſam die Hand, die in Matthiſſon und Salis eine neue Periode hatte; die Staffage aber in dieſer Naturmalerei iſt genreartig, ſodaß ſeine Idylle wie Uſteri's den Strich eines komiſchen Epos erhält; es geht über Voſſens Manier hinweg, wie er den minerviſchen Helm der antiken Poeſieſprache über die kleinen Gegenſtände ſtülpt und das Gemeine der Materie an den feierlichen Pomp der Darſtellung und an die Mitaktion der antiken Götterwelt knüpft. Die außerordentliche Wärme, mit der Baggeſen dann den Ruhm Schiller's ausbreitete, und ſich mit allen edlen Gefühlen der Unſchuld, der Liebe, der Religion, der Tugend an dieſen Dichter klammerte, war eine Weile in ihm ſo ſtark, daß er ſich zum geſchworenen Feind aller Götherei, aller Eitelkeit, Eigendünkels, Selbſtſucht und Egoismus erklärte, daß er wie einen Wahlſpruch ſein inimicus Diderot, inimicus Goethe ſprach, und in ſeinem (wenig bekannt gewordenen) Fauſt ihn und Tieck und die Romantiker verſpottete. Und doch trieb er auch mit den Idolen des Publikums, die zu der letztern Zeit Mode waren, ſeine Abgötterei, und beſang die Maria wie ein Katholik; ja er bekehrte ſich auch zu Göthe, und meinte, „Weisheit und Erfahrung und durch ſie errungenes Gleichgewicht, des Mannes größere Gottesoffenbarung" (an die er doch nur in Worten glaubte), hätten ihn von dem hohen, dem tiefen, dem hellen Dichter (Schiller, Klopſtock, Voß) endlich auch zu dem vollen Göthe geleitet. Was nun bei all dieſen Schwankungen herauskam, liegt zu Tage; ein eigentliches Leben lebt er in Deutſchland nicht fort, und ſein Landsmann Oehlenſchläger, der ihm freilich gehäſſig iſt, wollte ihn aus der Zahl der Dänen geſtrichen haben. Seine Dichtungen ſind kalt und gemacht, und ihre chamäleontiſche Art läßt dem Gemüth keine Ruhe, wie es alle Poeſie von überwiegender Formalität nicht thut. Er ſelbſt erklärte ſich mehr zum Philoſophen als zum Dichter, in Worten, die beherzigenswerther ſind als manches Gedicht: er habe Verſe gemacht, ſagte er, aber erſtens vermöge der Hunger ſehr viel, zweitens

vermöge die Liebe noch mehr, und drittens brauche man nicht gerade ein Dichter zu ſein, um Verſe zu machen. — Wenn die genannten Lyriker mehr von Klopſtock ausgehen und beſonders durch das Formale der Sprache, das ſich verſtändig bilden läßt, auffallen, ſo ſtehen dagegen Andere, die ſich an Gleim und die Göttinger anheften, durch eine Fülle muſikaliſcher Empfindung zuſammengruppirt ihnen entgegen, reicher an Seele, ärmer an Stoff und Wort als jene, mehr nach der Tiefe als nach der Breite empfänglich, mehr ſinnige als enthuſiaſtiſche, mehr ſittliche als poetiſche Naturen. Gleim ſtand noch in perſönlichen Beziehungen zu Franz Aler. von Kleiſt (aus Potsdam **1769—97**), der ganz in die Zartheiten und Weichheiten der halberſtädter Schule in ſeinen ſehr wenig bekannten Dichtungen einging; und ebenſo zu Chr. Aug. Tiedge (bei Magdeburg **1752—1841**), der ſeine verlaſſene Jugendmuſe in die väterlichen Arme des Dichtergreiſes flüchtete. Anfangs ſchien er den Epiſtelweg der Halberſtädter betreten zu wollen, dann überwog das elegiſch-idylliſche Element in ihm, ſodaß er zu den fröhlichern Halberſtädtern ungefähr ſich verhält wie Brockes zu Richey. Seine Begeiſterung ſtammt „aus Nächten dunkler Trauer," ſeine Phantaſie iſt durch Einſamkeit und Natur rege, wo ſeine Dichtung ſelbſt einmal heiter iſt, iſt ſie Elegie, und die „Freude iſt herbeigerufen." Sie feiert überall, wie bei Brockes, einen andächtigen Naturgottesdienſt, der dem Dichter höher ſteht als die Tempelandacht; das geheime Leben in Strom, Pflanze, Nachtigall, in der Mondſcheinnacht, das zarte Anſchließen eines „zu weichen Herzens" an das Naturwehen, das aufgelöſte Gefühl vor dieſen ahnungsvollen Schauern, Alles iſt wie bei Brockes; wie dieſer, ſcheut er vor dem handelnden Leben des Menſchen, das ſich nur wie ein Traum in ſeiner Seele ſpiegelt, er flieht vor den drängenden Zeitereigniſſen zu dem Frieden der Hütten, auf die Höhen fern von der Welt; das härteſte Loos iſt ihm ein Königsloos, eines Eroberers; wie bei Brockes ſteigert ſich ihm die Vertiefung in dies Stillleben zu einem größern didaktiſchen Gedicht (Urania **1801**), das Gott und Unſterblichkeit ſingt, und auf das Kant ſo einwirkte wie Leibnitz auf Brockes' Lehrdichtungen. Den ähnlichen Charakter trägt die Muſe Friedrich Matthiſſon's (bei Magdeburg **1761—1831**), der mit Tiedge auch perſönlich bekannt war. Auch Er erinnert uns überall an

die Elegiker des 17. Jahrh., und wäre es nur durch ſeine Anthologie (1803 sqq.), eine Beſchäftigung, die bei ihm, wie bei Raßmann, W. Müller und Anderen, ſehr ſprechend jene allgemeine Paſſivität dieſer Periode ausdrückt. Matthiſſon iſt von all dieſen und ähnlichen Dichtern der bekannteſte, weil formell jene duftige Mondſcheinspoeſie voll ſanfter Schwermuth, voll beſchaulicher Schwärmerei, voll Naturſinn und weicher melancholiſcher Anklänge bei ihm am weiteſten gerückt iſt, weil er den muſikaliſchen Tonfall „kunſtreicher Eurhythmie und metriſchen Wohllaut" am geſchickteſten handhabt, mit dem er die dunklen Empfindungen ſchnell gefangen nimmt, an die ſich die Leſer lyriſcher Gedichte bald verloren geben, wenn kein Sachinhalt und keine bildliche Anſchauung die Phantaſie aufruft. Er hatte ſeiner idylliſchen Landſchaftspoeſie mehr als Tiedge Leben gegeben, indem er die Natur mit Feen und Elfen bevölkerte; aber doch erweitert dies nicht ſeine Sphäre, er hält uns in einer noch ängſtlicheren Beſchränkung als die verwandten Dichter der Idylle. Schiller hat ihm theoretiſch ſeine ganz richtige Stelle angewieſen, obwohl er bei Anwendung der Theorie viel zu günſtig geſtimmt war. Er fühlte ſich bei jener Hinweiſung aus dem Gedränge der Welt in die melancholiſche Einſamkeit und nach der lebloſen Schöpfung nicht anders als bei den Geßner und Aehnlichen, die er ſo trefflich zurückwies; allein er ließ ſich von ſeinem Wohlgefallen an dem züchtigen und reinen Elemente dieſer Dichtung verführen, die Hoffnung auszuſprechen, daß es nur von dem Dichter abhängen werde, ſeine Landſchaften auch mit Figuren zu beleben und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Der Erfolg hat dieſe Hoffnung nicht gerechtfertigt, und von nichts liegen auch dieſe Naturen entfernter als vom handelnden Leben, die wie Tiedge, Matthiſſon, ſein Freund J. G. v. Salis-Sevis und der ſpätere Ernſt Schulze, bei dem dieſe weiche und ſchlaffe Dichtungsweiſe an Schmelz und Duft ſich bis zum Verſchmelzen und Verduften verfeinert, vielmehr ihre Sehnſucht nach dem Grabe richten, wenn ſie in ihren idylliſchen Zufluchtsorten ſelbſt noch an den Drang der äußern Welt gemahnt werden.

Wenn jene klopſtock'ſchen Lyriker zu gegebenen Formen die Empfindungen gleichſam ſuchten, dieſe Elegiker zu eingeborenen Empfindungen die Formen, ſo ſuchten die Hauptlyriker romanti-

scher Schule diese beiden widerstrebenden Thätigkeiten zu vereinigen, und brachten die Lyrik damit zu einer Art Ziel, über das sie in demselben Gleise nicht hinauskonnte. Sie erhielt in der patriotischen Periode neues Leben und Gehalt, und sprang nun von Gegensätzen zu Gegensätzen, indem sie sich zuerst nach dem Kampfe in den Frieden der orientalischen Formen begab, und von da wieder umsetzte in das Ausströmen der gewaltsamen subjektiven Stimmungen, in denen sich die junge Welt den greisen Zuständen der Gesellschaft gegenüber befindet. Die lyrischen Gedichte von Tieck bewegen sich ungemein häufig, selbst wo sie romanzenartig und plastisch sein sollten, in dem nebulösen Elemente jener Naturpoesie, in den Sympathien mit Nachtigall und Rose, mit Sonne, Mond und Sternen, wo uns Etwas vor den Augen schwimmt, ohne daß wir ein klares Bild erhaschen, wo uns Etwas vor den Ohren „mit harmonischem Flügel summt," ohne daß wir die reinen Klänge empfänden, die der rechte Dichter nach nothwendiger Analogie der innern Gemüthsregungen anschlägt, die er wieder in dem Hörer hervorrufen will. Seine Lieder lehnen sich nicht mehr an jene älteren Schulen an, sondern an Göthe, in dessen Töne, Manieren, Freiheiten sich der Dichter mit Geschicklichkeit, zuweilen bis zur Kopie, hineinfindet, nur daß die sinnliche Klarheit und Einfalt fehlt, die jene einfachen Kompositionen gefunden hat, welche für die göthische Lyrik eben so charakteristisch sind, wie die gekünstelten, die zu Tieck's Liedern nicht zufällig gemacht, sondern von ihnen provocirt sind. Denn in seinen Gedichten strahlt es vielfach von dem konventionellen Golde der Poesie; wie hätte sich sonst der Dichter in die Schule des Minneliedes, nachahmend in seine Fessel begeben? wie hätte er sich mit selbstgewachsenen Empfindungen in den Zwang des Sonetts gefügt, in dem sich der Meister Göthe nur Einmal versuchte über fremder Materie, die ihm nur ein Spiel des Kopfes war? Er, der es so trefflich selbst bei diesem kurzen Geschäfte empfand, daß, wenn auch das Liebesfeuer selbst das Starrste schmelzen könne, es doch nur eine Grille sei, in Sonetten die Kraft des Herzens zu offenbaren; er sah es wie eine rächende Strafe an, sich mit dieser Form zu befassen, die er nicht mochte, obgleich die „Lakrimassen drei- und vierfach reimend über ihr brüteten." Denn diese Form, die, auf intellektuelle Gegenstände gerichtet, epigrammatische und dialektische Vortheile dar-

bietet, ist, wenn sie das Herz offenbaren soll, mit ihrer geradlinigen Bewegung zwischen gegebenen Punkten in einem direkten Widerspruch mit der Unendlichkeit der Empfindung, und kann sie nicht anders erfassen, als wenn sie in den Kopf übertragen ist. Die südlichen Erotiker selbst flüchten sich mit ihren lebhafteren Empfindungen in die freiere Kanzone; in dem Sonette führen sie gleichsam mit dem Gegenstande ihres Herzens keinen direkten Verkehr, und sie retten sich vor dem Nebulistischen dieser Form durch Antithesen und Koncepte; eine Wendung, die im höchsten Grade natürlich, dem Deutschen aber fremder ist, so daß Rückert einmal sehr bezeichnend in seinen Sonetten jener Periode wider Willen seinen Witz ertappt, der sich am ernstesten Orte sein Spiel zu treiben vermißt. Wo das verständige Princip am Orte ist, wie z. B. gleich in einigen epigrammatischen Sonetten Rückert's, nur da, scheint mir, schickt sich diese Form wohl, und es war zu viel, wenn der sprachgewandte Dichter ihr das Zeugniß gab, daß sie sich mit Verstand zu jedem Zwecke lenken lasse, obwohl wir diese Aeußerung uns gefallen lassen, wenn wir ihr unsern Sinn unterlegen dürfen. Wie jenes verständige Princip sich in das Sonett überall unwillkührlich eindrängt, oder wie man da, wo sich der Verstand an dem Objekte des Dichtungsvermögens versucht, unwillkührlich nach dieser Form greift, wird man bei achtsamer Lektüre in aller Sonettenpoesie, die daher absolut unmusikalisch ist, sehr auffallend finden. So will Friedrich Schlegel in seinen Gedichten, die meist Sonette sind, durch das Gefühl mit der Natur in Berührung treten; er hört, ganz wie jene Elegiker, im Gesang der Nachtigall, im Plätschern des Bachs, im Rauschen des Waldes geheimnißvolle Stimmen, verwandte Geister im Universum sprechen zu verwandten Empfindungen. Das streben jene Musikalischen in entsprechenden Formen, die sie sich selber suchen, nachzubilden; sie gerathen in jenen Schwindel der Empfindung, vor dem sich alles Sinnliche verliert; ihr Gesang entkleidet sich mehr des Körperlichen, das in dem Naturliede der Göttinger noch ganz materiell dasteht, um mit dem, was unsichtbar hinter der äußern Natur liegt, Verkehr zu treiben. Bei Schlegel geht die mystisch-poetische Entkörperung so weit, daß seine „Sinne in das All zu verschweben, in leichten Dunst zu zerrinnen wünschen, seine Seele im Gesange den Leib zu entzünden und in leisen Hauch sich zu ver-

klären wünſcht.“ Allein er will das geheime Weben der Natur nicht allein vernehmen, ſondern auch wieder auf den Menſchen zurückbeziehen, die Naturſchilderung ſoll nicht durch den Dichter abgeſondert werden von der Darſtellung des Menſchen, die poetiſche Aſtrognoſie ſoll auch aſtrologiſche Deutung zulaſſen, das Verſtändniß der Natur, das Vernehmen deſſen, was die Sterne blinken und ſtrahlen, ſoll der Seele zum Heil gereichen, des Vogels Flug und Geſang, der Erde und des Mondes Verhältniß, der Waſſerfall und die Blumen werden daher bei ihm gebraucht, um menſchliche Verhältniſſe dämmerig zu beleuchten. Man ſieht, dies iſt die Symbolik und Sinnbildnerei, die myſtiſche Naturphiloſophie, nach der damals jene Trinklieder mit kosmiſchen Bildern gedichtet, jene alten Dichtungen von Mone und Görres ſo gedeutet, und neue von Fouqué ſo gedichtet wurden, daß man hinter jede handelnde Figur irgend ein Naturobjekt verſteckte. Dies iſt aber eine reine Verſtandesoperation, mit der man ganz unvermerkt aus dem Charakter jener frühern Naturdichtung in einen ganz entgegengeſetzten herübergleitet, dem alsdann die gezwängte und geſchraubte Form allerdings zuſagt, nicht aber Werth oder Reiz gibt. Mit der Einführung dieſer ſüdlichen Form erſtarrt gleichſam unſere Lyrik in ſich ſelbſt. Ich halte es nicht, wie Voß, für eine Kalamität, daß man Sonette macht; aber daß man darin „Kernholz verhaut und verleimt,“ das iſt offenbar. Was hat die Nation von dieſer formalen Lyrik gehabt, die ſich das Ziel der Minnſänger ſetzte, daß man über kein Stäubchen ſtraucheln ſoll in einer Sprache, die voller Härten iſt? Was iſt von jenen Sonetten und Terzinen und Oktaven und Sextinen, von all dieſen zahlbenannten Gattungen, wie ſie A. W. Schlegel, die Neumann, die vielen ſpäteren Petrarchiſten geliefert haben, in unſerem Gedächtniß geblieben, als vielleicht Schlegel's Formulare über dieſe Formen? Viel lieber hat man die Schiller nachgeahmten Balladen von Schlegel oder Apel feſtgehalten, denn unſere nordiſche Natur langt nach Stoff, und mag die Form für ſich nicht achten, wie der Italiener, dem ſeine klangvolle Sprache auch als inhaltsloſes Zeichen einen Werth hat. Es iſt mit dieſer äſthetiſchen Form wie mit den ſocialen Neuerungen der Romantiker: ſie hatten ein ſehr Richtiges im Sinne, und wandten es durch Ueberſchätzung ganz ins Falſche. Als A. W. Schlegel ſeinen Aufſatz über Poeſie,

Sylbenmaß und Sprache ſchrieb, ſah er ſich noch den Dramatikern gegenüber, die die Proſa verfochten, und hatte noch mit Göthe (der damals von Voß lernen wollte, um die Sprache des Theaters auch im Gebrauch edlerer Versmaße, ganz wie die Romantiker thaten, höher zu ſtimmen) die rhythmiſche Form der Poeſie zu erkämpfen, hatte zu zeigen, daß das Metrum kein willkührlich äußerlicher Zierrath iſt, daß es die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückführt und die Zeichen der Konvention durch den muſikaliſchen Gebrauch gleichſam wieder zu natürlichen Zeichen verwandelt. Aber wie folgt nun aus dieſer würdigen Anſicht, daß man ſo feſt auf den ſtehenden Formen der Südländer haftete? daß, wenn man Calderon's Dichtung rühmte, man nichts als ſeine konventionellen Maße zu rühmen hatte? daß man am Ende die Form, jene kantiſch-ſchiller'ſchen Sätze misverſtehend, für Alles hielt? Friedrich Schlegel ſpricht dies ganz nackt aus. Er unterſcheidet zwiſchen Autoren einer erſt werdenden Literatur, und einer gereiften. Dort handle es ſich nur um die Tendenz, hier um vollendete Werke, deren Werth und Beſtandheit in der Kunſt und Künſtlichkeit beſtehe, in der ausgebildetſten Form, und demnächſt im Style, um zu prüfen, ob, was ſeiner Abſicht und auch ſeiner inneren Form und Konſtruktion nach ewig zu ſein verdient, auch der Sprache nach ſich Dauer verſprechen darf. Er ſetzt alſo offenbar in der reifen Zeit der Literatur Abſicht, innere Form, Gegenſtand geradezu als untadelig voraus; oder er fand die Untadeligkeit derſelben vielleicht gar nicht nöthig? Denn an Forſter's Kunſturtheilen misbilligte er ausdrücklich, daß die Vollkommenheit der Darſtellung ihn nirgends mit einem verletzenden Stoffe hätte verſöhnen können! Aber wie weiſe hatte Göthe gemahnt, auf den Gegenſtand vor Allem zu achten, weil mit ihm Alles verloren ſei! Und wie grauſam hat ſich dieſe Theorie an den Romantikern gerächt, da gerade an ihren abſurden Gegenſtänden ihre Kunſt zu Grunde gegangen iſt, die um ſo widerlicher auffielen, je prätentiöſer und eleganter ihre äußeren Formen waren! Man hatte eben immer nur Sonette und Aſſonanzen zu geben, wie ſelbſt Franz Horn ſagt, an denen ſelten mehr zu loben war als die Sprachkenntniß, obwohl man viel mehr gewollt hatte; man wollte im Flug groß und unſterblich werden, aber man erflog nichts Sonderliches; und unſere Dich-

tung ward zu einer demüthigen Dienerin der ſpaniſchen und italieniſchen herabgewürdigt. Man hielt eine fremde Färbung für ächte Malerei, einen alterthümlichen Anſtrich für das wahre Ideale, wie man das dichteriſche Kleid für den Köper nahm. Aber dieſen hohlen Flitter ſtreifte die Nation trotz allen Anpreiſungen und gegenſeitigen Händewaſchungen nachher ab, und Niemand wird leicht dorthin zurückgehen, um dem Gemüthe Genüſſe zu ſuchen, denn überall begegnet uns hinter dem prunkenden Putze die herzloſeſte Kälte. Iſt es von Göthe Abſicht geweſen, daß, als er ganz im Sinne unſerer obigen Abtheilung unſere neuere Lyrik ſchematiſirte, er dieſe hiſpaniſirende Periode ganz überging?

Wenn die Lyrik der Romantiker auch weit höher im innern Werthe ſtände, als ſie ſteht, ſo wäre ſie darum noch lange kein Zeichen einer wahrhaft bedeutungsvollen Dichtungsperiode. Man hat es hundertmal geſagt, daß Jugend, Verhältniſſe, Leidenſchaften im günſtigen, bewegten Momente leicht ein kurzes Gedicht ſchaffen, wenn erſt die techniſchen Schwierigkeiten durch Uebung und Routine beſeitigt ſind; aber dies ſind dann eben nichts als Produkte des Moments. Wer den Dichterberuf anſpricht, der muß ihn über dieſe Stimmungen der Perſönlichkeit hinaus bewähren, denn der Kenner unterſcheidet bald, was die flüchtige Nöthigung des Augenblick erzeugt, von dem, was Nothwendigkeit in ſich ſelbſt hat, oder von dem, was aus großen Verhältniſſen heraus empfangen iſt; er erkennt die Fäden, die der Dichter behaglich von dem Rocken der Zeit, und die, die er angeſtrengt wie die Spinne aus ſeinem Innern herausſpinnt; und ſelbſt unter dem, was ſich an die Stufenjahre des Nationallebens wirklich anſchließt, merkt ſich bald das heraus, was in der Zeit geſunder Thätigkeit, und was in der Zeit krankhafter Kriſe entſtand. Schon Schiller hat es geſagt, daß bei kleinen Leiſtungen dem niedlichen Geiſte es leicht iſt, den Ruhm des Dichters zu uſurpiren, da der gemeine Geſchmack ſich nicht über das Angenehme erhebt, und leichten Sinn und angenehmes Talent mit dem Dichtergeiſte ſo gern verwechſelt; aber es gebe eine untrügliche Probe, zwiſchen beiden zu ſcheiden, und dieſe ſei, wenn ſie ſich an ſchwierigen und großen Objekten verſuchen. Denn in der That, ſo lange der Dichter ſich hinter den Schleier innerer Seelenregungen allein verſteckt, ſo iſt es für den gewöhnlichen

Leſer ſchon ſchwer, ſich nur deutliche Rechenſchaft von ſeinem Sinne zu geben; ſobald er ſich aber auf die Bühne des handelnden Lebens wagt, was er in jeder höhern Poeſiegattung muß, ſo bringt ein Jeder einen gewiſſen Takt aus ſeinen menſchlichen Verhältniſſen als Maßſtab mit, mit dem er ſich orientiren kann; ein Lyriker hat daher gegen den Dramatiker immer unendlich leichtere Arbeit und läuft mit geringerer Leiſtung dem größeren Entwurfe den Preis ab. Für ein ſolches Werk langathmiger Begeiſterung, wie wir Horn ſagen hörten, reicht der Moment flüchtiger Erregung eben nicht aus; die Leidenſchaft der Liebe und des Haſſes füllt wohl ein kurzes Gedicht mit Tönen aus, die in dem Buſen lebendig werden, und überwindet die kleine Schwierigkeit der Mittel im raſchen Anlaufe; allein wenn dieſe Mittel und mit ihnen die Schwierigkeiten bei dem weitern Gegenſtande wachſen, wenn dem Dichter die Kluft zwiſchen der raſchen Empfänglichkeit für das Schöne und den Reiz der Kunſt, und der langſamen Schöpfung dieſer Reize deutlicher wird, dann muß es ſich zeigen, ob er in einer Zeit lebt, welche die ephemere Begeiſterung des Individuums mit ihrer großlebigen, dauernderen zu unterhalten, und ohne Ueberreizung zu unterhalten vermag, und ob er ſelbſt, der Dichter, „bei dem glühendſten Gefühl für ſein Werk Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, woran das ächte Kunſtgenie immer zu erkennen iſt.“ Betrachten wir hiernach die größeren Werke, womit die erſten Romantiker der engern Schule unſere Dichtung bereicherten, ſo werden wir leider überall finden, daß die beiden letztberührten Hauptpunkte ſchlechthin zu verneinen ſind. Wenn man ſieht, wie emſig und ohne Beſchwerde Göthe ſeine Dichtungen aus dem Leben der Nation griff, und wie ſeine eigenen inneren Evolutionen immer mit denen einer ſtrebenden Zeit analog waren, wie glücklich und taktvoll Schiller das große öffentliche Leben der Zeit in ſeinen Dramen abſpiegelte, wie Beiden in der aufgehenden Literatur der Alten die geſundeſte Nahrung der dichteriſchen Phantaſie frei entgegengebracht ward: wie ſchlimmer ſtehen dann hiergegen die Romantiker! Sie ſuchten ihre Stoffe und ihre Formen in einer fernen Vergangenheit, von einer entmuthigten Zeit und einer troſtleeren Gegenwart abgeſchreckt, ſie ſtellten ſich mit dieſer Zeit in Gegenſatz, wandten ihren großen Entwickelungen den Rücken und verbündeten ſich erſt in der Reſtaurationszeit

wieder mit ihr, wo die Verbündung das Schlimmere war; sie mußten sich ihre poetische Nahrung selbst holen, dies war eine neue Anstrengung für die ohnehin müden Kräfte; die Nahrung, die sie holten, war keineswegs unter jeder Bedingung eine heilsame zu nennen; den Rückgang zum Mittelalter und Orient nannte Göthe mit Recht ein pis aller; und die Assimilation der bis zum Unwahren gesteigerten Talente wie Calderon, sagte er, mußte nothwendigen Schaden bringen. Die Exaltation, die durch diese Reizmittel entstand, der Heißhunger nach diesen pikanten Speisen zerrüttete die Zeugungskräfte ganz; die schwärmende Einbildungskraft sprang über die Mahnungen des Geschmacks hinweg; der verführerische Reiz des Dichtens und des Dichternamens betrog die jungen Poeten mit dem Schein eines Werthes und hinderte sie, auf eine gediegene Ausbildung und Bearbeitung ihres Individuums zu denken, ehe sie zu hoffen wagten, mit den Abdrücken ihrer innern Zustände (denn weiter hat auch der größte Dichter nichts zu geben) der Welt einen Dienst zu leisten; die abenteuerlichen Theorien von der poetischen Inspiration irrten die Köpfe und spiegelten ihnen eine Kunst vor, die das Studium verachten, der Wissenschaft und Erfahrung spotten dürfte. Daher denn blieb in so vielen Gaukelspielen und Schattenspielen jener Jahre auch keine Spur einer realen Wirklichkeit mehr zurück; die Dichter, die so eifrig das Poetische ins Wirkliche übertrugen, vergaßen darüber das wichtigere Gesetz des Poeten, daß er das Wirkliche in seinen Poesien festhalte. Die uns von einer Verbindung des poetischen Geistes mit dem öffentlichen Leben redeten, thaten ihrerseits doch das Mögliche, uns das letztere zu verleiden; indem sie alle wahre und natürliche Ansicht des Lebens verkehrten, erstickten sie das Vermögen, uns nur in unsern wirklichen Verhältnissen richtig zu erkennen, und sie haben daher die wunderbaren Phantasmen ausgeboren, die in der politischen Regeneration unsere Praxis so elend blosstellten. Denn woher sollte ein gesunder Lebenstakt übrig geblieben sein, da man in den blendenden Poesien des Tages, unter der Autorität des Genies Alles, was nach gutem Menschenverstande schmeckte, aufs tiefste herabsetzte und entwürdigte, die mystischen, dunklen Ahnungen und Gefühle auf den Richterstuhl des Lebens und der Wissenschaft wie der Dichtung setzte, und jede gesunde Geistesrichtung verdächtigte? „Der Geist Jakob Böhme's

und der Legenden, ſagte Klinger vortrefflich, ragt aus den düſtern Darſtellungen dieſer großen Dichter hervor, ſodaß man denken muß, ſie hielten die Verfinſterung des Verſtandes für die moraliſche Seligkeit des Menſchen. Sind wir Deutſche es gar nicht werth, daß man auf unſere moraliſche Kraft und politiſchen Charakter beſtimmt hinarbeite? Sind Geſpenſter von Schickſal, Aberglauben und Orakeln u. dergl. der Zeit gemäß und einziger Stoff der Dichtung? Wenn Sophokles heute erſchiene, er würde in dem Geiſt und Weſen der Menſchen dichten, die leben; ſo erhaben ſeine Dichtungen ſind, ſo feſt und kräftig ſtehen ſie auf dem Geiſt und Weſen der Menſchen ſeiner Zeit gegründet. Wer für das wirkliche Leben keine Kraft fühlt, oder davor erſchrickt, der träumt ſich zum Helden in dem Lande der Phantaſie, um doch auch eine Rolle ohne Gefahr zu ſpielen. Und damit auch wir ihn für einen Helden halten, ſucht er uns die Wirklichkeit erbärmlich zu machen. Haben die uns bekannten Dichter zu Plato's Zeit auch ſo gedichtet, ſo finde ich ihre Verbannung aus der Republik ſo weiſe als möglich.“

Der unſerer Dichtung damals in ihrer Wendung nach dem Phantaſtiſchen hin den ſtärkſten Impuls gab, war unſtreitig Ludwig Tieck (aus Berlin geb. **1773**) in ſeiner erſten Periode. Die Schauſpiele und Erzählungen, die er angab, wirkten gleich übel und ſtark auf die Folgezeit über. Was beide Schlegel von größeren Produkten lieferten, beſchränkt ſich im Grunde auf ihre beiden Dramen Jon, von Aug. Wilhelm (**1804**), und Alarcos, von Friedrich (**1802**). Das erſte Stück folgt viel zu rein dem Style der griechiſchen Tragödie und der göthiſchen Iphigenia, als daß es hätte fortwirken können; es iſt nicht mit jenen Fäden, wie die Iphigenia, an des Dichters Herz und an die neue Zeit geknüpft, aber doch ein Stück von ſeiner Textur, das Göthe mit Vergnügen aufführte, und das in aller Hinſicht das dichteriſche Talent A. Wilhelm Schlegel's weit über das ſeines Bruders hinausrückt, den man ſonſt als den Begabteren auszeichnet. Was ſich aber in der nächſten Zeit von Stücken in antiker Richtung hervorthat, folgt durchaus mehr (wie Collin's) dem franzöſiſchen Schnitte, oder dem von Schiller in der Braut angegebenen; ſo galt es Joh. Aug. Apel (Aetolier **1806**. Polyidos **1805**. Kalirrhoe **1807** u. A.) und auch W. von Schütz (Niobe **1807** u. A.) mehr um die Aus-

bildung der erneuten Idee, den Chor zurückzuführen, der im Jon fehlt. Friedrich Schlegel's Alarcos kann man, ſo namenlos elend er iſt, wirkſamer nennen. Er reiht ſich an Tieck's und Werner's dramatiſche Verſuche, die zuerſt die ſtehenden Metra des Alterthums und der Romantik ins Schauſpiel einzuführen ſtrebten, und Geiſter- und Schickſalsſpuk in der albernſten Weiſe auf die Bühne brachten. Dies Unkraut wuchs aus ſo leichtem Samen ins Ungeheuere auf, und vergeblich ſuchte Schiller in der Jungfrau, dieſe Künſte in weiſer Mäßigung ausübend, ein Beiſpiel zu werden. Hier nun wurde Tieck ſo erfolgreich dadurch, daß er dieſen Geſchmack, den die ältern Ritterpoeten des 18ten Jahrh. ſchon lange vorbereitet hatten, nach den Anforderungen der neuern Theorien läuterte, daß er fertiger als die Schlegel und Werner auf die mittelalterigen Sagenreſte hinwies, wo für denſelben der Stoff und die Legitimation zugleich zu finden war, und daß er über die Grenzen der Bühne hinwegſprang, wie Schlegel und Werner nicht thaten, und ſo dem Ungeſchmacke und dem wildlaufenden Genie noch breitern Spielraum gab. Auf dieſe Gattung von Tieck's und der von ihm angeregten Dramen, welche das gerade angefangene Werk der Verſorgung der Repertoiren mit würdigen Stücken wieder zerſtörte, wollen wir zuerſt eine kurze Rückſicht nehmen. Nachdem Schröder für das Bühnengerechte ohne Rückſicht auf die Poeſie geſorgt, und die Weimarer eine Verbindung zwiſchen Aufführbarkeit und poetiſchem Werthe der Stücke geſucht hatten, ſo begünſtigte nun Tieck die Poeſie wieder ohne alle Rückſicht auf die Darſtellung, und Er, der von allem Anfange ſeiner literariſchen Thätigkeit an Shakſpeare'n über Alles liebte, der weiterhin am eifrigſten ſich unſerer Bühne annahm, der überall die gründlichſte Beſchäftigung mit der geſammten dramatiſchen Literatur nicht allein, ſondern auch gerade mit der Theatergeſchichte verräth, Er gerade hätte dadurch, ſo viel an ihm war, noch einen viel größeren Verfall der Bühne herbeiführen können, als er ſpäter in tiefer Klage durch die Müllner, Werner, Houwald, Grillparzer herbeigeführt ſah, deren Wurzeln in der That, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar unſtreitig dorther ihre beſte Nahrung ſogen, wo gerade Tieck ſelbſt den Boden urbar gemacht hatte. Dieſe Abwendung von der Bühne drückt zuerſt formell die Entfernung des Drama's von aller Wirklichkeit aus, und ihr mußte

die materielle alsbald folgen, wenn ſie auch gar nicht in der Abſicht des Dichters gelegen hätte. In der That kam auch Tieck nur ſehr ſtufenweiſe auf dieſen Punkt hin, und aus ſeinen ſpätern nicht nur, ſondern ſelbſt frühern Richtungen würde man zum Theil gar nicht begreifen, wie er überhaupt je dahin kam, wenn man aus der gleichgültigen Vielſeitigkeit nicht merkte, wie ganz er ſich von den Beſtimmungen des Moments da- und dorthin leiten ließ, und wie leicht er ſich von irgend einer beliebigen Richtung mußte ganz hinreißen laſſen, wenn ſie mit einer gewiſſen Stärke auf ihn einwirkte, und wenn er gar in ihr hoffen durfte ſelbſt ſtarke Rückwirkungen äußern zu können. Die erſten Romane, mit denen Tieck auftrat, zogen ihn in ganz andere, als in romantiſche Regionen. Sein Abdallah (**1795**) iſt ein finſteres orientaliſches Schauerbild im Geſchmacke Klinger's, von welchem der Verfaſſer ſpäter kein Freund war; der troſtloſe Blick auf die Menſchheit mußte aber nothwendig durch irgend eine Brille die Welt ſo ſchwarz gezeigt haben, denn Tieck's weit mehr wielandiſche Natur, die ein heiterer Humor am ſchönſten kleidete, liegt meilenweit ab von jenem Weltekel, der in Klinger's langem Leben aushielt. Hier und in William Lovell, der ſchon **1795—94** angefangen iſt, iſt Rouſſeau ein Liebling des Autors; aus ſeinen und aus engliſchen Romanen iſt die Briefform und der Ton des letztern, in ſeinen faktiſcheren Stellen feſſelnden, Romanes hervorgegangen. Der Held iſt von jenen Genies, die Leben und Seele verſchwenden, aus Verderbniß in Verderbniß rennen, um dem Außerordentlichen nachzugehen, die Menſchenverachtung, Haß, Egoismus zum Principe der Welt machen, Gut und Bös in der Natur und im Menſchen in Eins werfen, und ſich an einem blinden Fatalismus tröſten; doch iſt die Geniezeit hier gleichſam ausgeläutet, denn dieſem Helden gegenüber ſteht das Glück der mittleren Beſcheidung in das beſte Licht gerückt. Von ganz anderer Färbung wieder iſt Peter Lebrecht (**1795**); die gutartige Natur zwang den Dichter aus den herben und tragiſchen Stoffen zu heiteren Anſchauungen. Hier ſind Sterne, Thümmel, Muſäus die Vorbilder; der Sohn des illuminatiſtiſchen Berlins ſpricht aus dieſem Buche, worin noch der Romane geſpottet wird, die Jakob Böhme aus der Seele geſchrieben ſeien, da eine förmliche Kontrerevolution gegen die Freigeiſterei und Aufklärung ausgebrochen ſei, als ob Rom oder Baiern,

die alte Rechtgläubigkeit herzuſtellen, Apoſtel ausſende! Dieſer Roman iſt wie im Dienſte Nicolai's geſchrieben, ein pragmatiſches häusliches Gemälde, aus dem Sinne für Kleinigkeiten entſtanden und für dieſen beſcheidenen Sinn berechnet, mit der gewöhnlichen Ironie aller dieſer Werke, aber mager und ohne ihre Fülle an kleinem Detail. Tieck zweifelte ſelbſt, ob er die Kunſt verſtände, dieſe kleine Welt intereſſant zu machen, und ſchon in dieſem Werke werden daher Lebrecht's Volksmährchen im zweiten Theile (**1796**) angekündigt. Es paßt ſich, daß der geſchickte Ueberſetzer des Cervantes den großen Sprung, den dieſer von den Ritterromanen nach den humoriſtiſchen machte, rückwärts im Kleinen mit der ganzen Zeit (wie ſchon Wieland und Muſäus) nachgemacht hat! In den Volksmährchen ſelbſt, die zuerſt **1797** erſchienen, iſt Tieck übrigens noch keineswegs mit beiden Füßen in dem romantiſchen Gebiete angelangt; er polemiſirt ſchon lebhaft gegen die verwilderten und gemeinen Mishandler der Ritterwelt, die Spieß und Cramer, die ewigen Stichblätter ſeines Witzes, allein er ſchließt ſich doch in dem Geſchmacke für dieſe Mährchen noch an Muſäus an, der mit Meißner und Aehnlichen weit mehr neben dieſen Angefochtenen ſteht, als neben den Romantikern; er zweifelt noch, ob er nicht dieſe Felſen und Baumlabyrinthe für ergötzlicher halte, als ſie ſind; er verſteckt noch ſeinen Namen; paraphraſirt den in den Mährchen dramatiſirten Blaubart noch einmal in einer proſaiſchen Erzählung (von Färber), ganz noch in dem Ton der Pragmatiker; und die humoriſtiſche Selbſtgeringachtung des behandelten Stoffes, die ſich faſt durch alle ähnlichen Werke Tieck's hinzieht, verräth einen Dichter, der ſeiner Sache und ihres Werthes nirgends ſicher iſt, der nur mit halbem Vertrauen an ſeinem Kunſtwerk hängt, wie grell ſeine Liebe für die Kunſt iſt, ungefähr wie Lavater von der Religion voll war, ſeine Religionslehre aber überall hin zu verſchanzen und nach jeder Seite zu decken ſuchte. Denn ganz ſo rettet ſich Tieck für alle Fälle, und macht die Miene uns auszulachen, wenn wir ſeine Sachen zu wichtig nehmen, und Schätze nennen wollten, was er Scherben nennt, während er ſehr empfindlich werden würde, falls man ſie leichthin verlachte und ernſthaft Scherben nennte wir Er. Entſchiedener trat Tieck erſt in die neue Tendenz der Zeit über ſeit ſeinen gemeinſamen Arbeiten mit Wackenroder, im Sternbald (**1798**). Der Ton auch dieſes Romans zeigt eine

neue Metamorphose; er erinnert an Heinse und Göthe's Meister. Die Gesinnung ist aber nun nach den frommen Ansichten der jungen Freunde ganz umgewandelt; die religiöse Heiligung der Kunst haben wir schon oben aus diesem Buche hervorblicken sehen; das Lutherthum wird schon darin angegriffen, weil es statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit erzeuge, die alle Herzen schmachtend zurücklasse; der ewige Strom voll großer Bilder und Lichtgestalten sei ausgetrocknet, und die dürre gleichgültige Welt bleibe zurück. Die poetische Ascetik und Möncherei, die aus diesen Worten spricht, wollen wir besonders beachten; das Preisgeben der Wirklichkeit in der Poesie ist von ihr bedingt. Die Menschheit heißt hier so abgetrieben, von Mühseligkeit, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß sie nicht das Herz habe, die Kunst und Poesie, Himmel und Natur als etwas Göttliches anzusehen. Man sieht, es geht hier über den Geist der Oekonomie her, den Hardenberg lieber ganz vertilgt hätte, wenn er ihn nicht mit dem Geist der Poesie zu zwingen gehofft hätte, vor dem sich diese Sektirer einstweilen, ehe diese Bezwingung vollbracht war, in die Einsamkeit flüchteten. Tieck widmet seine Geschichte Allen, die ihre Liebe noch mit sich selber beschäftigt und noch nicht dem Strom der Weltbegebenheiten hingegeben hat, die sich mit Innigkeit an den Gestalten ihrer Phantasie ergötzen und ungern durch die wirkliche Welt in ihrem Traume gestört werden. Gerade so hält es der Dichter mit seiner Dichtung. Er hält für die Wahrheit derselben einen Anschluß an die reale Wirklichkeit nicht für nöthig, er läßt sich auch von dieser in seinem Traume nicht stören, er ist sicher, daß in Allem, was der Künstler macht, nichts Unnatürliches sein könne, denn wenn er als Mensch auch auf den allertollsten Gedanken verfalle, so sei er doch schon gerade darum natürlich! Eine stärkere Rettung aller phantastischen Poesie und aller Poesiegattungen, die sich der plastischen Kunst und Darstellung, die sich den Gegenständen aus der mitlebenden Welt entziehen, wäre nicht wohl möglich. Und insofern Tieck dieser Richtung den stärksten Trieb gab, steht er ganz mit Recht an der Spitze der Dichtung dieser Zeit, deren Seele dies Verweilen auf dem Unwirklichen, Wunderbaren und Phantastischen ist. Denn nun kam es ganz plötzlich, daß sich der Geschmack an lauter solcher Poesie und lauter solchen Gattungen auf

die auffallendste Weise konsolidirte. Wo wir hinblicken ist in dieser Dichtung kein Verkehr mit Menschen unseres Fleisches und Blutes, sondern mit den Heroen anderer Jahrhunderte, mit Riesen und Zwergen, mit Geistern und mit der Natur, mit der Einsamkeit und dem Jenseits. Eine utopische und verkehrte Welt stellt sich der wirklichen gegenüber, Träume und Visionen bilden die wesentlichsten Ingredienzien der Dichtungen; die Legendenwelt öffnet ihre Wunder; in die Handlungen der Menschen, die die Wirklichkeit nicht ganz abstreifen können, ragt ein gespensterhaftes Fatum herein; dem platten Alltäglichen, dem gemeinen Geschehenden wird ein symbolischer Sinn untergelegt; die triviale moralische Lehre wird nicht mehr wie in einer früheren allzu trockenen Zeit in der planen Fabel gesucht, sondern in Mährchen, in Parabeln, Paramythien, Allegorien. In dem weiten Sinne, in welchem Tieck das Wort Mährchen braucht, wo es Sage und Mythe und alle Poesie, die das Wunderbare benutzt, Ariost und die Amme einschließt, kann man sagen, daß das Mährchen die normale Gattung der ganzen Zeit war. Der Eifer, unsere alten Volksmährchen zu sammeln, und die 1001 Nacht zu übersetzen, entstand daher in dieser Zeit, wo von Musäus an die Tieck, Brentano, Apel, Arnim, Bernhardi, Fouqué, Sophie Bernhardi, Chamisso, Hoffmann, Wall, und wie sie alle heißen, selbst Göthe die Mährchenwelt wieder belebten, von der ungeheueren poetischen und wissenschaftlichen Thätigkeit ganz zu schweigen, womit man Mythus und Sage aufzudecken und zu verstehen strebte. Mit dieser Richtung war es, sieht man, enge verbunden, daß man auf die Allegorie verfiel; auch ihr gab sich der große Dichter des Vaterlandes mit entschiedener Zuneigung in der Proserpina und Pandora, im Paläophron und zuletzt im Faust hin; die romantische Schule erklärte sich ausdrücklich ihr zu Gunsten; im Sternbald selbst heißt es, Allegorie bezeichne nichts Anderes als die wahrhafte Poesie, die das Hohe und Edle sucht, und es nicht anders finden kann, als durch Anheften eines allgemeinen Sinnes an das Einzelne.

Die Art und Weise, wie Tieck das Mährchen, d. h. eigentlich die Sage, namentlich in dramatischer Gestalt behandelte, verräth noch gar sehr die Einflüsse der Zeit, in deren Opposition er auf diese Behandlung verfiel. Er macht überall Stirne gegen die Ritterromane, die das Natürliche abenteuerlich behandelten; Er

gibt daher in dem Ritter Blaubart das Abenteuerliche natürlich. Ueber diese äußerst delikate Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen hat sich Göthe, seine neue Melusine und die vielfach misglückten Versuche der Zeitgenossen im Auge, dahin erklärt, daß sie schwieriger sei, als man denke, und daß er sich gehütet habe, den Versuch zu wiederholen. Tieck hat später nach diesem gegebenen Muster in seiner novellistischen Periode das zarte Maß eher gefunden, durch das allein jene humoristische Anmuth erreicht werden kann, die hier Zweck und Ziel ist; in den Stücken der Volksmährchen und des Phantasus (1812) hat er es weit verfehlt. Ein Schritt über die Grenze, die allein der ausgebildetste Schönheitssinn fühlen, kein raisonnirender Verstand abstecken kann, läßt, statt Unerhörtes und Gewöhnliches zu verbinden, Phantastisches und Abgeschmacktes zu doppelter Qual abgesondert stehen. Das ächte Mährchen soll den Menschen, wie Göthe urtheilt, aus sich selbst herausführen, seinen Wünschen schmeicheln, und ihn jede Bedingung vergessen machen, zwischen welche wir eingeklemmt sind. Aber wenn uns Tieck den Blaubart dramatisch und undramatisch so ganz unter den Bedingungen unserer Welt zeigt, oder wenn Falk uns von der Prinzessin mit dem Saurüssel in den Witzen einer modernen Theegesellschaft unterhält und auch in dem Hufschmied von Apolda (1805) aus dem Styl des Hans Sachsischen Schwankes in seinen absurden Seneschallston zurückfällt, so irrt man uns unsere natürlichsten Begriffe von Einfalt und Naivetät, ohne uns im Geringsten mit etwas Anderem zu entschädigen; und Adam Müller, ein Mann der Schule selbst, hat daher mit Recht auf die Gattung von Kindlichkeit schief geblickt, die uns Tieck bis zur Ermüdung zu Markte gebracht habe. Es ist gar übel, daß hier der Phantasus ein alter Mann ist; das Publikum soll vor diesen Mährchen „zu Kindern werden," die doch den Witz des Greisen in Anspruch nehmen. Wie viele Gakeleien unserer Mutter Gans sind uns nachher noch in dieser und ähnlicher Art von Witzelei nacherzählt worden, wie viele taube Eier hat sie uns von dieser Gattung gelegt! Von dieser Seite her war es daher gewiß von großem Werthe, daß die Brüder Grimm damals poetisch thaten, was sie nachher wissenschaftlich fortsetzten, die Trümmer unserer alten Mythenwelt zu sammeln, daß sie ihre

Volks- und Hausmährchen (1812) aus der Quelle der Natur und der lebendigen Tradition gaben, in jenem reinen Tone der Naivetät, im Ton der lauten Erzählung, mit allen Nuancen der Mimik und Accentuation, bis zu jener Provokation des Unglaubens hin, die das ächte Mährchen im Vertrauen auf ſeine Naturkraft wagen darf, ohne ſich zu zerſtören. Sie ſichteten dazu die ächte Gattung und trennten die Sagen ab; denn auch dies misfällt in den tieckiſchen Erzählungen jener alten Geſchichten von den Haimonskindern, der Magelone u. A., daß hier zum Ammenmährchen herabgeſtimmt wird, was theilweiſe den Stoff zu großen Epopöen in ſich trägt. Auch dieſe Erzählungen waren übrigens von der gleichen Fruchtbarkeit, wie Alles, was Tieck damals nach verſchiedenen Richtungen angab. Wenn er bei dem Mährchen den naiven Ton für alterthümliche Gegenſtände verfehlte, ſo traf er ihn hier beſſer, leitete auf die alten Quellen und führte ſo von Spieß und Schlenkert zu Fouqué herüber, wie er in anderen Erzählungen jener Sammlungen, die auf Erſchütterung und Entſetzen ſchneidend hinarbeiten, dem nervenkranken Sinn, dem Geſchmack am Schauerlichen in den Arnim, Apel, Fouqué und Hoffmann zuſprach. Zum Kontraſte ſtellen wir ſeine Luſtſpiele hierneben, mit denen er auch den Humor ſeiner Freunde beſchwor. Der geſtiefelte Kater, der Prinz Zerbin, und was ſich dem anſchließt, haben eine literariſche Bedeutung durch ihre Polemik gegen jene vulgaren Poeten, die wir oben ſchon genannt haben; was ihre äſthetiſche Bedeutung angeht, ſo thut es uns leid, bekennen zu müſſen, daß wir für dieſe Art von Humor und Scherz auch nicht das geringſte Organ haben. Wir haben uns auch bei den Freunden Tieck's vergebens nach einer Belehrung umgeſehen. Schlegel hat auf die Sticheleien im Kater, die man anfangs ganz überſah, zuerſt aufmerkſam gemacht; er hat auch recht viel zu loben; wir können es Alles gelten laſſen, und es will doch nichts Rechtes dabei herauskommen. Adam Müller aber zweifelte ſelbſt, ob ſich Tieck im Luſtſpiel zu der Reinheit, Argloſigkeit und Unſchuld ächter Ironie je hingearbeitet habe; und auch Jean Paul wollten die Sprünge nach dieſen humoriſtiſchen Tollbeeren nicht gefallen. Nicht allein in dieſen ſatiriſchen Spielen, auch in anderen mehr bühnenhaften Komödien der Freunde, z. B. in Brentano's Ponce de Leon, bricht ein innerer Muthwille und eine antiphiliſtröſe Luſtigkeit aus, die aber von gar keinem Sinn für eine äſthe-

tische Gestalt begleitet ist, als ob auch das Formloseste berechtigt sei, eine poetische Geltung anzusprechen. Manche haben hier unendlichen Witz gefunden, wo ich fast überall nur läppische und absurde Späße finde, ein ewiges shakspeare'sches Räuspern, wie denn z. B. in dem erwähnten Ponce de Leon nur eine einzige endlose Reihe von Wortspielen den Witz ausmachen soll. Wenn jene satirischen Lustspiele nicht für etwas Wichtigeres gehalten werden sollten, als sie sind, warum treten sie in dieser Breite und Prätention auf? Ein Kotzebue, ein Spieß, der Text der Zauberflöte waren in der Ansicht eines Reformators der Dichtung vielleicht eine scherzhafte Bagatelle, einen Schwank werth, wie ihn Göthe einem Leuchsenring gönnte, nicht mehr. Wir haben bei diesen Satiren wie bei Platen's und allen ähnlichen dieselbe Klage, wie bei aller unserer deutschen Satire: daß sie sich in einer geringen Sphäre dreht. Wahrhaft groß sein, so lautet ein goldener shakspearischer Spruch, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen. Und wenn die Geschmacksbildung des Publikums vielleicht ein großer Zweck heißen könnte, so war das Mittel fehlgewählt oder die Kraft unzugänglich. Denn wer eine positive Wirkung äußern will, muß Spott und Scherz nur als ein gelegentliches Mittel gebrauchen, und muß überall große Gesinnung, würdige Zwecke, Befähigung zum Anführer auf neuen besseren Wegen zeigen; er muß den Glauben an gute Erfolge in sich tragen, und nicht durch Selbstironisiren (eine Sache, die Tieck, aber nicht ich im Aristophanes finden konnte) seinen eigenen Stand unsicher und schwankend machen. Ich zweifle, ob der Geschmack des Publikums durch Kotzebue's Stücke mehr verdorben worden wäre, als durch diese Lustspiele, wenn sie mehr Nachfolger gefunden hätten als bei einigen Wenigen, und meist in sehr verschiedener Art, bei Baggesen (im Faust), bei Falk, bei Mahlmann in seinen Parodien auf kotzebue'sche Stücke, bei Arndt in seinem Ausfalle gegen die „poetischen Mückenfänger" des Tages u. A. Einige Meisterstücke ernster, wahrer Poesie eines höheren Styles hätten auf den Geschmack besser gewirkt, als alle diese Satiren. Auch diese hat Tieck versucht. Was in den Volksmährchen in guter ächter Meinung, in einem gewissen Ernste gegeben ist, ist noch sehr gering. Die Freunde nahmen zum Theil den Blaubart so und wunderten sich, daß er nicht aufgeführt ward; als ein ernstgemeintes Theaterstück betrachtet, könnte er nicht mehr

Werth haben, als die Räuber auf Maria Kulm und dergleichen. Man kann sagen, daß der Mangel an poetischer Gerechtigkeit diese Stoffe schon in sich zerstört, und dieser Forderung zu spotten, ist ein Steckenpferd Tieck's, obgleich der Meister Shakspeare sie irgendwo ausdrücklich anerkannt zu haben scheint. Das Trauerspiel Karl von Berneck, dessen Held eine Art Hamlet-Orest ist, hat zu keiner Zeit Beifall finden können. Dagegen gilt die Genoveva (1800) allgemein als das Meisterstück Tieck's in seiner romantischen Periode. Collin rückte dieses Werk dicht an Göthe's Faust an, und Göthe selbst hat sich beifällig darüber geäußert. Hier herrscht in der Wahl des Stoffes die glückliche Intention, in Shakspeare's Weise die in der That poesievollen Sagen und Novellen des Mittelalters, die in ihrer rohen Naturgestalt die psychologische Kunst gebildeter Zeiten anreizen, dramatisch herzustellen; Göthe's eigenthümlicher Vorgang im Faust stand vor Aller Augen; und Tieck selbst fuhr im Fortunat, Arnim in den Gleichen (1819), wenn man will auch in Halle und Jerusalem, Collin in einem begonnenen Fortunat und Andere in Anderem fort, und Kleist brachte es in dem Käthchen von Heilbronn, obwohl er die verwandte alte Sage und ihren Sinn zerstörte, zu einer Art Popularität. Die wunderlichen Amalgame aber, die in dieser dramatischen Richtung zu Tage kamen, sind unstreitig, ganz im Kontraste mit den bedeutenden Absichten, in der Ausführung theilweise das Allersonderbarste und Ausschweifendste in der Dichtung dieser Zeit. Es zeugte schon von der Formlosigkeit dieses Geschlechtes, daß man gerade auf die freieste, ungezwungenste Gestalt des shakspeare'schen Schauspieles fiel, wie Ende gut und das Wintermährchen behandelt sind; Tieck nahm sich damit noch viel größere Freiheiten, denn man wird nicht sagen wollen, daß die Episoden und von der Hauptaktion abliegenden Scenen in seinen Stücken dieser Art überall zur Fortführung der Handlung so unbedingt nothwendig seien, wie die shakspeare'schen. Und mit dieser Ungebundenheit verknüpft er nun in der Genoveva die ängstlichen Formen der südlichen Poesie; die Sage voll Weltlichkeit und Leidenschaft füllt er mit Frömmelei und Christenthum; behandelt einen Stoff voll Gemüth und Leben, ohne uns fühlen zu lassen, daß er den Gang der Leidenschaft aus der Seele und nicht blos aus dem Gedichte kennt. Und dies folgte vielleicht schon daraus, daß der Dichter diese Sage von häuslicher Treue aus einer Zeit und einem Kreise

heraus singen will, in dem man dieser Tugenden spottete; er findet daher nichts als die schönen Konventionsphrasen der Poesie, und ganz richtig sagte Adam Müller, daß uns die sonst von Tieck so glücklich verspottete Sentimentalität der neuesten Dichter aus jeder Seite der Genoveva potenzirt und sublimirt entgegenweht. So ist auch in den Gleichen von Arnim ein Gegenstand von ähnlichem Gehalte nahegerückt; er kann die Lust zu einer Bearbeitung erwecken, aber nicht befriedigen; denn es ist dem Stoffe kein Moment abgewonnen, auf dem man mit Vergnügen weilte; in ziel- und zwecklosen Scenen treibt man uns durch einen kopfberückenden Wirrwarr aus burlesken shakspeare'schen Volks- und Witzepisoden in einen unheimlichen Nebel von Geister- und Dämonenspuk; wie man in der Genoveva um die Entwickelung des Empfindungsganges betrogen wird, den der Stoff erwarten läßt, so hier noch ärger um die Entfaltung des psychologischen Problems. Und was soll man zu jener Durchflechtung der Sagen von Ahasver und von Cardenio sagen? was zu jener Gründung Prags von Brentano und all dem Aehnlichen, was sich aus diesem wüsten Sinne Chaotisches gezeugt hat? was die äußerste Genialität affektirt und überall von dem Ueberfluß dagewesener Dichter zehrt? was jenen ominösen Ausspruch von der Verwandtschaft des Dichtersinnes und Wahnsinnes praktisch bethätigt? was mit den Modefratzen der neuen Romantik auch die geordneten Köpfe ansteckte und unser kaum gegründetes Schauspiel im Grunde erschütterte? Wenn man diese poetischen Konvulsionen so häufig mit wichtiger Miene als zwar nicht ganz reguläre, aber vielleicht darum desto bedeutsamere Aeußerungen von Geist, Witz, Genie und Phantasie bestaunen hört, so fragt man sich, ob man wirklich unter einem Volke lebt, dessen verständigen Sinn man sonst zu rühmen pflegt, und man mag sich nur zum Troste wiederholen, daß der viele Schatten vielleicht von vielem Lichte zeugt.

Wenn man Tieck's Einflüssen theilweise das Ausarten des Dramas ins Formlose Schuld gibt, so muß man gegenüberstellen, daß er auch auf der anderen Seite seine Autorität geltend machte, um auf eine ächte Nationalschaubühne hinzuarbeiten. Dies hätte vielleicht ein fruchtbares Gegengewicht gegen jene unbühnenmäßigen Stücke in die Wagschale gelegt, wenn nur die Talente äquivalent und die Mittel richtig gewählt gewesen wären. Tieck hing befreundet mit Matthäus von Collin (aus Wien 1779—1825) zusam-

men und gab diesem die Richtung auf das historische Schauspiel, oder bestärkte ihn wenigstens darin. Es ist bekannt, mit welchem Nachdruck Tieck die vaterländisch historischen Stücke Shakspeare's gepriesen und anempfohlen hat; Collin stimmte ganz mit ihm überein, misbilligte A. W. Schlegel's Erklärung über diese Werke, und gab sich ganz Tieck's Aufmunterungen hin, der ihm dafür Hoffnung auf den Ruhm eines Volksdichters machte. Er bildete sich die eigene Ansicht, daß die historische Dichtung dem Charakter unserer Zeit einzig angemessen und das Fundament sei, auf das wir erst in der Zukunft eine romantische Dichtung gründen könnten; er stellte zwischen der antiken und romantischen Poesie die historische als eine dritte Gattung auf, in welcher nicht eine Idee durch die dramatische Einkleidung poetisch realisirt werde, sondern nach welcher das Gegebene, die Handlung, als bereits realisirtes Ideal des Lebens aufgefaßt wird. Für die Anfänge einer dramatischen Kunst mag diese Theorie recht heilsam sein, wie denn Collin's Bruder z. B. mit Recht auf den Götz von Berlichingen als einen solchen Stoff hinsieht, der ein Nationalinteresse hätte erwecken und eine Nationalbühne begründen können. Allein immer ist der Geschmack am historischen Schauspiel, das so streng das Geschehene respektiren will, ein prosaischer, dem es überall gleich natürlich ist, sich an dem Wunderbaren wie an dem Wirklichen eine Stütze der Poesie zu suchen; das historische Schauspiel ist eine untergeordnete Gattung, die noch dazu in einem zerrissenen Lande wie Deutschland fast ihren Werth mit ihrem Interesse einbüßen muß. Und welchen Werth und welches Interesse haben auch die Hunderte von nationalen Stücken gehabt, die wir in Deutschland seit der ungemein fruchtbaren Anregung durch Tieck und Collin erhalten haben, und mit denen wir fast jedes Jahrzehend unserer Geschichte belegen können? Von doppelter Seite war Collin gar nicht der Mann, hier ein gedeihliches Beispiel zu geben, das ja Schiller selbst, der im Grunde noch mehr als Shakspeare Collin's Muster war, in dieser historischen Gattung nicht geben konnte, die Er nicht an die strenge Regel des Wirklichen und nicht an die Grenze des Vaterlandes band. Collin hatte vor, die ganze österreichische Zeit von Leopold dem Glorreichen bis auf Rudolph von Habsburg zu dramatisiren, und den Untergang der ritterlich poetischen Zeit in der Arbeitseligkeit des nächsten Jahrhunderts zu zeigen. Aber wer nur seinen Friedrich

den Streitbaren, ſeinen Bela, und was hierhin gehört, oder auch ſeinen Marius u. A. geleſen, der wird überall auf die allgemeinen Zeichen dieſer paſſiven Talente ſtoßen; bald auf einen Ton, der an Göthe's Taſſo erinnert, bald auf ſchiller'ſchen Dialog, bald auf ſhakſpeare'ſche Scenen und Charaktere, bald auf ſpaniſche Metra; zwiſchen allen Anſtrengungen, das Gemüth ſanft und ſtark zu erſchüttern, blickt eine trockene und hölzerne Natur heraus; und die vaterländiſchen Namen wollen uns durchaus nicht beſtechen, von den Forderungen an poetiſche Wahrheit und Rundung abzugehen. Wir finden uns vielmehr in Wien, wo auch andere hiſtoriſche Dramen (von Pyrker hiſt. Schauſpiele **1810** u. A.) durch Collin angeregt wurden, ganz in derſelben Lage, wo wir uns bei der Abblüthe der Ritterdichtung im **13.** Jahrh. gefunden haben, mit welcher Periode dieſe romantiſche in allen Theilen die ſchlagendſte Aehnlichkeit hat: wir gehen aus Poeſie in Proſa, trotz aller Anſpannung, wir gehen, wie damals aus der Epopöe in die hiſtoriſche gereimte Chronik, ſo jetzt in das hiſtoriſche Drama über, und inſofern lag in der Intention Collin's, gerade jene Zeiten in dieſer Dramenreihe zu ſchildern, etwas Zeitgemäßes und ſehr Bezeichnendes. Und gerade wie damals mit dieſer trockenen Wendung der Geſchmack an einer geſteigerten lyriſchen Kunſt verbunden war, ſo war es auch hier, und zwar berührt ſich hier das Eine und das Andere in einem und demſelben Manne und in einer und derſelben Gattung. Matthäus Collin hielt die Oper für den letzten Punkt, wohin das Trauerſpiel hinſtrebe. Und dies fing er alſo von dem entgegengeſetzten Punkte, dem hiſtoriſchen Schauſpiel, zu betreiben an! ſo fundamental wollte er die romantiſche Kunſt unterbauen, auf deren Spitze die Oper ſtehen ſollte. Das heißt aber die Poeſie von vorne herein der Muſik zum Opfer bringen; und dieſes Opfer empfiehlt Collin in der That, falls es nicht möglich ſein ſollte, Operntexte von eigenthümlichem poetiſchen Werthe zu ſchaffen! Auch auf dieſer Seite alſo, in dem hiſtoriſchen Dramatiker, finden ſich dieſe ſonderbaren Miſchungen heterogener Elemente, die von der ſeltſamſten Verkehrung der Begriffe zeugen. Darin war doch Collin's Bruder Heinrich Joſeph (**1771—1811**) wenigſtens konſequenter, der, von den göttinger Romantikern (Bürger, Stolberg, Hölty) und von Klopſtock angeregt, zwar auch auf die Oper fiel, und deren mehrere entworfen hat, der aber dafür auch das hiſtoriſche Schauſpiel für

eine Abart hielt und ſich von der Nachahmung Shakſpeare's entfernte; vergebens ſuchte ihn Hormayr, der ihm ſeinen dramatiſchen Stoff gab, zu einem vaterländiſchen Stück zu bewegen. Zwar hiſtoriſche Stücke hat er einige geliefert (Regulus **1800**. Coriolan **1802**. Balboa **1805** u. A.), allein ſie waren noch wärme- und lebloſer als die Stücke ſeines Bruders. Wie aus ſo vielen wieneriſchen Dichtern, ſpricht aus ihm eine gute Seele und ein loyaler Sinn; nur freilich ſchafft der Begriff von öſterreichiſcher Bürgerpflicht noch keinen Geiſt, der ſich römiſchem Patriotismus gewachſen fühlen könnte. Das Aufſtreben des wiener Schauſpieles, der Oper, des Ballets nährten in ihm äußere geſellige Talente der Deklamation und des Bühnenurtheils; aber das Alles macht keinen Dichter, und gewiß war es von dem Bruder weiſer, bei Regulus an Kotzebue's Octavia, als bei Coriolan an das kraftſtrotzende Stück von Shakſpeare zu erinnern.

Die Stücke der Brüder Collin ſind faſt alle aufgeführt worden, weil ſie ganz für die Bühne berechnet waren, keines oft, weil ſie überall kalt ließen. Immerhin liegen ſie als ein theatraliſches Gegengewicht gegen jene Erzeugniſſe vor, die auf die Bühne keinerlei Rückſicht nahmen. Uebrigens fing man in der romantiſchen Schule an, auch abſehend auf Darſtellung, mit Stoffen und Formen ganz Anderes zu wagen, als die Collin, die ſich im höchſten Fall vorſichtig auf Schiller's Wege hielten. Die Beiſpiele der Schlegel, das Muſter Calderon's und die Wagniſſe der weimarer Bühne, die den kühnen jungen Dramatikern mit merkwürdiger Toleranz entgegenkam, ermuthigten dazu. Noch drei Dramatiker haben wir zunächſt aus dem erſten Jahrzehend zu nennen, die alle von dem engeren Kreiſe der neuen Schule, von Tieck und ſeinen Freunden beſtimmt waren. Friedrich de la Motte-Fouqué (aus Altbrandenburg geb. **1777**) gab **1804** ſeine erſten dramatiſchen Spiele (von Pellegrin) unter A. W. Schlegel's Schutz heraus; er ſelbſt nennt ſie jetzt in ſeiner Biographie Schülerwerk; ſie ſind nach dem Beiſpiele des Alarcos zu einem Schatzkäſtlein für die Form der ſüdlichen Lyrik und ſogar des Minneliedes gemacht. Gleich darauf (**1805**) folgten zwei Schauſpiele (Falk und Reh), die eine Tetralogie von Elementarbildern eröffneten (Salamander und Goldfiſch ſollten ſich anſchließen), und an die noch ein fünftes Stück geknüpft werden ſollte, das nach Jakob Böhmiſchen Principien auf

das Grund- und Urelement hingedeutet hätte. Schlegel hatte ihn indessen auf den Norden gewiesen, und in den nun (1811) folgenden vaterländischen Schauspielen sprang er daher dorthin über; wie Aeschylus die homerischen Sagen, wollte er die Nibelungen dramatisch behandeln. Seines Sigurd's Schlagworte und Reckenkraft und Eginhard's und Emma's Zartheit und Ritterlichkeit entzückte die Jean Paul und Andere; uns widersteht die geheuchelte Stärke und gezierte Eleganz und affektirte Alterthümlichkeit und Höfischkeit hier wie in den späteren Stücken und Romanen dieses Mannes auf jeder Seite. Aehnlich ist es auch bei Adam Oehlenschläger (aus Kopenhagen geb. 1779). Wie Fouqué erst von Schiller zu Gunsten der neuen Schule abgebracht werden mußte, so war Oehlenschläger von Holberg's, Wessel's und Ewald's satirischen Stücken, ja sogar in der deutschen Literatur von Kotzebue bestochen, und schrieb, frühe auf das Schauspiel und die Schauspielkunst sogar gerichtet, Stücke in Iffland's und Kotzebue's Geschmack für sich, ehe ihn Göthe und Schiller erreichte und Steffens ihn auf Tieck und die Schlegel wies. Nun ging ihm plötzlich das Licht auf, und in seinem Aladdin, der die neue Periode im Dramatischen eröffnete, webt er schon ganz in den Vorstellungen der Romantiker. Göthe ermuthigte ihn, seine Dramen ins Deutsche zu übersetzen, und versprach ihm sie aufzuführen; er schien Wohlgefallen an den eigenthümlichen Solöcismen, vielleicht auch an der naiven und kindlichen Persönlichkeit des Dichters zu finden; aber er stach in ein Wespennest: der junge Poet war eben so empfindlich, keck und voll Dünkel, und Göthe hatte sich vor seiner Zudringlichkeit zu wehren, und setzte ihn und seine Produkte in die Klasse der Arnim und Werner, die ihn zur Verzweiflung brachten. Seine Stücke sind nicht wild und ausgelassen wie die Werke dieser Mäuner; er trat im Gegentheil gegen die Uebertreibung der neuen Schule polemisch auf, und mußte es haben, daß sie von seinen alten kotzebue'schen Neigungen auch spät noch in ihm fanden; er wollte nicht unter die metaphysischen Vertheidiger der Wollust gehören. Aber freilich hilft die ethische Zartheit bei ihm so wenig wie die minnigliche Reinigkeit Fouqué's den gehaltlosen Dichtungen auf; es ist nur eine Farbe mehr neben so vielen äußerlichen Mitteln, die durch das Fremdartige und Neue die fehlende Natur und das mangelnde Schöne verstecken soll. Wenn er den Geist der nordischen Dichtung,

der in gewiſſer Art gar nicht zu verfehlen iſt, (in ſeinem Starkother, Baldur, Hagbarth und Signe, Axel [1807], Hakon Jarl [1805], Palnatoke [1806] u. A.) auch wirklich getroffen hat, ſo iſt ſchon die Vorliebe für dieſe unförmliche Welt, wie bei den altdeutſchelnden Malern die Verleugnung unſerer höheren Fertigkeiten, ein Beweis von Mangel an einem reichen inneren Leben, das ſeine Wurzeln in die Kultur der Gegenwart ſchlägt. Die Schule, welche die Dänen in jenen gewaltigen Reſten ihrer Vorzeit machen, gibt ihnen leicht jene Eigenheiten, die Niebuhr (indem er von Oehlenſchläger ſpricht) an ihnen fand: Fertigkeit zur Poeſie, leichte Empfänglichkeit, aber keinen „klaren und tiefen Blick, ohne den die Phantaſie nie lauter und groß, nie frei von Manier oder orientaliſchen Phantasmen ſchaffen kann.“ Alle jene wunderlichen Bilder der alten Mythologie des Nordens rauben noch eher den Glanz der Poeſie, als daß ſie ihn geben; Skinfaxa und Hrimfaxa geben kein Mond- und kein Sonnenlicht mehr; und der Reimvers und Chor und Tetrameter bringen den Zwang zur Poeſie eher zu Tage, als daß ſie ihn verbergen. Wie ungemein leer und ſchlank dieſe Stücke faſt alle ſind, fühlt man am auffallendſten da, wo der nordiſche Krafthauch (wie in dem Correggio) nicht durchweht, oder wo er, wie in den Liebesſtücken (Axel und Walburg u. A.), gedämpft iſt; und leſend wieder mehr als bei der Aufführung, wo das fremdartige Koſtum und der Effekt aller Art allerdings ſeine Wirkung nicht verfehlt. Je bühnengerechter die Stücke dieſer Beiden eingerichtet ſind, deſto mehr fallen die beſonderen Vorſtellungsweiſen der Dichter oder der Geſchlechter, denen ſie ſie leihen, und damit die wunderlichen Motive und die beſchränkte Kunſt in die Augen. Bei den verwegenen Unternehmungen eines Zacharias Werner dagegen wird man gezwungen, hierin ein Uebriges zuzugeben. Er ward der dramatiſche Heros des Tages, ein Mann der neuen Schule, der ſich ihr gern noch inniger hingegeben hätte, wenn ſie nur in ſeinem Sinne hätte Sekte ſein wollen. „Ich bin ganz tieckiſch, ſchrieb er, ich liebe, was er ſchreibt, von ganzer Seele; er und Wackenroder ſind in ihren Schriften liebenswürdige Menſchen; Fr. Schlegel halb Halbgott halb Unmenſch; Göthe, wenn du willſt, ein Gott, aber ein uns ſelten ganz befreundetes Weſen.“ Im Drama nannte er übrigens Schiller ſeinen Meiſter. Es iſt intereſſant, zu beobachten, nach wie vielen Seiten hin Schiller's Dramen Schößlinge in ganz

verschiedener Art trieben, wie seine historische Richtung im Allgemeinen eine Unmasse historischer Dramatiker hervorrief, auf die wir nachher noch einen Blick werfen, wie sein Tell die patriotische Ader öffnete, seine Braut eine antike Richtung unterhielt, seine Jungfrau das legendarische romantische Drama förderte, sein Wallenstein das Fatum zum Hauptwerkzeug der Dramaturgen machte, wie seine ältere Periode sogar noch einzeln fortwirkte, die Räuber nicht minder als Don Carlos. Die Art und Weise, wie in dem Letztern die Poesie in den Dienst außerhalb gelegener Ideen gegeben war, griff Zach. Werner zuerst in den Söhnen des Thals (1803) auf; hier legte er, der sonst immer den Dichter als eine „Maschine göttlicher Eingebung" ansah, in einer verständig berechneten symbolischen Durchführung, ganz nach den neuen Satzungen der Schule, seine Bundesideale nieder, die ihn später in den Schooß der römischen Kirche zurückführten. Der Templerorden in seiner Verfallenheit stellt in diesem Stücke den „in seinen Grundsätzen ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlecht nicht angemessenen, prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Kriticismus" dar; das Thal, das im Hintergrunde die Stelle des Schicksals vertritt, zerschlägt die veraltete Form, und es geht mittelst der Maurerei der geläuterte Katholicismus siegreich hervor. In den Charakteren erkennt man hier und da jene schiller'schen und lessing'schen Figuren zu Burlesken oder erhabenen Karrikaturen gesteigert; der Vers ist noch ganz jambisch; einzelne Scenen von gewandtem Dialog, anschaulicher Darstellung und gesunder Psychologie ließen in dieser Komposition ein schönes Talent erwarten, und man konnte noch über den Operspektakel und das „Melos" darin wegsehen. Es glüht nur erst noch in einzelnen Stellen; aber schon strebt der Dichter zu lodern, statt sein Feuer zu mäßigen, denn „was konnte uns Keckheit ohne Reife frommen," so fragte er selbst so weise. Nun brach aber der ganze Schwall calderon'scher und Calderon nachgeahmter Kunst herein, und bald erkennt man unter den Einwirkungen des Lacrymas (von W. v. Schütz) und des Alarcos und aller der hyperpoetischen Werke ohne Natur und ohne Verstand die Einflüsse von Schiller gar nicht mehr; das historische Element wird von dem Opernartigen und Legendarischen ganz überstrudelt, und es lag sehr nahe, daß seine Stücke in Singspiele übergingen, und Hoffmann sein Kreuz an der Ostsee (1806) komponirte. Hier

und in der Weihe der Kraft (1807), im Attila (1808) und der Wanda (1810), und ſo fort bis zu der ſchließenden Mutter der Makkabäer (1820), haben wir überall die wunderlichſten Krämpfe und Konvulſionen, koloſſale kontorte Charaktere (wie ſein Luther, ſeine Hildegunde und Wanda, ſein Attila und Leo u. ſ. f.), ins Gräßliche, ins Verzückte, ins Heroiſche karrikirt, noch weit anders, als es bei Klopſtock früher, und jetzt bei Fouqué und Oehlenſchläger der Fall war; Mimik und Scenerie, Geſang und Aktion verſetzen uns wie in den tollſten Opernlärm; man hört bald die pomphaften und bizarren Schlagworte, bald das ſchmetternde Pathos der erhabenen Redner gleichſam in Recitativgeſang, und die leidenſchaftlichen Exploſionen in Arien übergleiten; Scenenpomp, Geiſterſpuk, Wundereffekte helfen dieſen Eindruck zu verſtärken, und dazu trägt nicht wenig der Gebrauch der opernartigen Formen des antiken und ſpaniſchen Drama's bei, Chöre, Sextinen, Terzinen, Sonette und Trochäen, was Alles dieſe Stücke den ſkelettartigen hiſtoriſchen grell gegenüberſtellt. Beſſer hat es ſie nicht gemacht; Jean Paul zog ihnen die Waſſer- und Leibesdürre Collin's ſogar vor, und Göthe'n gab dieſer wirre „Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Misgriffen, Extravaganzen, Förmlichkeiten und Verwogenheiten" begreiflicherweiſe bitterlich zu leiden. Und dieſe Sachen wurden dennoch, in Weimar ſogar, aufgeführt! Mußten ſie nicht in den Schauſpielern, deren Schule kaum begonnen hatte, allen Sinn für Natur und Wahrheit plötzlich wieder ganz zerſtören? Der 24. Februar (1815) ſah ſich ja bald von einer Reihe regulärer Schickſalstragödien umgeben, die dem Schauſpieler den leichten Erfolg verſprachen, den einſt die ritterlichen Spektakelſtücke gehabt hatten, und die ihn dazu aus dem Tone derber Natur wieder hinwegriſſen in Uebertreibung und leeren Prunk der Deklamation. Es war ein rechter Fluch für unſere proteſtantiſche Bühne, daß dieſer Mann, der „ſein ſchuldlos Herz im wilden Lebensreigen verloren zu haben" bekannte, aus dem Schooße des Segens und der Gnade heraus uns dieſe „heidniſchen Stücke vom alten Fluche" zuſchicken, und mit ſeinen Nachtgewalten und Dämonen Gefühl und Verſtand unſerer Dramatiker berücken mußte.

Der Gebrauch des Schickſals in dieſen Tragödien zeugt von einem Dichter, der ſich in innern Misſtimmungen in die Schattenſeiten der Geſchichte vergraben und für ihr Licht geblendet hat,

und der was uns ſonſt für die Erſchütterungen des Trauerſpiels entſchädigt, des Menſchen freien Willen, aus dem Spiele läßt, um die Erſchütterung zu verſtärken und zu ſteigern; alle Wahl des Soffs, alle Zeichnung der Charaktere, alle Affektation, jenes Nagen an dem eigenen Herzen, was uns dieſe Stücke verleidet, hängt mit dieſem unwohlthuenden Griffe in unſer Gefühl zuſammen. Bei Werner ſtammt dieſer düſtere Blick, wie in anderer Art bei Klinger, mehr aus einem individuellen Grunde; wir können eine ganze Gruppe patriotiſcher Dichter zuſammenſtellen, bei denen eine ähnliche Verbitterung aus der politiſchen Lage der Zeit, aus unterdrückten republikaniſchen Sympathien in den 90er Jahren, oder aus dem Druck des Vaterlandes im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts herſtammt. Nichts iſt ſo bereitwillig wie das Schauſpiel, in ſolchen Zeiten äußerer Bedrängniß die Stimmungen der Gemüther aufzunehmen, weil ſich hier der Zwang der Preſſe umgehen läßt; auch bietet die Geſchichte ſo leicht dem Drama Stoffe dar, die dem gegenwärtigen Verhältniſſe ähnlich ſind, und die ſich zum Gefäße der Empfindungen ſchicken, die die gedrückte Bruſt ausgießen möchte; daher ſind auch mehrere dieſer Dichter, die uns in der Geſchichte der Poeſie die dumpfe Atmoſphäre der Rheinbundzeit und des Kaiſerreichs einathmen laſſen, Dramatiker geweſen. Johannes Falk (bei Danzig 1768—1826) war einer von den Männern, die den Liberalismus aus der Revolutionszeit feſthielten und in den ſchweren Zeiten ein Wort zu ſprechen wagten, ſein Elyſium und Tartarus (1806) wurde ſeiner Freiheiten wegen ſiſtirt; aber bei ihm iſt in Proſa und Verſen die politiſche Schriftſtellerei nicht wohlthuend. Sein poetiſches Talent hätte ſich, auf einige Lieder von heimiſcher Färbung beſchränkt, in Ehren zeigen können, denn ihm glückte der Volkston, den man in den naiven Liedern der nichtdeutſchen Anwohner des baltiſchen Meeres findet, und einige ſeiner Gedichte athmen Schifferleben und Seeluft. Als Satiriker, als welchen ihn Wieland einführte, machte er nur kurze Hoffnungen; ſchon 1796 hatte Niebuhr Luſt, ſich gegen die Skurrilitäten und aufgewärmten Witze dieſes Juvenals zu rüſten, und er ſah ſeine Schriften als ein trauriges Zeichen von der Neige der Literatur an, die die „infame Politik, die Geringſchätzung unſeres Volks, Rohheit als Folge der Verachtung, Entweihung und ſcheußliche Anwendung der Philoſophie ſo herabgebracht haben.“ Wenn

Falk in der Gimpelinsel (1804) das deutsche politische Wesen ver spottet, so predigt freilich ein Johannes in der Wüste, denn man merkt der ganzen flachen Kompsition an, daß der Autor von Welt und Politik nicht viel mehr weiß, als man eben in der Wüste erfährt. Politik ist allemal der traurigste Beruf, den man sich wählen kann, wenn man die Neigung zur Flucht der Welt und zum Pietismus von vorn an in sich trägt, vollends wenn man mit diesem elegischen Sinne die hoffnungslose Verzweiflung an dem Menschengeschlecht verbindet. Falk sog aus Herder, wie seinen volkpoetischen Sinn, so auch seine politischen Freiheitsideen, und dies war eine üble Quelle; über dem satirischen Gedichte die Helden (1798) steht ein herder'sches Motto aus den Humanitätsbriefen, das die Masse der Menschen wie wilde boshafte Thiere ansieht, und immer wird Thatkraft, Wirksamkeit, Handlung gepredigt und das Verliegen über den Büchern verspottet, und doch ist das Resultat von Allem Pietisterei und die Lehre: „Fels und Kluft, fort von den Menschen, fort!" Und es ist ja bekannt genug, daß unsern skeptischen Satiriker zuletzt „der Geisthimmel und die Gnadensonne ermürbte und mild machte." Wie anders war in der ähnlichen Verstimmung Joh. Gottlieb Seume (bei Weißenfels 1763—1810), der sich mit dem lucianisch-swiftischen Falk eingestimmt erklärte, nur ihn tadelte, daß er der „Männerschaft ernste Schule," die kantische Philosophie, der er anhing, im Schnurrton aufs Tabernakel gebracht hatte. Seume hatte nichts Quietistisches und Pietistisches in sich, was ihn aus der Welt weggetrieben hätte, die ihm wahrlich nicht wohl that; sein Charakter stählte sich unter den Widerwärtigkeiten, und darum kann man seine Verbitterung wenig tadeln, deren Ursachen man ohnehin nicht zu loben vermag. Er sah seinen Vater durch Noth und unverschuldete Verachtung zu Grabe gebracht, er lebte eine zerstörte Jugend, er ward von hessischen Werbern nach Amerika geschleppt, er sah Suwarov's Schrecken und den Untergang Polens, und diese Unterdrückung der Menschenrechte durchschnitt sein Herz. Die innige Bekanntschaft mit Klinger in Petersburg mußte seine Schwarzsichtigkeit steigern, er erlebte endlich die Schmach des Vaterlandes, um ihn her sah er nichts als „feile Schurken," und in ihm war der Wurm der Skepsis, die ihn von Religion zum Recht, vom Recht zur Philosophie, von der Philosophie in die Vorhöfe des Kriegsgottes getrieben hatte;

er nannte Egoismus die große Triebfeder alles menſchlichen Handelns, und einmal verbittert, ſah er auch auf jenen edlen Eigennutz finſter hin, der den Menſchen antreibt, ſich zum Gefühle der Würde ſeiner Natur hinaufzuarbeiten. Bei all dieſen Schickſalen, Verhältniſſen, Grundſätzen wollte er nicht dem Kummer unterliegen, und ſetzte die Unerſchrockenheit eines männlichen Herzens und eines biedern Sinnes entgegen; er wollte nicht den Glauben an die Menſchheit aufgeben, und ſollte er die Hoffnung ſelbſt bei ſeinen Huronen ſuchen. Das Alles, Geſchick und Geſinnung, liegt nun in ſeinen Verſen niedergelegt, durch die ein bitterer Gram ſeine Furchen zieht. In ſeinem Trauerſpiel Miltiades (1808), das im Style der collin'ſchen Stücke geſchrieben iſt, die Seume hochachtete, gibt Alles von ſeiner Vaterlandsliebe Zeugniß, aber Nichts von einem wahren poetiſchen Talent. Er lehnte ſich mit ſeinem Freunde Karl von Münchhauſen, der durch patriotiſche Poeſien gleichfalls bekannt geworden iſt, an die ehrenwerthe klopſtock'ſche Schule, denen „bei Freundſchaft und Vaterland Schauer durch die Seele fuhren," ihn perſönlich durchdrang auch die Liebe zu Schiller; aber er war eben nur eine der vielen receptiven Naturen jener Tage. Er ſelber ſchien ſich nicht für einen Dichter zu halten, und wunderte ſich, daß ſeine Verſe ſo kalt daliegen, da es innen ſo warm war; allein dies war gerade die Urſache. Er war ein ſtoiſcher, politiſcher Mann, nicht ein poetiſcher, ein Mann, der, wenn er in dieſe Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von der Poeſie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchſpeiſe der Romane, und ſetzte, wenn man will, eine Memoirenſchriftſtellerei an die Stelle; er wollte jede Schrift in dem Sinne politiſch haben, daß ſie die allgemeine Wohlfahrt angehe; er hat Manches zu ſagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu ſeinem Sommer lehrte er die heutigen Schreier nach Preßfreiheit, daß dieſe weder gegeben noch zugeſtanden wird, „da Jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, ſobald er nur mit ſeinem moraliſchen Weſen in Ordnung iſt." Eine entſchiedene politiſche Natur war auch Heinrich Zſchokke (aus Magdeburg geb. 1771). Ihn trieb nach einer unſtäten Jugend, da ſich ihm unter Wöllner's Regiment die Ausſicht auf eine theologiſche Laufbahn verſperrte, ſein Mismuth in die

Schweiz, wo er in den verhängnißvollsten Jahren eine politische Karriere machte, die wohl zeigt, daß auch ein Deutscher der rechten Art sich vor dem stürmischen Leben eines demokratischen Bundes, das unsern guten Landsleuten schon aus der Ferne ein Greuel ist, nicht zu scheuen braucht, auch wenn er hier, wie es überall ist, die Mängel der Menschheit inne wird. Als Zschokke Deutschland verließ (1795), suchte er die Republik, der Monarchie ein Feind, wie auch Seume war; eine düstere Ansicht von der Menschheit hatte sich auch in ihm gebildet, auch Er sah nur eine Thierart in ihr und Täuschung in all ihrem Thun und Lassen; dieser alte Gram kam erneut, als er sich auch in der Schweiz betrog. In diesen Stimmungen schrieb er seine Dramen zwischen 1795 und 1809. Sie reichen in die Zeit der 80er Jahre gleichsam zurück, und sind ganz im Geiste Klinger's und der ersten Periode des schiller'schen Drama's geschrieben. Der Abällino (1795), seine Jugendsünde, der in Weimar aufgeführt und an Werth Schiller'n ziemlich gleichgesetzt ward, ist aus den Räubern und aus Rinaldo erwachsen, und führt uns ganz so in einen Konflikt des Herzens und der Konvenienz, wie es die Dramen jener Zeiten pflegten. Julius von Sassen (1809) ist eine verunglückte Kabale und Liebe; im Marschall von Sachsen (1804) glüht es von jenem Ingrimm gegen die kolossalen Missstände, die die Gesellschaft dem idealen Herzen entgegenbringt, und gegen die Gewalt der Meinung, des Vorurtheils und der falschen Ehre; die eiserne Maske (1804) zeigt die heimlichen Greuel der Hofgewalt im harten Gegensatze gegen jene Stücke der Babo und Kratter u. A., die an die Höfe die schönste Menschheit schmeichelten. Ueberall herrscht hier die Jugendgesinnung vor, welche die bestehende Welt als die verkehrte ansieht, und sie färbt Alles mit einer düstern Farbe. Aesthetisch sind diese noch in Prosa verfaßten Stücke von wenig Belang, obwohl sie aus einem innern Drang und Leben fühlbar heraus geschrieben sind. Viel wichtiger sind dagegen die Schauspiele Heinrich von Kleist's (aus Frankfurt an der Oder 1776—1811), mit dem Zschokke, als er in Frankfurt studirte, eine Art Dichterbund hatte, in dem ein Sohn Wieland's der Dritte war, der sich damals gleichfalls zur Tragödie zwang. Unter allen den dramatischen Talenten, die in diesem Jahrhundert bei uns auftauchten, hat Kleist bei weitem die größte Berechtigung, den Dichternamen in Anspruch

zu nehmen. Nicht daß wir die gewaltigen Auswüchse auch bei ihm wie so vielen andern Poeten der Zeit übersähen; aber wir sind nicht so eigensinnig, daß uns das Ungeheuere, das Phantastische, das Excentrische überall auf der Schwelle abschreckte; wir lassen es uns gefallen, wo es Jugendsymptom ist, und die Hoffnung frei läßt, daß es nicht auch das Alter beherrschen werde; wir lassen uns es gefallen, wo es der Begleiter eines wahren Talentes ist; und nur wo es, wie bei uns gewöhnlich, das mangelnde Talent ersetzen und verbergen soll, werfen wir es als das Verächtlichste hinweg. Göthe'n schreckte in Kleist die nordische Schärfe des Hypochonders, obwohl er ihn liebte und hob; wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist, erregte er ihm Schauder und Abscheu; Tieck, der seine Werke herausgab, urtheilte besser von ihm. Man muß es zugeben, der Härten und Ecken sind in allen kleistischen Werken gar zu viele. In der Familie Schroffenstein (1803) ist im letzten Akte die tragische Dosis unmäßig stark; den Amphitryo des Molière hat er verzerrt; die Penthesilea, die das Amazonenmährchen und seinen barbarischen Wahn in pathetischer Erhabenheit zum dramatischen Leben ruft, grenzt so sehr an die Tragikomödie, daß man zweifeln würde, wie das Stück gemeint sei, wenn man nicht einen Ausspruch des Verfassers kennte, nach dem er den ganzen Schmerz und Glanz seiner Seele hier niederlegen wollte; im Käthchen von Heilbronn und im Prinzen von Homburg hätte man das heilbronner Visionswesen, Somnambulie und Magnetismus lieber entbehrt. Aber das muß man auch dagegen anerkennen, daß in dem ersten Stück eine tragische Kraft liegt, die, wenn sie auch Göthe's Natur erschrecken konnte, nicht darum Jeden abschrecken wird; daß für den Amphitryo der zerbrochene Krug, ein ächt niederländisches Gemälde, eine Scene wie die alten Proceßstücke, von fast allzu reichem, aber ganz reinem Humor, hinlänglich entschädigt; daß selbst in der Penthesilea stellenweise eine außerordentliche poetische Energie zu Tage kommt, und in dem Prinzen eine Mäßigung eintritt, die den Dichter nicht eben an Excesse gebunden zeigt. Was ihn von den vielen Dramatikern dieser nachziehenden Periode so sehr weit unterscheidet, ist das, daß er reich ist und nichts zu borgen, nichts aus zweiter Hand zu kaufen braucht; daß er, ganz im Gegensatz zu jenen Passiven, die an

jedem Gegenstande nach einem andern Modelle das Kostum wechseln, allen Objekten wie Shakspeare ihr Recht thut und sie doch unter das Gepräge seiner eigenthümlichen Natur zwingt; daß, wenn man auch hier und da Lessing oder Aristophanes heraushört, dies nicht einen Augenblick Abhängigkeit verräth, und daß er an Shakspeare erinnern darf, ohne uns ein Lächeln des Mitleids abzulocken; daß, wo er uns auf einem Blatte die Karrikaturen der Moderomantik zeichnet, er uns auf dem andern mit der Darstellung einer reinen, immer gültigen Natur entschädigt; und endlich, daß uns seine tollsten Tollheiten nicht an ihm verzweifeln lassen, nicht unheilbare Verkehrtheit verrathen, weil ein durchgehender Humor und die feine Ironie des klarsten Verstandes uns jeden Augenblick für die Gesundheit dieses Geistes bürgt. Wenn man von irgend einem der gedrückten Patrioten jener Zeit die Hoffnung aussprechen kann, er würde, wenn er die Befreiung des Vaterlandes erlebt hätte, die verfinsternde Hülle von seinem Haupte geworfen haben, so ist Er es. Er ahnte den Zeitpunkt nicht so nahe und machte seinem Leben selbst ein Ende. Er hatte Uebereilungen in seiner Jugend zu bedauern und ging frühe in Unzufriedenheit mit sich selbst schon mit dem Gedanken an Selbstmord um, und Fouqué traf ihn wieder zu einer andern Zeit mit diesem Entschlusse beschäftigt; er schwärmte nach einer freien Bildung jenseits alles Berufs und verlor darüber einen festen, nahen Halt; zuletzt fiel er als Opfer einer phantastischen Grille, aber doch sagen mir die, die ihn besser kannten, daß er nur am gebrochenen Herzen über die Leiden der Zeit gestorben ist; denn einen glühenderen Freund des deutschen Vaterlandes hatte es nie gegeben. Davon zeugt die Hermannsschlacht, die damals nicht gedruckt werden konnte, wie auch vieles Andere, was er in einerlei Richtung mit Adam Müller Politisches schrieb, selbst später nicht herauskommen durfte. Die Hermannsschlacht ist ihrer historischen Bedeutung nach das wichtigste der kleist'schen Stücke; sie schildert in dem Rahmen der Geschichte die schmählichsten Zustände des Vaterlandes in der Zeit des Rheinbundes, wo sich die Hirten um eine Hand voll Wolle stritten, während der Wolf einbrach, wo selbst die Gutgesinnten nicht um ihre Freiheit, sondern um ihren Besitz kämpfen wollten. Die Arglosigkeit, Unanstelligkeit und Weggeworfenheit der Fürsten trifft Schmach und Satire, elbst die edlen Frauen, die sich von der wälschen Militärgröße blenden ließen, erhalten ihre Strafe,

und man wußte damals den verrätherischen Fürsten zu deuten, der in dem Stücke zum Tode geführt wird. Für diese poetische Gerechtigkeit und den ganzen Geist, der sie diktirte, konnte Göthe freilich noch viel minder Neigung haben, als für die übrigen Werke des Dichters.

Auf die Nacht, die der Lichtmangel in den öffentlichen Verhältnissen über das Leben und die Dichtungen dieser Männer warf, folgte das Morgenroth der Befreiung Deutschlands und zündete eine kurze Taghelle auch in der trüben und dämmerigen Poesie. Seit den schrecklichen Tagen von Ulm, Austerlitz und Jena fing die verblendete Nation unter Hoch und Niedrig an, sich zu besinnen, und mitten unter dem Druck und der argwöhnischen Belauschung Nationalsinn zu sammeln und einen Widerstand zu bereiten. Wir wollen dem Aufschwunge, der unsere Ketten brach, hier keine Lobrede halten; sein Andenken ist unauslöschlich in der Generation, die ihn erlebt hat; der kommenden hat ihn noch kein Werk überliefert, das, weder für noch gegen den Enthusiasmus jener Tage eingenommen, dem Volke die Triebkräfte und den Verlauf und die Folgen jener Bewegung auseinandersetzte, welche den großen Mann des Jahrhunderts lehrte, daß nicht alle Kenntniß der Völker und Menschen bei seinen entarteten Italienern zu lernen sei, und daß zwei Dinge noch heute wie vor Tausenden von Jahren dem Eroberungsgeiste unüberwindlich sind: die rohe Naturkraft unkultivirter Völker in scythischen Steppen, und die Macht des Geistes, der Ideen und Leidenschaften in einem physisch noch unverderbten Volkskörper. Einer künftigen Geschichte dieser Jahre ist es vorbehalten, die Einflüsse der vorausgegangenen geistigen Bewegung auf diese politische zu schildern, und was die popular gewordene Poesie beitrug, die Leidenschaften in heftigere Gährung zu bringen, den Weg von Gesinnung zur That zu bahnen, und jenen Krieg, wie die Jugend damals sang, zu einem Kreuzzug und Kampfe zu machen, „von dem die Kronen nichts wissen.“ Die Episode des Tirolerkriegs entzündete die Phantasie mit Erscheinungen wie aus andern Zeiten; auf Dörnberg, Braunschweig und Schill fiel ein hochpoetischer Glanz im Momente des Auftritts. Denn die Dichtung war in die Thaten gedrungen; und als die jungen Männer von Leier und Schwert hernach den Tod fürs Vaterland als das begehrenswertheste Loos besangen, bewährte nicht ihre Aufopferung

allein den Ernst ihrer Worte und die Macht lebendiger Ideen und einer wohlgegründeten Begeisterung, sondern im ganzen Verlaufe des Krieges legte die Verschwendung des Blutes in der oft schlecht geführten preußischen Armee, die Resignation und Geduld, der Geist der Sittlichkeit und Religiosität, die bereitwillige Beharrlichkeit des Volkes und des Heeres zur Zeit des Waffenstillstandes und prager Kongresses, dasselbe Zeugniß ab. Damals zündete Schiller's Dichtung in der thatenbedürftigen Zeit; die jungen Kriegsmänner, die das Land der Eichen priesen, verspotteten mit dem Lande, wo die Goldorangen glühen, auch seinen Sänger, und schaarten sich hinter dem Liebling, der, „während Andere sich dem Bauch behaglich weihten und feile Saiten zum Kettenrasseln jubelnd darbrachten, von Zwingherrenmord sang und Freiheitsliebe, von Menschenrechten und Volksherrlichkeit, und dessen Gesang so lange leben werde, als sich Herzen und Schwerter frei erheben." Der Geist seiner Dichtung und ihre Anklänge beherrschen die Lyrik dieser Tage durchaus, wo nicht der Ton des alten Volksgesanges, wie in manchen Liedern von Rückert, Arndt, Wetzel u. A., sie noch freier und frischer färbt. Der Dichter von Leier und Schwert, der unter den übrigen ritterlichen Sängern jener Jahre (außer den eben Genannten Stägemann, Karl Lappe, Fr. Nauck, Max v. Schenkendorf, Blomberg, Schmidt v. Lübeck, Schaden u. A.) schon durch seinen Tod der gefeiertste blieb, Theodor Körner (aus Dresden **1791—1813**) war der Sohn von Schiller's treuestem Freunde und wie sein lieber Jünger. Uhland, dessen Dichtungen den Geist jener Jahre am aushaltigsten fortpflanzen, war Schiller's Landsmann, das Haupt einer Schule, wenn man will, die in Schiller's Vaterland im Geist und Sinn an ihm festhielt. In jenem Geschlechte und jener Zeit mußte der Gedanke lebendig werden, daß in dem deutschen Volke, wo Wissenschaft, Kunst und alles Große seine Stätte gefunden hatte, nur das Vaterland leer ausgegangen war, und man hörte nun den Ruf erheben von deutscher Einheit, Freiheit, Treue und Ehre, davon man im römischen Reiche nichts gewohnt war zu hören; ein neuer Schwung ergriff das öffentliche und Privatleben, von dem die Gesellschafts-, Kriegs- und Feierlieder dieser Jugend das treueste Abbild sind. Die dämmerigen Formeln der romantischen Lyrik schwanden vor der Tageshelle der Begebenheiten und der Gesinnungen und Regungen, die jetzt die

Phantaſie ausfüllten, das Sonett harniſchte ſich bei Rückert, die Form, die ſo leicht tönendes Erz und klingende Schelle iſt, wird hier treffendes Erz und Sturmglocke, und unter dem luftigen Gewande ſpannt ſicht eine ſtarke Muskel; ſeine Poeſie gab ſich in den Dienſt der Politik und durfte ſich's zum Ruhme rechnen; und nach dem Kodex der Lieder, die ſich damals aufhäuften und vom Papiere abgelöſt ſich dem muſikaliſchen Gehör und der lebendigen Tradition vertrauten, werden wir noch lange bei jeder Gelegenheit zurückgreifen, wenn wir den Rauſch für unſere defenſive Rheinmarſeillaiſe vielleicht lange verſchlafen haben. Was darunter von des „Freiheitsgeiſtes Sturmwindgang" der jungen Wigande und Recken, dem Odenſtyle und Taratantara ihrer Begeiſterung gar zu voll iſt, dürfen wir ablegen, vergeſſen, belächeln, nie ohne uns an die Quelle zu erinnern, aus der die wunderlichen Verſchrobenheiten jener Jugend, die erſt mit den Friedensjahren anfing, gefloſſen ſind. Nach dem Aufgebot aller Anſtrengung ſah man damals eine große Zeit vor ſich liegen, in der es unmöglich ſchien, daß man der alten Inſipidität und Schlaffheit, wie Niebuhr ſagte, wieder verfiele; er fürchtete ſogar, die kriegeriſche Leidenſchaft werde uns die friedlichen Gefühle auf lange austreiben und die Turnkunſt die Wiſſenſchaft unterdrücken. Aber bald hatten die Sänger ſo fröhlicher Lieder zu klagen, daß, nachdem die erſte Weiſe verklungen war, ganz anders vorgeſungen ward, daß nach dem erfochtenen Siege der Satan neue Liſt übte, daß das kaum gebaute Haus des Bruderbundes der Jugend zerbrochen ſei, und noch nach dreißig Jahren würde es jener Geiſt, von dem Uhland ſang, wenn er herniederſtiege, allerwärts untröſtlich finden. Ein Mann wie Niebuhr, den Niemand des Demagogismus verdächtigt hat, bezüchtigte die Regierungen jener Tage, daß ſie den fruchtbaren Boden bei der Verjüngung des Volks unbeſtellt gelaſſen haben; ſie nutzten nicht die Empfänglichkeit der Herzen, ſie ſtellten nicht Eine der gerechteſten Beſchwerden ab, und erfüllten wenige der vielen gefaßten Hoffnungen. Auf die enthuſiaſtiſche Eintracht zwiſchen Volk und Führer folgte ein Leben ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Mismuth und Groll; und es verwilderten die jungen Gemüther, die die Fortſetzung des angefangenen Werks auf ihre Schultern gelegt fanden. Dies ſteigerte die Wichtigkeit und Einbildung der Schüler, die unſere Meiſter machten, der Geſetzgeber, die den Staat nicht von

Angeſicht kannten. Und nun denke man die poetiſchen und religiöſen Albernheiten hinzu, welche die Romantiker mit ihren mittelalterigen Sympathien in die Nation getragen, und womit ſie jeden geſunden Sinn zerſtört hatten. Der Nibelungen Hort, ſangen die jungen Dichter, war mit den deutſchen Ehren wieder aus dem Rhein gehoben, Hermann und Arioviſt ſollten wieder die Helden unſers Geſanges werden, die Zeiten ſollten wiederkommen, wo der Glaube Berge verſetzt habe, Chriſtenthum und Vaterland ſchmolz in Eins zuſammen. Daher ſangen jene Befreierſänger ſo manche fromme Lieder und überſetzte Follen die alten lateiniſchen Kirchenlieder; in den Heeren kanzelten Generale mit dem Feldprediger um die Wette die Soldaten vom Pferde herunter, daß die Pelotons in Thränen ausbrachen, und auf dem Wartburgfeſte ſang man Kirchengeſänge, ſagte zum Schluſſe den Kirchenſegen und ſprach gottinnige Worte und apokalyptiſche Anatheme über den Weltbürgerſinn aus. Religion und Blut, Klinge und Kreuzgriff am Schwert war die gleiche Loſung; mit Wahrung der neuen Kunſt ſollte alte Körperkraft, alte Sitte und Tracht wiederkehren; trockenes Brod eſſen und auf der Erde ſchlafen gehörte zu den Geboten der neuen Jüngerſchaft, die ſich fortwährend als Träger der Wiſſenſchaft anſahen; ein grobes leinenes Kleid ſollte den Körper decken; wo aber die Turnkunſt den Bau nicht ausdehnen wollte, mußte doch die Watte die Bruſt hoch und die Schulter breit machen; denn der „Trotz unterm Hut“ ſollte auch aus dem geraden aufrechten Gang herausſehen und aus der ſonoren Stimme heraustönen, die ſich über Alles mit Feierlichkeit und Würde vernehmen ließ. Dieſes geſpreizte, hochtrabende, pomphafte Weſen, dieſer forcirte Teutonismus iſt in dieſen Lebensäußerungen, wie in dem entſprechenden Tone jener patriotiſchen Dichtung, und in der ganzen Geſtaltung des burſchenſchaftlichen Lebens, und in den Reſten, die wir davon noch in unſerer altdeutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft und ſelbſt in einzelnen Geſchichtſchreibern antreffen, ja die noch in den Memorien Arndt's und Fouqué's ganz kürzlich wieder auftauchten, um nichts lächerlicher, als die ganze romantiſche Zeit und Richtung überhaupt, von der er nur eine einzelne Seite iſt. Beides, das Ganze und der Theil, war leicht und bald abzulenken, wenn es in dem Charakter unſerer Nation und in dem Willen unſerer Regierungen gelegen hätte, den politiſchen und öffentlichen Zuſtänden Geſchichte, Leben, Fortgang

und Entwickelung zu geben; denn vor den Geſtaltungen des wirklichen Lebens verſchwinden die Träume der Phantaſten von ſelbſt. So aber trat der neue Quietismus von Wien aus mit friſcher Kraft auf, und vielleicht iſt in der Geſchichte kein Beiſpiel, daß eine ſolche kriegeriſche Erhebung ſo ſchnell in völlige Erſchlaffung zurückgegangen iſt. Unſere Dichtung hielt auch hier mit dem Leben Schritt. Mittelalter, Geiſterwelt und Orient hatten im Augenblick den Vaterlandsrauſch vertrieben und ihre alten Stellen wieder eingenommen. Selbſt von dem trefflichen Ludw. Uhland (aus Tübingen geb. 1787) hatte nichts ſo entſchiedene Wirkung auf unſere Poeſie, als ſeine Romanzen im alterthümlichen Ton; ſie überrankten unſere ganze Lyrik bis in das nordöſtliche Preußen hin, wo Form und Maß des Nibelungenlieds und die ſkandinaviſchen Anklänge eine ganz beſondere Aufnahme fanden, die bis in die neueſte Zeit eine entſchiedene Reaktion gegen alles Antike in der Poeſie ausſprechen. Wirklich ſteht Uhland's Dichtung gegen die ganze ſüdliche und orientaliſche Lyrik der Romantiker in einer eigenthümlichen Feſtigkeit durch ſeine mehr ausſchließlich vaterländiſche Richtung, auch in ſeinen Dramen, vergleichbar dem Verhältniſſe, in dem jener gehaltvollere Kern der deutſchen Dichtung des Mittelalters den formellen und glatten, der Fremde entlehnten Erzählungen gegenüber liegt. Neben jene Farbenpracht und ſchimmernde Glätte unſerer hiſpaniſirenden Dichter gehalten, vergleicht ſich ſogar die verhältnißmäßig ſtrengere, in den Dramen ſogar trockene Zeichnung, in die nur Einmal (in Ludwig dem Baier) etwas von dem romantiſchen Modegeiſt eingeht, und die ſonſt nichts von dem ungeſunden, ausſchweifenden Weſen an ſich trägt. Unter den vielen zerſtreuten Liedern, die jene ſchöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freiheitsſinnes in unſerm Gedächtniß erhalten, ſtehen Uhland's Gedichte, weil ein geordneter Sinn die vielerlei Ecken des Zeitgeiſtes abſchliff und uns ſeine reinere Geſtalt abbildete, wie eine Phalanx feſt; ſie ſind neben den einzelnen geſungenen Gedichten dieſer Periode ein Gegenſtand der Lektüre geblieben; und ſo iſt auch ſeine dichteriſche Landsmannſchaft in einer feſteren Gemeinſchaft um ihn verſammelt, die ein wohlthätiges Gegenbild gegen die Zerriſſenheit der übrigen Sekten macht.

Von jetzt an deuten wir die Erſcheinungen der Folgezeit nur noch in weit ſummariſcheren Winken an, um zuletzt bei Göthe an-

zulangen und deſſen Verhalten und Wirken dieſer Zeit gegenüber einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen. Wir behalten dabei im Geſichte, wie die romantiſchen Tendenzen zunächſt noch fortdauern, wie ſie ſich in ſich ſelbſt erſchöpfen, und wie ſich allmählig neue Elemente neben ihnen unmerklich Eingang ſchaffen, die ſich bei dem erſten Anlaß der alten Beſtandtheile zu entledigen ſtrebten. In den Kriegsjahren hatten politiſche Männer wie Niebuhr gemeint, mit unſerer Poeſie ſei es nun zu Ende, nicht bedenkend, daß ein Volk, welches ſeine Dichtung nicht als ein Beiwerk der Kultur, ſondern als eine volle Entwickelungsſtufe ſeiner Bildung betrachtet, nicht ſo bald das kaum erworbene Gut preis gibt, vollends nicht, um den zweideutigen Beſitz politiſcher Kultur dafür einzutauſchen, für die dieſes Volk nicht Sinn und nicht Ausdauer beſaß. Es kam vielmehr ſo, daß nicht allein die poetiſche Schöpfungsluſt und Empfänglichkeit mitten unter den Befreiungskämpfen wo möglich noch unruhiger und betriebſamer ward, als ſie es bisher ſchon war, ſondern daß ſogar die ganze falſche Manier der Romantiker, ihre Entfernung von aller Naturwahrheit und Wirklichkeit, gerade in dieſer Zeit auf die höchſte Spitze getrieben ward, und daß die Dichtung des Tages einen grellen Abſtich gegen die große Lage der politiſchen Dinge bildet, wenn man von dem kleinen Antheil abſieht, den die teutoniſche Alterthümelei an deren Geſtaltung hatte. Allerdings muß man dann hierneben im Auge behalten, daß die Bedeutſamkeit, mit der ſich die wirkliche Welt und die Geſchichte geltend machte, auch auf die Poeſie zurückwirkte, und daß nun, was in Collin's Tagen noch nicht gelingen wollte, die hiſtoriſche Dichtung im Drama und Roman anfing in der That ein reales Gegengewicht gegen die vielerlei poetiſchen Phantasmen zu bilden; ja man muß den üppigen Schuß dieſer letzteren gerade in dieſer Zeit als eine letzte und äußerſte Anſtrengung betrachten, ſich gegen den Geiſt des Materialismus und der Wiſſenſchaft zu behaupten. Wir mögen die nihiliſtiſche Verflüchtigung der Poeſie, ihren Rückzug zu allem Unweſenhaften, Geiſtermäßigen, Geſpenſtigen und Mährchenhaften nicht Zufall nennen, weil wir ſchon im 13. Jahrh. bei dem erſten Rückgang unſerer Poeſie dieſelbe Erſcheinung beobachteten, und ganz normal in jeder Dichtungsgeſchichte beobachten können; auffallend ſieht es aber einem Zufalle ähnlich, daß gerade in dieſer praktiſchen Zeit der Politik und des Krieges, die unſere

Poesie von allen ungesunden Infektionen hätte heilen können, mehrere entschieden krankhafte Naturen (auch nach den Novalis und Werner) am thätigsten waren, die fieberhaften und krampfhaften Erscheinungen in unserer Literatur auf die Spitze zu treiben. Dieser Art war Fouqué. Er erzählt in seiner Lebensgeschichte, daß er Anlage zur Schwindsucht hatte, daß er, weich und abergläubisch von Träumen, Todesahnungen und phatastischen Vorspiegelungen frühe gequält war; eine Lust an dem Schauerlichen der Geisterwelt, und die „ahnungsreichen Anklänge an Ritterlichkeit und Liebeslust" empfand er schon im Knabenalter, und er nannte es ein Glück, daß er frühe die Idealwelt des Schauspiels kennen lernte, „weil sonst muthmaßlich das innere Geträum zur bewältigenden Macht des Wahnsinns aufgestiegen wäre." Eine gesunde Schule hätte dem noch besser vorbeugen können, allein er wuchs rein nur unter den Einflüssen unserer Dichtung auf, hing zuerst der Aufklärung an wie Tieck, und bewunderte Schiller, bis er von den Ritterdichtungen, von Jean Paul, von den Schlegel'n in die neue Bahn gezogen ward. Die Verarbeitung des stricker'schen Karl und der Historie vom Ritter Galmy (1806) brachte ihn an die rechte Quelle, um seine Neigung für jene stelzenmäßigen Darstellungen des alten Ritterromans zu nähren. Das Historische, das er seinen Romanen später häufig zu Grunde legte, konnte gegen die Unnatur, die er hier einsog, kein Gegengewicht halten, denn er war in der Geschichte selbst in die üble Schule Joh. v. Müller's gerathen, in dem ihn das Pomphafte und Affektirte zeitig angezogen hatte. Von seinen Schauspielen abgesehen, so trat Fouqué zuerst im Alwin (1808) in seinem ritterlichen Wesen auf, und verrieth hier in dem quietistischen Ausgange des Romans seine engen Sympathien mit der neuen Schule, sowie er durch die vielgerühmte Undine, die zunächst aus der Lektüre des Paracelsus hervorging, in der Lieblingsgattung des Tages, dem Mährchen, einen höchsten Preis davontrug. Mitten unter den Befreiungskriegen nun trat seine Produktivität mit dem Zauberring (1812 u. ff.) in die fruchtbare Periode, die hernach eine Reihe von Jahren hindurch ununterbrochen blieb. Die Begeisterung war groß unter der waffenlustigen germanischen Jugend; und doch gibt es die Zeugnisse unter jenen Enthusiasten selbst, daß sie unter allen den Ritterlichkeiten und Tapferkeiten die Schule der berlin-potsdamer Officiereleganz,

unter all der alterthümlichen Zier und Sitte das Zuckergebäck der Modernität herausſchmeckten und das exaltirende Buch doch nicht zweimal leſen wollten. In der That hat es Fouqué mit ſeiner Wirkung nicht weiter gebracht, als die Spieß und Kramer, die er mit Tieck anſicht, auch; ſeine Schriften machen einen rein materiellen Effekt und werden kaum je anders genoſſen werden, als daß man ſie in jener Periode der Juvenilität verſchlingt, und ſich für immer an ihnen überſättigt, in der die friſche Wißbegierde des erwachenden geiſtigen Menſchen die ganze Breite der Welt und Literatur, und die Geſchichte und den Geiſt der Zeiten und Weltalter am liebſten unter der gefälligen Appretur des Romans auf ſich einwirken läßt. Der Gereifte wird Göthe's Ausſpruch über Fouqué trotz aller Widerreden treffend finden, daß der Schriftſteller ſich zu ſolchen Epochen wenden ſolle, die wahrhafter Bildung froh waren und ſo auf wahrhafte Bildung überwirken; und er wird Alles, was Göthe gelegentlich über die Alterthümelei und Vaterländerei und Frömmelei unſerer Maler Bitteres und Heiteres geſagt hat, auf nichts in der Poeſie ſo ſchön anzuwenden finden, als auf die eckig-gezierten Figuren und all das urdeutſche Leben und Weben in den Gemälden dieſes Mannes. Nicht in ſolchem Grade wie mit Fouqué's Werken, aber doch ähnlich geht es auch mit ſeines Meiſters Jean Paul Schriften, und ganz gleich mit denen ſeines Freundes E. T. W. Hoffmann (aus Königsberg 1776—1822); ſie erſchüttern die leicht erregliche Phantaſie der Frühjugend, und ſpäter begreift man dieſe Wirkungen nicht mehr. Wir heben ihn unter all den Erzählern, die vor, neben und nach ihm das Schauerliche und Grauſige kultivirten, unter den Arnim, Apel, Kruſe, Weisflog u. A., allein aus, weil er die überwältigende Macht dieſer Richtung in der Zeit am beſten darſtellt, da er gleichſam aus der pragmatiſchen königsberger Humoriſtik heraus, aus dem ſchroffſten Gegenſatze der Romantik, in das andere Extrem hinübergeriſſen ward. Auch Er war ein durchaus krankhaftes Weſen, und er that das Seinige, um eine vielleicht von Geburt an zerrüttete Natur völlig zu zerſtören; dies würde noch deutlicher werden, wenn wir eine Biographie von ihm beſäßen, die ohne freundſchaftliche Rückſicht geſchrieben wäre. Heftigkeit und Raſerei in Liebesempfindungen gab ſich Hoffmann ſelbſt Schuld, und er führte zeitweilig ein grundſätzlich lüderliches Leben; ſeine excitirten Nerven,

die ihn mit Todesgedanken quälten und ihm Geſpenſter und Doppelgänger zeigten, reizte er mit Wein und Nachtarbeiten, unachtſam, daß ihm ein mäßiges Leben für Geiſt und Körper das zuträglichſte war. So ward ſein Leben und Ende eine ſchauderhafte Warnungstafel, wie ſeine Schriften, die nach den Worten einer engliſchen von Göthe empfohlenen Beurtheilung, fieberhafte Träume eines kranken Gehirnes ſind, gleich den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringe. Die Schilderungen des Wahnſinnes, die Zerrbilder des Lebens wurden die Lieblingsgegenſtände ſeiner Darſtellung; die äußere Natur, jede einfache Exiſtenz, das „Mottengeſchmeiß" der alltäglichen Menſchen mishagte ihm; excentriſche Streiche, pikante Anekdoten, „lyriſche Donquichoterie" ſchienen ihm die einzige Würze des Lebens; Alles, was den Geiſt natürlich hält, Geſpräche über Politik, Staat, ſelbſt Religion haßte er frühe und immer; keine Lektüre bildete ihn, das Wenige, was er las, war nach den Eigenheiten ſeines zerſtörten Weſens gewählt: ſpaniſche Poeſie, Wiegleb's Magie, Rouſſeau's Konfeſſionen, Rameau's Neffe, Jean Paul; ein Klausnerleben hielt ihn ganz in ſeinen eigenen Vorſtellungen befangen, und ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen verſenkten ihn offenbar noch mehr in jenes „Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten," vor dem ihn ſeine Freunde weislich warnten. Das Berufsleben quälte ihn; wie alle jene Genialitäten, an denen wir in Deutſchland ſo reich ſind, die ohne Kraft ſind das äußere Leben zu bewältigen, gefiel er ſich in dem Beſitze des fühlbaren Herzens, das mit höherem Berufe und höherem Streben ſchmeichelt, und das nicht das frohe Gefühl der Selbſtbefriedigung zum Maßſtabe des Werthes unſeres Strebens macht, ſondern die hypochondere Selbſtquälerei und Unzufriedenheit an allem menſchlichen Thun und Treiben überhaupt. Juriſt mochte er nicht ſein; er wußte nicht, ſollte er Maler oder Muſiker werden, war bereit als Dramatiker aufzutreten, und trat zuletzt als Erzähler auf. Rochlitz, der perſönlich und ſchriftſtelleriſch in dieſer Zeit manche Anregung gab, beſtimmte ſeine Richtung; Chamiſſo's Peter Schlemihl mußte aufmunternd hinzuwirken. In einer Periode, wo er in äußerer Noth lebte, unter der Anſpannung verſchiedenartiger Arbeiten, wo er ſich als unglücklicher Liebhaber und ſchmachtender Anbeter in ſeiner ſeltſamen kleinen Erſcheinung ſelbſt ironiſirte, und in der Ironie ein herrliches Mittel entdeckte, Verrücktheit zu bemänteln, unter exaltirten Stimmungen, unter Selbſtmordgedanken,

bei innerem Wurmfraß, „fand er es an der Zeit in literis zu arbeiten,“ und Jean Paul führte ihn ein; und dies war gerade die Zeit, als Deutſchland ſeine großen Anſtrengungen gegen Frankreich machte; 1813 legte er die Phantaſieſtücke zurecht und begann die Elixire des Teufels, d. h. jene Art von misgeborener Dichtung, die Lichtenberg und Forſter das literariſche Bedlam nannten. In ſeinen Schriften, die wir nicht zu charakteriſiren brauchen, iſt das Erträglichſte nicht, wie man denken ſollte, was eine geſteigerte Phantaſie Ungeheueres erſchaffen hätte, ſondern vielmehr das, wo ihn die Anſchauung der wirklichen Welt leitete, wo er ſeine Karrikaturen fahren ließ, wo, wie man richtig ſagte, der verſtändige Juriſt oder der erfahrene Muſiker gleichſam half. Sein Landsmann Hippel hat nicht direkt auf ihn gewirkt, aber doch hatte er ganz deſſen Maximen und Praxis, die alle Humoriſten haben, das Selbſtangeſchaute unmittelbar darzuſtellen, ohne es über das Zufällige emporzuheben. In ſeinen Schriften figuriren ſeine Verwandten und ſein Leben, in den Serapionsbrüdern ſein berliner Freundekreis, im Kater Murr ſind die Beziehungen auf ſeine Eigenheiten und ſein Leben (beſonders in Bamberg) am häufigſten; Erinnerungen aus Königsberg und Glogau ſind in den Nachtſtücken verarbeitet, und ſo Anderes anderswo. Alles liegt in einem ungeſtalteten Haufen, aus dem ein Anderer, der das Talent hätte, erſt etwas bilden müßte. Hoffmann's Werke und Leben, zum Objekt einer kunſthaft behandelten Darſtellung gemacht, könnten wie Lichtenberg's und Jean Paul's Erſcheinungen zu beſſeren Kunſtwerken werden, als dieſe Männer ſelbſt geliefert haben. Hoffmann iſt eine höchſt geſteigerte Originalität und Eigenrichtigkeit bis zur Monomanie, eine Karrikatur; im kleinſten Körper koloſſale Intentionen, die ſich ſelbſt vernichten; eine „queckſilberne Natur“ von den allerwechſelndſten Launen, zu jovial um hypochonder, zu hypochonder um jovial zu ſein; im äußerſten Extrem ein Bild jener bindungsloſen Vereinigung von Verſtand und Empfindung, eben ſo geneigt in dem Kram berliner Anekdoten zu ſchwelgen wie in ſeinem muſikaliſchen Tiefſinne; ein humoriſtiſcher Charakter in tragiſchem Ausgange. Daß ſeine Schriften, wie ſie ſind, „lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen ſind, und ſolche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden, kann, wie Göthe ſagte, jeder treue, für Nationalbildung beſorgte Theilnehmer nur mit

Trauer sehen.“ Hat ja Jean Paul selbst seinen ehemaligen Schützling zuletzt preisgeben müssen, als er seinen Humor zum ächten Wahnwitz steigerte, als in Deutschland überhaupt die „bella donna die Muse ward, und die Lesewelt gläubig wie das Morgenland die Verrückten als Heilige verehrte.“ Dieser Mann, der aller dieser Ausartungen nächster Anlaß, selbst aber nie ohne die lucida intervalla des gesündesten Urtheils war, der allen diesen jungen excentrischen Genies die Hand geboten hatte, aber auch öffentlich sie ihnen wieder entzog, sah zuletzt mit Unmuth dem hohen „Schwebepunkte“ der romantischen Literatur auch im Schauspiel zu, über den sie ohne Selbstverflüchtigung nicht hinaus könne. Von den Tragödien des „nicht verstandreichen Werner bis zu denen des verstandüberreichen Müllner regiere ein lustiger Wahnwitz die Charaktere und einen Theil der Geschichte, deren Schauplatz eigentlich im Unendlichen sei, weil verrückte und verrückbare Charaktere jede Handlung, die man will, motiviren und rücken können.“ Besser kann man die Schicksalstragödie Ad. Müllner's (bei Weißenfels 1774—1829), Franz Grillparzer's (aus Wien geb. 1791), Ernst v. Houwald's (aus Straupitz geb. 1778) und die einzelnen Stücke so vieler anderer Dichter gar nicht charakterisiren, die sich an Werner anreihen, aus Calderon unselige Nahrung nehmen, mit dem Schauerlichen hier und da das Weinerliche wunderlich verbinden, und überall den gesunkensten Begriff von Welt und Kunst in den Dichtern verrathen. Das Publikum, das diese Reizmittel eines verdorbenen Geschmackes mit unglaublicher Begierde hinabschlang, verrieth diese Gesunkenheit nicht minder. Wenn man heute die Polemik z. B. Tieck's gegen diese Fatalistiker und ihre jetzt schon vergessenen Stücke liest, so begreift man die Wichtigkeit kaum, mit der diese Machwerke besprochen wurden; wohl begreift sie, wer es noch erlebt hat, mit welchem Jubel man diese Irrlichter als Wundermeteore begrüßte, wie die größten Künstler den Yngurd, die Sappho und Medea mit allem Kunstaufwand emporhoben, wie um Müllner's Dichtergröße ein tumultuarischer Lärm über ganz Deutschland ging. Jene im Moment wirklich großen Erfolge dieser Stücke, mit deren Fortgang der Untergang unserer Bühne Schritt hielt, verdächtigen jeden Lorbeer, den die Stimmung des Tages dem jungen Dichter reicht, und mahnen mit eindringlicher Warnung zur Selbstprüfung, ob man nicht an einen

ephemeren Beifall ein Streben setzt, das, anders gelenkt, vielleicht unscheinbarer, aber werthvoller, nach innen und nach außen erfolgreicher wäre.

Im Drama warfen sich diesen hyperromantischen Verderbnissen der Literatur zwei Gruppen anderartiger Erzeugnisse entgegen, die wir nur ganz im Allgemeinen bezeichnen. Das Lustspiel, seiner Neigung nach, sich der Tragödie, wo sie irgend eine bestimmte Gestalt trägt, gegenüber zu lagern, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, sich an den Verstiegenheiten der romantischen Poesie überhaupt und des Trauerspiels insbesondere zu reiben. Nur zeigte sich auch jetzt wieder, wie übel es für diese Gattung ist, daß bei uns das deutsche Leben nirgends einen gemeinsamen Brennpunkt hat. Die Komödie kann sich nur in großen Städten ausbilden, und wir haben daher auch jetzt kaum einen Dichter in diesem Gebiete zu nennen, der sich nicht entweder an Wien oder Berlin irgendwie anknüpfte. In Wien nun, wo gleichsam eine hohe Schule der Romantik war, machte sich eine Opposition schon eben darum nicht dagegen geltend; dazu kam, daß das Lokalbedürfniß dort zu groß ist, um den Schauspieldichtern Zeit zu lassen, ernstern Zwecken nachzugehen. Die Bäuerle, Gleich, Stegmayer, Nestroy u. A. hatten für den Geschmack des leopoldstädter Publikums zu arbeiten. Aus der Reihe dieser Lokalkomöden hebt man gewöhnlich Ferdinand Raimund heraus, der diese Volksbühne habe veredeln und den Geschmack des Publikums läutern wollen, und dessen Stücke mit ungeheuerem Beifall in Wien und zum Theil auch im übrigen Deutschland aufgenommen wurden. Uns ist es schwer einzusehen, wie durch diese Zauberspiele mit einiger moralischer Tendenz, mit abgeschmackten Stoffen, mit einer burlesken Geisterwelt, mit den unsinnigsten Maschinenkünsten, mit Musikstücken, die Ochsen- und Gänsegeschrei nachahmen, der Geschmack geläutert wird, und die häufigern Aufführungen dieser grotesken Kompositionen scheinen uns eben so viele Zeugnisse von einem übersättigten, nur durch die pikantesten Reizmittel noch zu kitzelnden Magen, wie es in anderer Art die Gespenstertragödien waren. Neben diesen Volkspoeten bewegten sich die Frau von Weißenthurn, Vogel, Costenoble (dichtende Schauspieler), Castelli und Aehnliche auf dem Gleise der Lebrun und Kotzebue fort; unter ihnen schien Steigentesch höher zu streben, wie dort Raimund; er verachtete wenigstens das englische und

italienische Lustspiel, opponirte dem antiken, billigte das Intriguenstück der Spanier, und schien höhere Anforderungen befriedigen zu wollen. Allein wie sollen uns seine langweiligen Ehen und Liebschaften der Honoratiorenstände unterhalten, in denen die Verwickelung gering, die Charaktere noch geringer sind, und dem Antheil der Empfindung in kalter Verständigkeit absichtlich aus dem Wege gegangen wird! Wenn wir hier zu wenig Wirkung der anerkannten spanischen Schule finden, so bei Anderen zu viele. Der spanische Geschmack fand in Wien besondere Aufnahme; der bekannte Bearbeiter calderon'scher und moreto'scher Stücke, Schreyvogel (West), war hier Dramaturg und Theaterdichter; Jos. Christ. von Zedlitz adoptirte den Styl des spanischen Dramas hier und da völlig; einige seiner Stücke opfern sich geradezu den spanischen Formen und Sitten auf. In Calderon's Lustspielen müssen wir uns mit diesen Sitten versöhnen, und thun es schon darum, weil es uns interessant ist, sie zu lernen; ihre Kopie aber, z. B. in „Liebe findet ihre Wege" (1827), ist materiell und formell gleich ermüdend und langweilig. Wie gut diese Zeit jede beliebige Form nachzuahmen wußte, zeigte Zedlitz auch in seiner Fortsetzung des Tasso (Kerker und Krone 1833); aber nach frischer Natur und ächtem Leben suchen wir vergebens; seine Turturell (1821), der Schicksalstragödie angehörig, ist nicht weniger affektirt als Alles, was in diesen Kreis hereinreicht. Hier in Wien also treffen wir im Lustspiele nichts, was, ganz abgesehen vom ästhetischen Werthe, auch nur historisch von einiger Bedeutung wäre. Anders ist es in Berlin; die Regsamkeit der Bildung aller Art in dieser protestantischen Hauptstadt Deutschlands entfremdete das Lustspiel nicht so sehr der Satire, die dessen Würze und Werth ist. Hier, wo der romantische Geist zuerst umging, zeigten sich auch die ersten Neigungen, ihn wieder zu bannen; gegen Kotzebue, der hier eine Zeit lang am höchsten gefeiert wurde, erhob sich eine faktische Opposition auch von nichtromantischer Seite her: Reinbeck setzte sich gegen seine herabziehende Tendenz, wie er sich an der fahrlässigen Behandlung des Theaters in Wien ärgerte, und wie er überhaupt schon 1817, lange vor Tieck, die sinkende Bewegung unserer Bühne bemerkte und beklagte, als noch Eifer und Theilnahme ungeschwächt war. Was in Berlin für den Bühnenbedarf geschah, interessirt uns nicht; auch hier fehlt es nicht an herabziehendem Schwergewicht

der Plattheit, und wenn wir nur den einzigen Clauren berüchtigten Andenkens in die Wagſchale legten; eine Reihe von leichten Talenten, wohin wir die Conteſſa, Schall, Holtei u. A. rechnen, und die beſonders Schleſien lieferte, ſorgten für unterhaltende Kleinigkeiten, die für uns nichts bedeuten; bei dem Wetteifer von Friedrich und Gubitz wollte auch nichts herauskommen. Bei dem Letzteren bemerkt man übrigens ſchon (gerade in der Prinzeſſin, dem Stücke, das auf eine Ausforderung von Friedrich geſchrieben iſt) einige Eigenheiten der berliner Komödie dieſer Zeit, die ſie von den wieneriſchen und anderen unterſcheiden. Wir meinen jene Bonmots und Schlagwitze, die hier und da zu häufig, den Vorgängen zu fremd, zu kalt ſind, als daß ſie nicht die Regiſtratur verrathen ſollten, den Stoff der anekdotenberühmten Stadt, und den bloßen Fleiß und Verſtand, der ihn zurechtſtellte; und dann einen gewiſſen Jean Paul'ſchen Anſtrich, der eine neue deutſchere Schule verräth, die das Luſtſpiel hier durchmachte. Julius von Voß verſuchte Krähwinkel in Flachſenſingen zu erhöhen, aber es griff nicht durch. Daß wir eine ſolche Flucht ins Allgemeine bei unſeren Satiren nöthig haben, daß wir unſere Narrheiten in utopiſche Orte überſiedeln müſſen, die uns alle ſo greifbar nahe liegen, dies allein deutet ſchon auf den wunden Fleck unſeres Luſtſpieles, der es immer in einem ſiechen Zuſtande niederhalten wird. Voß und Robert haben unſtreitig in einzelnen Stücken einen tieferen Zug und hätten vielleicht unſerer Komödie einen neuen Werth gegeben, wenn ſie Freiheit der Rede beſeſſen und ein Volk um ſich gehabt hätten, dem gewiſſe Kräfte und Stärken Selbſtgefühl genug gäben, um gewiſſe Schwächen, die man ihm im Spiegel zeigt, tragen zu können. So aber ging es ihnen, wie unſeren humoriſtiſchen Romanſchreibern: ſie fingen an, Erwartungen von ernſterer Art zu erregen, und plötzlich ſchaarten ſie ſich zu den Herausgebern der Jahrbücher der Bühne und lieferten elegante und artige Bagatellen, denn nichts in den öffentlichen Zuſtänden forderte ihre Talente zu größeren Exhibitionen auf. Die Polemik der Komödie gegen gewiſſe Zuſtände der Literatur gab man noch zu, wenn ſie ſich hübſch im Allgemeinen hielt; ſowie aber ein Name dabei genannt wurde, wollte man ſie nicht aufführen; dazu gab Göthe ſogar ein Beiſpiel. Es läßt ſich eine ziemlich umfangsreiche Luſtſpielliteratur zuſammenſtellen, die ſich über die Richtungen der Romantik und ihre Ueber-

treibungen lustig machte, und vieles Wesentliche darunter knüpft sich an Berlin an. Die Ueberbildeten (nach Molière) von Robert (1803 zuerst) stehen in dieser Gruppe voran; sie verspotteten, in verschiedenen Bearbeitungen anders, die romantischen Tendenzen, und Voß arbeitete in der Griechheit (1807) und in Künstlers Erdenwallen in diesem Sinne weiter. Von da bis in die 30er Jahre kam in Stücken von Casper, Raupach, Jos. v. Eichendorf, Anton Richter, Chr. Geyer, Platen, Lüdemann, in Robert's Cassius und Phantasus diese antiromantische Richtung des Lustspieles immer wieder zu Tage: man persiflirte die Unsitte jener Dichterschule, sich von aller Gegenwart wegzuwenden; man verspottete den poetischen Katholicismus, Hellenismus und Hispanismus; man parodirte den Schicksalsunfug der Tragödien und die Spektakelstücke; der Luxus des Geistes, der Modesinn der Literatur, die belletristischen Koterien, die wuchernde Schöngeisterei, Alles stellt sich in zerstreuten Zügen der Satire dar. Doch gewahrte man selten, daß die Aerzte dem kranken Literaturkörper die Narren mit sicherer Hand und mit dem Bewußtsein ausschnitten, daß sie das Uebel an der Wurzel ergriffen; es fehlte der Kunst ein großes Objekt und mit ihm ein großes Verdienst; die Zaghaftigkeit der Satire ist selbst in diesen ungefährlichen Kämpfen eklatant. Wie vielmehr, wo sie sich in die sonstigen Verhältnisse des öffentlichen Lebens wagte! Man schlage Raupach's Zeitgeist, oder Vossens Pseudopatriotismus und das Loos des Genies auf, wie furchtsam ist Alles, obwohl Alles die deutliche Absicht verräth, sich auch an den politischen Zuständen zu reiben. Robert war aus fichte'scher Schule, und über die politischen Verhältnisse wie über die theatralischen verbittert; G. A. von Maltitz (nicht zu verwechseln mit dem Fortsetzer des Demetrius) ward aus Berlin einer Komödie wegen verwiesen; in seinem Lustspiele (z. B. im Pasquill 1829) wie in seinem Trauerspiele (z. B. im Kohlhaas) fehlt es nicht an bitteren Stichen auf die politischen Zustände und an Lektionen für das Haus Zollern und seine Räthe; der unzufriedene Dichter leiht im Kohlhaas seine Stimme dem Helden des Stückes, der als Sprecher der „gewaltigen allgemeinen Völkersprache der Zeit" auftritt. Aber was sollte aus all diesem in der Zeit der karlsbader Beschlüsse werden, wenn nicht ein Komöde da war, der mit unsterblichem Gehalte seiner Stücke den

Druck von oben überwand und mit einem felſenfeſten Charakter der Gefahr ſeine Stirne bot?

Die zweite Gruppe von Dramen, die wir dem romantiſchen Principe entgegenſtellen wollten, bildet das von Tieck ſelbſt empfohlene und durch Schiller's Vorgang höchſt fruchtbar gewordene hiſtoriſche Schauſpiel. Von der Zeit an, wo Kotzebue mit ſeinem Schutzgeiſt und Waſa, ſeinem Bayard und ſeiner Octavia ſich Schiller'n und Shakſpeare an die Seite zu ſtellen hoffte und auf der Bühne oft mehr Beifall als dieſe fand, und wo Fr. Schlegel Collin neben Schiller ſetzte, mußte dieſe Gattung eine ergiebige Quelle von Ruhm zu öffnen ſcheinen. Sie kam dem ohnehin wach gewordenen Stammgeiſte und dem Betrieb der Lokalpoeſie entgegen, innerhalb welcher das hiſtoriſche Gedicht allerdings die höchſte Stelle einnehmen wird; und dem abſinkenden Erfindungsgeiſte und dem ausgehenden Dichtertalente konnte es nur erwünſcht kommen, daß es ſich hinter gegebenen Aufgaben ſollte verbergen dürfen, daß es die hiſtoriſche Wahrheit vorſchützen konnte, wenn man über poetiſche Unwahrheit Klage führte, daß es mit dem Stoff zu intereſſiren hoffen durfte, wo es an poetiſcher Form gebrach. Wir haben daher in dieſer materiellen Gattung, dem hiſtoriſchen Drama, dieſelbe Erſcheinung zu beobachten, wie im 13. und 14. Jahrh. in der hiſtoriſchen Reimchronik; ſie zieht ſich durch alle deutſche Stämme hindurch und geſtaltet ſich vorzugsweiſe lokal, ſo daß wir, wenn es auf die Zahl und den Raum ankäme, eine weit andere Reihe von vaterländiſchen Geſchichtsdramen aufſtellen könnten als die Engländer, und noch univerſalhiſtoriſche genug übrig behielten, um auch die Blätter der Geſchichte aller übrigen Völker damit auszuſchmücken. Wir haben zuerſt in der Schweiz J. F. Hottinger und den Bildhauer Keller aus Zürich, die eine Anzahl ſchweizeriſch-vaterländiſche und andere hiſtoriſche Stücke (um 1810 — 16) ſchrieben. Adrian Grob hat in ſeinem Albrecht (1816) die Kehrſeite von Tell gegeben und andere dramatiſche Bilder entworfen, die mitten aus Joh. Müller herausgeſchrieben ſind und ſich auf ihre hiſtoriſche Treue das Meiſte einbilden. In Baden machte ſich (außer Bonafont, wenn man dieſen ſeiner Geburtsſtadt wegen hierhin rechnen wollte) Joſ. von Auffenberg durch eine lange Reihe von Tragödien (dramatiſche Werke 1823 u. A.) bekannt, die nicht lokal ſind, ſondern in Schiller's Weiſe nach pikanten Geſchichtsſtoffen

suchen, welche ein poetisches Element im Stoffe tragen. In Würtemberg erinnern wir blos an Uhland; Conz reiht sich mit seinem Konradin (1782) mehr zu den wenigen Tragikern, die sich, wie Ramdohr, v. Soden u. A., vereinzelt schon im vorigen Jahrhundert auf das historische Drama warfen. In Baiern blieb Babo im Ansehn; J. A. von Destouches, Franz Xaver von Caspar, Erhard, v. Aretin, Grötsch und nicht wenige andere obskure Namen wetteiferten hier um einen Preis, der 1817 für das beste vaterländische Schauspiel ausgeboten wurde, ohne ihn erwerben zu können; die Stücke, die damals einliefen, zeugen bis auf wenige Ausnahmen von einer ganz unerwarteten Rohheit des Geschmackes. In Oesterreich haben wir oben die Collin erwähnt; viele andere Namen könnten ihnen beigefügt werden. Berlin braucht nur seinen Einen Raupach zu nennen, um zu beweisen, daß es hinter Wien auch in diesem Fache nicht zurückstehen wollte; er kann mit seiner Fruchtbarkeit allein nicht blos diese historische Gattung des Dramas vertreten, sondern überhaupt alle Gestalten fast aufweisen, die Lust- und Trauerspiel bei uns angenommen haben: bald den Zuschnitt des antiken Dramas mit Chor, bald die Spuren Göthe's, bald Schiller's Wechsel zwischen philosophischem Raisonnement und lyrischen Dithyramben, bald die Konnivenz gegen die Romantiker und ihre Götzen, bald den Einfluß der berliner Lustspieldichter, bald Charaktere, die dem Schauspieler zu Gefallen geschrieben sind, bald Figuren wie Schiller's personificirte kategorische Imperative. In Sachsen wollen wir E. H. Gehe, in Braunschweig Klingemann, in Kassel Döring anführen; sogar Westphalen blieb hier nicht zurück, wo Grabbe einige Jahre in diesem Gebiete thätig war und mit Raupach in Bearbeitung der hohenstaufischen Geschichte wetteiferte, zu der Raumer's historisches Werk diese Dichter einlud, wie Müller die Schweizer. Wie verschiedenartig nun auch die ungeheuere Masse dieser Dramen und ihrer Autoren vorliegt, dennoch gehen sehr gemeinsame Merkmale hindurch, die in dem Wesen der Gattung begründet liegen. Der Hauptpunkt ist für die Ansicht, die wir hier verfolgen, die größere Nüchternheit und Verständigkeit, die diesen Cyklus von Stücken der Hyperpoesie der Romantik entgegensetzt, aber auch freilich ihnen den dichterischen Werth größtentheils entzieht. Göthe warnte sehr nachdrücklich von den historischen Stoffen, die alle mittleren Talente anzulocken schienen, und zu deren Gestaltung

er doch gerade die größte Kraft des Genies nöthig fand. Das einzelne Schöne, das historisch Wahre, sagte er, macht einen Theil des ungeheueren Ganzen aus, zu dem es völlig proportionirt ist; im beschränkten Gedichte lasse es sich nur sehr schwer so beherrschen, daß es nicht dem engeren Ganzen störend werde, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlange. Zwei ganz entgegengesetzte Fehler folgen aus dieser Schwierigkeit, die in unseren Geschichtsspielen überall vorliegen. Die Dichter, nirgends selbständig, haben entweder Shakspeare oder Schiller vorzugsweise vor Augen, und meinen überall, wenn sie ihr geschliffenes Glas nur nach dem Muster fassen, dieselbe Wirkung zu machen, wie jene mit ihren ächten Steinen. Sie bilden nach diesen Meistern den Gegenstand mehr in eine Historie oder in ein regelmäßiges Bühnenstück aus. Dort häufen sich Episoden, Volksscenen, logischer Witz und alle Mittel, die den Gegenstand individualisiren können; es ist die verhältnißmäßig größere Natur, und geringere Kunst, die sich hierhin schlägt; es sind dann aber auch gemeiniglich nichts als Historien, die herausspringen, und die weder durch Auffassung der Geschichte und durch historische Ideen einen Werth haben, noch durch Berücksichtigung der Bühne. Die Schillerianer dagegen, die Klingemann, Körner, Gehe und die Aehnlichen, lernen ihrem Meister das Geschick ab, interessante Begebenheiten aus der Geschichte auszuwählen, eine reine, klare Anordnung zu treffen, in würdiger Sprache fesselnde Momente vorzutragen, und mit den erworbenen Mitteln der dramatischen Oekonomie hauszuhalten. Dies werden dann gemeinhin Staatsaktionen, gefüllt mit bekannten Phrasen und Formeln, die oft wie Parodien auf die Originale anklingen; es werden schön stylisirte Stücke ohne eigentlichen Kunststyl und ohne allen Werth, mit allen Fehlern der schiller'schen Stücke ohne ihre Tugenden. Andere, wie Immermann, wechseln diese Rollen oder verbinden sie, ohne darum minder abhängig und minder trocken zu werden. Die politische Prosa macht schon Schiller'n genug zu schaffen, aber doch vergleiche man seine Jungfrau gegen Wetzel's Jeanne d'Arc, seinen Tell gegen Immermann's Trauerspiel in Tirol (wir greifen auf gut Glück in die Menge der Beispiele, aber gewiß nicht auf perfide Weise), oder irgend eine seiner sonstigen Staatsaktionen mit dem Karl v. Bourbon von Zahlhaas, mit Raupach's beiden Chawansky, mit dem Struensee von Michael Beer,

mit Moſen's Rienzi (wir nennen dieſe, weil hier überall ächt tragiſche Charaktere mit geſchicktem Geiſte gewählt ſind), und man wird überall fühlen, welch ein Zuſatz von Gemüth, Weisheit, Schönheitsſinn, Normalität und Unbefangenheit der Betrachtungsweiſe dort erſt den Dichter macht, an dem man vielen Flitter abſtreifen kann, ohne ihm darum ſeinen ächten Glanz zu nehmen. Dahin hatte es die ungemeine Verbreitung unſerer äſthetiſchen Bildung und der Glanz unſerer poetiſchen Muſter gebracht, daß die große Schaar der jungen Talente überall dichteriſchen Sinn in der Wahl der Stoffe und eine künſtleriſche Routine in gehobener Behandlungsart bewährte; aber ſobald man den Motiven ihrer Stücke nachgeht, wo wir das Mark der Dichtung ſuchen, da ſchreckt uns bald Grille und Wunderlichkeit, bald kleine Erfahrung neben großem Dünkel, bald verwildertes Gemüth, bald beſchränkte Einſicht ab. Wo vollends, wie in den eigentlichen Hiſtorien von Raupach, auch noch trotz allen Effekten der theatraliſche Schmelz abgeht, da iſt es vor Froſt, Farbloſigkeit und Tonloſigkeit nicht auszuhalten; und dieſe mechaniſche Versmacherei ohne Herzenswärme, die jenen einſtigen franzöſiſchen Fabrikationen mit Kleiſter und Scheere anfing ähnlich zu ſehen, hat mehr oder minder dieſe ganze hiſtoriſche Dramatik gezeugt. Und wo in dieſe Stücke eine Herzenswärme oder ſonſtige Steigerung des hiſtoriſchen, realiſtiſchen Elements ja hinzutritt, da möchte man ſie lieber gleich wieder hinwegwünſchen. Einige unſerer dramatiſchen Hiſtoriker, wie Grillparzer, Immermann, Kruſe (im Ezzelin) u. A., lehnten ſich an die Schickſalstragödie an und brauchten die Würze der Romantiker; dies aber und alles Legenden- und Wunderartige und Phantaſtiſche ward allmählig entfernt, und es trat nun ſeit Byron's und Victor Hugo's Auftreten jene unwohlthuende ſubjektive Stimmung, jene Selbſtquälerei und fauſtiſche Verzweiflungsſucht hier und da in die hiſtoriſche Dramatik ein, von der wir die ganze neuere Lyrik und Journaliſtik allgemach haben anſtecken ſehen. Die unverkümmerte Wirkung, die ein Laut der ungeſpannten Natur von ſelbſt macht, geht in ſolchen Stücken vollends verloren, deren Dichter mit jedem Worte, das aus ihrer Seele quillt, verrathen, daß ſie nicht über den Wolken des Lebens ſtehen und uns auf deſſen heitere Höhen nicht zu führen wiſſen. Grabbe, Eichendorf u. A. haben uns ſolche Stücke geliefert. Dem Erſteren ſchrieb Tieck bei Gelegenheit ſeines

Herzogs Theodor ſehr bezeichnend, daß die gefallenden Stellen darin alle den Ton einer tiefen Verzweiflung ausdrücken, und er warnte ihn weiſe, dieſem „Zerſtörungsproceſſe des Lebens nicht nachzugehen, der ſich ihm in der Maske ſeiner geborenen Feindin, der Poeſie, aufdringe.“ Grabbe's Hohenſtaufen ſind großwortiger, bombaſtiſcher, als die gewöhnlichen auf den Theaterſchnitt berechneten Stücke dieſer Art, allein das ſchärfere Auge täuſcht dies nicht: in den komiſchen Stellen deckt ſich die Armuth dieſes gewaltig angeſtrengten Geiſtes ſichtbar auf, und in den krampfigen Hauptfiguren der Geſchichte und dem (an ſich hochpoetiſchen) Verhältniſſe Friedrich's und Heinrich's des Löwen iſt nicht ein Funke weder von Natur noch auch von wahrer Dichtung. In den noch ſinnloſeren Stücken dieſes Mannes hat man nach unſerer Art noch entſchiedenere Züge des Genies gefunden, und immer die belegenden Stellen zur Hand gehabt, als ob ein goldener Flicken ein zerfetztes Kleid zum ſchönen Gewande machte; und uns iſt es ſogar ſchwer, ſelbſt nur dieſe Goldlappen zu finden. Die mephiſtopheliſche Anſicht der Dinge, der fauſtiſche Lebensgram, die wühlende Skepſis wählt noch fortwährend gern die melancholiſchen Schreckbilder aus dem Materienſchatze der Geſchichte zur poetiſchen Behandlung, und auch in die bürgerliche Tragödie trägt ſie ſich neuerdings über, wo ſie ſo viele Misverhältniſſe unſeres Lebens zu unterminiren ſucht. Der reine Kunſttrieb iſt in allen dieſen poetiſchen Beſtrebungen augenſcheinlich ganz verloren.

Mit dem hiſtoriſchen Drama liegt der hiſtoriſche Roman auf Einer Linie; auch Er half die romantiſchen Tendenzen zu ſtürzen und ein realeres Princip in die Dichtung zurückführen. Van der Velde liegt hier an der Grenze; ſeine ganze Manier neigt noch zu der romantiſchen Sinnenbeſtechung hin, obwohl ſeine Materien geſchichtlich ſind. Die Nachfolger Walter Scott's, die Bronikowski, Häring, Spindler u. A. haben zwar ſelten ſeine hiſtoriſch angelehnten Romane zum Gegenſtande ihrer Nachahmung gemacht, doch aber nehmen ſie ganz jene plane Erzählungsweiſe an, die auch in der romantiſchſten Materie nichts mehr mit den überſchwenglichen Richtungen unſerer romantiſchen Schule gemein hat. Am meiſten ging Zſchokke in ſeinen ſchweizeriſchen Lokalbildern und übrigen hiſtoriſchen Gemälden in Scott's geſchichtliche und örtliche Charakteriſtik ein. Auch in Steffens' Erzählungen iſt ein hiſtoriſches

Fundament zu Grunde gelegt; und obwohl Er in den naturphiloſophiſchen Anſichten Schelling's und in manchen Theorien und Neigungen, die die romantiſchen Jahre gebaren, feſt ſtehen blieb und ſeine Novellen damit durchdrang, ſo iſt doch auch bei ihm alles Phantaſtiſche und Wunderliche jener erſten Zeit geſchwunden, und das Intereſſe kann auf dem hellen Thatſächlichen ruhen. Ganz entſchieden war auch der Rückgang Tieck's von jenen Exceſſen, als er nach jahrelangem Schweigen mit ſeinen Novellen in den 20er Jahren auftrat. Tieck machte mit dieſer neuen Gattung ebenſowohl Epoche, als er früher mit dem Mährchen, in jenem weiten Sinne, gemacht hatte; beide Gattungen berührten ſich ganz eng in jenen romantiſchen Novellen des Mittelalters, den Legenden, Sagen, Erzählungen, Wundernovellen, die in der Verehrung der Romantiker ſo hoch ſtanden, die Tieck ſelbſt unter dem Titel von Mährchen oder Novellen wiedererzählt hatte. Der charakteriſtiſche Unterſchied ſeiner Novellen neuer Periode iſt der, daß ſie ſich in ihren Gegenſtänden zu der modernen Geſellſchaft und Menſchheit zurückwenden, daß ſie an die Stelle des äußerlichen Wunderbaren die innern Wunder und Räthſel des Seelenlebens und ihre präciſe Entwickelung ſetzen. Nichts könnte beſſer die Rückkehr von den früheren tranſcendentalen Poeſien der Romantiker bezeichnen; Cervantes, der ſich im Großen gegen die ritterliche romantiſche Epik ſetzte, griff zu dieſer Gattung und iſt das große Beiſpiel darin auch für Tieck geweſen, und Göthe durfte ſich fühlen, mit ihm, ohne ihn zu kennen, hier auf gleichem Wege gewandelt zu ſein. Die Novelle in dieſem Sinne ward nun die große Gattung des Tages und repräſentirte die poetiſche Proſa; wie vag der Begriff iſt, wie verſchieden ſie ſich in den Händen von Göthe und Tieck, von Kleiſt und Hoffmann, von Tromlitz und Fiſcher, von Schefer und Hauff ausnimmt, ſo iſt doch Eine gemeinſame Beziehung nicht zu verkennen. Die Novelle verhält ſich zum Roman wie die poetiſche Erzählung zum Epos, wie eine vereinzelte Begebenheit zu einer zuſammenhängenden Handlung; ſie iſt weſentlich, wie ſie ganz kürzlich Reinbeck noch genannt hat, eine Situation. Inſofern iſt ſie geeignet, der großen Gattung ſubordinirter Converſationspoeſie, dem Roman, der ſich im Gleiſe des modernen ſocialen Lebens bewegt, eine poetiſche Seite abzugewinnen durch Beſchränkung und Iſolirung auf einzelne Momente von poetiſchem Intereſſe, die ſich

auch in dem dürftigsten Alltagsleben finden. So verstanden, durfte der einstige Vertreter der romantischen Poesie seinen Rückzug in diese Gattung nehmen, die allerdings der gewöhnlichen Kurrentpoesie der Romanschreiber und Journalisten gefährlich nahe liegt, der Tieck früh und spät feind gewesen ist. Unsere ganze Literatur wandte sich von dem Uebermaße der poetischen Ausschweifung zu jener ledernen Alltagsdichtung zurück, welche zwar immer und ununterbrochen neben der höhern Poesie herläuft, aber doch jene Zeit der Clauren, Hell und Kind, der Abend- und Mitternachtblätter besonders reichlich ausfüllt; die Heilung der phantastischen Ophelia in einer der tieck'schen Novellen von der Shakspearomanie und ihre Vermählung mit dem personificirten Ledernen persiflirt diesen Abfall; und es ist doppelt bedeutsam, daß der Dichter romantischer Schule der alten Richtung insofern selbst abtrünnig wird, als er in die moderne Welt herüberrückt, insofern treu bleibt, als er sich ihr in jener Gattung nähert, in der ein poetisches Element zu behaupten ist. Allerdings ist auch so die Novelle immer ein untergeordneter Dichtungszweig, und Tieck selbst hat im Phantasus ganz recht gesagt, er möchte lieber eine Scene in „Wie es euch gefällt" geschrieben haben, als die Novelle erfunden, aus welcher das Lustspiel entsprungen ist. Er scheint selbst das Bedürfniß gefühlt zu haben, ihr mit außerhalb gelegenen Dingen mehr Gewicht zu geben, denn es ist durchgehend, daß sich der Kritiker und Literat in diesen Novellen verräth, daß er halbdidaktische Zugaben über Schauspiel oder Literatur, über Malerei oder Musik u. A. der Erzählung hinzuthut. Dazu verführte Göthe's Beispiel mit, der für Tieck das näherliegende Muster in der Novelle war; er erzählte jetzt in dessen Behaglichkeit und einfachem Humore; denn er war nun gleichsam zu seiner ersten Natur in der vorromantischen Zeit erheiterter zurückgekehrt, und opponirte seitdem allen Uebertreibungen seiner eigenen Schule und der neuen, die sich von Frankreich und England aus fortpflanzte, wie es Göthe, auch wo es nicht so schien, aus innerstem Herzen immer gethan hat. Kurze Zeit, ehe Tieck mit seinen ersten Novellen (1823) aufgetreten war, war Göthe mit der romantischen Schule und den Fouquéianern durch seine Novellensammlung, wir meinen durch jenen Stoß der ächten auf die falschen Wanderjahre, in direkten Konflikt gerathen, obgleich er öffentliche Polemik mied; diesen Zeitpunkt (1821) und diesen Vorfall kann

man als die Grenze bezeichnen, wo die Romantik anfing wieder verdrängt zu werden.

Göthe hatte während des ganzen Zeitraums, wo die Poesie dieser Schule im Flor war, der deutschen Literatur seine Aufmerksamkeit nicht versagt; erst seit ungefähr eben jener Zeit, seit Houwald's Auftreten wandte er ihr den Rücken und kehrte sich mehr den fremden Literaturen zu, nicht ohne auch jetzt die Erscheinungen des Tages sich wenigstens durch Andere nahebringen zu lassen. Gleich im Anfange, bei den Neuerungen der Schlegel, war er durchaus mit Schiller Eines Sinnes, die Vordringlichkeit der jungen Talente zu bedauern, an einem soliden Weiterstreben der Literatur zu verzagen, da alles Zusammenhalten zu einem guten Zwecke schwand, und bei all den großen Anforderungen kein einziges Produkt zu Tage kam, das reine Freude gewährte. Die parasitische Natur aller der Nachahmer und Uebersetzer, der Erneuerer des Alten und der Veralterer des Neuen, die den Staub übergoldeten und das Gold überstäubten, mishagte dem Manne, der unserer Literatur ein eigenständiges Fortleben gewünscht hätte. Die Kunststücke der „neupoetischen Katholiken" mahnten ihn an die Kinderspiele seiner Knabenjahre, und im neuen Alcinous setzte er die Schlegel und Tieck unter seine Feinde, die er als Kegel behandelt, und an deren Purzelbäumen er sich vergnügen will. Die aufgehende altdeutsche Kunst und Literatur interessirte ihn nur historisch als Vorarbeit, und das verdüsternde Element in den Nibelungen und Minnesängern stieß ihn ab. Die ganze Uebersinnlichkeit der neuen Poesie war ihm jetzt noch fremd, und ward von ihm theoretisch auch dann misbilligt, als er selbst sich in ähnlicher Richtung versuchte; die Befriedigung der sinnlichen Anschauung war ihm immer das erste Erforderniß des Kunstwerkes; denn in der That fühlt sich der Geist sogleich gelähmt, wo hier Mängel sind, und bewegt sich nur dann erst frei nach den höchsten Regionen, wo dort kein Hemmniß ist. Göthe's ganze Gesinnung über die neue dichterische Periode spricht sich, wie wir schon oben andeuteten, in dem Schema zu einem Aufsatze über den Dilettantismus aus, das er 1799 im Angesicht der ersten Revolutionen entwarf. Jeder Satz leidet seine Anwendung auf die neuen Produkte und Producenten, jeder ist epigrammatisch und schlagend. Er wirft ganz wie Schiller den Begriff des Dilettantismus wie einen Schlagbaum zwischen die Kunst der Meister und

Stümper. In den großen Gattungen des Epos und Drama's ſieht auch Er, gleich Schiller, wie leicht es iſt, die Scheide zu finden, während in der Lyrik und Muſik, wo das Subjektive viel bedeutet, die Annäherung des Dilettanten an den Künſtler leichter iſt. Aber auch innerhalb der Lyrik des neueſten Dilettantismus ärgert ihn die Impudenz, mit der man ſich „durch Reminiscenzen aus einer reichen, kultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußeren wecken und unterhalten" läßt, wie die Impotenz der Ueberſetzer und belletriſtiſchen Studenten, der Journale und Muſenalmanache. Die Wendung der Zeit, die Lyrik beſonders zu bevorzugen, iſt ihm Symptom des Dilettantismus: denn der Dilettant flieht das Objektive, er weiß nicht den Gegenſtand zu ſchildern, ſondern nur ſein Gefühl über den Gegenſtand; ſeine Produkte haben pathologiſchen Charakter und drücken nur Neigung und Abneigung des Urhebers aus; er glaubt mit dem Witz an die Poeſie zu reichen. Was Göthe ferner mit Schiller über die Brauchbarkeit der neuen Kunſtjünger zur Vermittelung und Ausbreitung des Guten und Schönen korreſpondirte, erſcheint im Verlaufe dieſes Aufſatzes in geſchloſſenen Sätzen: der Dilettant iſt die nothwendige Folge ſchon verbreiteter Kunſt und kann auch eine Urſache derſelben werden, er hilft das Talent anregen, das Handwerk zu einer Kunſtähnlichkeit erheben, leitet den Kunſtſinn dahin, wohin der Künſtler nicht kommt, lehrt die Sinne üben und nach Form ſtreben, die Sprache bilden, Gefühle verbreiten, die Phantaſie kultiviren, gute Meiſter bekannt machen. Dagegen beharrt er auch auf einer beſtimmten Stufe und hindert an Perfektibilität. Er kennt die objektive Regel nicht, und verliert ſich auf ſubjektiven Irrwegen. Ganz wie Schiller den Ernſt des Studiums, die kalte Ausdauer bei dem Werk der heißen Begeiſterung zum Kriterium des ächten Künſtlers macht, ſo ſagt auch Göthe hier, der Poet ſei nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit ſei; der Dilettant aber zieht von ſoliden Studien ab, indem er einer unruhigen Produktionskraft nachgibt; er vernachläſſigt (in dieſe zwei Gruppen laſſen ſich ſämmtliche Dichtungen der romantiſchen Schule abtheilen) entweder das unerläßliche Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt, oder er ſucht die Poeſie blos im Mechaniſchen und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Alle Dilettanten ſind Plagiarii; ſie entnerven und ver-

nichten jedes Original, indem ſie es nachäffen und ihre Leerheit damit ausdrücken; ſie profaniren und entwürdigen alle ächte Poeſie; ſie führen unter ſich Nachſicht und Gunſt ein, bringen ihres Gleichen auf Unkoſten der wahren Künſtler in Anſehen, und befördern ſo das Gleichgültige, Halbe und Charakterloſe. Man ſieht, hier iſt jedes Wort ein treffender Schlag, und wenn Göthe dieſes Schema hätte ausführen, und, wie Schiller mit älteren Dichtern in der Abhandlung über naive Dichtung that, mit hinzugefügten Namen hätte veröffentlichen, wenn er neue Xenien gegen die neuen Freunde hätte richten wollen, ſo wäre eine große Wirkung eben ſo unausbleiblich geweſen, wie ſie bei den frühern Xenien war, und wie ſie ſpäter und noch jetzt ſein würde, wenn man die zahmen Xenien (aus den 20er Jahren) durch Ueberſchriften und Namen von ihren Ketten ließe. Die Schaar der falſchen Freunde würde ſich plötzlich gelichtet haben. Allein ſchon war Göthe auf dem Wege der Toleranz; und warum ſollte er auch die jungen Verehrer ſo unfreundlich abſtoßen, die ſo fleißig ſeinen Ruhm ausbreiteten, und jenes Geſchäft betrieben, das einſt Meyer nach Leſſing an Klopſtock übte, den zu ſtellen, der ſchon lange ſtand?

Wo Göthe den romantiſchen Tendenzen am lebhafteſten opponirte, war in der plaſtiſchen Kunſt. Auf ſie wandte er ſich mit neuem Eifer zurück, als die zweite Reiſe nach Italien (1797) geſtört worden war, als ihn die politiſche Welt, inkommenſurabel wie ſie für ihn war, mit ihren Willkührlichkeiten ſcheuchte, als ihm die ernſte poetiſche Kunſt, wie ſie Schiller betrieb, zu anſtrengend ward, und als er den Produktionstrieb in ſich erlöſchen fühlte. Die bildende Kunſt lockte ihn unter den Aufregungen der Zeit, die ihm unheimlich waren, zu ſich heran; denn ihre objektive Natur bringt es mit ſich, daß ſie auf Empfindung und Leidenſchaft wenig wirkt. Indeſſen war Göthe, als er mit ſeinem Meyer (der eben aus Italien zurückkam, und deſſen „Kunſteinſicht von Jahrtauſenden" er beſcheiden überſchätzte) die Propyläen (1798—1800) unternahm, noch nicht ſo verſtimmt über Welt und Menſchen, wie er es bald nachher ward, als man dieſe Beſtrebungen und ſeine Naturſtudien ihm verkümmerte; die weimarer Kunſtfreunde, ſchrieb er ſpäter, waren damals noch in dem Wahn, es ſei auf den Menſchen genetiſch zu wirken, und ſie äußerten ſich daher treulich und richteten ihre Preisaufgaben nach dem, was ſie

als die würdigsten Gegenstände und der künstlerischen Vollendung werth erkannt hatten. In den Aufsätzen der Propyläen sind vortreffliche Sachen enthalten, die noch ganz den Umgang mit Schiller und die innige Uebereinstimmung mit dessen ästhetischen Grundsätzen verrathen, und die trotz mancher eigensinniger Uebertreibungen und manches wunderlichen Schematismus immer von unserer vielfach rathlosen Künstlerwelt gelesen zu werden verdienen. Auf zwei oder drei Punkten weilt seine Lehre am liebsten, die wir nur deshalb kurz berühren, weil sie Göthe's Verhältniß zu der romantischen Schule angeben helfen. Der Künstler soll mit der Natur wetteifernd ein geistig Organisches hervorbringen, allein er soll sich hüten, bei der Natur selbst stehen zu bleiben; er muß ihr das Bedeutende erst abgewinnen, und ihr einen höheren Werth leihen. Der Dichter rettet das von Lessing aufgestellte Princip der Schönheit und des Ideals gegen diejenigen, die das Charakteristische und die Wahrheit zum Principe machen. In diesem Sinne sind auch die Anmerkungen zu Diderot's Versuch über die Malerei geschrieben; er opponirt ihm und Batteux, den Predigern des halbwahren Evangeliums von der Nachahmung der Natur, die Allen schmeicheln, welche blos ihren Sinnen vertrauen, und dessen, was dahinter ist, sich nicht bewußt sind; sie weisen den Künstler an die Natur ohne Kunstanleitung, Göthe aber im Sinne Winckelmann's an die Alten, wo er erst lernen soll, was er in der Natur zu suchen hat. Was wir früher schon von Göthe's Liebe für die Antike angeführt haben, zum Theil aus Schriften, die erst jetzt und in den folgenden Jahren entstanden, hat uns in diesem Punkte schon früher mitten in seine Ansichten gestellt. Wenn er in den Propyläen die Klarheit der Ansicht, die Leichtigkeit der Mittheilung, die Heiterkeit der Auffassung rühmt, was Alles in allen griechischen Werken am edelsten Stoffe, in würdigster Gestalt geleistet sei; wenn er das schöne Naturell Raphael's bewundert, der, ohne zu grăcisiren, griechisch gefühlt und gelehrt und gethan habe; wenn er in seinem Winckelmann (1805) das Höchste ausspricht, was er zu Gunsten des Alterthums zu sagen hat; wenn er später bei der Redaktion seiner italienischen Reise die Einflüsse des südlichen Himmels auf den Künstler in unmittelbarster Empfängniß darlegt: überall geht jene Innigkeit und Hingebung an die Kunstleistungen der alten Welt durch, wie sie nur eine ganz

verwandte Natur entgegenbringen konnte. Und hierzu bildet die Gegenſeite, wie ſich Göthe gegen die chriſtliche Kunſt der früheren Jahrhunderte und vollends gegen die der neuen Romantiker ausläßt. Er ſprach in den Propyläen, wie Winckelmann, das Härteſte über die gothiſche Baukunſt aus, und auch ſpäter, als ihm die Boiſſerée und Moller ſeine Jugendneigungen dafür rechtfertigen wollten, behielt er gegen den köllner Dom eine Art Apprehenſion, und das Geſchichtliche blieb ihm das Wichtigſte. Er ſprach in dem Aufſatze über ältere Gemälde in Venedig daſſelbe über die altkirchliche Malerei aus, was er in der italieniſchen Reiſe noch ſtärker ſagte. Er ließ ſich in Briefen im bitterſten Spotte aus über den „ſeichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümelei und Vaterländelei einen falſchen Grund, in Frömmelei ein ſchwächendes Element ſucht, eine Atmoſphäre, worin ſich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Verſuchler ſo gern begegnen.“ Noch in der ſpäteren Zeitſchrift Kunſt und Alterthum (ſeit 1816), zu der er ſich nöthigen ließ, wo er mehr als Redakteur die Anſichten und Geſinnungen anderer „verſtändiger und guter Menſchen“ ausſprach, und wo er ſchon nach allen Seiten hin das Mittelmäßige protegirte und ſeine mephiſtopheliſche Urbanität ſpielen ließ, drang er auf eine Kritik der Sinne, und warnte vor dem Feſtſtehen bei jenem Naiven, Steifen und Aengſtlichen, das unſere alterthümelnden Künſtler beibehielten. Die langen Jahre, durch die ſich die Kunſtausſtellungen in Weimar hinzogen, beharrten die Kunſtfreunde auf ihrer antiken Richtung mit einer ſonderbaren Hartnäckigkeit. Wie weiſe bemerkte doch Göthe ſelbſt, daß ein ſich ausbreitender Geſchmack durch irgend ein Ausſchließen nicht verengt werden könne; hätte er ſich innerhalb der neuen Richtung aufgepflanzt, ſo hätte er den irregehenden Künſtlern manches Heilſame angeben können. So gewann er an der jung auftretenden Kunſt keine Freude, die ſich ihm ſo nahe rückte; und man muß es doch geſtehen, daß ſie aus ihren romantiſchen Anfängen ſich ganz anders herausgebildet hat, als ſie auf dem Wege der Tiſchbein und Hackert, um die ſich Göthe ſo viel zu ſchaffen machte, je gekommen wäre; wenn ſich der Dichter bei ſeinen Ausſtellungen wunderte, wie herrlich weit wir es ſeit Leſſing's Laokoon gebracht hätten in der bildenden Kunſt, ſo ſind wir wahrlich jetzt berechtigter, uns unſerer Fortſchritte ſeit

Göthe's Ausstellungen zu freuen. Ihn verbitterte aber damals das Umsichgreifen jenes Legenden- und Heiligenfiebers, das ihm alles Lebenslustige aus der Kunst zu verdrängen schien. Von da an, und als bald darauf seine Farbenlehre nach seiner Ansicht mit allzu schnödem Undank aufgenommen ward, fing Göthe an, jene peinliche Duldsamkeit gegen Alles, was ihm gerade entfernter lag, zu üben, die mit einer verhaltenen Intoleranz gegen Alles, was sich ihm oppositionsweise nahe drängte, wechselte. In den Noten zu Rameau's Neffen von Diderot (1805) spricht sich dies in Bezug auf die Romantik zuerst und auf eine ärgerlich-komische Art aus. Einem Mann wie Gentz sogar schien diese ganze Arbeit, Uebersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autors und Göthe's ganz unwürdig. Auch wir gestehen, daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausakten suchten, und daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solchen Gegenständen verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Göthe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen. Es scheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantische Kunst und die Götter der neuen Schule eingetreten zu sein; Shakspeare und Calderon heißen vor dem höchsten Richterstuhl untadelig, und selbst daß sie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen sind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer; Werke wie Lear, Hamlet und der standhafte Prinz, die Geburten der romantischen Jahrhunderte, heißen aber in demselben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheueren mit dem Abgeschmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden!

Neben den Beschäftigungen mit der plastischen Kunst ging Göthe zugleich seinen Naturstudien im weitern Umfange nach; wir verglichen dies schon oben der allgemeinen Abwendung der Zeit von der Kunst zur Wissenschaft; der Dichter tritt hier in die Reihe der Naturphilosophen ein. Wir erwähnen diese Thätigkeit nur obenhin, in deren Beurtheilung wir nicht eingehen könnten, auch wenn wir wollten oder dürften. Es wäre ein Anderes, wenn Göthe ausgeführt hätte, was ihm lange im Sinn lag, ein großes lucrezisches Gedicht von der Natur der Dinge zu schreiben: wir

müßten dann das Verhältniß ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen zu dem Inhalte der Dichtung zu ermitteln ſuchen. Was uns für unſere kunſtgeſchichtliche Betrachtung in den Naturſtudien Göthe's der intereſſante, und auch für den Laien deutliche Punkt iſt, iſt jene ſchon oben genannte künſtleriſche Richtung aus dem Mannichfaltigen weg nach dem Typus und der Urgeſtalt der Dinge. Wo er auf dieſem Wege blieb, iſt er von anerkannter Anregung geweſen. In der Botanik, ſagt er in der Morphologie (1817 sqq.), hat er im Gegenſatz zu Linnée, wo dieſer nur Verſchiedenheit und Kontraſt geſehen, Analogie und Einheit herzuſtellen verſucht; und ſeine Theorie vom Blatte und der Metamorphoſe der Pflanze iſt ſeitdem auch in der Wiſſenſchaft fruchtbar geworden. Ebenſo iſt es mit ſeinen Anregungen zur vergleichenden Anatomie; ſeine Betrachtung, daß die Knochen der Hirnſchale Modifikationen der Rückgratswirbel ſind, iſt nun allgemein gebilligt; auch in dieſer Sphäre leitete ihn jene Tendenz, mit plaſtiſchem Sinne die Urform der Naturbildungen zu ſuchen. In dieſen beiden Regionen ließen den Forſcher ſeine ſicheren Erfolge in zufriedener Ruhe; bei ſeiner Farbenlehre (1810) dagegen und in ſeinen geognoſtiſchen Anſichten ſtieß er mit der fortſchreitenden Unterſuchung, mit der Thatſache und dem wiſſenſchaftlichen Kalkul feindlich zuſammen, und ſog daher nicht wenige Verbitterung ein. Er blieb in der Geognoſie ein treuer Anhänger des Neptunismus, er ſtellte im zweiten Theile des Fauſt den Teufel an die Spitze der Vulkaniſten und ſpottete dort in der Schöpfungsgeſchichte des Homunkulus auf die Feuertheorie. Offenbar aber fehlte es ihm hier an der Ueberſicht des Faktiſchen, ohne die keine wiſſenſchaftliche Baſis zu finden iſt; wo die Forſcher des Fachs noch Arbeit für Jahrhunderte ſahen, wollte er leicht zu Ende kommen. Er durfte wohl der kühnen Träume der ausſchließlichen Vulkaniſten ſpotten und ihre Ketzermacherei abweiſen; aber was ſollte es heißen, daß er ſich vornehm über den größten Kenner der Zeit, der eine ganz andere Anſchauung hatte als Er, hinwegſetzte, daß er über Alexander v. Humboldt als „einer vom Metier" wie über einen Dilettanten und Redekünſtler ſchrieb! Ebenſo empfindlich nahm er ſich mit ſeiner Farbenlehre; es beleidigte ihn, daß man dieſe ſo zuverſichtlich gebotene Arbeit ſo abweiſend aufnahm; er ſchien, wie gereizt er gegen die illiberalen Newtonianer war, von einer liberalen Forſchung

und Besprechung der Materie, nachdem sein Spruch gefallen war, nichts wissen zu wollen. In diesem Felde kannte er die Thatsachen, aber die strenge Methodik entging ihm; und wer auch der Sache durchaus fremd ist, findet aus seiner Polemik gegen Newton leicht heraus, „wo sich das Schwache am Starken hinanrankt.“ Göthe war um die Zeit dieser Forschungen in ein philosophisches Verfahren hineingerathen, wobei man am besten sieht, wie wenig das begründet ist, was Schiller ihm Lobendes von der Verträglichkeit seines betrachtenden Wesens mit der Philosophie sagt. Er neigte sich vielmehr, wie er selber bemerkte, nur symbolisirend zu Schiller's philosophischem Ordnungsgeiste hin, er setzte allegorisirend nur Eine Art der Anschauung an die Stelle der anderen; daher begannen mit seinen Studien über Licht und Farbe jene wunderlichen symbolischen Schemata und tabellarischen Darstellungen, mehr Spiele als methodische Thätigkeit des Geistes, wovon uns einige sonderbare Reste geblieben sind. In einer Stelle des Briefwechsels mit Schiller beobachtet man Göthe's Verfahren bei dieser Schematisirung und philosophischen Betrachtung der Phänomene für seine Farbenlehre auf frischer That, und den Eindruck der Unsicherheit, den dies auf Jeden machen wird, der einige Routine in wissenschaftlichen Untersuchungen hat, macht die Farbenlehre selbst, so weit ich bemerken konnte, auf jeden scharfen Kenner der Materie.

Die philosophischen Beschäftigungen Göthe's seit seiner Bekanntschaft mit Schiller waren nur von geringem direkten Einflusse, und wenn sie es waren, so war der Einfluß kein wohlthätiger. Wie er in Schiller's Kantianismus einging, wie weit er mit Niethammer und Fr. Schlegel transcendentalen Idealismus trieb, was er von Schelling's spekulativen Ideen annahm, konnte nicht der Rede werth gewesen sein. Von desto größerer Wichtigkeit scheint die Einweihung in die Mysterien der Philosophie auf Göthe'n indirekt gewesen zu sein für die Reifung seines Ueberganges von Anschauung und Betrachtung zur Beschaulichkeit und Kontemplation. Jenen großen Wendepunkt der ganzen Zeit vom Hellen und Klaren zum Mystischen und Dämmerigen, von der Intuition zur Spekulation, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen machte das erwählte Kind der Zeit am innigsten mit, und in ihm allein und seinem intensiven Leben können wir den Moment der

Metamorphose erhaschen und beobachten, die den Charakter seiner eigenen Poesie ebenso von Grund aus veränderte, wie die Poesie überhaupt in ganz Deutschland damals verändert ward. Misstimmung an dem Weltlauf, vorgerücktes Alter, philosophische Studien, der Frieden der Kunst und Natur, Alles kam in Göthe jener Umdrehung des Zeitgeistes entgegen, und die Symptome der Veränderung wurden daher in ihm am klarsten, und der Kontrast seiner späteren beschaulichen, allegorischen, verschwommenen Dichtung gegen seine frühere lebendige und plastische am stärksten. Ueber diesen interessanten und merkwürdigen Wendepunkt findet sich in dem schiller'schen Briefwechsel die aufschlußreiche Stelle, in der Göthe von der neuen Veränderung berichtet, die er im Augenblick ihres Eintrittes zur Selbstbeobachtung fesselt. Eingeleitet lag sie schon in ihm seit den Vorbereitungen zu der projektirten Reise nach Italien **1797**, wo sich Göthe reizbarer und empfindlicher als je gegen die „empirische Weltbreite" sträubte, vor der ihm jetzt graute; er empfand nie so sehr als damals, daß die Kunst Sammlung verlange, ja gebiete, und daß sie den Menschen wider seinen Willen auf sich und sein Inneres isolire. Bei Anfang der Reise selbst nun trat er der Welt in einer ganz neuen Weise gegenüber. Die frühere sinnliche Natur, die die Gegenstände ruhig auf sich wirken ließ, schien ganz umgetauscht; denn er fing sogleich an, sich von jedem betrachteten Objekte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit Rechenschaft zu geben, und zwar so, daß er sich zugleich Rechenschaft von sich selbst gab. Es fiel ihm dabei an sich eine Art Sentimentalität (im schiller'schen Sprachgebrauche) auf, und er fand beim Nachdenken darüber Folgendes: „Das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, sagte er, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und vermehrt meine Kenntnisse. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, sondern ich bin heute so ruhig und unbewegt, als ich es jemals bei den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen gewesen. Woher denn also diese scheinbare Sentimentalität, die mir um so auffallender ist, als ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung sein, bei einem Gegenstande, der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser

Mittelzuſtand hervorgebracht wird.“ Statt den Grund dieſer Erſcheinung in dem Mangel an der alten Energie ſeiner poetiſchen Natur zu ſuchen, ſieht er ihn ſehr bezeichnend in den Objekten, und findet, „daß dieſe ſymboliſch ſind, d. h. eminente Fälle, die in einer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit als Repräſentanten von vielen anderen daſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in ſeinem Geiſte aufregen, und ſo von außen und von innen an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen.“ Man ſieht ſogleich, daß dieſe Anregung in ſeinem Innern die Hauptſache bleibt, und jeder Gegenſtand würde unter die angegebenen zu ſetzen ſein, ſobald man dieſen ſymboliſirenden Sinn in ſich trägt. Solche Gegenſtände nun nennt er ein glückliches Sujet für die Menſchen, wie andere Dinge glückliche Sujets für die Dichter ſind, und „weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt rekapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann (was ihm doch ſonſt mit jedem Gegenſtande gelungen war, der ihn feſſelte, ſowie ihn umgekehrt kein Gegenſtand gefeſſelt hatte, mit dem dies nicht gelingen konnte), ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höheren Sinne, was er mit dem Ausdrucke ſentimental benannte.“ Gegenſtände nun, die ſolche Betrachtungen in ihm weckten, fand er in ſeinem Wohnplatze in Frankfurt und in dem Raume ſeines großväterlichen Hauſes, wiewohl er auch hier ſogleich empfand, daß die liebevolle Erinnerung, alſo ſein Inneres, hinzukam, ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf dieſe Dinge zu lenken, die zu ſchärfen und zu üben er ſich nun förmlich vornimmt. „Gelänge das, ſagt er, ſo müſſe man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch wenn man auf jedem Platze, in jedem Momente, ſo weit es Einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannteren Ländern und Gegenden davontragen.“ Man darf wohl ſagen, daß dies in ſeinen ſpäteren poetiſchen Produkten faſt durchgängig der Fall iſt, und daß er darin Erfahrungen, die er ehedem in ſinnlicher Breite, wie es die Kunſt verlangt, vorgeführt hatte, nach einer gewiſſen geiſtigen Tiefe mißt, wobei er ſich oft ins Bodenloſe verliert. Schiller durchſchaut dieſe ſo myſteriös verhüllte neue Erfahrung ſehr ſcharf. Es ſei ein Bedürfniß, ſagte er, poetiſcher, ja menſchlicher Naturen überhaupt, ſo wenig Leeres als möglich zu finden, ſo viel Welt als möglich ſich durch

die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und poetisch gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von symbolischer Seite fassen. Immer aber ist das Sentimentale (im guten Sinne) ein Effekt des poetischen Strebens, welches aus Gründen im Gegenstand oder im Gemüth nicht ganz erfüllt wird. Solch eine poetische Forderung ohne eine poetische Stimmung und ohne poetischen Gegenstand scheine sein Fall zu sein. In der That komme es hier viel weniger auf den Gegenstand an, als auf das Gemüth, ob ihm der Gegenstand etwas bedeuten solle. So däucht auch ihm also das Leere oder Gehaltreiche mehr im Subjekte als im Objekte zu liegen. Das Gemüth sei es, das hier die Grenze steckt, und das Gemeine und Geistreiche kann er auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was ihm jene beiden Plätze waren, meint er, wäre ihm in aufgeregter Stimmung jede Straße, Brücke u. s. w. gewesen. Wenn Schiller die unberechenbaren Folgen dieser neuen Betrachtungsweise in Göthe hätte ahnen können, so würde er ihn schwerlich ermuntert haben, sich ihr ganz zu überlassen, weil durch eine solche Ansicht der Gegenstände in das Einzelne eine Welt gelegt werde; denn wer da weiß, wie wir mit unseren Kräften haushälterisch zu verfahren Ursache haben, da wir so vieles unendlich Wichtige und Große unerkannt bei Seite liegen lassen müssen, der wird nicht jede tiefste Betrachtung an den unwürdigsten und kleinlichsten Gegenständen geübt wissen wollen. Denn so war es gleich die nächste Folge, daß Göthe anfing sich Reisebündel von Akten anzulegen, worin er alle öffentlichen Papiere, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Komödienzettel, Verordnungen, Preiscourante u. s. w. einheftet, seine Bemerkungen hinzufügt, diese mit der Stimme der Gesellschaft verglich, seine eigene Meinung mit dieser berichtigt, die neue Belehrung wieder ad acta nahm, und so Materialien für einen künftigen Gebrauch zu erhalten hoffte. Wer diesem Phänomen nachdenkt, der wird nun leicht finden, wie hier die Initien zu jener späteren Theorie des Erstaunens liegen, nach der Göthe die höchste Bedeutsamkeit in die geringsten Dinge legte, nach der er von jetzt an auch seine

Poeſien vielfach ganz in dem allegoriſirenden und ſymboliſirenden Sinne der Romantiker behandelte.

Denn wie ſehr ſich Göthe auch gegen die romantiſche Kunſt und Neuerung ſetzte, ſo war er doch ſeiner ganzen Natur nach, die den Zeitinfluenzen ſo gern gehorchte, genöthigt, dennoch auf ihre Evolutionen producirend einzugehen. In Allem, was nun und ſpäter Poetiſches von ihm erſchien, kann man denn auch ſogleich die Einwirkungen des neuen Geiſtes, die Merkmale jener Wendung ſeines Inneren in ſehr verſchiedener Weiſe erkennen. Schon in ſeinem Meiſter und in den Ausgewanderten begann jenes Verſtecken von allerhand von geheimnißvoller Weisheit, jenes Necken des Leſers durch problematiſche Kompoſitionen; mit geſpenſterhaften Myſtifikationsgeſchichten, mit Unglaublichem und Fremdartigem den Horen aufzuhelfen, war er ſorglich bedacht, und mochte ſchon heimlich in die Fauſt lachen, als Schiller und Andere ſich über den Knoten im Meiſter und in ſeinen Mährchen abquälten. Die kleinen Theaterſtücke der erſten Jahre dieſes Jahrh. wurden ihm ſchon zu Gelegenheitsallegorien. Die natürliche Tochter iſt völlig aus dem myſteriöſen Hange geſchrieben, der die lichten Begebenheiten des Tages und einfache Seelenzuſtände in eine dämmerige Sphäre hinüberſpielt und eine geheimnißvolle Tiefe ihnen unterlegt. In der neuen Auflage des Fauſt (1807) ſtellte ſich Göthe auf die Spitze der romantiſchen Tendenzen, denn erſt in dieſer Geſtalt machte das Werk ſeine größten Eroberungen, und warf die unmächtigen ähnlichen Verſuche der Romantiker, alte Nationalſagen umzugeſtalten, in tiefen Schatten. Alles aber, was neu hinzugekommen war, zeigt auffallend die unwillkührliche Konnivenz gegen die Eigenthümlichkeiten des neuen poetiſchen Geſchmackes. In den Wahlverwandtſchaften (1809) und in den kleinen Erzählungen, die vereinzelt in dem Taſchenbuch für Damen (ſeit 1809) erſchienen, und durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel der Wanderjahre Meiſter's zuſammengeſchlungen werden und ein wunderlich anziehendes Ganze bilden ſollten, huldigte Göthe theils dem Mährchengeſchmack des Tages, theils anticipirte er den Uebergang zu der eigentlichen Novelle. Dieſe Gattung, die er ganz aus dem oben angedeuteten Geſichtspunkte betrachtete, vertrug ſich vortrefflich mit jener neuen Neigung, dem Unbedeutenden Gewicht zu leihen: „ganz einfache Lebensmomente werden darin aus her-

kömmlicher Gleichgültigkeit heraus und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.“ Die Wahlverwandtſchaften waren anfangs auch nur auf eine kleine Erzählung berechnet, wie die übrigen, in denen das formale Princip der Romantiker vorwaltet, und die wenig anderes Verdienſt, als das der Erzählung haben; allein noch drängte ſich hier ein Herzensantheil hinzu, der dieſen Stoff ausdehnte, und dieſes Werk zu dem Meiſterſtück der neuern Novelliſtik machte. Die Wahlverwandtſchaften ſind übrigens darum nicht mehr mit jenem friſchen pathologiſchen Antheil geſchrieben, wie einſt Werther; ſie vergleichen ſich vielmehr mit den Novellen des Cervantes gerade dadurch, daß ſie jene durchſichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit im Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, jene geradlinige Richtung der Empfindungen und Leidenſchaften, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künſtleriſchem Bewußtſein durchgeführten Darſtellung an ſich tragen. Die Entfaltung des Satzes: wie die Menſchen nicht wiſſen, dem Dämon in ſich ſelbſt, der urſprünglichen Stimme der Natur zu folgen, und ihr mit Warnungen und Hemmungen ſich offenbarendes Schickſal zu verſtehen, wie ſie ihm vielmehr oft entgegentreten und mit freier menſchlicher Willkühr, wohl auch aus Pflichtgefühl zuwiderarbeiten, und wie ſie dies ins Verderben zieht, die Verkörperung dieſes Gedankens, ſagen wir, iſt ſo leicht durchgeführt und in ſo trefflichen Gegenſätzen gehalten (wie z. B. Charlotte erſt der Pflicht folgt, dann, durch ein erlittenes Unglück gemahnt, dem erſten und natürlichen Gefühle; Ottilie dagegen erſt dem Gefühle, und dann, durch das verurſachte Unglück geſchreckt, der Pflicht), daß wir auch im Cervantes nur Einzelnes entfernter zu vergleichen wüßten; und dies um ſo mehr, als ein Vorzug hinzukommt, den der ältere Meiſter nicht wohl haben konnte. Göthe ſchlingt wohlthuend durch die ſpannenden inneren Verhältniſſe der Menſchen die Geſchichte des Parkes hindurch und läßt angenehm in der Natur ausruhen, beſänftigt hier für die Unruhe, die das leidenſchaftliche Getriebe der Menſchen aufregt, und hält den Leſer mehr in einer harmoniſchen Stimmung, als es in den alten Novellen durch die Iſolirung der moraliſchen Welt der Fall iſt. In der ganzen legendariſchen Wendung am Ende dagegen und manchen Einzelnheiten verfällt Göthe auch hier den romantiſchen Wunderlichkeiten des Tages. Bei der Aufnahme dieſes

Werkes hatte Göthe von dem Materialismus der modernen Welt von neuem zu leiden. Was jene physikalischen Beziehungen angeht, die dem naturforschenden Dichter ein willkommenes Bild boten, so kritisirte man die Statthaftigkeit eines wissenschaftlichen Satzes, wo nur der Phantasie ein Symbol gegeben war, vor welcher Alles statthaft ist, was sich als möglich fesseln läßt. Und was den moralischen Klagepunkt angeht, so hat sich Göthe mit Recht beschwert, daß das Publikum trotz der geübten poetischen Gerechtigkeit sich nicht zufrieden gab, das sich sonst immer über deren Vernachlässigung beschwert.

Wir bemerken wohl, daß mit Göthe's ehemaligem freudigen Wirken auch der ungetheilte Erfolg nachließ. Wie sich gegen diese Dichtung mehr feindliche als freundliche Stimmen hören ließen, so opponirte die Zeit seiner Kunstrichtung und seinen Naturforschungen; die politische Weltlage scheuchte ihn immer mehr in sich selbst zurück; sein dichterischer Preis überhaupt sank in jenen Jahren der politischen Erhebung und der patriotischen Begeisterung unter der Jugend, die immer der Träger des Dichterruhmes ist. Unter diesen Eindrücken, wo ihm die Lust des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens schwand, wo er sogar der Mineralogie müde war, wo er seinen ganzen gegenwärtigen Zustand als eine Nebensache ansah, fiel er auf den Entwurf seines Lebens, der ihn bald fesselte und nicht mehr losließ. Mit Recht nannte er seine Biographie Wahrheit und Dichtung (1811 sqq.) aus jenem Gesichtspunkte, daß der Mensch in der Gegenwart, wie viel mehr in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele. Indem Göthe in diesem Buche den Zustand unserer Literatur in seiner Jugend schilderte, schloß er sich den literarhistorischen Beschäftigungen der Romantiker an, und wir haben die Schätzbarkeit seiner Mittheilungen in dieser Beziehung schon früher ausgezeichnet. Wie trefflich aber die Charakteristik seiner Jugend und Jugendwerke und Jugendgenossen gelungen ist, dennoch mußten wir früher auch schon darauf aufmerksam machen, wie verwischt das originale Bild jener Zeit ist, und wie die Aufnahme der Farben jener grellen jugendlichen Periode das blödere Gesicht des greisen Mannes schon verräth. Wie sticht dagegen die italienische Reise ab, die glücklicherweise nur aus zeitbürtigen Aktenstücken zusammengesetzt ward, welche wieder innerhalb des Werkes selbst einen sonderbaren

Kontrast gegen die kleinen Einschaltungen des gealterten Redakteurs bilden. Und wieder, welch ein Abstich, wenn man die ersten Bände des Lebens mit der spätern Fortsetzuug, oder mit den Tages- und Jahresheften vergleicht, wo uns der Dichter in alles Kleinliche und Alltägliche selbstgefällig einführ, wo er mit jenem tiefsinnigen Wesen die entferntliegendsten Dingen verbindet und die oberflächlichsten Erscheinungen aus den tiefsten Gründen herleitet. Wie mußte der große Mann überzeugt sein, daß das Publikum seine sibyllinischen Blätter mit ihrer abnehmenden Bedeutung in desto größeren Ehren hielt, als er jene Hefte zur Veröffentlichung bestimmte, und als er sein Kunst und Alterthum herausgab, ein Magazin der Unbedeutendheit, das zwar von einem fortdauernden Interesse an dem literarischen Treiben der Nation zeugt, dem aber doch schon ein ganz Mechanisches anklebt. In der That stieg auch Göthe's Stern wieder ungefähr seit dem Zeitpunkte der Erscheinung dieser Blätter, nachdem die politische Erschütterung wieder vorüber war, während welcher Schiller der Allbewunderte blieb. Diese glückliche Bewegung war ihm ein so ungeheuer Bedrohliches gewesen, wie die frühere Katastrophe von Jena, die seinen Fürsten gefährdete; und als er sich in dem allegorischen Spiele Epimenides' Erwachen bewogen fühlte, die geretteten Völker auf die verborgenen Triebräder der großen Zeitereignisse hinzulenken, ärgerte man sich mit Recht über diese „Bequemung, auf vornehme Manier patriotisch zu sein." Gerade in dieser Zeit der Befreiung studirte Göthe mit Absicht, um sich recht weit zu entfernen, das chinesische Reich, er gewann die persische, arabische und indische Dichtung lieb und lieber, und unmittelbar darauf gab er im Poetischen der Nation, die, des Handelns nicht gewohnt, sich an ihrer kurzen Anstrengung gleich übermüdet hatte, das Signal, den Weg aus dem Vaterland nach dem Orient, aus den Segnungen der Freiheit zu den Früchten des Despotismus, aus der Freude an dem Thätigen in das Quietistische mit ihm zurückzuwandeln. Da man sich doch, sagte er, im Frieden einmal als Ohnesorge fühlen will, so war nach dem Lärm der Kriegs- und Siegeslieder ein fremder Hauch willkommen, der abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließ. Eine Zeit lang hatte Göthe den Dichtungen des Hafis nichts abgewinnen können, erzählt er; als aber Hammer sie in Einen Körper gesammelt gab, gewannen

ſie es über ihn, und erregten ſeine alte Neigung, Alles, was ihn irgend bewegte, dichteriſch und producirend zu bewältigen. Er fand es dringend nöthig, ſich vor der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedroht habe, in eine ideale zu flüchten, und ſo drängte ſich Alles, was ſich in ſeinem Innern Homogenes mit den orientaliſchen Formen fand, in dieſe mit Heftigkeit ein. Der Gegenſatz gegen die kämpfende Außenwelt, die Abgeſchloſſenheit, in der er in die Tiefen drang, „wo die Menſchen noch von Gott Erdenſprachen und Himmelslehren empfingen," der ganze Quietismus des Alters ſpricht ſich vortrefflich in jener körperloſen, nebelhaften und unfaßlichen Lyrik aus, die er mit der alten Virtuoſität an das orientaliſche Original zu akkomodiren wußte, die uns aber einen ganz andern Dichter zeigt, als den wir früher gewöhnt waren. Den Reiz der Sinnlichkeit, den nach Göthe keine Dichtung entbehren kann, entbehren dieſe Gedichte; die eigene Vorſchrift, daß man im Alter bei geſchwächter Sinnlichkeit am beſten Stoffe wähle, wo dieſe bereits im Stoffe liegt, befolgte er in dieſem Falle nicht. Vieles Lyriſche, was ſchon vor dem weſtöſtlichen Divan (1818) gemacht iſt, läßt ſtufenmäßig den Uebergang vom Klaren und Faßlichen zu dem Trüben und Ungreiflichen beobachten, das hier ſeine Spitze erreicht; das Epigramm wird Weiſſagung, Geheimniß und Räthſel; Reiſegedichte und Balladen, die plaſtiſchen Gattungen, werden abſtrus und myſteriös, und bedurften eine Erklärung des Dichters, die den Kommentar der fremden Erklärer mit der freundlichſten Miene verſpottete, die ſich in die Falle hatten führen laſſen; die alten hellen helleniſchen Elemente weichen indiſchen Anklängen; in die Elegie, einſt voll reizender Anſchaulichkeit, geht ein ſeelenleeres Brüten und Vernünfteln ein; der lückenhafte Gang ſeines Liedes forderte früher immer die Phantaſie zu einem frohen Sprunge auf, der uns weiter förderte, hier ſtellt er uns vor räthſelhafte Tiefen, die uns ſtutzig machen und zum Anlauf nöthigen; wunderliche Sprachgrillen miſchen ſich dazwiſchen: oft wird der widerſtrebende Stoff kühn manipulirt, oft fühlt man einen Zwang, wie wenn ein Greis von diplomatiſcher Autorität ſich körperlich zuſammenrafft, um ſich aufrecht in würdiger Poſitur zu halten. Jene Stoffe im Divan laſſen oft auf den ſtudirenden Dichter blicken, den auch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe an den Orient feſſelte, und der die Erläuterungen geſchrieben; jene formelle Zierlichkeit ohne

einen genügenden ſtoffartigen Widerhalt auf den ſpielenden Weiſen, der die Sprache der Perſer nicht mehr lernen konnte, aber ihre Schriftzüge nachmalte; und wenn man Einmal mit Rückert die vollkommene orientaliſche Metamorphoſe des bejahrten Dichters bewundern muß, ſo fühlt man ein andermal doch auch, daß er ſich über den Werth jener Dichtermanier nicht täuſcht, bei der „das derbſte Gedicht, ehe man ſich's verſieht, wie ein Luftballon vor lauter rationellem und ſpirituellem Gas, womit es ſich anfüllt, aus den Händen und in alle Lüfte geht.“

Der weſtöſtliche Divan machte in unſerer Lyrik Epoche. Sie ließ auf dies Beiſpiel plötzlich ihren letzten kriegeriſchen, materiellen, präſenten Charakter fallen; Rückert und Platen gingen in ihren öſtlichen Roſen und Ghaſelen ſogleich in der Spur des deutſchen Hafis, in vieler anderer Dichter einzelnen Liedern erſcholl Bülbüls Geſang. Ein nochmals geſteigertes formelles Princip, das der Romantiker überbietend, durchdrang die lyriſche Kunſt, und auf den Charakter, den ſie vielfach durch dieſe Wendung nahm, wendet ſich am beſten das Witzwort Jean Paul's auf die Dichtung der Romantiker an, daß in ihr die Endreime die organiſchen Kügelchen und den poetiſchen Froſchlaich bildeten. Es muß doch tief in dem deutſchen Charakter gelegen ſein, dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beſchaulichkeit nachzuhängen, da es zweimal in den Hauptperioden unſerer Dichtung geſchehen konnte, in den Zeiten der Kreuzzüge und nach den Freiheitskriegen, daß wir uns unmittelbar in oder nach den Jahren der Kämpfe, und großer, begeiſternder Kämpfe, mit unſerm poetiſchen Geſchmacke gerade dahin flüchteten, wohin von allem Lärm einer ſolchen Zeit nichts dringen konnte. Wie wunderbar ſeltſam erſcheint jener zarte Minnegeſang in den Zeiten der ritterlichen Kriegsluſt! und wie eigenthümlich entſpricht dieſem Verhältniſſe die deutſche Lyrik romantiſcher und orientaliſcher Farbe in dieſen Zeiten, die das Mittelalter wieder nachbildeten! Fr. Rückert kann in vieler Hinſicht als der Vertreter der Lyrik romantiſcher Periode gelten, als Repräſentant des neuen Minnegeſangs. Und Er, der am kräftigſten jenen Kriegsgeſang hatte mit anſtimmen helfen, der ſeinen Mitſängern ſo ernſt zugerufen hatte, ſie misbrauchten ihr Amt, wenn ſie das ſchlafende Volk noch mehr in eitle Traumgeſichte wiegten, wie ſchnell verließ er dieſe ſeine weltliche Laufbahn gleich jenen ritter-

lichen Dichtern, wandte den Blick in sich, trachtete mit seinem Lied sein eigenes Dasein zu versöhnen, und verschmähte, ein Sänger der Helden und Weltvernichter zu sein. Er, der jenes schöne Ideal eines deutschen Volkes und eines Sängergeschlechts aufstellte, das diesem Volke singen, und nicht Heiligen- und Ritterbilder schnitzeln, nicht gereizte Nerven überreizen und zum Kitzel, zur Zerstreuung der Müßiggänger ein ekles Spiel treiben würde, Er gerade steht mit seiner unvergleichlichen Sprachgewandtheit auf der höchsten und gefährlichen Spitze jener universalen Uebersetzungskunst, jenes Geschicks, alle Formen aller Dichtungen anzueignen, er ist der kühnste aller jener Apostel, die die Völker aller Zungen in das heimische Haus geführt haben, und „bei dem Weltgespräche, das da beim Schmaus erklingt," darf er das große Wort führen. Er, dem seine vaterländische Gesinnung im Verband mit seiner Herrschaft über die Sprache ein treffliches Talent zum scharfen Satiriker gegeben hätte, er weihte sein dichterisches Leben, ganz wie jene Nachtigallen des Mittelalters, der Liebe, dem Gesang, dem Frühlingsschauen, und in seinem Dichternamen rückt sich mit der Zeit der Accent von Freimund auf Reimar über; wenn Einer jener Sänger jetzt lebendig würde, er könnte sein Lied kaum anders moduliren, als Rückert that; er würde bei ihm seine kunstreich verschlungenen Maße und Reime neben all seiner Leichtigkeit wiederfinden und jenes luftige Schaukeln des Schmetterlings auf den Blumen der Rede, jenen Uebergang von weltlicher Liebe zur himmlischen, vom Occident zum Orient. Ganz wie bei jenen Sängern zweifelt man, ob Kopf, ob Herz den mehreren Antheil an seinen Gedichten habe; oft ist der Hauptreiz die glücklich bezwungene Form, kecke Reimflechtungen spannen, und die glückliche harmonische Hinausführung wirkt — wenn man das Widersprechendste sagen darf — wie ein musikalisches Epigramm. Mehr als die Empfindungsstärke wirkt die Kraft in Sinnbildern, im symbolisirenden Scharfsinn und Witz; wie bei einem Walther ist nicht das Lied, sondern der Spruch, das didaktische Gedicht das Preisvollste in Rückert's Werken, denn jeden schwierigsten Gedankeninhalt bändigt er mit leichtem und sicherm Griffe. Ganz finden sich bei ihm die Klagen jener alten Sänger wieder über die verfallene Kunst, das Abwenden von den Menschen, um für sich allein und wenige Freunde einsam zu singen, der Gram über die Ungunst der Zeit, der Skrupel, ob in ihr, ob in dem Mangel des Ver-

mögens in dem Dichter die Ursache gelegen sei, daß dem so redlichen und herzlichen Beginnen nicht das glückliche und offene Gedeihen folge, wie bei den Dichtern der guten, noch so nahen Vorzeit. Er fühlte sich zu Zeiten einen großen Dichter, wie es Platen ruhmrediger that, dann beginnt er sich der Poesie zu schämen; Leidenschaft, Natur, Kenntniß und Sprache, das wußte er selbst, waren ihm gegeben: warum sollte er sich nicht zu den wahren Dichtern zählen? aber gleich darauf dünkt ihm selber wieder, er schreibe Verse aus matter Brust, und es fehlt ihm zu Allem Lust und Liebe. Er zweifelt, ob seine nebeneinandergereihten Perlen einen Dichter machten; hätte er sie in Einem Gebilde vereinigen können, meinte er, so wäre der zersplitterte Dichter ein ganzer geworden. Wer diese und ähnliche Stellen im Zusammenhange liest und den Hauch des Unmuths, der sie deckt, unmittelbar in einer nachempfindenden Seele empfängt, der fühlt mehr, als irgend eine Einsicht begreiflich machen kann, wie durch die Ermüdung einer Kraft in dem Ganzen der Nation dem Einzelnen auch bei noch so großen Gaben die Quelle der Nahrung abgeschnitten wird. Diese Klagen hallen bei Chamisso, bei Platen, bei Heine, bei so zahllosen Andern immer wieder, sie Alle singen diesen Einen Kanon von der schweren Noth der Zeit immer wieder; der Geist der „ernstgewordenen Zeit, die die Lust am Saitenspiele verloren hat," geht kalt daran vorüber. Die treumeinenden Sänger murren, daß sie tauben Ohren singen; aber auch jener wandelnde Geist hat das Recht derselben Klage. Seine Stimme ruft dem Achtsamen vernehmliche Mahnungen zu, und wer sie hört, für den hat sie lockende Gewalt; aber wenn wir uns ewig mit unserm Gesange das eigene Ohr betäuben, wie sollen wir sie je vernehmen? Der alte Göthe, den schon sein Alter taub machten durfte, schien diese Stimme wohl zu hören; er beschämte die jungen Sinne mit seinen alten; er rief in den zahmen Xenien dem Dichtergeschlechte seine Ermahnungen deutlich genug zu, den geherbsteten Acker der Dichtung eine Weile liegen zu lassen. Er selber wandte sich gerade jetzt (um 1820) von der deutschen Literatur mehr ab, er legte die Dichtungen seiner jungen Freunde ungelesen bei Seite, und achtete auf die Symptome der Weltliteratur. Er ließ die serbische und griechische und indische Dichtung auf sich wirken, er gefiel sich in den Influenzen deutscher Dichtung in dem Nachbarlande, wo sie einen frischen Boden erhielt. Nun fand er

alles Große und Bedeutende in der französischen Schule, der er ein Aehnliches ward, was früher Shakspeare den deutschen Dichtern in seiner Jugendzeit. Nun stellte er Einzelnes von Walter Scott unter das Beste, was je in der Welt geschrieben ward. Nun hoffte er von den Tragödien des guten Manzoni einen weltgeschichtlichen Eindruck. Voltaire's Konventionsgröße, Geist, Klarheit und Anmuth fing er an neben Byron, dem Repräsentanten der neueren „Literatur der Verzweiflung," zu preisen. Ihm, sagte er, sei nichts als die Hypochondrie und das Negative (d. h. Alles) im Wege gewesen, so groß wie Shakspeare und die Alten zu werden; er muthete England zu, ihn zu seinen größten Namen zu stellen, und nannte den Ruhm, zu dem er sein Vaterland erhebe, staunenswürdig, und in seiner Herrlichkeit grenzenlos, und in seinen Folgen unberechenbar!! Wer Göthe's frühere und sonstige Urtheile über diese Dichter und ihre Tendenzen kennt, und wer überhaupt mit seiner gesunden, planen Denkart vertraut ist, der fühlt hier durch, daß, außer der Eitelkeit und der Freude an den Huldigungen der Fremde, in diese fast schadenfrohe Verehrung auch einge ausdrückliche Abneigung gegen die heimischen Dichter mit einspielt, die jene abgeleiteten Quellen deutscher Dichtung wieder in die eigene Gemarkung zurückleiteten.

Was Göthe selbst noch in dem letzten Jahrzehend seines Lebens, seiner orphischen Periode schrieb und hinterließ, hat im Grunde nur psychologische Merkwürdigkeit als Werke eines Dichters, der sein Leben und seine Produktionskraft bis zu einem ungewöhnlichen Alter erhielt. Die Geschichte von Göthe's Greisenalter ist so vollkommen und so natürlich, wie sein Jugendleben, und darf von dem einsichtigen Physiologen, der sich so wenig wie Göthe selbst über die Abnahme und den Rückgang dieser Altersstufe täuscht, als normal betrachtet werden. Es zeigt einen merkwürdigen Uebergang von der Vielheit und Mannichfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in sich selbst, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von Unruhe zum Frieden. Er hatte sonst alle Rollen gespielt, alle Töne in seinen Dichtungen angestimmt, alle Verhältnisse umfaßt, jetzt ist er ein stets Unwandelbarer geworden und sich selber gleich; der sonst so heftige und von stürmischen Leidenschaften Bewegte ist nun ganz Ruhe von innen und außen. Einst hatte er aller Konvention einen vernichtenden Krieg erklärt, jetzt ward er ihr Vertheidiger; er hatte

jede Hemmung freiern Aufschwungs schonungslos angegriffen, nun unterdrückte er polizeilich allen Muthwillen und Verwogenheit; er hatte einst der Bescheidenheit, als einer blos socialen Tugend, einen limitirten Werth zugeschrieben, jetzt nannte er die Unbescheidenheit mit dem Wahnsinne verschwistert. Er, der in seiner Jugend die heterogensten Menschen als Freunde ertragen, ja geliebt hatte, er statuirte jetzt im Alter, das zur Befestigung des Zustandes gegeben sei, eine Kluft unter den Menschen und ihren Meinungen, die unüberschreitbar wäre; er erklärte sich gegen alles Kontrovertiren, da wir uns doch gegen Alles wehrten, was sich nicht unserm übrigen Wesen anschließe. Nur wenn man ihn in seinem quietistischen Refugium unfriedlich störte, wenn sich ihm die Vulkanisten und Newtonianer nahe drängten, wenn die Pustkuchen, die falschen Kutten und Frömmler ihn quälten, legte er seine Geduld augenblicklich ab, und zog die Intoleranz an, die dem Alter eben so eigenthümlich ist. Beides, seine Toleranz und Intoleranz, ist oft gleich peinlich. Wenn er sich in den Wanderjahren den schlechten Angewöhnungen des „lieben Publikums" akkomodirt, wenn er seine Freunde die mittelmäßigen Tagesprodukte der Literatur in seiner Zeitschrift preisen läßt, so ist dies eben so widerwärtig als in seinen Briefen die ungerechten Ausfälle auf die Nation. Er rechnete ihr es nicht an, daß sie ihm und seinem Beispiele mit ganzer Hingebung gefolgt war, daß sie sich über das Tolle und Anstößige, das Formlose und Fragmentarische in vielen seiner Schriften weggesetzt hatte, daß sie nur das Schöne und Wahre verehren lernte, daß sie die französische Steifheit, die italienische Weiche, die englische Härte und Bizarrerie in ihrem Geschmacke tilgte, und daß er im Alter der Ueberlebung, im 36sten Jahre sagen durfte, was nicht viele Menschen außer ihm: daß er seinen Ruhm nicht überlebt, sondern stets mehr erlebt habe. Aber eben dieses Unmaß der Vergötterung verdarb ihn: er war zuletzt nur auf solche Freunde und Vertraute zurückgezogen, die nie einen Widerspruch wagten; von den Mitstrebenden der ersten Periode, einer Reihe feindlicher Geister, bis zu Schiller, der auf anderem Wege mit ihm zu gleichem Ziele ging, und von diesem wieder zu den Zelter, Eckermann und all den Freunden, die sein ganzes Thun und Treiben stets „bejahten," ist ein steter Rückgang zu immer größerem Frieden des Umgangs, wenn er auch mit dessen

wachſender Unbedeutendheit wäre erkauft geweſen. Erſetzte ihm ja doch jene neue Tiefe der Betrachtungsweiſe in ſich, was in dem betrachteten Objekte fehlte; jene Bedeutſamkeit und pathetiſche Weisheit, mit der er nun jede elendeſte Sache anſah und beſchaute, mußte ihm die Leere des Inhalts vergüten. Er machte es ſich jetzt zum Grundſatze, dem nil admirari der Alten lebhaft zu widerſprechen; er ärgerte ſich an dieſer Athaumaſie; er bewunderte nun vielmehr Alles, fand Alles „bedeutend, wunderſam, inkalkulabel;" das Erſtaunen, ſagte er, ſei das Höchſte, wohin es der Menſch bringen könne! Seitdem war ihm jede Medaille, die man ihm ſchenkte, und jeder Granitſtein, den er verſchenkte, ein Gegenſtand von höchſter Wichtigkeit; und als er Steinſalz bohrte, das Friedrich der Große nicht hatte auffinden können, ſah er, ich weiß nicht welche Wunder dabei und ſchickte ſeinem Zelter eine ſymboliſche Meſſerſpitze voll davon nach Berlin. Von den Gegenſtänden ging dies auf Perſonen über: er fand etwas „Prometheiſches" in ſeinem muſikaliſchen Freunde, einer Perſönlichkeit, an der nicht einmal die „urbane Ironie" anzubringen war, die, nach Zelter's treffender Bemerkung ſelbſt, Göthe's Umgang mit manchen heterogenen Naturen charakteriſirt. In derſelben Weiſe trieb er es auch in ſeinen letzten Dichtungen. Er ſuchte immer mehr die größte Bedeutſamkeit im kleinſten Raume; er ſchien ſich etwas Großes in dem Kunſtſtücke zu denken, daß er ſeine Proſerpina zum Träger von Allem gemacht habe, was die neuere Zeit an Kunſtſtücken gefunden und begünſtigt hatte, heroiſche landſchaftliche Dekorationen, geſteigerte Deklamation, hamiltoniſch-händel'ſche Gebärden, Kleiderverwechſelung, Mantelſpiel und ein Tableau zum Schluß. In den Wanderjahren, die er doch eben ſo ſehr aus äußerer Veranlaſſung als aus innerer Nothwendigkeit, aus Grille ſo ſehr wie aus Ueberzeugung zuſammenſtellte, fühlte und dachte er jede Zeile, und hoffte nur auf deren *nähere* Betrachtung; jene „Novelle," vor der ihn 30 Jahre früher Schiller und Humboldt gewarnt hatten, ſollte ihm ganz vom Herzen abgelöſt ſein; er ſpricht von dieſer unſäglich geringfügigen Produktion wie von einem großen wichtigen Werke; ob darin der agirende Löwe an einer gewiſſen Stelle brüllen ſollte oder nicht, war ihm eine Frage von Bedeutung, die tagelang erörtert wurde! Je weiter man in den Wanderjahren lieſt, je mehr man ſich in dem zuletzt Geſchriebenen bewegt,

deſto häufiger macht man die Bemerkung, wie die lebenvollen Augen des Alten die Ermüdung überfällt, und wie recht er ſagte, daß man in zunehmenden Jahren zu thun habe, ſich ſo klug zu erhalten, als man früher geweſen iſt; ſein Pinſel wagt nicht mehr zu ſchildern, was die Sache verlangt, ſeine Erzählung wird ſogar hier und da ganz ſchematiſtiſch. Weder die Novellen an ſich haben irgend einen bedeutenden Werth, noch auch der Faden, der um ſie geſchlungen iſt, noch die quietiſtiſche Tendenz, die wir oben jene Freunde ſo rühmen hörten, die den geſtorbenen Dichter am liebſten in der Geſtalt unter ſich wandeln ſehen, in der er die Erde verlaſſen hat. Göthe ſelbſt wußte recht gut, wie Vieles unter ſeinen ſpäteren Produkten Altersſchwäche erzeugte, wie Vieles Reſultat des ſtill einſamen Denkens des Greiſen war, das beſſer „ungeſchrieben geblieben wäre.“ Er wollte nicht „ſibylliniſch im Alter mit ſeinem Geſichte prahlen, daß ſie, je mehr es ihm an Fülle gebrach, deſto öfter malen wollten.“ Er ſah dem Treiben ſeiner Bewunderer, wie oft er ſich von ihnen ſchmeicheln laſſen mochte, auch wieder mitleidig zu, und zuckte die Achſeln, wenn ſie „ſo manch verſtändliches Wort misverſtanden, und manchem unverſtändigen Sinn liehen, wenn ſie ihn ſchalten, wo er Recht hatte, und ihn gelten ließen, wo er dumm war.“ Das Publikum, das jetzt gerade im vollen Zuge des Enthuſiasmus war, verſtand nicht zu ſcheiden zwiſchen dem Werthe deſſen, was der Strebende und Ringende einſt geleiſtet hatte und geweſen war und worauf er ſelber allen Werth legte[93]), und deſſen, was die letzte Frucht eines vereinſamten Geiſtes war, der ſich vom Leben ſchied und auf das weltliche Wirken reſignirte, der in Gemüthsruhe die vollendete Bahn überblickte und mit ſich ſelber Rechnung hielt, ohne weiter auf irgend eine Autorpflicht zu achten, die den ruhmbedürftigen Jüngling ſchon die Klugheit lehrt. Er ließ ſich gemächlich gehen und hielt in ſeiner Erzählung in den Wanderjahren unbekümmert zurück, was ihm nicht mehr erreichbar ſchien; ein eigener Mährchenſtyl und ein Anklang an den Erzählton der Amme bezeichnet ſchon hier den Vortrag des Greiſen, der ſich in keiner

93) Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
der täglich ſie erobern muß.

Weiſe mehr aufregen mag. In den Briefen an Zelter ſteigert ſich jene abſtruſe Redeweiſe, die ihm ſelbſt auffällt, die Räthſelhaftigkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit, die er deſto mehr ſeinen Worten gibt, je mehr er ſich ſelber deutlich ſcheint. Alles iſt hier charakteriſtiſch: die ganze Euphemiſtik ſeines Styles, die Lieblingsausdrücke ſeiner Rede, daß er ſich *ergeht*, wenn er etwas erörtert, daß er *meldet*, wenn er ſchreibt, daß er *weſet* und nicht iſt oder lebt, und jene Uebergangsformel der Behaglichkeit *Und ſo*, und der Talismann *und ſo fortan*, den er jedem ſeiner Briefe anhängt. Im *zweiten Theile des Fauſt* ſind in den ſpät geſchriebenen Stellen dieſe Eigenheiten ebenſo zu Hauſe. Die ſuperlative Form des Adverbiums, das Gewicht, das auf einzelne neu erfundene Worte gelegt wird, Alles geht ſchon im Style auf jene Bedeutſamkeit aus, auf die die ganze Kompoſition, des Dichters Vermächtniß, berechnet iſt. Er ſtreute in dieſes Werk, das mit 20 Jahren koncipirt und mit 82 vollendet ward, ſeine phyſiſchen, ſittlichen und äſthetiſchen Myſterien hinein; es ſollte ſich, was früher nur phantasmagoriſch hineingeſchoben war, nun in vernunftmäßiger Folge erweiſen; Alles ſollte ein offenbares Räthſel bleiben, und als ſolches den Menſchen zu ſchaffen machen, und „ſelbſt einem guten Kopfe genug zu thun geben, wenn er ſich zum Herrn von Allem machen wolle, was da hineingeheimniſſet iſt.“ Wir ſcheuten es doch nicht, unſere Zähne an dieſen Räthſeln zu verſuchen, die uns mit ſo deutlichen Worten zum Schaden unſerer Zähne geboten waren. Wir unſererſeits wollen uns nur an das Offenbare des Räthſels halten. Der Dichter allegoriſirt ſeinen Lebenslauf und die Metamorphoſen ſeiner Bildung und ſeiner Dichtung von der Zeit an, wo er ſelbſt aus den Zuſtänden herausgetreten war, in denen ſein romantiſcher Held im erſten Theile der Hauptdichtung befangen erſcheint. In die Tiefen der Natur hinabgetaucht, iſt der Dichter zu den Urbildern der Dinge gedrungen, und hat das Ideal gefunden, die Wohlgeſtalt, die ihn einſt im Zauberſpiegel beglückte, die aber nur ein Schaumbild des jetzt wahrhaft geſchauten Schönen war. Noch verdunſtet ſie, da er ſie ergreifen will; und jener Rivale des alten Führers, der es mit ſeiner Tendenz zum Schönen und Thätigen über dieſen gewinnt, das überraſchende Geſchöpf des pedantiſchen Studiums und eines mechaniſchen Zeugungsproceſſes, führt den Betäubten

aus den nordwestlichen Regionen, wo Mephistopheles' Luftrevier ist, zu den südöstlichen; sowie er auf griechischem Boden angelangt ist, durchglüht ihn neuer Geist, und er steht ein Antäus an Gemüthe. Dies Alles wird man sich leicht deuten, wenn man aus Göthe's italienischer Reise den Proceß seiner Läuterung kennt, wie ihm Naturstudien die Kunst erschließen, und die trockenen, sonst verachteten Studien des Alterthums ihm die Wiege ächter Menschheit und den Quell aller wahren Dichtung eröffnen; was dabei zu seiner Mythe von den Müttern seine heimlichen Theorien einer physikalischen Unsterblichkeit, zu der Belebung des Homunculus seine neptunistischen Bekenntnisse hinzugesteuert haben, lassen wir bei Seite. Die Vermählung Faust's mit Helena, der dritte Akt, macht größtentheils, weil er noch in der guten Zeit des hellenisirten Dichters entworfen und im prachtvollsten Styl der äschylischen Tragödie im Anfange gehalten ist, einen großen Abstich gegen das Vorhergehende und Nachfolgende, auch in der Allegorie und Komposition, die fast überall sonst albern und schwach ist, was man sich am wenigsten dann verhehlen darf, wenn Einem etwa eine nothdürftige Auslegung geglückt ist. Die Verbindung des romantischen Dichters mit der Antike wird gefeiert: denn wo Natur in reinem Kreise waltet, ergreifen sich alle Welten; des idyllischen Glücks ihrer Vereinigung freuen sie sich abgesondert von der Welt. (Auch hier ist die Beziehung auf Griechenlands Wiedererweckung und im Euphorion auf Byron accessorisch.) Die Frucht dieses Bundes ist der hohen Ahnen und großen Kraft nicht werth, die sie zum Erdenglück gebar. Es ist die romantisch-hellenische Poesie, die auf Göthe'n folgt; ein Genius ohne Flügel, ein überlebendiger Gaukler, muthwillig, ohne Mäßigung, dem die Aeltern und ihr holder Bund nichts gelten; er fliegt auf mit Icarus' Loos, in Jugendblüthe entrafft, Herrliches wollend, was ihm nicht gelang: mit seinen Exuvien marktet Mephistopheles: denn hier bleibe genug, (dies geht speciell auf Byron) um Poeten einzuweihen, und, wenn nicht Talent zu geben, doch das Kleid zu borgen. Im vierten Akte wird die Lage des Dichters der Revolution und Restauration gegenüber angedeutet (auch hier unterläßt Göthe nicht seine Stiche auf die Gespenster in mittelalterigen Rüstungen, die diesmal wenigstens einen Effekt gemacht hätten); und im fünften Akte wird auch sein Verhältniß zur Weltliteratur

berührt, und der Unmuth, den ihm die Geſellen ſeines Begleiters zu Hauſe bereiten. Die Allegorie wird hier dürftig und matt. Was den Helden zuletzt rettet, iſt die chriſtliche Gnade von oben und ſeine Strebſamkeit und Richtung zum Thätigen; das Letzte, wiſſen wir, berührt wieder den Grund-Satz der göthiſchen Lebensphiloſophie. Abgeſchieden wie dieſer zweite Theil des Fauſt von dem früheren iſt, kann er nicht deſſen Wirkungen theilen; er wird beſeitigt bleiben wie Milton's wiedergewonnenes Paradies und Klopſtock's erzwungene Dramen. Die Entſtehung, die Art, die Deutung dieſes Gedichts hat das Widerliche für uns, was Dante's und Taſſo's Kommentare zu ihren eigenen Dichtungen. Das aber iſt auch in dieſem letzten Werke des Dichters ein merkwürdiges Zeugniß von ſeiner Naturvertrautheit, daß er, wie er einſt in unmündiger Jugend mit jener vagen Gattung des Mährchens inſtinktmäßig begonnen hatte, ſo nun in dem Alter, wo das Dichtervermögen nothwendig ſich abſchwächt, auf die Gattung fiel, die nur den weſentlichſten Lebenspunkt der Poeſie noch in ſich hat, Bild ſtatt Sache zu ſetzen: auf die Allegorie, die wir eine chgotiſche Unform und embryoniſche Geſtalt nannten, die Wiege und Grab der Dichtung zugleich iſt.

Der Rückblick, den Göthe im Fauſt des zweiten Theils auf ſein Leben und Wirken wirft, lehrt uns nichts Neues und Beſonderes über ſeinen Bildungsgang, noch über die Art und Weiſe, wie er ſelbſt ihn betrachtete; auch von dieſer Seite hat das Gedicht für den Literarhiſtoriker wenig Werth. Deſto unſchätzbarer iſt ihm ein anderes Vermächtniß, das Göthe in den 20er Jahren für ihn niederſchrieb, oder vielmehr, das er für die nachzügelnden Dichter als Rath und Warnung hinterließ, und das faſt ohne Ausnahme auf die ſpäteren und jüngeren unter dieſen noch beſſer paßte als auf die älteren, die Göthe zunächſt im Auge gehabt hat. Wir meinen die zahmen Xenien, deren Inhalt ſpäter durch die eckermann'ſchen Geſpräche auf Weg und Steg verſtärkt und erweitert ward. Mit Beifall und ſtiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes dieſe Aeußerunge über die Misſtände einer übelwuchernden Literatur leſen, denn ſie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweiſe Dichter bis in das höchſte Alter feſthielt, wo er ein beſtimmtes äußeres Objekt vor ſich hatte. Wir ſchließen unſer Werk mit der wortgetreuen Angabe der Meinung

dieſer Sätze, und glauben damit, wie die Lage der Zeit iſt, einen beſſern Dienſt zu thun, als wenn wir unſere geſchichtliche Betrachtung über die neueſte Dichtung bis zu dem Momente ausdehnten, wo wir die Feder niederlegen. Wir laſſen darüber, wie jeder Hiſtoriker am beſten thut, die Zeit zuerſt reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, jetzt ſchon dieſe Geſchichte zu ſchreiben, ſo würde uns doch ſelbſt dann dieſelbe Rückſicht bedenklich machen, die auch Göthe'n abhielt, ſich beſtimmter über dieſen Gegenſtand auszulaſſen. Dieſe neueſte Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fordern, als ſie werth iſt; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur „unter tauſenden für Eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen. Würde der junge Dichter freundlich darein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publikum zufrieden ſein, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung riefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen, denn die allgemeine Kultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen wohl von ihr zu erwarten iſt.“ Selbſt von einer Autorität wie Göthe, in deſſen faſt unbedingter Verehrung die geſammte dichteriſche Jugend von jenen Tagen bis heute verharrte, würde eine offene Aeußerung unendlich viel mehr Verbitterung als Verbeſſerung bewirkt haben. Indeſſen wäre es vielleicht beſſer geweſen, die ungelehrige Nachfolgerſchaft zu verbittern durch ſpecielle und direkte Erklärungen über Namen und Sachen, als daß man ihr hinter Vagem und Allgemeinem die Schlupfwinkel frei ließ, die Eitelkeit und Dünkel ſich ohnehin ſo geſchickt zu ſuchen wiſſen. Leider haben die Menſchen alle ſo viel Anlage, das gute Beiſpiel ſelbſt eines geliebten Meiſters nicht zu achten, und das Unangenehme nicht zu hören, was ihnen eine ſonſt angenehme Autorität ſagt. Das hatte Göthe ja ſelbſt zu belachen, daß die holden jungen Geiſter, alle von Einem Schlag, ihn ihren Meiſter nannten, aber alle ihrer Naſe nach gingen. Er wollte dieſem Geſchlechte gegenüber, in dem er, wie Jeder thut, Talente anerkennen, ihren Misbrauch aber tadeln mußte, weder verheimlichen, daß er ſie verachtete und „verfluchte,“ noch auch fand er es der Mühe werth, ihnen frank und frei zu ſagen, wie er's mit ihnen meinte. In dieſem Zwieſpalte, in einem Muthwillen, der doch nicht direkte Polemik werden ſollte, ſchrieb er jene Gnomen und Epigramme, deren

Sinn für Jeden deutlich wird, „in dem der Gedanke trächtig ist;“ die negirende Laune spricht halb schweigsam, halb in Räthseln, oft nur um so pikanter [94]). Von Mismuth und Verstimmung, von Parthei und Ungerechtigkeit in diesen Sprüchen wie in jenen behaglichen Reden bei Eckermann ist keine Spur; die schönen Wahrheiten, die er sagt, sind daher um so unverdächtiger. An zwei Dingen erkannte Göthe vorzugsweise den Rückgang unserer Dichtungsepoche und ihre Auflösung, sowie die Improduktivität der Dichter: an der Ausbildung des Technischen, und an der Richtung nach dem Subjektiven. Beides bewies ihm in den zahlreichen Dichtern nur ein Unvermögen, das durch die Höhe der Literatur zur Produktivität angereizt worden; sie schienen ihm theils erkünstelte, theils forcirte Talente, die sich dort mühen und zwängen und zu nichts kommen, hier überhaupt keine Energie anwenden, um etwas aus sich zu machen. Sie glauben vielmehr, ihr Talent, wenn sie es wirklich besitzen, zu verlieren, wenn sie sich um Kenntnisse bemühen und sich selber Gesetze schreiben sollen, obgleich doch jedes Talent sich durch Kenntnisse nähren muß und dadurch erst zum Gebrauche seiner Kräfte gelangt. Sie wollen nichts werden, sie wollen jeder gleich etwas *sein*. Sie meinen es alle hübsch und gut, aber sie wollen nichts lernen; sie versäumen, sich mehr Gehalt zu geben, da doch poetischer Gehalt nur Gehalt des eigenen Lebens ist; sie übersehen, daß nur der angehende Künstler geboren wird, nicht der vollendete, und daß der, der von dem Ausgebildeten nichts sich aneignen will, im falschen Begriffe von Originalität hinter sich selbst zurückbleiben muß. Es will sich jeder nur bemerklich machen; wie Niemand im Staate leben und genießen, sondern Jeder regieren will, so will auch in der Kunst sich Niemand des Hervorgebrachten erfreuen, sondern seinerseits wieder selbst produciren; und weil es doch schwer ist, ein Großes hervorzubringen, so ist ihnen das Große unbequem, sie haben keine Ader, es zu verehren, sie verwischen die Unterschiede und gefallen

94) Mephisto scheint ganz nah zu sein;
es däucht mich fast, er sieht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
hat er sich selbst das Maul verbunden,
doch blickt er über die Binde her,
als ob er ein doppelter Teufel wär.

sich am Mittelmäßigen, welches das behagliche Gefühl gibt, als wenn man mit seines Gleichen umgehe. Etwas Scheinbares zu produciren, macht die Zeit selbst so leicht: wir leben in einer Periode, wo die Kultur so verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin wir athmen; poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in uns, mit der Luft unserer Umgebung saugen wir sie ein. Aber eben diese Zeit macht es auch so schwer, etwas wahrhaft Gutes zu leisten; ihre Forderungen sind, eben weil sie so leicht Bildung spendet, um so gesteigerter. Wer soll dieser erhöhten Gegenwart, deren Charakter das Velociferische ist, in schnellster Bewegung genugthun? Bis man von Allem Notiz nimmt in diesen raschen Umtrieben der Welt und des Wissens, verliert man sich selbst, und eine weise Beschränkung innerhalb der Grenze seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten ist in einer solchen Zeit Jedem das Gerathenste; hier kann der geringste Mensch komplet sein. Allein unter unsern jungen Talenten sind die inkompleten Menschen weit die häufigern, bei denen Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten außer Verhältniß sind. Der Literatur gegenüber, die den Gesichtskreis der Jugend mit großen Bildern füllt, schwellt sich ihre Seele mit großen Intentionen, und Jeder sucht den Ruhm auf dem betretenen Pfade, den die letzten großen Männer der Nation gewandert sind. Jeder fühlt sich gedrungen, sein Erkennen und Fühlen gerade poetisch mitzutheilen; sie treten immer auf diesen selben Fleck; sie wollen Alles neu und wieder und anders thun, was schon gethan ist; sie kehren den Strumpf um und tragen ihn auf der linken Seite; sie halten eine bereits gebrochene Pflanze in den Händen, die, wenn sie nicht in neue belebende Elemente gesetzt wird, nothwendig welken muß. Daß hiermit im höheren Sinne wenig gethan ist, wird aber den Jüngeren schwer und vielleicht unmöglich einzusehen. Alles, was sich in ihren Erzeugnissen auf die Person bezieht, ist gewöhnlich gelungen, Manches in einem hohen Grade. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland und die grenzenlose Natur überrascht uns in einzelnen lobwerthen Gedichten. Allein hierin liegt das Bedenkliche gerade; Viele treten zusammen in dieser Wendung, ohne sich zu fragen: ob ihr Ziel nicht allzu fern im Blauen liege? Man bemerkt daher, daß das innere jugendliche Leben bald abnimmt, daß Trauer über

verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mismuth, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Misgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und die heitere Gesellschaft zerstreut sich in misanthropische Eremiten! Der kranke Zug wollte dem Dichter nicht mehr gefallen, der selbst die Last der Ungesundheit ehedem abzuschütteln hatte; er würde ihm ganz unerträglich sein, wäre er nicht selbst einst unerträglich gewesen. Er fand sich nicht gefördert durch jene noch so lobenswerthen Gedichte, die lebhafter Antheil, Laune und Leidenschaft hervorgebracht hat, in denen der Haß das Genie supplirte; denn weise wägt der lateinische Spruch die Worte: si natura negat, facit indignatio versum, sc. non facit poetam. Die Heautontimorumenie dieser Jünglinge, wenn er sich ihnen auch gern genaht hätte, scheuchte den geordneten Geist von ihren Werken hinweg; ihm mishagten diese problematischen Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, und denen keine genug thut, die daher in den ungeheuren Widerstreit gerathen, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Wiederkäuend nagen sie immer an ihrem eigenen Schmerze, und tragen wie Atlasse die Schmerzen der Welt dazu; die zerrissenen Herzen gelten bei ihnen für groß, und die großen scheinen ihnen stärker zu werden durch Zerrissenheit. Ihr Geschäft ist wie das jener verzweifelten Literatur der französischen Romantik, das Häßliche, Abscheuliche, Grausame, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten. Wie sollte der wahrhafte Dichter die Poesie bei diesen suchen, deren Neigung es ist, immer in diesen Dingen zu verkehren, die sich ein Anderer gern aus dem Sinne schlägt? die einen Ruhm im Erliegen suchen, den Andere darein setzen, daß sie die Welt und ihren Druck zu überwinden streben? Er, der im aufgeregten Meere der Leidenschaften und in ruhiger Fläche der Selbstbefriedigung die Welt in sich gespiegelt sah, er wußte, daß nur der klare Spiegel ihr ächtes und treues Bild gibt, daß der fressende Gram des Prometheus und Faust nur eine kurze Periode des Jünglingsalters ergreifen, nicht die Jahre der Männlichkeit zernagen darf; ihm würde daher die Epoche jener poetischen Heautontimorumenie je länger desto lästiger geworden sein; und in der That darf man sich wundern, daß die ewige Wiederholung jener starkgeistigen Selbstpeinigungen seit nun schon 70 Jahren der

neusüchtigen Welt noch nicht langweilig geworden ist. Göthe suchte daher, müde der Künste und des Unmuths, die junge Welt „von dem Vergangenen und Erstorbenen auf ein Lebendiges hinzulenken;" er wies uns „auf neue Felder, wo man auch mit Erfüllung von kleinen Forderungen noch etwas Großes leistet;" er wollte nicht das „Ueberflüssige befördert sehen, wo noch so viel Nützliches zu thun ist." Dem vielseitigen Manne konnte nichts verloren scheinen, wenn man die Poesie eine Weile feiern ließ, um andere Zweige des Lebens zu treiben; er war von der einseitigen Ueberschätzung derer frei, die in der Dichtung das Heil alles Lebens allein suchen, wie es einst das Mittelalter in der Liebe gesucht hatte; er kannte Gutes und Böses, was sie gewährte und was sie stiftete, und er sprach das goldene Wort aus, daß die Muse zwar das Leben gern begleitet, aber keineswegs zu leiten versteht.

Er wußte freilich auch, wie schwer es sei, diesen Satz der enthusiastischen Jugend begreiflich zu machen, die in der Dichtung die ersten großen Impulse fürs Leben empfängt, und ihr so gern fürs Leben dafür dankbar bleibt. Nur einzelne Männer, die den Umfang des Lebens und des Geistes besser kannten, als daß sie ihn mit der Dichtung einzig wollten ausgefüllt glauben, haben über die Sphäre der ästhetischen Ausbildung hinausgeblickt, ohne ihr darum fremd und für sie unempfänglich zu sein. Herder sah ernste Zeiten kommen, die es wünschenswerth machten, daß wir nicht immer an dem alten Spielwerk der Künste fortklöppelten; schon Forster wandte der Sentimentalität, die nur in anderer Gestalt und unter der Maske einer falschen Energie in unserer Dichtung fortdauert, den Rücken, und es war ihm des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig; und auch Niebuhr hielt es für keinen Verlust, als er die Ermüdung unserer Literatur gewahrte und einen Aufschwung des handelnden Lebens zu gewahren glaubte. Und in der That, wenn unsere poetische Literatur auch wirklich so ganz einzig, wenn sie von einer so ungemeinen Energie in ihrer letzten Blüthezeit gewesen wäre, daß man ihr eine dauernde Triebkraft zutrauen dürfte, wäre es denn nur wünschenswerth, daß man immer und immer den Einen Zweig impfte? Ein Nationalleben ist nur dann wahrhaft im Gedeihen, wenn seine Richtungen mannichfaltig verzweigt sind, wenn der Lebenssaft nicht all nach Einem Ziele geht, wenn nicht hier die Pflanze schießt,

während ſie dort verkümmert. Und verkümmert und verdorrt iſt wahrlich bei uns der Staat und Alles, was dem handelnden Leben, dem Mittelpunkt unſeres ganzen Daſeins, verwandt iſt, auf eine klägliche Weiſe, während die Dichtung und das Leben und Schwelgen in Phantaſien und Empfindungen zu einer enormen Fülle gediehen iſt. Aus allen Zonen führt uns Alles, was ein Talent hat, den Ueberfluß äſthetiſcher Reize zu, durch jeden neuen Erwerb wird die Habſucht entzündeter, und zugleich die Befriedigung geſchwächter, der Genuß ſtumpft ſich ab, der Stachel des Neuen, des Bizarren, des Verrückten ſogar genügt nicht mehr, den verwöhnten Gaumen zu kitzeln. Soll dies die Dichtung wahrhaft fördern? Wir haben in unſerer deutſchen Geſchichte Ein Beiſpiel für alle, das uns mit lauter Stimme beſchwört und warnt, im Verfolge auch des Trefflichſten und Schönſten mäßig zu ſein und die Größe irgend einer Bildung niemals im Luxus zu ſuchen. Welch eine ſegensvolle Zeit war jene Reformation, die nach Jahrhunderten der ſcholaſtiſchen und myſtiſchen Finſterniß unſern Religionsſinn läuterte, die uns in eine Bahn warf, deren Ziel das herrlichſte war, und deſſen Heiligkeit vor jeder Verirrung auf dieſem Pfade hätte ſchützen ſollen. Faſt drei Jahrhunderte beherrſchte dieſe religiöſe Richtung das deutſche Leben, gegen die keine politiſche Tendenz und ſpät erſt die poetiſche aufkommen konnte. Wäre die Nation von etwas raſcherem Blute geweſen, hätte die äſthetiſche Bildung der religiöſen ſchneller folgen können, ehe ſie in eine theologiſche ausartete, ehe die Misbräuche des Mechanismus, der Luxus des geiſtlichen Lebens, der Eigenſinn und die grenzenloſe Bornirtheit der Fachmänner das ganze Feld gewannen und den eigentlichen Gewinn jener Bewegung, fromme Einfalt und ächte Religioſität, ganz preisgaben, ſo wäre von der Nation unendliches Elend abgehalten und unſere Geſchichte vielleicht um zwei Jahrhunderte gefördert worden. Darüber wird kein Streit ſein. Aber noch viel weniger, wenn anders die Menſchen aus der Geſchichte lernen wollten, ſollte heute ein Zweifel darüber ſein können, daß unſere Poeſie ganz und völlig auf dem Wege begriffen iſt, auf dem damals die Religion ins Wüſte und Wilde gerieth. Denn ganz haben wir hier die Schwelgerei auch im poetiſchen Leben, ganz die Misbräuche des Mechanismus, ganz die nutzloſe Rivalität und die Gemeinheit und Rohheit der ſtreitenden

Sekten, und unter den Händen jener banauſiſchen Fachmänner, bei denen die Genialität und Originalität das Handwerkszeichen iſt, welches den Beruf ebenſo bethätigen und Kenntniß, Herz und Geiſt ebenſo erſetzen ſoll, wie einſt die Orthodoxie bei den Theologen — unter ihren Händen geht der ächte poetiſche Sinn und der reine Kunſttrieb ebenſo verloren, wie dort die Religion. Glücklich noch, daß im 17. Jahrh. eine ſchwere Zeit des Unglücks und der Schmach die Gemüther ernſter ſtimmte, die Geiſter belebte, die Menſchen aus der Schulſtube und ihrer Zänkerei herausriß, ſonſt wäre die Verſunkenheit des geiſtigen Lebens noch unendlich geſteigert worden. Und eine ſolche Bewegung des äußeren und öffentlichen Lebens müſſen wir uns heute wieder wünſchen, wenn ſich unſer ungeſunder Literaturkörper wieder erholen ſoll; und nur möge ſie von eben ſo viel Glück und Ehre begleitet ſein, wie jene frühere von Schande und Elend begleitet war. Ich bin nicht ſo proſaiſch, unſerem Vaterlande eine zweite, große Dichtungsepoche zu misgönnen, ich bin nicht ſo eingenommen von hiſtoriſcher Weiſſagungsgabe, daß ich die Möglichkeit eines zweiten goldenen Zeitalters unbedingt abſpräche. Allein nur unter zwei Bedingungen, ſo lehrt mich jedes Blatt der Geſchichte, kann man überhaupt die Blüthezeit irgend einer geiſtigen Kultur erwarten: wenn gerade die Zeit iſt, die den inneren Trieb des gegebenen Bildungszweiges zum Ausſchlagen drängt, oder wenn große äußere Verhältniſſe ihn begünſtigen. Jene erſte Bedingung können wir ſo bald nach einer Periode, die Göthe und Schiller zuſammen wirken ſah, nicht wieder erwarten. Wenn Göthe ſagte, wir hätten noch kein goldenes Zeitalter unſerer Dichtung gehabt, ſo war es Beſcheidenheit, die es ihn ſagen ließ; wenn es die junge Dichterwelt nachſpricht, ſo iſt es Unbeſcheidenheit und Mangel an Urtheil dazu. Allerdings hat unſere Dichtungsgeſchichte nicht das Floride und den blendenden Glanz, den man in anderen Dichtungsepochen anderer Völker findet; dieſen Eindruck werden die Leſer auch durch unſere Darſtellung empfangen haben. Allein theilweiſe ruht auf jenen anderen Epochen für uns der Schimmer des Fremden und der Reiz des Alters, theilweiſe aber bringt es die Verſtandeskultur der neuen Welt mit, daß wir von den poetiſchen Entwickelungen überhaupt nicht mehr allzu viel erwarten dürfen. Daß unſere deutſche Dichtung durch alle Hemmniſſe, die wir ſie überwinden ſahen, nicht

mehr niedergehalten wurde, daß ſie den Preis über das Vergangene gewann, und die vorletzte große Dichterzeit der Franzoſen an Jugend, Feuer und ächter Empfindung ſo unendlich weit überbieten konnte, das zeugt wahrlich von der Entwickelung einer ungemeinen Kraft, und war überhaupt nur in einem Volke möglich, das ſo lange in kindlicher Unmündigkeit gehalten wurde. Und wo wäre denn auch bei den übrigen Völkern Europa's, wenn wir etwa Italien ausnehmen, die Innigkeit des Strebens und das Aufgebot, ja die Profuſion aller Kräfte für poetiſche Kultur ſo groß geweſen, wie bei uns im vorigen Jahrhundert? Wer alſo ſo ſchnell nach dieſer Zeit auf neue Göthe und Schiller hofft, der täuſche ſich unſerthalb in ſo ſchönen Hoffnungen. Wir können nur auf eine äußere Zeitbegünſtigung hoffen, wenn wir an ein neues und geſundes Leben in unſerer Dichtung glauben ſollen. Die junge Literatur wird es theilweiſe wenigſtens zufrieden ſein, wenn wir ſagen: jene Blüthe unſerer Dichtung iſt einmal vorüber, ſie iſt ins Kraut gewachſen, es bilden ſich die Samenſtengel für eine künftige Saat. Chamiſſo ſelber ſagte dies ſeinen Freunden, ſie wollten die Segensgabe der Dichtung, dem tauben Geſchlechte gegenüber, treu bewahren und der fernen Zukunft eine andere Liederzeit zutrinken. Und auch Andere begnügen ſich (ein ſeltſames Zeichen einer allzu großen Bewußtheit) mit der Anerkennung eines neuen Keimes, eines vermittelnden Verdienſtes, einer hiſtoriſchen Berechtigung in ihren Poeſien. Aber nun vergeſſe man nicht, daß keine Frucht ſo gut neu aufgeht, als wenn ein neuer Boden aufgegraben und gedüngt iſt, und daß keine Pflanze wieder grünt, ohne einmal die Blätter abzuſchütteln. Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu laſſen und den Grund unſerer öffentlichen Verhältniſſe, auf dem Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen ſoll, neu zu beſtellen, und, wenn es ſein muß, umzuroden, und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiſte Genüſſe bieten wird. Wir müſſen dem Vaterlande große Geſchicke wünſchen, ja wir müſſen, ſo viel an uns iſt, dieſe herbeiführen, indem wir das ruheſüchtige Volk, dem das Leben des Buches und der Schrift das einzige geiſtige Leben, und das geiſtige Leben das einzige werthvolle Leben iſt, auf das Gebiet der Geſchichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerem Werthe zeigen, und die Ausbildung des

Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verstandes geworden ist. Unsere Jugend hat dies Bedürfniß auch wohl empfunden. Unsere Dichter liegen seit den letzten Bewegungen der politischen Welt in Masse dem Quietismus der Romantik entgegen: Gesinnung und That hat bei ihnen einen Klang erhalten, den sie vorher bei unsern romantischen Nihilisten nicht gehabt hat; die öffentlichen Zustände bilden nicht den kleinsten Theil des Grams, den sie im lebhaften und leidenschaftlichen Herzen zu tragen haben; und es ist dies auch nicht das Spiel mit einem eitlen selbstersonnenen Grame, denn sie haben ein Recht, diese Zustände elend zu finden; und Schade, daß sie den schönen Namen des jungen Deutschlands zu einem Ekelnamen gemacht haben, denn ein junges Deutschland thut uns Allen inniglich noth. Wollten die Dichter nun, die diesen Gram der Zeit theilten, dem Herzen Luft machen, wie Göthe pflegte, die Last von sich werfen im poetischen Ergusse ihrer Schmerzen und ihrer Hoffnungen, ihrer Einsichten und Wünsche, so führte sie der natürliche Weg zur politischen Satire; ja wer selbst, wie Göthe, der politischen Poesie noch so abgeneigt wäre, und nur aus reinem Triebe dichtend der Kunst selbst das nächste Genüge thun wollte, selbst der müßte sich dem Rufe der Verhältnisse bequemen und der gegenwärtigen Jahreszeit abzugewinnen suchen, was sie geben kann. Denn die ernste Zeit mahnt uns, ihr ganz uns hinzugeben, und sie gibt die Halben erbarmungslos auf. Und darum müßte auch diese politische Satire im geraden offenen Kampfe gegen die offenen schiefen Zustände im Großen angehen; es müßte erst ein großer Charakter sein, wer ein großer Dichter werden wollte, und ein großer Kopf, wer sich versprechen dürfte, daß sein Werk den Druck der Verhältnisse überwände. Ein solcher wird nicht den Weg einschlagen, den unsere Dichter gewählt haben, die auf die äußeren Hemmungen den Widerstand gegen die öffentlichen Zustände abbeugten und in die versteckten kleinen Kanäle des socialen und Privatlebens ablenkten. Hier hat das große Talent keinen Gegenstend mehr. Im vorigen Jahrhundert stieß der freiere Geist bei jedem Schritte an Tracht, Brauch und Sitte an, und er hatte ein Recht, sich dagegen aufzulehnen; jetzt ist die Gewalt der Konvenienz, Misstand und Unnatur des Privatlebens so gebrochen, daß es den Mann von Genie und Energie nicht mehr unterdrücken

kann; hier iſt ſeinem Widerſtand kein Objekt gegeben. Nur das Staatsleben beugt die freie Entwickelung noch nieder; und ehe dieſes reformirt iſt, werden wir vergebens auf eine große Zeit in irgend einer Richtung warten dürfen. Das hatte Göthe in ſeiner Jugend, dem großen britiſchen Tragöden gegenüber, ſchon empfunden, daß es das mangelnde Staatsleben war, was unſere Literatur darniederhielt: denn nur wo ſich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollſte und Größeſte zu ihrem Gegenſtande zu nehmen nicht ſcheut, mit den öffentlichen Zuſtänden Bund macht, und mit dem Leben ſelber rivaliſirt, nur da ſondert ſich ächter Waizen aus der Spreu, und während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joch geht, iſt unter freieren Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben, und die Kraft ſcheidet ſich von dem Unvermögen. Noch im ſpäten Alter war Göthe derſelben Einſicht; nur wollte er der Nation „die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland klaſſiſche Werke hervorbringen könnten.“ Wir aber wünſchen dieſe Veränderungen und Richtungen; und wenn die Natur der Entwickelung Umwälzungen dabei nöthig machen ſollte, ſo werden wir auch dieſen klüger entgegenkommen, als ausbeugen; denn wer in der moraliſchen Welt zu Hauſe iſt, wie Göthe in der Natnr war, der wird ſie ſo wohlthätig nennen müſſen und ſo wenig ſcheuen dürfen, wie dort den Sturm und das Gewitter. Und wäre denn dazu durchaus Umwälzung nöthig, daß wir Kräfte endlich gebrauchen möchten, die wir haben? daß wir Rechte geſichert wünſchen, deren Unſicherheit ſie nutzlos macht? daß wir ein Regiment begehren, das des Volkes innere Kräfte ſchätzen lerne und ihnen Spielraum gäbe? daß wir die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der ſpöttiſchen Stellung entnommen ſehen möchten, die ſie einnimmt? daß wir die Mündigkeit antreten wollen, zu der wir gebildet und gewachſen ſind unter ſauerer Schule und ſchwerer Erfahrung? Mit welchen Mitteln aber auch die Erreichung dieſes Zieles zu bewirken ſein ſollte, auf dem Wege unſerer bisherigen Poeſie würde weder der Zweck noch das Mittel erreicht werden; weder die „Behaglichkeiten der früheren Mährchen,“ noch die Unbehaglichkeiten der früheren und ſpäteren Dichter werden uns dahin führen. Sondern ein Mann thut uns noth, der dieſes Ziel mit gerader Beſtrebung ins Auge faßte und nicht auf Umwegen zu er-

ſchleichen hoffte, ein Mann wie Luther war, der jetzt dies Werk endlich aufnähme, das der große Reformator ſchon Luſt zu beginnen hatte. Ihn ſchon dünkte zuweilen, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luther's bedürften; aber er beſorgte, ſie möchten einen Münzer kriegen, darum rieth er, daran zu pletzen und zu flicken wer könne. Aber nun haben wir drei Jahrhunderte lang gepletzt und geflickt, und es iſt nichts geworden; wir haben auch der falſchen Münzer genug erlebt, aber freilich keinen von lutheriſchem Gepräge. Luther verzweifelte an dieſem Werke, und wohl aus dem leidigen Grunde, daß er in dieſem Volke keine politiſche Natur erkannte. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, ſagte er, das geht friſch hindurch, auch ohne alles Geſetz, reißt auch wohl durch alle Geſetze; aber wo die Natur nicht da iſt, und ſoll's mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk. Nur ſo ganz möchten wir darum doch nicht an dieſem Volkskörper verzagen, daß wir mit Luther nicht Haut und Haar an ihm gut nennen ſollten; wir wollen nicht glauben, daß dieſe Nation in Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft das Größte vermocht habe, und im Staate gar nichts vermöge. Aber freilich müſſen wir es in die Hände des Schickſals geben, ob es jene enthuſiaſtiſche Energie, die allem unſerem erſten Beginnen eigen iſt, einmal nach dieſer Richtung lenken werde. Was an uns liegt, iſt, ob wir die Winke der Zeit verſtehen, die Zerſplitterung unſerer Thätigkeit aufheben und unſer Wirken nach dem Punkt richten wollen, nach dem die ungeſtümſten Wünſche am lauteſten geworden ſind. Der Wettkampf der Kunſt iſt vollendet; jetzt ſollten wir uns das andere Ziel ſtecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht verſagte.

Druckfehler.

S. 320 Z. 7 von oben lies: („Gott." Gotha 1787.) statt („Gotha." 1787)

Register

über alle fünf Bände des Werkes.

A.

Abbt, Thomas, IV 235. 237 f. 489.
Aberlin's Bibelreimerei III 36.
Abraham, lat. Schausp. II 367.
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), Satiriker, III 409 ff. vgl. 249. 316. 341. dessen Judas der Erzschelm III 410.
Abschatz, Hans Aßmann Freiherr v., schlesischer Dicht., III 501. Uebers. ebendas. III 449. mit Gryphius zusammengestellt III 501.
Accent und Ton als Ersatz der Quantität III 231.
Achilles Tatius I 235.
Ackermann, dresdner Theaterdichter, III 464.
Ackermann, bibl. Schauspieldichter, III 88.
Ackermann, Schauspieler, IV 358. 384. 399. V 535.
Adele Gr. von Blois I 173.
Adenes, franz. Romanschr. II. 67.
Adersberg, Andreas, III 255.
Adolphus, Joh., II 479.
Aeneas Sylvius, II 258 ff. vgl. II 254. 437 Traum II 238 dessen Geschichte von Euriolus und Lucretia II 262. 263. von Guiscard und Sigismunde II 264. Styl II 262.
Aeschylos Orestiade I 427 f.
Aesthetik, Umbildung derselben durch Schiller, V 405 ff.
Aesthetiker I 13.
Aesop I 107. 108 f. 219. dess. Einfluß auf deutsche Fabeldicht. III 49 f. 56.
Aesop, d. erneute d. 16. Jahrh. II 338 ff.
Aesopische Fabel, I 140 ff., verschieden vom deutschen Thiermährchen I 131 f. 110 f. Grimm's Urtheil über dieselben I 124.
Agricola, Sprichwörtersammler, I 474. III 71. 189.
Agricola, Martin II 428.
Agrippa II 452.
Ahlefeld, Luise v., (Elise Selbig), V 571.
Ahlwardt, Uebers. Ossians, V 633.
Ahmed el Kermanni I 270.
Aist, Dietmar v., I 321.
Akrostichon, III 324.
Alamanni, III 168. 174.
Alanus ab insulis, dessen Anticlaudianus II 151.
Alberich von Vicenza I 272. sein Alexander I 274.
Albert der Große I 528. Sage von demselben II 298.
Albert, Geschichtschreiber der Kreuzzüge I 204.
Albert, Heinr., (Damon), Dichter und Musiker III 254. vgl. III 18.
Albertinus, Romanübersetzer III 385. dessen Hirnschleifer III 299. Lucifer's und Christi Königreich III 374. vgl. III 147. 392.
Alberus, Erasmus, Gegner des Papismus II 456. Liederdichter III 25. 29. 121. Fabeldichter, III 51. 56. ff.
Albilithano, s. Riemer.
Albinus, Joh. Georg, geistl. Dicht. III 277. hohes Lied III 340. Schauspield. III 424 vgl. III 273.
Albinus, Joh. Georg, der Jüngere, dessen churfächs. Venus III 306 vgl. III 277.
Albinus, s. Weiß.
Albizzi, Bartholom. II 137.
Alboin, über ihn Lieder noch zu Paul's Zeiten in Deutschl. ges. I 40.
Albrecht, dessen Titurel, charakt., II 45 ff. 50 ff. vgl. II 58.
Albrecht von Eyb, Buch von der Ehe II 262 f. 265. dessen Spiegel der Sitten II 340. 394. Uebersetz. des Plautus II 385. vgl. II 427.
Albrecht von Halberstadt, dessen ovid. Metam. I 122.
Albrecht von Mainz, Protector jedes Talentes II 4.
Albrecht's III. Ritterschaft in Preußen, Gedicht II 191.
Alda, übers. II 364.
Aleman, dess. Gusman van Alfarache, Schelmenrom. III 385.
Alexander der Große, I 269. 288. Alexander-Sage I 269 ff. s. Hartlieb. Seyfried.
Alexandriaden s. Alexander-Sage unter Alexander.
Alexandrinischer Vers V 561. zuerst in Deutschl. angewandt, wann?

III 180. von Drollinger bekämpft IV 28. wird verdrängt IV 375.
Alexius, der heilige, Legende, bearbeitet II 112. 149.
Alfred, pflegt die angelsächs. Lieder I 75. Ueberſetzung des Boethius I 89.
Algermann, Francisc., Pſalmenüberſetzer III 46.
Aliſcher, Liederdichter III 252. 321.
Alix von Brabant, Beſchützerin der Dichtkunſt I 192.
Alkmar, Hinrek v., II 412.
Allegorie im 15. u. 16. Jahrh. III 372. im 17. III 246. 299. im Roman III 397. in der Poeſie neuerer Zeit V 658. politiſche im Schauſpiel III 421. ihre Verwandtſchaft mit andern Gattungen der Poeſie III 17 ff. 98. 144 f. Allegorien oder allegor. Gedichte II 217 ff. 225 ff. der Engländer, Franzoſen II 237 f. III 18. 145. und Italiener II 238. III 145. woraus entſtanden II 362.
Alliteration I 69. im epiſchen Vers I 83.
Alnpeke, Ditleb v., Verfaſſer einer Chronik II 71.
Alphart's Tod, Gedicht, II 96.
Alphonſi, Petrus, I 216. II 169. 175. 338.
Altenburg, Liederdichter und Componiſt III 18. 355.
Alterthum, klaſſiſches, Einfluß deſſ. auf Umbildung der deutſchen Poeſie in neuerer Zeit III 166 f. Studium deſſ. in Italien III 172. in Deutſchland III 173. in Frankreich III 174. Ueberſ. a. demſ. III 225. ſ. Klaſſiſch.
Altdeutſche Literatur, Studium derſ. in neuerer Zeit V 632.
Altſchwert, Meiſter II 232.
Alxinger, J. B. v., IV 315. V 21.
Alzey, Konr. v., deſſen opus figurarum II 276.
A. M., ſ. Moller.
Amadis, Roman I 261. im 16. Jahrh. wieder gedruckt II 264. III 393 f.
Amalie, Herzog. v. Sachſen, IV 539.
Amaranthes, ſ. Corvinus. Herdegen.
Ambroſius, Sebaſt., Liederd. III 39.
Am-Bühl, J. L., Schauſpield. IV 577.
Amis, Pfaffe, ſ. Stricker.
Ammenhuſen, ſ. Konrad.
Ammon, Hieronym., III 300.
Amthor, Dichter und Ueberſetzer III 493. 515.
Amydor, vergnügter, pſeudonymer Romanſchreiber III 401.
Anagramm III 324.
Anakreon I 346.
Anakreontiſche Lieder im 18. Jahrh. IV 71. vgl. IV 250.
Andreä, Joh. Valentin, lat. Schauſpieldichter III 95. 97. Liederd. III 355. vgl. III 161. 195. 372. 373. 378. 408.
Andreas, angelſächſ. Legende, I 198.
Anekdote III 50. 71 315 f.
Aneurin I 245.
Angelius Lohrbere Liga, ſ. Rollenhagen.
Angelſächſiſches Wandererslied I 32. angelſächſ. Lieder I 90. angelſächſ. Lied über Athelſtans Sieg bei Brunaburg I 94 f.
Angelus Sileſius, ſ. Scheffler.
Anhalt, ſ. Chriſtian. Johann Adolph. Georg. Ludwig. Poeſie daſelbſt im 16. Jahrh. III 181.
Anhalt-Deſſau, Fürſt v., Beſchützer der Wiſſenſchaften IV 538.
Anhorn, Barthol., (Philalethes Parrhaſiaſtes), Pomeris und Parthenia, Schauſp., III 425 f.
Anna Sophia, Landgräfin v. Heſſen, Dichterin, III 291.
Annenberg II 221.
Anſorge III 250.
Antenor, ſ. Schupp.
Antichriſt, Gedicht vom, I 199.
Anticlaudianus, ſ. Alanus.
Antike Dichtungen in neuer Geſtalt I 262.
Anton Ulrich, Herz. v. Braunſchweig, geiſtl. Dichter III 261. Romanſchreiber III 400 f. deſſen Aramena III 401. Octavia ebend. vgl. III 302. 406.
Antonius Diogenes I 241.
Apel, Joh. A., Dramatiker, V 653. Romanſchr. V 660. 684.
Apelles v. Löwenſtern, ſ. Löwenſtern.
Apelles, Valentin, Narrenſchule III 106.
Apfelfelder III 32.
Apollonius von Tyrland, Reiſen I 229. II 108. proſ. Bearbeitung u. Verſchiedenheit derſ. von der poetiſchen II 247.
Apoſtaten zum Katholicismus unter den Dichtern des 17. Jahrh. III 349 f. unter den Romantikern V 578 f.
Apophthegmen, III 72 f. ſ. Sprichwörter.
Aragonien, Geſetze dieſes Staates I 212.
Aramena, Roman, III 401.
Aretin, v., hiſtor. Schauſpield. V 693.
Arie III 466 f.
d'Arien, Trauerſpiele. V 525.

Arioſt I 60. 65. 114. 415 f. 435. II 48. 49. 56. 372. III 21. 145. 167 ff.
Ariſtophanes I 161. deſſen Plutus überſetzt II 385.
Ariſtoteles, Poetik, V 473 f.
Armin, beſungen I 27.
Arndt, Er. M., V 575. 640. 641. 678. 661.
Arndt, Joh., III 181.
Arnhold, ſchleſiſcher Dichter III 250.
Arnim, v., Romanſchr. V 660. 684. deſſen Trauerſpiele: Gleichen V 662. 663. Halle und Jeruſalem III 447. V 662.
Arnold, Chriſtoph, geiſtl. Dichter III 307. IV 31.
Arpinus III 279.
Arthurſage, ſ. Merlin.
Arthuslieder II 297 f.
Asciburg von Ulyſſes erbaut I 22.
Aſſig, Hans v., ſchleſiſcher Dichter III 485. 501.
Aſtrologie III 129 f.
Athys I 276.
Attila I 61.
Auffenberg, Joſ. v., hiſtor. Schauſpiel. V 692 f.
Aufresne, franz. Schauſpieler IV 379.
Augsburger, Aug., III 274.
Auguſt, Herzog, der Wohlgerathene III 184.
Auguſte Magdalene, Landgräfin von Heſſen, Dichterin III 291.
Auguſtin, heil., deſſ. Werke Hauptquelle der myſt. Weisheit des 13. und 14. Jahrh. II 141.
Avenarius III 7.
Aventin I 25 f. deſſen deutſche und lateiniſche Chroniken II 520. deſſen Deutſchthümel. III 372.
Avienus II 338.
Ayrenhoff, v., Schauſpiel. IV 390.
Ayrer, Jacob, Nachläufer des Hans Sachs II 478. III 114. deſſen Jahn (luſtige Perſon) II 307. Schauſpiel. III 109. vgl. III 101. 102. 103. 104. mit Gryphius vgl. ſ. denſ. Faſtnachtsſpiele III 114. Charakteriſtik der Schauſp. III 113 ff. Julius redivivus III 85. Ramus III 102. 103. Pelimperia III 112. Sidea ebend. f. König von Cypern III 113. Stiftung Bambergs ebend. Menächmen ebend. Erbauung Roms ebendaſ. Servius Tullius ebendaſ. Kaiſer Otto III 114. Mahomet ebend.

B.

Babo, Franz Maria, Schauſpiel. IV 569. 578. V 693.
Bach, Sebaſt., Componiſt III 468. 473.
Bachmann, Andr., (Rivinus), heſſ. Dichter, III 232. 271.
Backhaus, geiſtl. Dichter III 260 f.
Baggeſen, Jens, V 640. 641 ff. vgl. V 423. 575. deſſen Lyrik V 611. Fauſt V 643. Nachahmer Tieck's V 661.
Bahrdt, C. Fr., Leben V 263 f. Zuſammenſtellung mit Jung V 271.
Baiern, Culturzuſtand im 7. Jahrh. I 82. Aſyl der Poeſie im 13. Jahrh. II 22. Poeſie daſelbſt im 17. Jahrh. III 247.
Baif, Anton de, III 317.
Balde, Jacob, geiſtl. Dichter III 340 ff. Satyriker III 408. vgl. III 178. 195. 247.
Balladen III 76 f. V 460.
Ballet im 17. Jahrh. III 466.
Baniſe, die aſiat., ſ. Ziegler.
Bänkelſängerei in Deutſchland und England II 295.
Bapſt, Ueberſetzer des Terenz II 385.
Bär in den Thierſagen I 139.
Bar, v., IV 49.
Barchedas = Adersbach III 255.
Barclay's Argenis überſ. von Opitz III 397.
Barden oder Skalden in Deutſchland unbekannt I 37.
Bardendichtung im 18. Jahrh. IV 121 f. 126. 226 f.
Bardenlieder I 245.
Barlaam und Joſaphat, Sage von, I 218 II 273.
Bärmann, Gottſched's Schüler. IV 46. 50.
Bartas III 178. 347.
Barth, Casp. v., III 218. 342.
Baſedow, Joh. Bernh., Leben V 339. Aeußeres IV 535. Charakter V 340. in Kopenhagen IV 177. Theolog V 260. Streit mit Goeze V 341. wendet ſich von der Theologie zur Pädagogik V 342. Projectenwuth IV 245. tritt Lavater entgegen V 342. legt das Philanthropinum in Deſſau an V 344. ſucht das Erziehungsweſen dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit zu entziehn und unter unmittelbare Aufſicht des Staates zu bringen V 348. betrieb d. Gründung von Seminarien ebend. ſeine Methode V 348. von Herder, Jacobi und Schloſſer getadelt V 340. Rücktritt aus dem pädagog. Leben V

344. — Werke: praktische Philosophie V 339. andere theol. u. philos. Schr. V 341. f. Philalethie V 342. Aufruf IV 414. pädagog. Schriften V 342. Elementarwerk V 343. Lieder IV 181.
Basse, geistl. Dichter III 347.
Batrachomyomachie, Einfl. ders. auf deutsche Fabeldichtung III 60. 66.
Baudenkmäler aus der Zeit der Ottonen I 98.
Bäuerle, Lustspield. V 688.
Bauernkomödie in Tirol IV 359.
Bauernkrieg II 456 f.
Baumann, Konr., Tonkünstler II 289.
Baumann, Nicolaus, II 412.
Baumgarten, Joh., geistl. Schauspieldichter III 96. 98. dessen Gericht Salomonis III 107.
Baumgarten, Samuel, schles. Dichter III 250.
Baumgarten, Aesthetiker IV 70.
Beauvais, Vincenz v., dessen Spiegel II 125.
Bebel II 458. dessen Facetien II 350. triumphus Veneris II 427.
Beccau, Opernd. III 468. Epigrammend. III 539.
Bechada I 167.
Beck, Schauspield. V 529.
Becker, Cornel., geistl. Dichter und Psalmenübers. III 43. 338. 336. dess. Singpsalter III 47 f.
Becker, R. Zach., Elementarwerk V 351. Reichsanzeiger V 454.
Becker, W. G., Erholungen und Taschenbuch V 454.
Beckh, Schauspield. III 428.
Beda I 247.
Beer, Capellmeister, III 473.
Beer, Mich., Struensee, Trauerspiel V. 694.
Beger, Laurenz, Schauspield. III 461.
Beheim, Anna, Psalmenübers. III 339.
Beheim, Michel, II 210 ff. Schicksale und Charakteristik ebend. Gegner der Hussiten II 213. Mariengedichte II 156. histor. Gedichte II 213 f. Gedicht von der Belagerung Wiens II 214 f. Werke II 275. vgl. noch II 196. 202. 270.
Behrisch IV 518.
Behrmann, Georg, III 545. Schauspield. IV 393. Trauerspield. IV 42.
Beil, Schauspield. V 529.
Beinom IV 40.
Beispiele II 157 f.
Belgien, Hauptwiege der neueren Cultur und Poesie I 44 f.
Belial, Passional II 275.
Bellander, Heldenbriefe III 452.
Bellin, Joh., Orthograph III 285. Hymnend. III 348 vgl. III 290.
Bellinghausen, Rud., geistl. Komödiend. III 95. 260.
Benda, v., Componist IV 378. Theaterdirector in Wien IV 389.
Bengel, J. A., Liederd. IV 185.
Benoit de Sainte Mare I 193. 268.
Beowulf I 44. 47.
Berchorius, Peter, Verf. der gesta romanor. II 166.
Berchthold, Alexandriad. I 273.
Berens, Joh. Christian, IV 439.
Berg, v., s. Ludecus.
Berger III 492.
Berger, Schauspield. V 525.
Bergk, Romantiker V 574.
Berintho, s. Roberthin.
Berlin, Zustand des Theaters daselbst gegen Ende des 18. Jahrh. IV 385. Theater unter Iffland V 546. Sitz der romant. Schule im Anf. d. 19. Jahrh. V 573. Mittelpunkt des literar. Verkehrs in neuester Zeit V 574. Lustspiel daselbst in neuester Zeit V 689 f.
Bernardin v. Busti, dessen Mariale II 155.
Bernardin Ribeyro, s. Ribeyro.
Bernauerin, Agnes, Lied von ders. II 297.
Bernay, Alexander v., I 272.
Bernegger, Vertheidiger der deutschen Sprache, III 218.
Bernhard's des heil. Werke, Hauptquelle der mystischen Weish. des 13. und 14. Jahrh. II 141. dess. deutsche Reise, III 14.
Bernhard, Kapellmeister III 464.
Bernhardi, Romant. V 573. dessen Bambocciaden u. Kynosarges V 584.
Bernstorff, Gr. v., IV 153.
Berthold, dessen Predigten II 117. 118. 119. 145. 147. in Betreff relig. Lieder III 14.
Bertrand du Born I 312.
Bertuch, Fr. Justin, Uebersetz. V 12.
Besold III 218. 349.
Besser, Joh. v., Hofpoet, Leben und Charakter, III 509 ff.
Bettelmönche II 351.
Bettelorden, Nachträge zum Narrenschiff II 405.
Bettina V 573.
Betty IV 535.
Betulejus, Xyst., s. Birken, Sixtus.
Bevern, s. Ferdinand.
Beyer, Uebersetzer III 139.
Beza, Th., III 45.
Bibeldichtung III 337 ff. s. Evangeliendichtung. Psalmen.

Bibliothek, allgemeine, IV 235.
Bidpai, dessen Fabeln I 216. II 171. 175. 176. 274. 414.
Bieſter V 302.
Biene, Lieblingsthier der Epigrammatiker III 315.
Bilderwerke II 361 f.
Biondi, Eromene übers. III 398.
Birken, Thomas, Schauspield. III 99.
Birken, Sieg. v., (Floridan), Pegnitzer, Charakteriſt. III 302 ff. vgl. III 196. 307. 363. dessen Bekanntſchaft mit dem Alterthum und Verbindung mit den Italienern und Oeſterreich. III 304. deſſ. Purismus III 305. Sprache, ebend. Prosodie III 235. Schauspiele III 424. Schäferreim III 222. dessen Fuggerſcher Ehrenſpiegel III 304. oſtländiſcher Lorbeerhain ebend. Guelfis III 305. friederfreute Teutonia III 303. 432. Pegneſis III 298. geiſtl. Gedichte III 305. geiſtl. Weihrauchskörner III 305. Ueberſetz. III 304. ſ. Clajus.
Birken, Sixtus v., (Xyſtus Betulejus), geiſtl. Schauſpield. III 111. 307.
Biterolf, Ged. I 241 f.
Biterolf, Alexandriade I 273.
Bitner, Jonas, Ueberſ. III 80. 92.
Blancheflur, ſ. Flecke.
Blankenburg, Aeſthetiker V 454.
Blaue Bibliothek II 251.
Blaurer, Ambroſ., Liederd. III 28.
Blikker v. Steinach I 439.
Blomberg, Lyriker, V 678.
Blum, Rabeners Schüler, IV 212. V 25.
Blumauer, Bürgers Schüler, IV 35. vgl. V 21. deſſen Traveſtie III 67.
Blumel, Chriſtian, III 289.
Blumenorden, gekrönter = Pegnitzorden III 293.
Blumenſprache II 313.
Bob IV 386.
Boccaccio II 258. 475. III 167. V 402. Verdienſt III 168. überſetzt II 256.
Boccalini III 372.
Bock IV 49.
Bock, Joh. Chriſtian, Theaterdichter IV 395.
Bockſpiel II 456.
Bode, Chriſtoph, Ueberſetzer IV 414. V 173 f.
Boden's daemonomania III 123.
Bodmer, Joh. Jakob, Charakteriſt. IV 51 ff. 156 f. Verdienſt um Verbreitung des Meſſias von Klopſt., IV 154. Einfluß auf Wieland IV 194 f. er und Wieland bekämpft von Gleim's Anhang IV 205. in Zwieſpalt mit Leſſing, Weiße und Gleim IV 206. — Gedichte IV 56. Plan zur Noachide und zur Schöpfung IV 56. Noachide IV 155 f. Sündfluth, Jakob und Joſeph, Rachel, Joſeph und Zuleika, Jakobs Wiederkunft, Dina u. Sichem IV 156. Schauſpiele ebend. IV 577. Fabeld. IV 106. Ueberſ. des Milton IV 55.
Bogatzky, Liederd. IV 32.
Boguslawsky V 25.
Böhme, Jak., Myſtiker III 205. 349. Beförderer des Purismus der deutſchen Sprache III 191 f.
Böhme, Martin, Liederd. III 42.
Böhmen's Culturzuſtand III 201. im 15ten Jahrh. III 203.
Böhmer, Liederd. IV 32.
Bohſe, Aug., (Talander), Romanſchr. III 401. 407. 507.
Bojardo III 167. IV 632.
Boie, Joh. Chriſtian, V 23.
Boileau, deſſen Einfluß auf Deutſchland III 500. 508. 516.
Boiſſerée V 575.
Boltz, Valentin, Ueberſ. des Terenz II 385.
Bolz, Schauſpield. III 92.
Bonafont, hiſtor. Schauſpield. V 692.
Bonaventura's Marienpſalter II 278. deſſen Köcher II 123.
Bonerius III 49. IV 103. deſſ. Edelſtein (Fabelſamml.) II 159 ff. deſſen Ueberſ. alter Claſſiker II 472.
Bonifaz, I 83.
Bonifaz v. Caſtellane I 312.
Bonin, v., Liederd. IV 32.
Bonſtetten V 576.
Boppo II 14. 18. 22. 32.
Borkenſtein, Luſtſpield. IV 393.
Born, Elias, geiſtl. Dichter III 47.
Börne V 382.
Boſe III 467.
Bouchet's regnards transversants II 392.
Bouſſet, Joh., Hanswurſt im Luſtſpiel III 109.
Boſtel, Lucas v., III 540.
Boſtel, Nicolaus v., Anhänger Hoffmannswaldau's III 542. Opernd. III 468. deſſen Muſtapha, Oper, III 471.
Bothe, geiſtl. Epigrammend. III 39.
Bothe, Ueberſ. V 631. vgl. IV 248.
Bolz, Schauſpield. III 87.
Bouillon, Gottfr. v., Gedicht II 107.
Bourgeois, Louis, Compon. III 46.
Bouterwek, Literarhiſtor. V 622.
Boxberg, Schauſpield. III 462.

Boye, Liederd. u. Componist III 18.
Brachmann, Luise, V 572.
Brahm, v., Schauspield. IV 390.
Brandanus, der heil., dessen Abenteuer, Legende I 192. 204. 250. II 90. 108. 249.
Brandenburg, Zustand der Poesie im 17. Jahrh. III 257 ff.
Brandes, Schauspieldichter IV 370. Schauspieler, dessen Selbstbiogr. V 171. Lustspield. V 529 f. Theaterd. V 546.
Brandt, Sebastian, Narrenschiff II 391 ff. 407. Nachträge II 405. Uebers. dess. II 406. Priameln II 392. latein. Mariengedichte II 393. dess. Uebers. verschiedener Werke II 392. Uebers. des hortus animae II 393. von Murner nachgeahmt und mit demselben zusammengestellt II 418. vgl. noch II 344. nicht sehr an den Gebrauch des Deutschen gewöhnt III 52. mit Moscherosch zusammengestellt III 372.
Braun IV 578.
Brauns, Fabeld. IV 107.
Braunschweig, Poesie das. im 17. Jahrh. III 263 f. Schauspielhaus daselbst III 469.
Braunschweig, Herzog Heinrich Julius v., s. Heinrich Julius.
Brawe, Joh. Wilh. v., IV 372. 373.
Bredelo, Madrigald., III 322.
Brehme, Christian, III 272 f. 305.
Breitenbauch IV 166.
Breithaupt, Liederd. IV 32.
Breitinger, J. J., IV 54. Abhandl. von den Gleichnissen und krit. Dichtkunst IV 63. Abhandlung über Lohenstein III 458 f.
Bremer Beiträge IV 72. ff.
Brennenberger, der, Lieder über ihn II 298.
Brenner, Schauspield. IV 370.
Brentano, dessen Ponce de Leon V 660 f. Gründung Prags V 663.
Bressand, Opernd. III 467. 468. Jason, Oper III 471. Uebers. III 474.
Breßler, Gottschedianer IV 361.
Bretagnische Poesie I 243.
Bretschneider, dessen Ferd. v. Thon, Roman V 160.
Bretzner, Schauspield. IV 370.
Breydenbach, Bernh. v., II 249.
Briefliteratur im 18. Jahrh. IV 247 f.
Brieg, s. Dorothea.
Brinkmann V 576.
Britische Dichtung I 181. Einführung ders. in Deutschland I 243 ff. Britische Dichtungen II 50.
Britische Mönche arbeiten an mittelalterlichen Sagen und Dicht. I 25.
Brockdorf, Gr. v., III 545.
Brockes, Barthold H., III 546 ff. dessen musikal. u. malerische Bildung III 549. Naturmalerei III 547. 549. Verhältniß zu den Pegnitzern III 547 f. verbindet Musik u. Malerei u. Poesie III 548. f. IV 16. emancipirt die Sinne III 555. IV 16. Metrik III 550. arbeitet den steifen Sitten der Zeit entgegen III 551. IV 104. kleinmeisterlicher Charakter seiner Gedichte III 551. religiöse Seite ders. III 553. Hauptverd. III 549 f. Feind der episch. Poesie III 552. erschüttert d. Kirchenlied III 553. mit Haller vgl. IV 20. 37. Einfluß auf Drollinger III 553. IV 20. 27. auf Geßner IV 163. auf Klopstock III 548. seine Nachfolger III 550. seine Hirtenlieder III 547. irdisches Vergnügen in Gott, Hauptw., ebend. Uebers. von Thomson's Jahreszeiten III 550. von Pope's Versuch über d. Menschen III 554. von Marino's bethlehem. Kinderm. III 546. vgl. III 512. von Genest's principes de philosophie III 553 f. von La Motte IV 100. projektirtes großes physikalisches Gedicht III 553.
Brockmann, Schauspieler IV 399.
Bron v. Schonebecke II 149.
Bronikowski, Romanschr. V 574. 696.
Bronner, Fr. Xaver, V 301. Idyllend. IV 170.
Broxtermann V 12.
Bruck, Joach., v., III 38.
Bruckner, Idyllend. IV 166.
Brückner, J., V 26. 43.
Brulovius, latein. Schauspield. III 92. Uebers. III 89.
Bruder Eckart, Br. Fabri, Br. Gerhard, Br. Philipp, Br. Rausch, Br. Wernher, s. diese.
Brummer, Joh., tragico comoedia II 371.
Bruns altplattd. Gedichte II 90.
Brusquet II 353.
Bucer II 427.
Buch der Altväter II 275.
Buch v. d. losen Füchsen d. Welt II 392.
Buch des Glückslaufs II 282.
Buch der sieben Grade II 147 f.
Buch vom Hofleben II 394.
Buch Joachims II 116. 137.
Buch von der Kindheit Christi II 274.
Buch der Liebe II 264. 479.
Buch der Maide, s. Heinr. Muglin.
Buch der Tugend II 387 ff.
Buch der Weisheit II 274.

Buchanan III 92.
Buchaw, Steph. Clemens v., Ueberſ. des Terenz II 385. III 92.
Buchner, III 215. Proſodiker III 233 ff. Sprach- und Verskünſtler III 181. Anſicht von Plato III 214. Theorie des Horaz III 259. deſſen Joas III 344. Weihnachtsgedicht ebend. deſſ. Schule III 250 ff.
Bucholz, Andr. Heinr., geiſtl. Dicht. III 260. Pſalmenüberſ. III 338. Gelegenheitsd. und Ueberſ. aus Horaz und Lucian III 262. deſſen Herkules und Valiska, Roman III 400. vgl. III 402.
Buchwälder III 218.
Bückeburg, Wilh. Gr. v., IV 488 f. Patron der Literatur IV 537.
Büffon V 86.
Bugenhagen III 279.
Bühel, ſ. Hans.
Buhlſchaft, ſ. Ehe.
Bühne, Beſchaffenheit derſ. im 16. Jahrh. III 99. ſ. Theater.
Buncken, Chriſtian, Liederd. III 279.
Bunſen's Geſangbuch III 7.
Buntſchuh's Narrenſchiff II 405.
Bunzlau, Schule daſ. III 206.
Buonarotti, ſ. Michele.
Burdach's Phyſiologie V 436.
Bürger, Gottfr. Aug., V 30 f. Jugendgeſch. u. Entwickelung 31. Charakteriſtik ſeiner Dichtungen V 32 ff. 39. deſſen Werth als Dichter, und Urtheil Schillers u. Schlegels über ihn V 35. 36. Volkslied V 33 f. Balladen V 34 f. Leonore ebend. Sonett V 35. vgl. V 26.
Bürger, Joh., Ueberſetzer des Cats III 273.
Bürgerſpiele III 99.
Burkart von Hohenfels, ſ. Hohenfels.
Burke, Staatsmann V 608.
Burläus, überſ. II 340.
Burleske III 67. 409.
Burmann, G. W., Fabeld. IV 107. V 25.
Burmeiſter III 268. deſſen geoffenbarter Chriſtus, Schauſpiel III 105.
Buſch, Liederd. III 6.
Büſching, Theolog V 260.
Buſti, ſ. Bernardin.
Butſchky, Sam. v., Myſtiker III 349. vgl. III 253.
Büttner, Wolf, Katechism. III 22.
Buwinghauſen, Freifr. v., Schriftſtellerin III 289.
Byron, Lord, V 575. Einfluß auf die neueſte Literatur V 695.

C.

Cahlen III 271. 273. Ueberſ. III 274.
Calagius, Andreas, Ueberſ. III 85. Paraphraſen lat. Schauſp. III 225. vgl. III 423.
Calderon, das Weſen ſeiner Poeſie III 381 f. mit Shakſpeare vergl. V 561 f. Anſehn in Deutſchl. V 598. vgl. I 188. II 147. 372. V 626.
Caliſius, Joh., (Cloridan), deſſ. Hirtengeſänge, III 249.
Calovius III 255.
Calprenede III 396.
Camillus und Emilie, Roman II 264. 265.
Campe, J. H., Pädagog und Kinderſchriftſt. V 352. in den Xenien angegriffen V 455.
Candorin, ſ. Hövelen.
Canitz, Frh. v., Leben, Charakter u. Werke III 506 ff. deſſen Einfluß auf die Romane III 508. Nachahmer des Boileau ebend. Fabeld. IV 99. vgl. III 485. 487.
Cantate III 473.
Cantius, Joh., III 204.
Cantoren im 17. Jahrh. III 229.
Canzler, der, ſ. Kanzler.
Canzone V 647.
Capito, Wolfg., Liederd. III 28.
Carl, ſ. Karl.
Carlyle, deſſen Verdienſte um die Verbreitung deutſcher Poeſie in England V 577.
Carpſer IV 42.
Carrarius, Lobrede auf das Podagra III 127.
Carricatur, Sitz derſ. im Norden II 333. im 17. Jahrh. III 309. mit poetiſchen Erklärungen III 133.
Cäſar, H., III 255.
Caſaubonus III 176.
Cäſius, ſ. Zeſen.
Caspar, Fr. Xaver v., hiſtor. Schauſpield. V 693.
Caspar von der Roen, deſſ. Heldenbuch II 104. 252.
Casparſon IV 22. Anhänger Gottſched's IV 50.
Caſſidor I 59. 211.
Caſtellane, ſ. Bonifaz.
Caſtelli, Ueberſ. V 620. Luſtſpield. V 688.
Caſtelnau I 312.
Cats, Jak., III 178. 280. deſſ. selfstryt überſ. III 273.
Cato, Dionyſ., Diſtichen I 402.
Catoniſche Sittenlehre II 392.
Catull I 349.

Digitized by Google

Causinus' Felicitas übers. III 438.
Celadon, s. Kaldenbach. Greffinger. Regelein.
Celten, s. Kelten.
Celtes II 367. 383. dessen rheinische Gesellschaft II 408. III 170.
Cervantes, Charakterist. III 144 ff. vgl. V 697. mit Rabelais vergl. III 144. dessen Don Quixote III 145 ff. IV 109. übers. III 396. erster Humorist V 169. vergl. II 372. Novellen mit Göthe's Wahlverwandtschaften vergl. V 711. vgl. I 414.
Cessoles, s. Jacob.
Chamisso V 573. 578.
Chariton, griech. Romanschr. I 263. II 339.
Chasmindo, s. Dach.
Chelcicky, Schuster u. Poet III 203.
Chnaustinus (Knust, Knaust), geistl. Schauspield. III 94. dessen Geburt Christi, Schausp. III 105. vgl. III 30. 254.
Chlodwig I 178.
Chor, in den Dramen des 17. Jahrh. III 465 f. Einführung desselben ins neuere Theater durch Schiller V 565.
Chretiens von Troyes I 254. dessen Parzeval I 408.
Christel, Barthol., dessen lustiges Sterbejahr, III 249.
Christenthum, dessen Einführung in Deutschland I 75 — 81. verschiedene Gestaltung im Norden und Süden I 75 f. vgl. I 11.
Christi Auferstehung, Myster. II 370. übrig. s. Buch.
Christian II., Fürst v. Anhalt, Uebers. III 188.
Christliche Dichtungen im 9. Jahrh. I 75 ff. s. Geistliche Dicht.
Christoph VII., geistl. Dicht. III 307.
Chronik von Novalese I 101. von Tongern I 25. Chroniken II 69. des deutschen Ordens II 72. der Fürsten von Braunschweig II 69. s. Reimchroniken. Flandrische. Fürterer. Hagen. Kirchberg. Königshofen. Limburger. Livländ. Mouskes. Niederländ. II 69. s. Rothe. Ottokar.
Chroniken, fabelhafte II 250.
Chronisten des 12. Jahrh. I 203.
Chyomusus, Liederd. u. Comp. III 18.
Chyträus, Nathan, Fabeld. III 50.
Cid, III 442. übers. III 474. s. Corneille. Herder.
Clajus (Clay, Klay), Joh., Prosodiker III 233. Grammatiker III 235. stiftet mit Harsdörfer (Strephon) den Pegnitzorden III 292. Gedicht auf die Alchymisten III 64. dess. u. Birken's pegn. Schäferged. in den berinorgischen Gefilden III 296 f. dess. u. Birken's Fortsetzung dess. III 297. Weihnachtslied III 344. Erneuerer des Schauspiels III 422. 424. geistliche Stücke III 429 ff. vgl. III 307. 422.
Clara, s. Abraham.
Claudius, Matthias, V 38. Charakterschilderung ebend. Charakterist. seiner Dicht. V 39 f. Schreibart eben d. Verhältniß zu Herder V 41. dess. mystisch-religiöse Richtung V 40 f. Verachtung der Philosophie V 41. vgl. III 366.
Clauren V 574. 690. Romanschr. V 359.
Claus Narr II 343.
Clauß, Joh., Psalmenübers. III 43. Schauspielschr. III 461. und Greffinger, Uebers. des Cid III 474.
Clay, s. Clajus.
Clodius, Oden IV 527.
Cloridan, s. Calisius.
Closen, v., V 26.
Cocaigne, Schwank von, II 475.
Cochläus II 456.
Cölibat, s. Murner.
Coler III 249.
Collin, Heinr. Jos. v., Opern- und Schauspield. V 665 f.
Collin, Matth., dramat. Dicht. V 663 ff. Romant. V 573. Fortunat V 662.
Colonna, Guido, dessen troj. Krieg in Prosa II 246.
Commer, Marie, Dichterin III 292.
Concordia, s. Dedekind.
Concubinat, s. Ehe.
Conrad, s. Konrad.
Contessa, Dramat. V 573. 690.
Conz IV 158. V 693.
Coran, der, I 90.
Cordubensische lat. Poeten I 245.
Corneille III 436. dessen Cid übers. III 463. s. Cid. dessen Sophonisbe III 455. dessen Rhodogune IV 402.
Corneille der Jüngere, dessen berger extravagant übers. III 439.
Corvinus (Amaranthes) III 493. vgl. III 490.
Costenoble, Lustspield. V 688.
Cota, dessen Celestina übers. II 386.
Cox, engl. Lustspield. III 448.
Cramer, Daniel, latein. Schauspield. III 84.
Cramer, J. A., IV 177 ff. Liederd. IV 179. 181 f. Oden I 530. Predigten IV 182. vgl. IV 74. 76. 77. 78. 85. 113. 162.

Cramer, K. Fr. Lebensbeschr. Klopstock's IV 114. vgl. IV 152. V 26. 42 f.
Cramer, K. G., Romanschr. IV 522. V 357. 584.
Crauer, F. R., Schauspielschr. IV 577.
Crellius, Sam. III 278.
Creuz, Frhr. v., Haller's Nachahmer IV 38. 40. Schauspielschr. IV 393.
Criginger, Joh., Schauspield. III 88. dessen Lazarus, Schausp. III 103 f.
Crödenberg II 280.
Cronegk, Joh. Fr. Frhr. v., charakteris. IV 373. 374. Codrus IV 372 f. Angriff auf Wieland IV 205. vergl. IV 23.
Crüger v. Spernbergk's Anfang und Ende, Schausp. III 105.
Crumbachische Händel II 457.
Crusius, Uebers. III 89. lat. Schauspield. III 92. s. Krause.
Cuno, Chr. IV 40.
Cunrad, Opitzianer, III 249.
Cymon aus Cypern, Roman II 264.
Cyrillische Fabeln II 392.
Czepko, Liederd. III 251. 252.

D.

Dach, Sim., (Chasmindo, Ischmando, Sichamond), III 254 f. vgl. III 228. 229. 250. dess. geistl. Lieder III 256 f. 359. mit Gerhard's vergl. III 359, Gelegenheitsgedichte III 257. Schauspiele III 424. Cleomedes, Sorbuisa, Opern, III 472.
Dachser, Jac., Psalmenübers. III 43.
Dachstein, Psalmenübers. III 43.
Daktylen, deutsche, Erfindung ders. III 233.
Dalberg, Heribert v., Theaterint. V 149. 543 f.
Dalberg, Karl Theod. Ant. v., Aesthetiker V 412. Uebers. V 634.
Damen, Herm., II 22.
Damiani, Peter, I 121.
Damon = Albert III 255.
Dangolsheim, s. Konrad.
Dannecker V 575.
Dante I 411. 426 f. II 52. 146. 238. III 372. göttl. Komödie IV 145.
Daphnis, s. Pernauer.
Dares Phrygius I 252. 267.
Darmstadt I 19. IV 539.
David v. Augsburg, Prosaist II 117 f.
Decius, Nicolaus, Liederd. u. Componist III 18. 28.
Dedekind, Fr., Schauspield. III 85. 89. christlich. Ritter III 90 papista conversus ebend. Grobianus III 117 f.
Dedekind, Chr., (Concordin), Psalmenübers. III 339. geistl. Schauspiel- und Opernd. III 464 f. 473.
Dedicationen der Bücher, Ursprung derselben in Deutschland III 185 f.
Defoe's Robinson III 405.
Demokrit II 340.
Denais, Peter, deutscher und latein. Dichter III 159.
Denicke's Gesangbuch III 356.
Denis, Mich., IV 223. 227. Ossian IV 414.
Denner-Spiegelberg'sche Schauspielertruppe III 475.
Denson IV 48.
Derschau, v., IV 49. 363.
Desmaret, dessen Ariana, Uebersetz. davon III 396 f.
Deßler, geistl. Dichter III 307.
Destouches, J. A. v., Schauspield. V 693.
Deutsche, die, Nachahmungssucht ders. und Mangel an Produktivität IV 475 f.
Deutsche Gesellschaft in Leipzig, Stiftung ders. III 499. IV 21. durch Gottsched auch den Frauen geöffnet IV 48.
Deutsche Gesellschaft = fruchtbringende Gesellschaft III 182.
Deutsche Literatur, Verbreitung ders. im Auslande nach Napoleon's Sturz V 577.
Deutsche Poesie, und nordische verschieden I 29 ff. s. unten Poesie. — Deutsche Sprache, von fremden Wörtern angefüllt, Ursache davon III 190 ff. Reinigung ders. ebend. Sieg über die latein. in Poesie und Wissenschaft III 190. vergl. III 171. Veredelung ders. durch die niederländische III 171. Festigkeit ders. III 194. kleinl. Neuerungen III 195. rein in den Gedichten, aber nicht in der Prosa des 17. Jahrh. III 192. Deutsche Humanisten, s. Französische.
Deutscher Nationalcharakt. V 375 ff.
Deutschgesinnte Genossenschaft III 283. Frauen in ders. III 289.
Deutschland's politischer und Kulturzustand im 15. Jahrh. II 300 ff. Religionszustand und Religionsstreitigkeiten in der protest. Kirche Deutschlands am Ende des 18. Jahrh. V 259 ff. polit. Zustand und Stimmung zur Zeit der franz. Revol. V 382 f. vgl. Norddeutschland.
Deutschübende Gesellschaft (nachmals patriotische) III 499. 515.

Deutz, Robert von, II 26.
Dialekte, s. Schauspiel.
Dialog, lucianischer und plautinischer II 451 f.
Diana, s. Montemayor.
Dichter, Sagen von dens. II 37 f. Verhältniß desselben zu den Außendingen IV 508.
Dichterinnen, s. Frauen.
Dichtkunst, Aufgabe ders. IV 353 f. u. Malerei vgl. IV 64. s. Poesie.
Dichtung, s. Poesie.
Didaktische Poesie I 454 ff. II 111 ff. III 234. im 18. Jahrh. IV 20 f. 35 ff. s. Herder.
Diderot IV 381 f. dessen Einfluß auf Lessing IV 382. Rameau's Neffe V 704.
Diemeringen, Otto v., Uebers. der Reisen Mandeville's II 248.
Diericke V 25.
Dietelmeyer, Frau, Pegnitzschäferin III 292.
Dietmar, s. Aist.
Dietrich von Bern I 28. 40.
Dietrich von der Glezze I 145.
Dietrich von Pleningen II 394. Uebers. des Lucian II 385.
Dietrich von dem Werder, s. Werder.
Dietrichsage I 38. 61. 180. angefochten I 203.
Dietrich's Ahnen und Flucht, Gedicht II 94 f. Drachenkämpfe II 101. 105.
Diez, Freigeist V 266.
Dikgtana, österreich. Dicht., III 249.
Dilettantismus in Poesie V 700 f. 703.
Dilger, Joh., Musiker III 18.
Dilherr, Pegnitzer u. geistl. Dichter III 266. 306 f.
Diodor, übers. II 473.
Diogenes Laertius übers. II 340.
Dippel, Christn., Freigeist V 268.
Discurse der Maler, Ztschft. IV 54 f.
Dithmarsische Lieder II 298. über die Schlacht bei Hemmingstede II 205.
Döbbelin, Schausp. IV 385.
Docen II 327 f.
Dohna, Gr. v., III 506.
Dölla, Fritz, Fastnachtsspiel III 99.
Dolopatos II 171. 173.
Doman, Joh., Gedicht von der deutschen Hanse III 313.
Dominicus, heil., Mönch II 280.
Donauer, Chr., geistl. Dichter III 40 f.
Donner, Uebers. V 633.
Döring, Daniel, III 278.
Döring, Georg, histor. Dramat. V 693.
Dorn, Reinbot von, der heil. Georg I 517 ff.
Don Quixote, s. Cervantes.
Dorothea, heil., Myster. II 369.
Dorothea Charlotte, Landgräfin von Hessen III 461.
Dorothea Sibylla v. Brieg, Schauspielb. III 115.
Drachenkämpfe, s. Dietrich.
Drama, s. Schauspiel.
Dramatik u. Lyrik V 651. s. Schauspiel.
Dreißigjähriger Krieg, dess. Einfl. auf die Cultur u. Lit. III 190. ruft eine Menge Spottgedichte, Carricaturen u. s. w. hervor III 309 ff.
Dresden, Hof- und Theaterdichtung das. im 17. Jahrh. III 464. literar. Leben in der neuesten Zeit V 574 f.
Dreyer, Gottsched's Anh. IV 50.
Drollinger IV 16. 20. 26. Charakteristik IV 27. Einfluß Brockes' auf dens. III 553. IV 20 27. bekämpft den Alexandriner IV 28. Liederd. IV 33 f. Fabeld. IV 34.
Druiden I 24 f.
Dschelaleddin I 315.
Dunlop I 218.
Dürkop, Psalmenübers. III 339.
Duro, Johannes, II 233.
Dusch, J. J., IV 39. 40. 109. 112. 205.
Duysburgk, Randolph v., Nachahmer des Fischart III 122.

E.

Eber, Paul, Liederdichter III 28. 34. Psalmenübers. III 42.
Ebert, J. A., IV 42. 75. 76. 78. 79.
Eberhard, Gr. v. Würtemberg, ob Uebers. der Fabeln des Bidpai von Johann v. Capua II 175.
Eberhard, J. A., Theorie der schönen Wissenschaften V 411.
Eberhard, Pfaffe, dessen gandersheimer Chronik II 69.
Eberhard v. Sax I 321.
Eccard III 487. 515.
Echos in den Opern III 566. Dichtungsgattung III 246.
Eck, Uebers. III 92.
Eckart, (Bruder), Heinr., Religionsphilos. II 142 ff. vgl. II 135.
Eckart, treuer, Sage von demselben II 298.
Eckehard in St. Gallen, dessen lat. ep. Ged. v. Walther v. Aquitanien I 99. 185.
Ecken Ausfahrt II 99. 100. 102.
Eckhard, J. G. von, III 487. 500. dessen poet. Nebenstunden III 491.

Eckhof, Schauspieler IV 364. 384. 394. 398. V 523 f. 530 f.
Edelstein, s. Boner.
Eddalieder I 30. 69.
Edingius, Rutger, katholisch-geistl. Dichter III 47.
Edlbeck, Beneb., Pritschmstr. III 138.
Edzardi, Orientalist III 279.
Egen, Meister II 232. 233.
Egenolf's Entwurf zu einer Sprachgesellschaft III 499.
Ehe und Buhlschaft (Concubinat) in Schriften behandelt II 427. vgl. Hans Sachs.
Ehre nach modernen Begriffen III 379 ff.
Ehrengedichte auf Festlichkeiten III 137 f.
Eichendorff, Jos. v., Lustspield. V 691. Trauersp. V 695.
Eilhard von Oberg I 192. 254 ff. dessen Tristan I 414.
Eisenbeck, Em., Psalmenübers. III 49.
Eisengrin III 131.
Eitelwolf v. Stein II 431.
Eitzen, Paul v., III 279.
Elbschwanenorden od. Schwanenorden III 268. 275.
Elegie und Trauerspiel IV 20. geistl. III 347.
Elendsohn'sche Schauspielertruppe III 475.
Eleonore v. Schottland, Uebers. des Romans Pontus u. Sidonia II 241.
Elisabeth, Gräfin v. Nassau, Uebers. des Romans Lother und Maller und Hug Schapler II 240 f.
Elisabeth, die heilige, Legende I 511. Leben ders. II 112. 362.
Elmenhorst, III 279. Opernd. III 468. dessen Dramatologie III 470.
Eltester, Christn., Dichter III 503.
Emblematik III 299.
Emmeran, der heilige I 83.
Emser's Kampf mit Luther II 456.
Enenckel, Fürstenbuch v. Oesterreich und Weltchronik I 508. II 70. 71.
Engel, J. J., Philosoph u. Theaterd. V 546 f. Mimik V 547. dessen Lorenz Stark ebend.
Engerdi, Joh., Prosodie III 233.
Engerling, Kammerdiener u. Schauspield. III 462.
England, Zufluchtstätte der alten Bildung I 246. Hof- und Volksdichter daselbst II 295 f. Interesse für die patriarch. Heldenzeit I 180.
Englische Komöd. III 111. Tragödien III 117 f. Englische Schauspielertruppe III 100 ff. Einfluß auf das deutsche Theater III 102. Englische Sprache III 193. Englische Volkssatire und politische Poesie III 310. engl. Literatur mit der italien. vgl. V 101.
Epigramm III 314 ff. Anforderungen an dass. und Definition III 318. erste Anfänge ders. in Deutschl. III 73. 315. Obscönität III 222. im 17. Jahrh. III 227 f. und Madrigal, Unterschied III 322. geistliches III 323. u. Räthsel III 323.
Epische Poesie, Ueberg. ders. in Didakt. IV 144. des europ. Mittelalters I 175 f. Gedichte im 17. Jahrh. III 224. s. Epos.
Episcopus, Uebers. des Terenz II 385.
Episoden der Octavia, Roman III 401.
Epopöe, komische IV 108.
Epos, deutsches, dessen Ursprung und Grundlage I 40 ff. Eigenthum des Südens I 72. Charakter I 304. V 490. 494. vgl. I 113 f. 184 f. 412. Veränderungen in demselben I 383. III 44 ff. 92 ff. Epos im 17. Jahrh. III 248. im 18. Jahrh. IV 119. 223 f. u. Drama, Verhältniß II 360. III 77. IV 20. 356. V 473 ff. 493 ff. in Roman gebracht u. dramat. bearbeitet III 419. u. Roman, Vermischung III 406. britisches I 240. französisches I 179 ff. vgl. Ritterepos. Thierepos.
Erasmus, dessen Lob d. Narrheit II 356 ff. Gespräch von den reichen Bettlern II 351.
Erasmus Alberus, s. Alberus.
Erhard V 642.
Ernst, Herzog, I 224 ff. II 248. 249.
Erziehungsanstalten nach Basedow V 345 f.
Erziehungswesen, Umgestaltung dessen im 18. Jahrh. V 337 ff. dem Einfluß d. Geistlichkeit entrissen V 347.
Esaias vom Mars, Herr von Montmartin III 164.
Eschenbach, s. Ulrich. Wolfram.
Eschenburg, J. J., Schauspield. IV 394 f. Uebers. IV 396. Theorie der schönen Wissenschaft. V 411. in den Xenien verspottet V 454.
Eselsfest in Rouen II 363.
Eselskönig, der, III 68.
Esmarch V 26.
Esteve I 314.
Etzel's Hofhalt oder der Wunderer II 99. 101.
Eulalia, St., Legende von, I 95. Anm.
Eulenspiegel, Volksbuch II 341 ff. vgl. II 333. 347. III 383.
Euripides und Sophokles I 11.

Eva tritt in der Poesie an die Stelle der Maria II 426.
Evangeliendichtung II 111. III 36 ff. vgl. Bibeldichtung.
Evangelienharmonien I 78. 81 ff. 195.
Evangelium, ewiges, oder Buch Joachim's II 116. 137.
Evremond, St., IV 361.
Ewald, Dichter des Götting. Bundes V 26.
Ewald, F., Epigrammat. IV 218.
Eyb, s. Albrecht.
Eyring, Euchar., Evangelien III 38. Sprichwörtersamml. III 70.
Eysenberg, Jac., III 133.

F.

Fabel I 123 ff. Wesen und Charakter ders. II 159. IV 18 f. 65 f. im 16. Jahrh. III 49 ff. im 18. Jahrh. IV 98 ff. Uebersetz. IV 99. 100. mit dem Sprichwort verw. II 162. Uebrigens s. Aesop. Aesopische Fabeln. Sprichwort. Thierfabel.
Faber, H. J., III 545.
Faber, Joh. Baptist, (Sarnis), III 255.
Faber, J. L., Pegnitzer III 292. 432.
Fabliaux II 226.
Fabri, Bruder, Pilgerfahrt II 249.
Fabricius, Joh. Ad., Liederdichter III 279.
Fabricius, Joh. Alb., III 492.
Fabricius, Vinc., Polyh. III 279. 324. 408.
Fager, Singspield. III 432.
Fahrender Schüler, Gedicht von dems. II 317.
Falk, Johannes, Lyriker und Satiriker V 584. 659. 661. 671 f.
Falkener II 428.
Fastenpredigt II 351.
Fastnachtspiele I 314. 371. II 378 ff. vgl. II 319. 451. III 74. 109. Fastn. vom Türken II 209.
Faust, Volksbuch II 346 ff. vergl. II 333. 452. v. Maler Müller IV 580. s. auch unter Göthe.
Feind, Barthold, Opernd., III 468. 470. Satiriker, Kritiker, Polyhistor und Uebers. der Satire von Decker III 539. Abhandl. über die Oper III 469. vgl. III 279. 540.
Feinler, geistl. Madrigald. III 323. Hymnend. III 347.
Feller, Joach., geistl. Dichter III 493. Epigrammatiker III 45. IV 29.
Feller, Tuchmacher und Poet III 270.
Fenelon, Einfluß auf deutsche Literat. IV 29.
Ferber, Wolfg., Pritschenmeister III 138. 139. vgl. III 118. 270.
Ferdinand Albrecht, Herz. v. Bevern, geistl. Liederd. III 261.
Fergunt, Arthusroman II 73.
Feste im Mittelalter II 320.
Feßler, J. A., Romanschr. V 356. 584.
Feuerlein, geistl. Dichter III 307.
Fichte, Philos. V 572. Einfluß auf die neuere romant. Literatur V 586.
Fielding V 172.
Fierabras, übers. II 255. wieder gedr. im 16. Jahrh. II 264.
Figueira I 312.
Filidor, s. Kreyß. Schwieger.
Filimer's Zug, Lieder über denselben I 28.
Finkelthaus, Georg, (Gregor Federfechter von Lützen), Liederd. III 272. P. Flemming's Freund III 240. dess. hohes Lied III 340.
Finkenritter, der, II 348.
Fischart, Joh., Charakterist. u. Schrift. III 121 ff. 154 ff. bekämpft den Aberglauben III 129. die Jesuiten u. andere Mönchsorden III 130 ff. Gelehrsamkeit III 123. 158. Sprache III 154 f. braucht Latinismen III 163. Derbheit III 157. Ansicht von den Alten III 159. ob Bearbeiter von Nithart's Liedern III 125. Muster Rollenhagen's und Spangenberg's III 68. 125. Seltenheit der ältern Ausgabe seiner Werke III 141.

Werke: Gargantua III 141 ff. anal. III 149 ff. Kapitel von der trunkenen Litanei im Garg. II 318. Aller Prakt. Großmutter, Satire III 129. Secten- und Kuttenstreit III 132 ff. Nasenspiegel von St. Dominicus' Leben ebend. Erklärung des steiner. Thieractus im straßburger Münster III 135. glückhaftes Schiff III 107. 140. verspottet III 141. podagramm. Trostbüchlein III 127. f. Ehezuchtbüchlein III 128. Legende von dem vierhörnigen Jesuitenhütlein III 133. Bienenkorb ebend. Flohhatz III 125 f. mit Rollenhagen's Froschmäusler und Spangenberg's Ganskönig u. andern Thierged. vgl. ebend. Nachahmungen III 126. Psalmenübers. III 43. 44. 136. Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg II 479. III 123. Uebersetzer der daemonomania Bodin's III 124. versificirter Eulenspiegel III 124. Kirchenlieder III 136.

Fischer, Christn. Aug., Novellist V 697. polit. Fabeld. IV 106.
Fischer, Gottl. Nathan, IV 248.
Flagellanten III 15.
Flandern, Heimath des Thierepos I 115. Poesie das. II 66.
Flandrische Chronik II 68.
Fleck V 546.
Fleck, C. F., Liederd. III 358.
Flecke, Konrad, I 391 f. dessen Flore und Blancheflur I 494.
Flexel, Lienhard, Pritschmstr. III 138.
Fleigertüchlein, Gedicht II 229.
Flemming, Paul, III 236 ff. Leben und persönl. Charakter. ebend. III 238. 244 f. Reisen III 237. Ansehn III 237. dichter. Charakt. III 239 f. vgl. III 295. Freundschaft mit Finckelthaus III 240. mit Opitz vgl. III 240. 242. poet. Talent u. Werth III 243 f.
Werke: Lyrische Ged. III 237. Liebeslieder III 240 f. Hochzeitsgedichte III 240. 242. Sonette III 242. Gelegenheitsged. III 242. 243. geistliche Hymnen III 347. Epigramme III 317. latein. Epigramme III 314. Margenis projectirtes Heldengedicht III 243. vgl. III 198.
Flora, s. Johannes.
Flore u. Blancheflur, s. Flecke. Roman II 256. niederd. II 90.
Floridan, s. Birken, Siegm. v.
Flos und Rother I 179.
Flugschriften im 16. Jahrh. II 453 f.
Flurheim, Uebers. III 46.
Folengo, Theofilo, moschea III 67.
Folz, Hans, dess. Schwänke und Fastnachtspiele II 271. 319. 382. 428.
Formschneidekunst im 15. Jahrh. II 361.
Forster, Georg, Politiker, Charakterist. V 389 ff. vgl. V 86. Feind der sentimentalen Richtung V 729. Religionsansichten V 329 f. bekämpft Kants Aesthet. V 415. Uebers. V 632. 634. Uebrigens vgl. IV 512. V 301 f.
Fortunat II 256.
Fouqué, Fr. de la Motte, Romanschr. V 357 f. Ritterromane V 683 f. vgl. 660. Dramatiker V 666 f.
Fragmentisten IV 235.
Franc, Martin, Allegorist III 174.
Francisci, Erasm, geistl. Dichter, III 307. geistl. Poesie III 492.
Franciscus, der heil., II 137.
Franck, Componist III 468.
Franck, Sebast., Liederdichter, II 452. III 270. Sprichwörtersamml. III 71.
Francke, A. H. IV 31.
Franke, Joh., Opitzianer III 277. dessen weltliche Lieder ebend. geistl. Lieder ebend. 369. f. mit Gerhardt verglichen III 370. vgl. III 366.
Franke, Michael, Liederd. III 270.
Franken, literar. Leben das. in neuerer Zeit V 575.
Frankenau's Liedermagazin III 6.
Frankenberg, Mystiker, Böhme's Schüler III 349.
Frankenstein, s. Johann.
Fränkische Periode der Poesie I 116 ff.
Frankreich, geistl. Schauspiel das. II 365. Literaturzustand u. klassische Studien das. im 16. und 17. Jahrh. III 174 f.
Franzosen und Deutsche, Verschiedenheit des Charakters III 178.
Französisches Volksepos I 176 ff. Franz. Poesie im 16. und 17. Jahrh. III 176. 178. — Franz. Literat. zuerst in Deutschl. berücksichtigt III 45. — Franz. Schauspiel in Deutschland III 424. — Franz. Sprache und Einfluß ders. auf die deutsche III 193. — Franz. Literatur u. Sprache, ihr Einfluß in Deutschland III 497. 500 ff. 530. — Franz. Humanisten im 16. und 17. Jahrh. und deutsche, Unterschied. III 175.
Frauen in literar. und poet. Gesellschaften III 289 f. Schriftstellerei ders. III 290 ff. besonders in der Romanliteratur thätig III 393. — Frauenverkehr im 16. und 17. Jahrh. III 379. s. Mann. Weib.
Frauenbuch, s. Ulrich v. Lichtenstein.
Frauendienst, s. Minnegesang.
Frauenschriftstellerei V 360 f. vgl. Romanschreiberinnen.
Frauenlob, s. Heinrich v. Meißen.
Freder, Joh., III 279.
Freiberg, Heinrich v., I 487.
Freidank I 471. 474 ff. II 17. 125. 126.
Freienthal, s. Grob.
Freigeisterei IV 83 f. in der Mitte d. 18. Jahrh. V 264. s. Pietismus.
Freimaurer V 274. f.
Freinsheim, dess. Tugendspiegel III 228. gereimte Epen III 406.
Freisingen, Otto v., I 203.
Frentzel, geistl. Hymnend. III 347.
Frenzel, Joh., Anagrammat. III 324.
Frey's Gartengesellsch. II 350. III 122.
Freydermuth, Hans Heinr., II 427.
Freylinghausen, Liederd. IV 31.
Friedensfeste in Nürnberg III 432.
Friedensstücke und Aufführung ders. III 432.
Friederici III 259.

Friedrich, Luſtſpiel. V 690.
Friedrich von Schwaben, Gedicht II 110.
Friedrich d. Große, Bildung IV 207. Einfluß auf deutſche Literat. IV 217 ff. Haß der deutſchen Literat. IV 229 ff.
Friedrich II., König von Dänemark, deſſen Einfluß aufs Schauſpiel III 97.
Frieſe, alcäiſche Ode III 48.
Frieſen, Katharina v., geiſtl. Hymnend. III 347.
Friſchlin, Jakob, Schauſpield. III 92. Ueberſ. III 85.
Friſchlin, Nikodemus, lat. Schauſpield. III 77. Charakteriſt. und lat. Werke III 81 ff. deſſen Chriſtophel III 83. Ueberſ. ſeiner Stücke III 84. Phasma ebend. Hildegard. ebend. bibliſche Stücke III 85. Julius revidivus ebend. Schauſp. aus Virgil III 419.
Fritſch, geiſtl. Epigramme III 323.
Fritſchelar od. Fritzelar, ſ. Hermann.
Fröreiſen, Schauſpield. III 92.
Froſchmäusler III 69 ff.
Fruchtbringende Geſellſchaft (Palmenord.) III 180 f. vgl. III 249. Stiftung und Veranlaſſung und Tendenz III 181 f. Einricht. III 182 f. 196. Stärke derſ. III 185. wird von Cöthen nach Weimar verlegt III 183. kommt von Weimar nach Halle III 184. Wirkung u. Einfl. ebend. f. III 185 ff. beſ. Verdienſt um den Purismus der deutſchen Sprache III 194. um Grammatik und Proſa III 235. nach Oeſterreich verbreitet III 189. Untergang und Urſache davon III 194.
Fuchs, der, in Thierſagen I 138.
Fuchs, Gottlieb, IV 75. 79.
Fuchs, Hans Chriſtoph, Ueberſ. der moschea III 67.
Fuchs-Neidhart ſ. Neidhart.
Fuchs, Paul Frhr. v., Dichter III 506.
Funck, Schauſpield. III 462.
Fünclin, Schauſpield. III 92.
Funk, G. F. IV 177. Lieder IV 181.
Fürer, Chriſtoph, Pegnitzer III 293. geiſtl. Dichter III 307.
Fürſten und Fürſtinnen, Beförderer der Romanliteratur im 15. Jahrh. II 240 ff.
Fürſtenberg, v., V 309.
Fürterer, Ulrich, deſſen cycliſche Bearbeit. poetiſcher Romane vom Gral und der Tafelrunde II 65. deſſ. dreizehn Abenteuer, ebend. baieriſche Reimchronik ebend. vgl. II 251. 252.
Fußesbrunnen, Konr. v., Gedicht von Maria's und der Apoſtel Leben I 528 f. Anm. Kindheit Jeſu I 533.
Füßli, H., Maler IV 227. 434. 576 f. Verhältniß zu Lavater ebend.

G.

Gabriotto und Reinhard, Roman II 256. 265.
Gaimar I 247.
Gallen, St., Gelehrſamkeit der dortigen Mönche I 88. Zuſtand der Bildung daſ. im 13. Jahrh. II 21.
Gallitzin, Amalie Fürſtin v., V 308 ff.
Gallus latein.-deutſches Wörterbuch I 77.
Galwy, Ritter, Roman II 256. 265.
Gambara III 489.
Gamersfelder, Hans, Pſalmenüberſ. III 43 f. 209.
Gandersheimer Chronik II 69.
Ganskönig III 68.
Gargantua, alte franz. Geſchichte III 142. ſ. Fiſchart.
Gartengeſellſchaft, ſ. Frey.
Gartner, Andr., deſſ. Schauſpielertruppe III 474.
Gärtner, L. Chr., IV 74. Schäferſpiele IV 110.
Garve V 301.
Gaßner V 297.
Gaſt, der wälſche, ſ. Thomaſin Tirkler.
Gatomachie, ſ. Lope.
Gauchmat, ſ. Murner.
Gauriel I 488.
Gaurier, Jac., III 45.
Gautier de Mets mappemonde II 12.
Gawan I 488.
Gebauer III 7.
Gebler, v., IV 383. Schauſpieldichter IV 390.
Gedike, Pädagog V 347.
Gehe, E. H., hiſtor. Dramat. V 693.
Gehring V 460.
Geiger, geiſtl. Dichter III 307.
Geiler von Kaiſersberg II 406 ff. Auszug aus deſſen Predigten II 344.
Geiſtertheorien III 373.
Geiſtliche Dichtungen im 9. Jahrh. I 75 ff. Geiſtliche Geſänge III 17 ff. im 17. Jahrh. III 337 ff. beſonders von den Pegnitzern cultivirt III 293. im 18. Jahrh. IV 20 f. ſ. Lieder, geiſtliche. Kirchenlieder.
Geiſtlichkeit, Zuſtand derſ. im 14. Jahrh. II 193 f.
Gelegenheitsgedicht, Quelle der

lyr. Poesie I 314. Gelegenheitspoesie im 17. Jahrh. III 212 f. epigrammatische III 324. Gelegenheitslied II 321. Gelegenheitsschauspiel III 424. Uebrigens s. Ehrengedicht. Hochzeitsgedichte.
Gelehrsamkeit, Eingang ders. in die Poesie II 25 ff.
Gelehrtenpoesie III 3 ff.
Geller, Ernst, Theaterdicht. III 464. Uebers. III 449.
Gellert, Christian Fürchtegott, Leben und Charakter IV 92 ff. Persönlichkeit, Wirken u. Ansehn IV 96 f. vgl. IV 70. anfangs Gottsched's Anhänger IV 74. Haß der Alten IV 95. Liederd. III 8. IV 79. 96. 178. — dess. Briefe IV 94. bürgerl. Roman IV 96. moral. Gedichte ebendas. Moral IV 84 f. Vorlesungen IV 85. Lustspiele IV 94. 95. 368. Fabeln IV 78. 84. 97. Charakterist. IV 101 ff. mit Gleim's Fabeln verglichen IV 106. Schreibart IV 104.
Gemmingen, Eberhard Frhr. v., IV 186 f.
Gemmingen, Otto v., V 544.
Genealogien der Deutschen I 20 f.
Genest, Claude, dess. principes übers. III 553.
Gengenbach, Pamphil, dessen Fastnachtsspiele II 426. das Gespräch u. s. w. II 394. Schauspielschr. III 92.
Genofeva II 257.
Gensicken, Wilhelmine, (W. Willmar), V 571.
Gentz V 607. 637.
Georg, heil., Lied auf ihn I 202.
Georg, Fürst v. Anhalt, theologischer Schriftsteller III 181.
Gerhard, Bruder, dess. Introductorius in das ewige Evangel. II 116.
Gerhard, Joh. A., III 278.
Gerhard, Paul, Schicksale u. Charakterist. III 366 f. Lieder III 367. vgl. III 17. mit Dach's vgl. III 359. mit Francke's vgl. III 370. Sprache III 369.
Gerlach, Jeremias, schlesisch. Dichter, III 250.
German Schleifheim von Sulsfort, s. Greifensohn.
Germanen, Berührung ders. mit den Römern und Einfluß derselben I 58 Schlachtgesänge I 26 f. Gesänge überhaupt I 35.
Germania luxurians, Schausp., III 97.
Gersdorf, Henr. Katharina v., geb. v. Friesen, Dichterin III 292.
Gerson III 289.
Gerstenberg IV 227. 228. 377. Aufsatz über Shakspeare IV 405. Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur IV 413. Ugolino IV 406. 414.
Gerstorf, v., III 485.
Gervelyn II 34.
Gesangbücher, alte und neue III 6 ff. zu Luther's Zeit III 2.
Geschichtsroman, s. Roman.
Geschichtschreibung I 9. 178. im 12. Jahrh. I 203. Umbildung ders. in neuerer Zeit V 363 ff. s. Herder.
Geschichtswerke, älteste der Deutschen I 369.
Gesellschaften, literarische II 408. zur Beförderung deutscher Sprache und Poesie III 111. 195. 245. IV 21. projektirte im 18. Jahrh. III 498. Uebrig. s. Deutsche Ges. Deutschgesinnte Genossensch. Deutschübende Gesellschaft. Elbschwanenorden. Fruchtbringende Gesellschaft. Pegnitzorden. Tannengesellschaft.
Gesenius' Gesangbuch III 356.
Gesicht Tundali II 249.
Gespräch zwischen dem Tode u. einem Bauern II 363.
Gesprächspiele III 299.
Geßner, Salomo IV 17. V 26. Idyllen IV 163. Charakterist. IV 167 f. Gemälde IV 164. Gebrauch der Prosa IV 166. Zusammenhang mit Klopstock IV 164 f.
Gesta Romanorum I 217. II 166 ff. 169 ff. über das Original ders. II 167 f. vgl. Umarbeitung ders. II 170. deutsche Bearbeitung ohne mystische Auslegung II 170. wieder gedruckt II 256.
Geyer, Christian, V 691.
Geysel, Abraham, Liederd. III 39.
Gielee, Jaquemars, dessen renart le nouvel I 153.
Gildas I 245.
Giraldus, dessen Reise I 250.
Giseke, Nikol. Dieterich, (Köszeghi), IV 75. 77. 80 ff.
Glafey III 529.
Glasenapp, Joach. v., geistl. Dichter III 261. 345.
Glaser, Arnold, Uebers. III 84.
Gläser, Enoch, III 250. Opitzianer, Verfasser von Schäferged. III 262. 305. von Friedensstücken III 432. Schauspield. III 424. Verhältniß zu den Pegnitz. III 302.
Gleich, Lustspield. V 688.

Gleim, Joh. W. L., IV 199 ff. Charakterist. IV 252 ff. dessen Weltansicht IV 203. Projekte IV 245. Stimmung bei der franz. Revolution V 388. Unterstützung armer Gelehrten u. Poeten IV 244 ff. Enthusiasmus für Friedrich d. Gr. IV 221. für Freundschaft IV 82. für Klopstock IV 151. Verhältniß zu Gottsched und den Schweizern IV 199. vgl. IV 162. Urtheil über die deutschen Schäferspiele IV 167. über Ebert IV 80. regt zum Dichten an IV 210. dess. Dichterkreis IV 249.

Werke: Gedichte IV 250. Tod Adam's IV 250. Philotas ebendas. Schäfergedichte ebend. Schäferspiele IV 110. Minnelieder, Oden, Amorettenepigr., Romanzen ebend. Lieder IV 200. liebliche Lieder ebendas. scherzhafte Lieder IV 199. 200. Lieder eines preußischen Grenadiers IV 218. Marschlieder IV 251. Volkslieder IV 250. Romanzen ebend. Apfeldieb ebend. s. Epoden und Sinngedichte IV 251. horazische und anakreontische Oden IV 250. Halladat IV 250 f. goldene Sprüche des Pythagoras IV 251. Fabeln IV 105 f. 250. Briefe IV 247.

Gleim der Jüngere IV 248.

Gliceser, s. Heinrich.

Gluck und Göthe III 549.

Gnomische Poesie im 13. und 14. Jahrh. II 11 ff. — Gnome III 320 f. — Gnomische Zeit d. Poesie, Charakter ders. III 245.

Göbel, Schauspieldichter III 94. dessen Jacob III 105.

Göckingk, Leop. Fr. G. v., IV 268 ff. 248.

Goldberg, Schule das. III 206.

Goldsmith V 172. 173.

Goldoni's Dramen in Deutschland IV 386.

Goltz, Frhr. v. der, Gedichte IV 286. V 5 f.

Görres' Volksliedersammlung II 327.

Gotha, Theater das. Ende des 18. Jahrh. V 532.

Göthe, Joh. Wolfgang, Jugendgesch. und Entwickelung IV 496 ff. 510 f. dessen Lieblingsschriftsteller IV 499. Verehrer Hans Sachs' und dessen: Hans Sachs' poetische Sendung, II 475. Leben und Wirken in Weimar IV 540. 541 ff. V 76 f. Staatsmann IV 506. 508. 542. sein diplomatischer Ton IV 541. amtliches Leben IV 545 ff. schädlicher Einfluß desselben auf seine Poesie IV 544. entfremdet sich seinen Freunden IV 543. bricht mit Merck und seinen bisherigen Freunden IV 541. ihm wird von Wieland gehuldigt ebend. zuletzt ein Mann d. Hofs und d. Convenienz V 396 f. Reise nach Italien u. Einfluß ders. auf ihn V 79 ff. seine u. Schiller's Wirksamkeit für die Weimar'sche Bühne V 577 ff. Verbreitung seiner Werke im Auslande V 577. Umgang mit Jacobi und Klopstock's Schule in Göttingen IV 536. mit Lavater und Basedow IV 534 f. fördert die Unternehmungen seiner Freunde IV 533. Sitten IV 518.

Göthe, von Geschichte, Epos und Philosophie wenig gefesselt IV 499. V 394. Studium der plastischen Künste V 87 ff. wissenschaftliche Studien V 610 f. wendet sich vom Nördlichen und Deutschen zum Antiken V 89. 95. 102. Studium der Griechen, besonders Homer's V 91 ff. 475. zieht Homer dem Ossian vor V 79. dessen und Schiller's Studien u. Benutzung des klass. Alterthums V 473 f. Einfluß des Alterthums auf ihn V 92 ff. Vorliebe für Shakspeare IV 515. u. späterer Widerwille gegen dens. V 102 f. studirt neben Shakspeare den Ariost V 79. naturhistorische Studien V 86 f. 394. in spät. Zeit V 704. botanische und anatomische Leistungen V 705. Morphologie ebend. geognost. Studien V 705. philosophische Beschäftigungen V 706. — Ansichten über die Künste IV 353. über goth. Bauk. IV 514 f. 703. über altkirchliche Malerei V 703. über die französ. Revolution V 392. 395. Einfluß ders. auf ihn IV 425 f. V 105. Ansicht von der Menschheit V 393 f. von Leben, Welt, Gottheit V 121 ff. von Theologie und Bibel IV 527. über Religion V 329 ff. vgl. 104. Feind aller specul. Philosophie V 122. 414. vergl. 507. des Einseitigen und der Extreme IV 517. Widerwille gegen alles Falsche und Unnatürliche IV 531. Kritiker IV 525. V 66. Widersprüche in seinen Ansichten V 127.

Göthe als Dichter charakterisirt. IV 504 ff. seinem Wesen und Talente nach mehr epischer als dramat. Dichter V 497 ff. Dichter aus Empfind. IV 505. dessen Phantasie IV 505 f. gewinnt allen Dingen eine poet. Seite ab IV 507. repräsentirt die Geschichte der modernen deutschen Dichtung V 499. seine Produktivität IV 524. sein

Sinn für nationale Poesie V 397 f. für komisch polit. Poesie V 399. — Annäherung an Schiller und gemeinsames Wirken beider V 437 ff. gegenseitiger Einfluß beider auf einander u. Aufmunterung V 464. Beurtheil. des dichter. Charakters beider und Darlegung des Unterschiedes desselben V 495—511. Unterschied des intellectuellen und moral. Char. V 507—517. gegenseitige Berührung u. Ergänzung V 119. 131. 518. vgl. IV 11. V 436. 485. 486. I 12. beider Schilderung der Frauencharaktere, Unterschied V 505 f. gemeinsame Untersuchungen über das Verhältniß des Epos zum Drama V 473 f. beider Einwirken auf die Geistesbildung Deutschlands V 129 ff. beider Urtheile über den Gebrauch der Prosa in Dichtungen V 482 f. — Befehdung Wieland's IV 527 f. Streit mit Nicolai IV 528 f. — Göthe und Shakspeare vergl. II 315. mit Herder zusammengestellt V 323. und Lavater IV 414. Einfluß Lessing's, Winckelmann's, Klopstock's auf ihn IV 511. Göthe u. Gluck III 549. Göthe's Charakt. Winckelmann's IV 432. mystische und mysteriöse Richtung. IV 512. schließt sich an die Italiener an V 102 f. vgl. IV 420. — Seine Satire IV 530. als Balladend. III 76. Antheil an Schiller's Wallenstein V 480. Hans Sachsischer Styl IV 529. spätere Dichtungen, Unterschied von den früheren V 707 ff. Wendepunkt seiner Dichtung ebend. Verhältniß zur romant. Schule V 702. Tieck's Muster in der Novelle V 698. Erneuerer des Volksliedes IV 525. Erlöschen seiner Produktivität V 638. wendet sich zurück zur plastischen Kunst V 701 ff. wendet sich zuletzt von der deutschen Literatur immer mehr ab u. ausländischer Dichtung zu V 699 f. 717 ff. sein Styl in der letzten Zeit V 721 f.

Werke: erste Jugendpoesieen IV 500. Lieder IV 525. Hans Sachsens Sendung II 475. epische Versuche V 461 ff. Hermann u. Dorothea V 404. 461. 465. 470 f. Reineke I 160. V 401. 462. Achilleis V 401. 475 f. Eugenie V 461. projektirte Epen: Wilh. Tell V 475. der ewige Jude IV 531. Balladen V 460. römische Elegieen und venetianische Epigramme mit Schiller's gleichzeitigen Ged. vgl. V 450. Alexis und Dora, Elegie, ebend. Xenien s. Schiller. zahme Xenien V 724. westöstl. Divan V 713 ff. — Dramatisches: Göthe's Stücke mehr für die Lectüre als für die Bühne IV 573. erster dramat. Versuch: Laune des Verliebten IV 503. die Mitschuldigen ebendas. Singspiele V 101. Claudine, Erwin und Elmire IV 142. Götz v. Berlichingen IV 516. 519 ff. V 403. durch denselb. Shakspeare's Oekonomie in Deutschl. eingeführt IV 520. Wirkungen dieses Stückes IV 522 ff. Iphigenia IV 118. V 91. 96. ff. ursprüngl. in Prosa V 98. Tasso V 91. 98 ff. ursprünglich in Prosa V 99. natürliche Tochter V 403. 404. 710. Egmont IV 516. V 102 f. Bürgergeneral V 400. Groß-Kophta V 400. die Aufgeregten V 400 f. Clavigo IV 543. Stella IV 543. Epimenides' Erwachen V 713. Faust V 105 ff. vgl. I 426. III 76. IV 516. 531. Faust n. Aufl. v. J. 1807 V 710. Faust zweit. Theil V 119 ff. 638. 722 ff. Götter, Helden, Wieland, Farce IV 528. — projectirte Dramen: Nausikaa V 99. Iphigenia in Delphi V 97. 99. Mahomet IV 531. Prometheus IV 532. — Prosaisches: Werther IV 521 ff. vgl. I 444. 453. Spottschr. auf dens. IV 528. italienische Reise IV 508. V 713. Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung) IV 496 ff. V 712. Wilhelm Meister V 461. 467 ff. 720. kleine Erzählungen (Meister's Wanderjahre) V 710. 720 f. vgl. V 638. Wahlverwandtschaften V 710. 711. mit Cervantes' Novellen vgl. ebend. die Ausgewanderten V 402. 710. Leben Benven. Cellini's V 444. Novellen V 697. 698. Briefe an Zelter V 722. Propyläen V 702. Anmerkungen zu Diderot's Vers. V 702. Winckelmann ebend. Noten zu Rameau's Neffen v. Diderot V 704. Schrift über deutsche Baukunst IV 514. Aufsatz über den Dilettantismus V 699 f. Kunst und Alterthum V 703. 713. physikal. Schriften V 400. Farbenlehre V 705.

Gothische Gesänge I 28. gothische Sage dringt bis England I 68. goth. Sprache I 80.

Gotter, Fr. W., Schauspieler und Dramatiker V 532 ff. Opernd. IV 378. Improvisator V 533. Uebersetz. V 534. dessen Olynt und Sophronia IV 373. Nachahmer Weiße's IV 377. mit Boie Herausgeber des Musenalmanachs V 23.

Gottfried v. Bouillon, Gedicht II 107.

Gottfried v. Nifen, ſ. Nifen.
Gottfried's v. Monmouth brit. Sagen II 54.
Gottfried v. Straßburg I 435 ff. vergl. I 206. 254. 328. 329. 389. III 167. ſein Dichtertalent I 446 f. 448. 450. mit Wolfram von Eſchenbach verglichen I 435 ff. Charakteriſt. I 387 f. 392. 441 ff. Sprache I 438. 450. deſſen Triſtan, Zeit der Abfaſſ. I 434. Triſtan analyſ. und charakter. I 443—452. mit Wolfram's Parzival vergl. I 443 ff. 417 f. Urtheil über Triſtan I 453. vgl. I 362. 410. Loblied I 528 f. deſſen Schule I 485 ff.
Gottfried v. Viterbo II 250.
Gotthardi, Schauſpielb. III 92.
Göttinger Dichterbund (Hainbund) V 22 ff. 52. Lyrik deſſelben V 59. Ueberſetzungseifer V 53.
Gottſchaldt III 7.
Gottſched, Joh. Chriſtoph, IV 15 ff. Leben IV 46. Anhänger von Opitz III 203. IV 50. ſeine Verdienſte um die deutſche Sprache IV 68 f. Tadelſucht in Bezug auf Styl IV 58 f. deſſen Bevorrechtung des Verſtandes in der Poeſie und Unterdrückung der Phantaſie IV 64 ff. Kampf gegen die Schweizer IV 45. 52. 64 ff. Niederlage IV 69 f. Streit mit Bodmer über Milton IV 56. Streben ſich Hof und Adel zu verbinden IV 48. tritt in Oppoſition mit d. Pietiſten IV 30. Feind der Freigeiſterei IV 47. deſſen Anmaßung IV 50. Verdienſt um die deutſche Bühne IV 364. 365. bevorzugt das franz. Schauſpiel III 424 f. IV 364. bringt franz. Stücke auf die deutſche Bühne IV 50. 362 f. Haß gegen die engliſche Bühne IV 364. Kampf gegen die Oper III 473 f. IV 50 f. 361. und gegen die Burleske IV 361. vgl. III 476. 483. 511. 515. Regeln der Dramatik IV 363 f. Haß gegen geiſtl. Epen und Klopſtock IV 160 f. Kritiker IV 47. ſeine rhetor. Geſellſchaft IV 46 f. Verzweigung derſ. IV 46. Anhänger ſ. Gottſchedianer.
Werke IV 47. Schauſpiele u. Ueberſetzungen IV 50 f. vgl. IV 363. Cato, Trauerſp., IV 51. 363. Luſtſpiele IV 367 ff. Schäferſpiele IV 110. Gelegenheitsgedichte IV 49. Zeitſchr. IV 22. krit. Dichtkunſt IV 63.
Gottſched, Luiſe Ad. W., Ueberſetzerin IV 47 f. 50. 84. 363. deren Briefe IV 48. Schäferſpiele IV 110. Luſtſp. IV 367 f.
Gottſchedianer IV 49 ff. Verkleinerungsſucht derſ. III 220. Kampf gegen die Schweizer und Klopſtock IV 159 f. Schauſpiele derſ. IV 363. reißen ſich von Gottſched los IV 74. 363.
Götz IV 201. 204. Gedichte IV 200. Fabeln IV 107.
Götz, Hymnograph III 7.
Goudimel, Componiſt, III 46.
Goeze, Paſtor in Hamburg, Streitigkeiten mit Nicolai, Leſſing u. A. V 261 f. vgl. IV 408. ſ. Baſedow.
Graalſage I 45. 213. 373. 407 f. II 53. Entſtehung II 48 f.
Grabbe, hiſtoriſcher Dramat. V 693. 695 f.
Gräff, Joachim, deutſcher Schauſpieldichter III 87.
Gramann, Joh., (Polyander), Liederdichter und Comp. III 19. 44. 238.
Grammatik, deutſche, im 17. Jahrh. III 235.
Graſerin, die, II 231.
Graupner, Componiſt III 468.
Grazien, Wieland's Anſichten über dieſelben IV 282 f.
Grécourt, Gedichte im Geſchmacke deſſelben IV 286. V 5.
Greff, Ueberſ. II 385.
Grefflinger (Seladon oder Celadon v. d. Donau), Charakteriſt III 279 ff. vgl. III 229. 289. 299. dreißigjähr. Krieg III 198. 280. Epigramme III 280. 317. Ueberſetz. III 280. 463. weltl. Lieder III 280. deſſen Proſa III 280. ſ. Clauß.
Greger Federfechter von Lützen, ſ. Finkelthaus.
Greifenberg, Kath. Reg. v., Freiin auf Seyſenegg, (die Tapfere), III 289. 291.
Greifenſohn v. Hirſchfeld, Samuel, (German Schleifheim von Sulsfort), eigentlich Grimmelshauſen, deſſ. Simpliciſſimus III 385 ff. vgl. III 384.
Greiff, Fr., chriſtl. Gedichte III 247.
Greyter, Matthias, Pſalmenüberſetzer III 43.
Griechen, Poeſie derſ. I 11 ff. deren Geſänge vom Trojanerzuge I 111 ff. deren Lyrik I 345 f. griech. Schauſpiel, Einfluß auf's deutſche III 78. griech. Roman ſ. Roman. Neugriechiſches Volkslied, Ueberſ. V 634. Uebrigens ſ. Alterthum. Klaſſiſch.
Gries, Ueberſetzer V 632. 633.
Grillenvertreiber, der, Umarbeit. des Lalenbuchs II 349. 350.

Grillparzer, Franz, Dramatiker V 654. 687. 695.
Grimm, v., Gottschedianer IV 49. 362.
Grimm, Jak. und Wilh., Verdienste derselben um die Geschichte der Poesie I 125 ff. Hausmährchen V 660.
Grimmelshausen, s. Greifensohn.
Griphangus, Faber Mirandus, III 68.
Grischow III 7.
Griseldis, Roman II 254.
Grob, Adrian, histor. Schauspiel. V 692.
Grob, Joh., (Reinhold v. Freienthal), III 248. Epigrammat. III 316.
Grobianische Dichtung III 67 f.
Grobianus, s. Dedekind.
Grohmann, Schauspiel. V 525.
Gronov, Humanist, III 279.
Grose, Anhängerin Gottsched's IV 49.
Große, K., Romanschr. V 584.
Grosser, Schauspiel. III 462.
Großmann, W., Lustspiel. u. Schauspieler IV 370. V 25. 530.
Grotius, Hugo, III 179. dess. Dramen Muster vieler deutschen III 438.
Grötzsch, histor. Schauspiel. V 693.
Grübel, J. Konr., Idyllend. V 74.
Gruber, Leben Wieland's IV 195.
Grumbachische Händel, s. Crumbachische.
Grün, Lyriker V 573.
Grünbeck's, Jos., Spiegel II 394.
Grüner, Schauspieler I 19. V 559.
Grünwald, Componist III 468.
Gryphius, Andreas, Leben, Schicksale, Charakteristik und Verdienste III 363 f. 434 ff. vgl. III 253. Begründer des schlesischen Schauspiels III 434 f. vgl. III 424. Verhältniß zu Opitz III 362. 439. zu Lohenstein und Hoffmannswaldau III 439 f. IV 449. Aehnlichkeit mit Seneca III 440. 443. mit Ayrer verglichen III 442. mit Abschatz III 501. Feind der Nachahmung und Uebers. III 439. Ansehn ebend. seine Ansicht über die Dichter der Alten III 440. Hinneig. zu Balde III 227. Sprache III 440. komisches Talent III 476. Satiriker III 329.
Werke: Dramen, Charakterist. ders. III 442 ff. 419. Leo Armenius II 444. Katharina v. Georgien ebend. Karl Stuart ebend. Papinian III 445. vgl. III 443. Cardenio und Celinde III 445 f. der schwärmende Schäfer III 439. Lustspiele: das verliebte Gespenst III 447. Peter Squenz ebend. Horribilischribrifax III 448. Majuna, Singspiel III 445. Verlorene u. unvollendete Stücke: Herodes III 434. Gibeoniter, Heinrich der Fromme, Ibrahim, Fischer III 438 f. Uebersetzung von van der Vondel's Gibeoniter III 438. Tractat de spectris III 435. geistliche Lieder III 361. Kirchhofsgedanken und geistliche Oden III 364 f. projectirte Allegorie des dreißigjähr. Kriegs III 397.
Gryphius, Christian, schles. Dichter III 489. 502. dessen poetische Wälder III 502.
Gualter I 204.
Guarini, pastor fido, übers. III 449.
Gubitz, Lustspiel. V 690.
Gudrun I 372 ff. Ursprung derselben I 372. Charakter. ebend. ff. I 380. analysirt I 374—380. mit der Graalsage vergl. I 373. Annäherung an Wolfram's Titurel I 373. formell vorzüglicher als die Nibelungen I 374. poetischer Werth ders. ebend. durch die Hände eines Geistlichen gegangen I 377.
Gueinz, Orthograph u. Grammatiker III 181. 235. 271.
Guelfis, Gedicht III 306.
Gugler, v., Schauspiel. IV 390.
Guibert, Abt, I 170. Geschichte der Kreuzzüge I 204.
Guiot de Provins I 419.
Guiscard und Sigismunde, Roman II 254.
Güldener Hund, Roman III 391.
Gundelwein, Psalmenübersetzer III 46. 30.
Gundling, geistlicher Dicht. III 307. IV 62.
Günther, Christian, Leben, Schicksale u. moral. Charakter III 519 ff. 523 f. Tod III 525. dess. Rohheit u. Leichtsinn III 524. vergl. III 516. huldigt den Frauen ebend. seine Muster III 527. entfernt sich von den Schlesiern in der Dichtungsmanier III 489. Charakter seiner (Studenten- und erotischen) Lieder III 521 f. 526. Satiren III 522. vgl. III 507. Ode an den Frieden mit der Pforte III 519.
Günther von dem Forste II 12.
Gunzo I 96.
Gustav Adolph, Herzog v. Meklenburg, Liederd. III 258.
Gutbier, Orientalist, III 279.
Guyot I 461.
Gwile Galois I 254.
Gyges, der des Terp. Mirif., s. Terpo.

H.

Haak'sche Schauspielertruppe III 475.
Haccius, Theolog III 279.
Hadamar von Laber II 44. dess. Jagd II 227 f.
Hadewig, Verfasser von Friedensstücken III 432.
Hadlaub I 337. II 22.
Hafis, pers. Dicht. I 315. V 713.
Hafner, Christ., II 284.
Hagedorn, Fr. v., Charakteriſt. IV 41 ff. vgl. III 523. 549. IV 75. 77. 104. dessen Umgestaltung der Lyrik IV 43 f. der Fabel IV 45 f. Fabeld. V 98. Fabeln und Erzählungen IV 100 f. Epigrammend. III 539. mit Haller vgl. IV 41 f. moral. Gedichte IV 44 f. Urtheil über den Herameter und Klopstocks Messias IV 43. sein Einfluß, Bedeutung und Ansehn IV 42. vgl. IV 20.
Hagedorn, Romanschr. III 398.
Hagemann, Schauspielschr. V 529.
Hagemeister, Schauspield. V 529. 540.
Hagen, Gottfried, Reimchronik von Cölln II 69.
Hagen, Pegnitzer, III 294. 307.
Hagenau, von, I 326.
Hahn, Fr., V 26. 43.
Hahn, L. Phil., Schauspield. IV 569. 580 f. vgl. IV 268.
Hahnenreierei, Schwank, III 116.
Hailbrunner, geistlicher Epigramm. III 323.
Haimonskinder oder Reynald von Montalban, analyſ. II 86 ff. überſ. im 13. und 16. Jahrh. II 252. im 16. Jahrh. wiedergedruckt II 264.
Hainbund, ſ. Göttinger Dichterbund.
Halberstädtiſcher Dichterkreis IV 251 f.
Halem, v., Lyriker V 575.
Hall IV 228.
Halle, nach Weimar Sitz des Palmenordens III 184. Sitz der Liederdichter IV 31. Pietiſten daſelbſt ebend.
Haller, Albr. v., IV 20. 34 ff. dess. Bildung ebend. Gelehrſamkeit IV 35. Charakteriſt. IV 36 f. vgl. III 523. 533. Einfluß auf Kleiſt und Geßner IV 37. mit Brockes verglichen ebend. vgl. III 550. mit Hagedorn IV 42. Einfluß deſſen auf Cultivirung des Lehrgedichts IV 38.
Werke: die Alpen IV 37. Gedicht vom Urſprung des Uebels IV 37. Uſong, Roman V 356.
Halling, deſſen Floretto III 481.
Halliſche Lieder IV 31.
Hallmann, Chriſtian, Dramat. III 459. f. vgl. III 349. 419. dess. Antonis, Urania, Singſp. III 460. Katharine v. England ebend. Mariamne ebend. Stratonice ebend.
Hamann, Johann Georg, Leben und Charakter. IV 436 ff. vgl. III 547. V 113. Verhältniß zu ſeinen Freunden IV 441. vgl. IV 209. zu Jacobi IV 560 f. V 315. Streit mit Mendelsſohn V 312. Umgang mit der Fürſtin v. Galitzin V 311. Polemik gegen die Berliner IV 445 f. ſchriftſtelleriſcher Charakter IV 447 f. Urtheil über die poet. Literatur IV 449. Einfluß auf Herder IV 451. vgl. IV 427. Schriftſtellerei IV 439. 445. Schriften IV 447. Golgatha und Scheblimini V 313. Styl IV 443.
Hamburg, Zuſtand der Poeſie und literar. Bildung daſ. im 17. Jahrh. III 278 ff. im Anfang des 18. Jahrh. III 531. Oper daſ. im Anfange des 18. Jahrh. III 468. Theater daſ. im 18. Jahrh. IV 393. Opernhaus III 469.
Hamilton, Däne, deutſcher Dichter III 218.
Hamm, Ueberſ. II 385.
Hammen v. Reyſtett, Lied von demſ. II 297.
Hammer, Joſ. v., Ueberſ. V 634.
Hämmerlein, Felix, II 393.
Hand, Ueberſ. III 80.
Händel, Componiſt II 329. III 468 f. 473. und Klopſtock III 549.
Handwerker, Ruhm- und Preislieder II 325. Spott- und Hohnlieder derſ. ebend.
Handwerkslieder II 323. 325.
Handwerksgrüße II 323.
Hanemann, Proſodiker III 235.
Hanke, G. B., Satiriker III 527 f. Gelegenheitsd. IV 50. vgl. III 516.
Hanke, Martin, III 502.
Hanno, Lobgeſang auf denſ. I 208 f.
Hannover, Zuſtand der Poeſie im 17. Jahrh. III 260. Schauſp. daſ. III 469. in neueſter Zeit V 575.
Hans Han = Hanswurſt III 108.
Hans v. Bühel, Bearbeiter der ſieben weiſen Meiſter II 172. deſſen Königstochter aus Frankreich II 172.
Hanswurſt, luſtige Perſon im Schauſpiel III 102. Urſpr. III 108. Hans Wurſt III 333. zuletzt noch auf der Wiener Bühne IV 388. 389. Uebrigens vgl. Harlekin.

Happel, Romanschr. III 279. 404. 407. 532. akadem. Roman III 391 f.
Hardenberg, dess. Liederregister III 6.
Hardenberg, Fr. v., s. Novalis.
Harder, s. Konrad.
Häring, (Willibald Alexis) V 573. 696.
Harlekin durch Gottsched verbannt III 476. IV 51. 363. Uebrigens s. Hanswurst.
Harlekinaden III 483. vgl. Possenspiel.
Harms, Liederd. III 8.
Harrer, Peter, Gelegenheitsd. III 139.
Harsdörfer, Georg Philipp, (Strephon III 296. 397.), mit Clajus Stifter des Pegnitzord. III 292. dichter. Werth III 363. charakt. III 299 ff. 304. geistlich. Dichter III 300. 345. Fabeldichter III 300. Schauspieldicht. III 424. Romanübers. III 396. 398. Prosodiker III 235. bibl. Parabel III 71. Belesenheit III 298. Urtheil über Opitz III 223. über Drama III 418. Schreibart III 306. Gesprächspiele III 299. poet. Trichter III 298. Nathan, Jotham, Simson III 300. herzbewegliche Sonntagsandachten III 300. geistliche Lieder III 345. dessen und Clajus' Tenzone in den Berinorgischen Gefilden, s. Clajus. Ueberarbeit. der Diana von Kuefstein III 396. Uebrigens s. Zesen.
Hartlieb, Joh. II 242. 250 f. 472.
Hartmann, Andreas, Liederd. und Schäferged. Hylas, a. Latusia III 274.
Hartmann, der Arme, Gedicht vom Glauben I 199. 220.
Hartmann von der Aue, Charakterist., dichter. Werth und Zusammenstellung mit Wirnt v. Gravenberg I 381 ff. 388. 398. seine Sprache I 389. dess. Gregor vom Steine I 386. Sage vom armen Heinrich I 387 ff. Erek I 392 ff. Iwein ebend.
Hartmann (J. D.) IV 187. 818.
Hartmann, Thomas, Liedersammler III 39 f.
Hartwig vom Hage, dessen sieben Tageszeiten II 275.
Haßkarl's Schauspielertruppe III 475.
Hatto, Lieder über ihn I 107.
Hätzlerin, Clara, Liederbuch II 219 f. 224 f.
Hauff, Novellist V 697.
Haug, Gottschedianer IV 50.
Haug III 7.
Haug, Friedrich, V 575.
Haugwitz, A. v., Trauerspieldichter III 419. dessen Trauerspiele Maria Stuart u. Soliman III 461.
Hauptsingen der Meistersänger II 271.
Hausen, Fr. v., I 322.
Hauslieder III 30 ff.
Havelok I 255.
Hayden, Gregor v., Bearbeiter des Salomon und Markolph II 336.
Haydn, Componist IV 389.
Hebel, Samuel, Sonntagsevangel. III 36. geistl. Schauspiele III 94.
Hebel, Joh. Peter, Charakteristik V 72 f. alemannische Gedichte ebend. verglichen mit Voß ebend.
Heden, dessen geistl. Epigramme III 323.
Hedwig, Gemahlin Herzog Burchardt's II., Kennerin der altklassisch. Literatur I 96.
Heelu, Jan van, niederl. Dichter II 67. 68. dessen Wöringer Schlacht II 70.
Heeren V 367.
Heermann, Joh., Liederd. und Componist III 18. 207. 251. 360. geistl. Lieder III 356. dessen Evangelien III 38. 207. 356.
Heermann, Opernd. IV 378.
Hegesias I 270.
Heidegg IV 53.
Heidegger, dess. Mythoscopie III 400.
Heidenreich, David, Elias III 278. Opernd. III 462.
Heidenreich, Aesthetiker V 412.
Heidin, Gedicht von der, I 433.
Heidörfer, Konrad, II 243.
Heiligengeschichten in der Poesie I 483. Heiligenleben II 111 f.
Heineccius, s. Heyneccius.
Heinrich aus Braunschweig, dessen pros. Bearbeitung des trojan. Kriegs II 247.
Heinrich, niederl. Gedicht, II 91.
Heinrich der Glicheser, Bearbeit. des Reinhart Fuchs I 143 f.
Heinrich III., Herzog v. Brabant, Dichter II 67.
Heinrich, Herzog v. Breslau, II 13.
Heinrich Julius Herzog v. Braunschweig, Schauspield. III 101. 105 Charakt. III 114 ff. Komödie von Vinc. Ladisl. Satrapa von Mantua III 116 f. unächte Stücke III 115 f. hat schon bestallte Schauspieler III 101.
Heinrich, der arme Knecht, österr. Dichter I 220.
Heinrich v. Laufenberg, s. Laufenberg.
Heinrich v. Linowe I 489.

Heinrich der Löwe, Lieder von ihm II 298. dessen Abenteuer II 249.
Heinrich v. Meißen, gen. Frauenlob, Beiname woher II 42. dess. Begräbniß II 38. Tenzone II 40 ff. Streit mit Regenbogen ebend. Polemik II 32. 34. dessen Marienbuch II 41. Uebrigens vgl. II 14. 30. 31. 38. 39. Rumeland.
Heinrich v. Muglin, dessen Buch der Maide II 154. 156 ff. Lobgedicht auf Maria II 155. Uebers. des Valerius Maximus II 159. dessen Feindschaft mit Regenbogen II 156 f.
Heinrich v. Neustadt, Bearbeiter des Apollonius von Tyrland II 108. unseres Herren Zukunft II 151. vergl. II 247.
Heinrich von Nördlingen II 150.
Heinrich der Teichner II 181 ff. 207. dessen Gedicht von der Empfängniß der Jungfrau I 531.
Heinrich von dem Turlin, s. Turlin.
Heinrich von Veldeke, s. Veldeke.
Heinrich der Vogler, II 94.
Heinrichmann, Jak., Praktik III 129.
Heinse, G. H., Romanschr. V 357.
Heinse, Wilh., Leben und Charakter V 4 ff. vgl. IV 248. 255. 536. Gegner Winckelmann's V 15. Verhältniß zu Wieland V 3. — Sinnged. V 4. Begebenheiten des Enkolp aus Petron's Satirik. V 6. Kirschen ebend. Laidion V 7. Erzählung. ebend. Uebersetzung Tasso's und Ariost's V 8. Romane V 13. Ardinghello V 13 f. Hildegard v. Hohenthal V 16 ff. Fiormona V 16.
Heinsius III 179. 347. Lobgesang auf Christum III 210. 218. dess. Schauspiele Muster der Deutschen III 438.
Heinzelin, s. Johann von Konstanz.
Hekastus, bearbeitet III 89.
Helbling, Seifried, dessen Lucidarius II 180.
Held, Heinrich, Opitzianer III 257.
Heldenbuch II 252. s. Caspar von der Roen.
Heliand, s. Evangelienharmonie.
Heliodor, griechischer Romanschr., von Tasso benutzt I 263.
Hell, s. Winkler.
Hellbach, Uebers. III 148.
Helmbold, Ludw., Lieder- und Evangeliend. III 38.
Helwig, Johann, (Montano III 395.), Pegnitzer III 292. dessen Noris oder Beschreibung Nürnbergs III 297. Romanübersetzer III 398.
Helwig, Amalie v., V 571.
Hemmerlein, Felix, II 258.
Hemsterhuys, Philosoph IV 560. V 309. 310.
Hendekasyllaben im Schauspiel III 88.
Henning, Großcourt. III 272.
Hennling, Joh. III 260.
Henrici, Chr. Fr., (Picander), Komödienschr. III 483 f. vgl. III 478. 480. Oratoriend. III 468. akademischer Schlendrian III 483. Gedichte III 493 f.
Hensel, Schauspielerin IV 389. 393 f.
Hensler, P. W., V 43.
Heräus, K. Gust., Hofpoet III 513 f. dessen deutsche Hexameter III 514. projektirt eine Sprachgesellsch. III 514.
Herberger, Valerius, Liederdichter III 33.
Herbort v. Fritzlar I 268 ff. trojan. Krieg charakterisirt. I 298. ff.
Hercules in Deutschland I 22 f.
Herdegen, (Amaranthes), Pegnitzer, III 292.
Herder, Joh. Gottfr., Charakterschilderung IV 452 ff. vgl. V 317. 322. Hamann's Schüler IV 451. vgl. IV 414. zur Lebensgesch. IV 485. 488. Entwickelungsg. IV 485. Tagebuch IV 485 ff. in Weimar IV 540. Lieblingsschriftsteller IV 459. 467. seine Gattin IV 454 f. bildet sich an Lessing IV 455. vgl. V 320. an Leibnitz IV 484. Herder Charakterist. IV 463. ff. vgl. II 322. Feind d. Nachahmung IV 458. Vorliebe für die Griechen ebend. f. Kenntniß des Homer IV 459. Feind regelloser Genialität IV 480. Vertheidiger der Franzosen IV 480 f. literarische Intoleranz IV 481. Rednertalent IV 462 f. sein Kosmopolitismus IV 464. Vorliebe für Naturpoesie u. den kindlichen Zustand der Menschheit IV 467. 463. für den Süden IV 477. 484. legt das Gemüth als Maßstab an, nicht die Regeln des Kopfes IV 468. sein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie IV 468. Ansicht über Poesie und Prosa ebend. über den Zweck der Poesie IV 471. Vorliebe für das Volkslied IV 470 f. das Beispiel, das er durch Herausg. s. Auswahl von Volksliedern gab II 326. Ansicht über das lyrische Lied IV 473. über die didaktische Poesie IV 3. 38. 482. über die Fabel IV 102 f. im Schauspiel Gegner der Franzosen IV 470. seine vielseitige Kenntniß der Poesie der verschiedensten Völker IV 472. 475. Ansichten über Ruhm

IV 495. pädagogische Grundsätze IV 489 f.

Herder Repräsentant seiner Zeit IV 10. 420. vom Christenthum V 325 ff. wissenschaftliche Leistungen IV 489 ff. vgl. V 113. Wirkungen ders. IV 494. als Kritiker IV 427. Vergleichung mit Lessing ebend. IV 460 ff. V 616. Befehdung Lessing's IV 460 ff. erst Kant's Schüler dann Gegner d. Kant. Philosophie V 411. 412. Antheil an den Streitigkeiten über Spinozismus V 320. seine Humanitätstheorie V 374. 377 f. sein Streben IV 485. — mit Leibnitz verglichen V 322. Einfluß auf Göthe IV 496. 512 f. Streit mit Klotz IV 459. 491. mit Göthe zusammengestellt V 323. Rousseau gegenübergestellt V 324. — Einfluß auf die Romantik V 614. mit den Schlegel'n verglichen ebend. ff. Einfluß auf Umbildung der Geschichtschreibung V 365. 372 ff. auf die Gestaltung der poet. Literatur IV 463 ff. — Stellung als Theolog zu Rationalismus und Mysticismus V 317 ff. — sein Hauptverdienst als Uebersetzer IV 475. 484. nicht Dichter IV 476. seine Prosa IV 477 f. Styl IV 475 f. — Schriftstellerischer Charakter IV 464.

Werke IV 455 f. 471. Uebers. IV 479. Poesien IV 463. 478. 479. Cid (1802. 3. [nicht 1801]) IV 474. 477 f. Stimmen der Völker IV 472. Dramen IV 479. Fragm. z. deutsch. Literat. IV 413. 483. 456 ff. Legenden IV 478. Paramythien ebend. krit. Wälder IV 459 f. fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst IV 469. Humanitätsbriefe V 325. — Ideen zur Philosophie der Geschichte IV 491. V 321 ff. 365. 372 ff. andere die Geschichtschr. anreg. Schrift. ebend. Auch e. Philosophie der Geschichte IV 490. Gespräche über Spinoza's System V 320. Kalligone IV 479. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts IV 490 f. über den Ursprung der Sprache ebend. Provinzialblätter IV 492 f. über den Geist der hebräischen Poesie IV 473 f. Briefe über das Studium der Theologie V 318. christliche Schriften V 326 f.

Herlicius III 116.

Hermanrich, Sagen von dems. I 28 f.

Hermann von Fritschelar II 115. 138.

Hermann, J. B., Jean Paul's Freund V 226.

Hermann, Landgraf von Thüringen, I 295.

Hermann, Nicol., Liederd. III 10. 22. 32. 34. 356. 367. und Componist III 18. 35. Evangelien III 36.

Hermann von Sachsenheim I 530 f. gold. Tempel II 156. 230 f. Mohrin II 230 f.

Hermannus Contractus I 121.

Hermes, Joh. Timoth., Romanschr. V 185. Vorliebe für den englischen Geschmack V 185 f. — Sophiens Reise V 187 f. Fanny Wilkes V 189. andere Werke für Frauen V 188.

Hero und Leander, als Volkslied II 299.

Herodes und Peter, Legende II 319.

Herodot I 60.

Herold's Uebers. des Diodor II 472.

Herolt's Promtuarium II 169.

Herpin, Herzog, Roman II 255.

Herrnhutisches Gesangbuch IV 29. 30. 31. 33.

Herrnschmidt, Liederd. IV 32.

Heß, Coban, Psalmenübers. III 42.

Heß, J. G. H., IV 155.

Heufeld IV 387. Komödienschreiber IV 391.

Hexameter, die ersten in Deutschland und Holland III 514. gereimte ebend. Beurtheilung desselb. als epischer Vers IV 119. Streit über dens. V 54 f.

Hexerei und Zauberei, Bekämpfer und Vertheidiger ders. im 18. Jahrh. V 296 ff.

Heyden, Drechsler und Poet III 270.

Heyden, Gottschedianer IV 386.

Heymair, Magdal., Sonntagsepisteln III 22. 36.

Heyneccius, Uebers. latein. Komöd. III 80. Schauspield. III 88. dessen Schulspiegel III 97.

Hibaldeha, hiehadbel III 115 f.

Hilarius, Anhänger des Schelmuffsky III 483.

Hildebrand, Joh., dess. Jesus Sirach III 339.

Hildebrandlied I 68 ff. verglichen mit den Eddaliedern I 69 f. II 106.

Hille, Karl Gustav v., (der Unverdrossene), III 182.

Hiller, Componist IV 377 f.

Hiller, Ph. Fr., Liederkästlein IV 186.

Hinrek v. Alkmar, s. Alkmar.

Hintze, Opernd. III 468.

Hippel, Theod. Gottl. v., humor. Romanschr. V 190. vgl. IV 424. Leben u. Charakter V 193 ff. Freimaurer V 195. Freund von Kant und Scheffner V 191 f. von Hamann V 194. Staatsidealist und Weltbürger V 197.

Schreibweise IV 444. vergl. mit E. T. W. Hoffmann V 686.
Werke: Lebensläufe in aufsteigender Linie V 190. 192. Selbstbiographie V 194. Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z. V 190. 196. 275. von der Ehe V 197. über die bürgerliche Verbesserung der Weiber V 197. 198. Gedichte V 194.
Hippokrates' Brief an Damagetus, übersetzt II 340.
Hirsch, geistl. Dichter III 307.
Hirschberg, Theoc. Val., Uebersetzer III 396.
Hirtengedicht, s. Schäfergedicht.
Hirzel, Hans Kasp., IV 53. 199.
Hirzel, Uebers. V 634.
Historien, ernste, Dramen II 478.
Historische Volkslieder, s. Volkslieder.
Hitopadesa II 175 f.
Hitzig, Romant. V 573.
Hochberg, Gr. v., s. Hohenberg.
Hochzeitgedichte, Obscönität ders. III 222.
Hoe v. Hoenegg, Liederd. III 270.
Höfel, Joh., Liedersamml. III 270.
Hoffmann, Joh. Ad., III 545. IV 59. dessen Sprachneuerungen ebend.
Hoffmann, E. T. W., Romant., Lebensschild. u. Charakterist. V 684 ff. vgl. V 5. 573. 660. I 43. Novellist V 697. Schriften V 686.
Hoffmannswaldau, Christian Hoffmann v., Charakteristik III 449 ff. 253. neigt sich zu Balde und den Italienern hin III 229. vgl. III 503. mit Gryphius verglichen III 362. 445. 450 f. Verdienste III 439. Ansicht über Poesie und Verhältniß zu Morhof III 486. 489. Einfluß auf die schles. Dichter III 500 ff. angesehen bei den Weisianern III 494. Schreibart III 453 ff. — Lyr. Gedichte III 450. 452. Liebeslieder III 451. Epos III 450. Epigramme III 451. erotische Heldenbriefe ebend. Uebersetz. des pastor fido und von Plato's Phädon III 449.
Hoffmannswaldauische Gedichte III 498. 503.
Hofmann, Aloys, Wiener Zeitschrift V 385.
Hofmann, Leop., Musiker IV 389.
Hofnarr II 332. 351. mit den cynischen Philosophen vgl. II 340. und Volksnarr, unterschieden III 106.
Hofpoesie III 463. 500 ff.
Hofteufel, komische Personen in der Komödie III 107.
Hoftheater, erstes, III 101.
Hoftrompeter, dichtende, III 249.
Hohenberg oder Hochberg, Wolfg. Helmhardt, Graf oder Freiherr v., Mitglied des Palmenordens III 188. Epiker III 228. 248. 406. geistlicher Dichter III 249. Psalmenübersetzer III 339.
Hohenasperg, Sitz der Liederpoesie IV 32.
Hohenfels, Burkart v., I 315. Minnelieder I 329. 337.
Hohenlohe, Gottfr. v., Ged. von den Rittern des Arthur I 489.
Hohenstaufen I 117.
Hohes Lied, nachgeahmt II 41. Bearbeitung desselb. II 149. Bearbeitungen in Gesprächspielen III 289. Bearbeitungen im 17. Jahrh. und Einfluß desselben auf geistliche Dichtung III 340.
Holberg II 372. dessen Schauspiele II 377.
Hölderlin IV 374.
Holk IV 153.
Holländisch, s. Niederländisch.
Holländische Tableaux III 456.
Holstein-Augustenburg, Prinz v., V 422. 423.
Holtei, Dramat. V 573. 690.
Hölty, L. H. Chr., V 26. 43. Gedichte V 44.
Holzer II 202.
Holzmann, Daniel, II 392. Fabeld. III 69.
Holzschnitte II 361 f.
Holzwart, Matthias, dessen Saul, Mysterium II 371. III 99. dessen Lustgarten III 139.
Homberger, Jeremias, III 31.
Homburg, Ernst Christoph, Opitzianer, Dichter und Uebersetzer III 273. geistl. Dicht. III 346. Schäferspield. III 462.
Homer, zur Charakterist. I 111. 414. die Bibel der Griechen I 23. und Ariost I 60. 175. homer. Gedichte vergl. mit Reineke Fuchs hinsichtlich der Ueberlieferung I 304. vergl. mit den Nibel. I 363 — 372. — Uebers. ders. durch die Göttinger V 54 ff. Uebrigens s. Griechen. Volksepos.
Hooft, Holländer III 178. Schauspield. III 438.
Horaz, Einfluß auf deutsche Lyrik im 18. Jahrh. IV 202. Uebersetzungen IV 203.
Horbius, Theolog III 279.

Hormayr's Taschenbuch III 309.
Horn, Franz, Literarhistor. V 585. 586 f. 622. sein Buch über Shakspeare V 626.
Hornburg, Lupolt, II 26 f. 30.
Hornek, s. Ottokar.
Hörnerer Siegfried, Lied II 106.
Hörner III 7.
Hornmolt, Sebastian, dessen Psalter III 48.
Höschel, Dav., Uebers. d. Terenz III 80.
Hotter, Opernd. III 468.
Hottinger, J. F., histor. Schauspield. V 692.
Houwald, Ernst v., Dramat. V 654. 687.
Hövelen, Konrad v., (Candorin), III 268. Orthography III 285.
Hoyers, Anna Owena, Dichterin III 291.
Hroswitha, Nonne, mit altklassischer Literatur bekannt I 97. lat. Schausp. I 105.
Htörnigk, Ludwig v., III 349.
Huber, J. L., Liederd. IV 32. dessen Oden, Lieder u. Erzählungen IV 186. Schicksale IV 187.
Huber, Uebersetzer V 620.
Hübner, Geogr. und Histor., Weisianer III 492. 542
Hübner, Mitglied der fruchtbr. Gesellschaft, braucht Alexandriner III 180. Uebers. III 188.
Hucbald, Verfasser des Ludwigslieds I 95.
Hudemann, L. Fr., IV 158. 161. 361.
Hugdietrich II 98.
Hug Schapler, Roman II 253. übers. II 241. verkürzt II 243.
Hugo, Hermann, erste desideria III 253.
Hugo v. Langenstein, dessen heil. Martina I 525 ff. vgl. I 512. II 233.
Hugo v. Montfort, II 220 ff.
Hugo v. Trimberg I 507. II 31. IV 103. dessen Renner II 118 f. vergl. II 17. 391. Einfluß und Bedeutung II 133. Sammler II 120.
Hugo von St. Victor, II 128. 139. Einfluß auf die neueste Literatur V 695.
Huldrich Neobulus' Dialogus II 427.
Hülsemann, dess. Gartenlust III 546.
Hültzing II 210.
Humboldt, W. v., ästhet. Versuche V 436. 472 f. Briefwechsel mit Schiller und Göthe V 446 f.
Humanistische Studien, s. Klassische Studien. Alterthum.
Hume, David, V 315.
Humor IV 424. V 162. 177 f. erste Spuren III 167.
Humoristischer Roman, s. Roman.
Hund, Sam., geistl. Dichter III 278.
Hunnibald's Chronik I 24 f. 212.
Hunnius, Uebers. III 89. lat. Schauspield. III 100.
Hunold, (Menantes), III 531. Opernd. III 467. 468. dessen Nebukadnezar, Oper III 471. Romanschr. III 279. 406. 407. 415. 467. 531. Uebers. Lafontainischer Fabeln III 533. thörichter Pritschmeister III 535. vgl. III 358. 473. 494. 507.
Hunyad II 246.
Huygens, Konst., dessen holländische Hexameter III 514.
Hutten, Ulrich v., Leben, Wirken und Schrift. II 429. III 4. 170. verfolgt, III 432 ff. Aufenthalt bei Albr. Churf. v. Mainz II 435 ff. auf Ebernburg II 444. Flucht in die Schweiz II 446. Glanzperiode II 435. mit Macchiavelli vgl. II 437. mit Luther II 438. Verbindung mit Franz v. Sickingen II 443. fängt an deutsch u. fürs Volk zu schreiben II 444. sein Sinn für literarische Thätigk. II 443. seine Theiln. an d. Briefen der Dunkelmänn. II 434. 435. Satiren vom Niemand II 433. Reden gegen Herzog Ulrich von Würtemberg II 434 f. Phalarismus II 435. 452. Bulle II 452. Ausgabe Valla's über die Schenkung Konstantin's II 436. Rede für den Türkenkrieg II 437. Dialog vom Hoffeind II 437. Brief an Pirkheimer II 440. polit. Dialoge, Gedichte, lucianische Gespräche II 445. Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes II 446 ff. Dialog die Anschauenden II 450.
Hylas, s. Hartmann.
Hymnen, griech. und latein. III 12. 13. deutsche III 347 f. in Alexandrinern III 346 f.
Hyperorthodoxe, s. Theologen.
Hyphantes, s. Weber, G. Heinr.

J.

Jack Pudding, lustige Person im Schauspiel III 108.
Jacob von Cessoles, Verf. des latein. Originals des Schachzabelbuchs II 163.
Jacob de Voragine II 273.
Jacobi, Fr. Heinr., Charakterist. IV 556 ff. philos. Bestrebungen IV 557. relig. Richtung IV 558. Freundschaft mit Wieland IV 560. schließt sich an

*

Göthe an IV 560. unbeständig in seinen Ansichten ebend. Gegner Kant's IV 561. poetischer Geschmack IV 562. Freundschaft mit Hamann IV 441. von diesem beurtheilt IV 560 f. Anschluß an Lavater V 315. Umgang mit der Fürstin Gallitzin V 311. vgl. IV 420. 535 f. Allwill und Woldemar ebend. f. Etwas das Lessing gesagt hat V 312. über die Lehre des Spinoza V 314.
Jacobi, Joh., Madrigald., III 322. Schauspield. III 429. 462.
Jacobi, J. G., IV 246. 257 ff. Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn IV 261. Gedicht: die Dichter IV 258. Sommer- und Winterreisen IV 259. Briefe IV 247. an Gleim IV 260. Charmides und Theone IV 261. Iris IV 261.
Jacobus de Benedictis III 16.
Jägerlied II 305. 324.
Jägerschreie II 322 f. 324.
Jähns IV 248.
Jahn, lustige Person im Schausp. III 108 f.
Jahn Clam, lustige Person im Schauspiel III 109.
Jahn Panster, lustige Person im Schauspiel III 109.
Jahreszeitfeste, II 263.
Jamben, achtsylb. gew. Versm. des Schausp. III 88. fünffüßige, sechsfüß. ebend.
Jamblichus I 235.
Jan der Schreiber II 74. dessen Opfer ebend. II 89. Leekenspiegel II 89. dietsche doctrinal ebend.
Jckstadt, Frhr. v., IV 578.
Idylle II 226. IV 109 f. 169 f. im 18. Jahrh. V 70 ff. Verhältniß derf. zum Epos, Drama und lyr. Ged. IV 164. welchen Ländern eigenthüml. IV 165. und Oper IV 20.
Jean Paul Fr. Richter, Charakteristik V 209 ff. 233 f. vgl. I 436. Jugendbildung und Entwickel. V 213 ff. 225 ff. Unkenntniß der klass. Literatur V 220 f. vgl. mit Wieland V 221. Schriftstellerei und Sammelsucht V 222 ff. vgl. III 115. Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Werke V 252 ff. Haß der Brodstudien V 227 f. Sprache V 228 f. Studien ebend. Romane V 233 f. Religiosität V 329. Kosmopolitismus V 379. Satire V 230 ff.
Werke: Auswahl aus des Teufels Papieren V 232. unsichtbare Loge V 239 ff. Quintus Fixlein V 239 ff. Grönländische Processe V 230. Blumen-, Frucht- u. Dornenstücke V 239. ff. 242 ff. Biographische Belustigungen V 244. Palingenesien V 247. Jubelsenior V 244. Titan V 247 ff. Flegeljahre V 251 ff. bevorstehender Lebenslauf V 247. Vorschule der Aesthetik und Levana V 253. Kampanerthal V 244 ff. vgl. I 256. III 151. IV 10. 13. 277. 318. 424. 426. 444. 590 f. V 162 f. — Vgl. Sterne.
Jean Potage, lustige Person im Schauspiel III 108.
Jena, s. Weimar.
Jenisch V 471.
Jeroschin, s. Nicolaus.
Jerusalem, Theolog. V 260.
Jesuitentheater IV 359 f.
Iffland, A. W., IV 393. V 523. 542 f. in Berlin V 546.
Ikelsamer III 235.
Iken, Uebersetzer V 634.
Illuminaten V 274. 385 f.
Immermann, histor. Schauspield. V 694. Trauerspiel in Tirol ebend. Schicksalstrag. V 695.
Indische Literatur, Uebers. aus derf. V 634.
Ingolstetter, Andr., Pegnitzer III 307.
Intriguen-Lustspiel III 463.
Joachim, Buch, II 116.
Joachim v. Flora II 137.
Jodel und Jogle, lustige Person III 109.
Jodocus Badius' latein. Uebers. des Narrenschiffs II 406.
Johann Adolph, Fürst von Anhalt, Liederd. III 188.
Johann Bousset, lustige Person III 109.
Johann von Capua, lat. Uebers. des Hitopadesa II 175. 176.
Johann Fr. der Großmüthige, Churf. von Sachsen, Lieder, III 26.
Johann's v. Frankenstein Kreuziger II 273.
Johann, Herzog von Brabant, Dichter II 13. 67.
Johann von Holland II 188.
Johann (Heinzelin) von Konstanz II 35. dessen Gedicht von der Minnelehre II 228. Tenzone ebend.
Johann's von Nürnberg fahrender Schüler II 317.
Johann's von Soest Kinder von Limburg II 90 f. 242.
Johann von Würzburg II 107.
Johannes (des Evangel.) Schriften nachgeahmt II 41.
Johannes v. Flora, Abt, II 137.

Johannes von Salzburg, Uebersetzer latein. Hymnen III 15.
Johannsdorf II 12.
Johannsen, Mich., Dramatiker und geistl. Dichter III 279. 346.
Jonas, s. Justus.
Jormann, Joh. Albr., Umarbeiter des Theuerdanks II 236.
Jornandes I 25 f. 59.
Joseph II., Kaiser, seine Aufklärungsversuche V 300.
Josephi, Schauspieler IV 360.
Josquin, Musiker II 289.
Journale, gelehrte, im 18. Jahrh. III 497 f. angegriffen durch Bodmer IV 55. s. Wochenschriften.
Journalwesen in Deutschland II 496 f.
Irinc I 40.
Irmin I 27.
Irnfrit I 40.
Isaac, Musiker II 329.
Iscanus, trojanischer Krieg I 252.
Ischmando, s. Dach.
Iselin, Pädagog V 345.
Isengrimus, lat. Bruchstück, I 140
Italien, Regeneration der Poesie daselbst III 167 f. Studium und Auffassung des Alterthums daselbst im 16. Jahrh. III 172 f. deutsche Uebers. ital. Dichter III 174. — Ital. Literatur, Vorliebe dafür zu Ende des 18. Jahrh. V 8 ff. mit der englischen verglichen V 101. Studium der italien. Literatur in neuerer Zeit V 232.
Itwitz, s. Ulrich von Lichtenstein.
Juan Lorenzo Segura de Astorga I 273.
Juglar, Aloys., span. Epigrammat. III 314.
Jung, genannt Stilling, J. H., V 268 ff. 213. religiöse Ansichten V 270. religiös-polem. Schriften V 271 f. — Gesch. des Herrn v. Morgenthau V 272. Florentin von Fahlendorn V 272. Theobald ebend. Heimweh V 275. Geistertheorie V 276. Schleuder eines Hirtenknaben IV 529. vgl. IV 514. 535.
Jünger, Theaterd. V 536.
Jungfrau, heil., s. Maria.
Jungmichel's Leopoldorden III 499.
Junius, Samuel, III 92.
Junker, G. F. W., III 528.
Justi IV 49.
Justus Jonas, Liederd. III 28.
Jutte, Frau, Schausp. II 367.

K.

Kabenzky, Hoftrompeter u. Dichter III 249.
Kaiser Karl's Streit vor Regensburg, von seinen Ahnen und Geburt, Sage II 251.
Kaiserchronik I 205 ff. vergl. II 166. 168.
Kalbskopf III 371.
Kalchau, Wilh. v., (Lohausen), Uebers. III 188.
Kaldenbach, (Celadon), Poetik III 247. 255.
Kalenberg, Pfaffe v., dess. Schwänke II 353 ff. vgl. II 342. III 410.
Kallenbach, Jesuit u. Satiriker III 409.
Kaltenbach II 233.
Kampf der Tugenden und Laster, Gedicht I 527. II 118.
Kannegießer, Uebers. V 602.
Kant V 405 ff. Kritik der ästhet. Urtheilskraft V 411 ff. vgl. I 408.
Kanzler, der, Minnelieder II 13. 34.
Karl der Große I 179. und seine Pairs I 177 f. 197. Kreuzfahrt I 177. dessen Sammlung alter Lieder I 27. dessen Sammlung deutscher Gesänge, erster Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte I 73. Einfluß auf die Poesie I 67.
Karl und Galiena, niederl. Fragment II 90.
Karl IV., II 178.
Karl V., dessen Universaltendenzen III 197. besungen II 457.
Karl VI., Kaiser, dessen Bildung III 505.
Karl, Herzog v. Würtemberg, dessen Militairakademie IV 538. V 142.
Karl, Markgraf v. Baden, Patron der Literatur IV 358.
Karolinger I 179.
Karolingische Sagen II 66 ff.
Karlsage I 185 f. nicht in Prosa bearb. II 251. Vgl. auch Rolandsage.
Kärnthen, dess. Frühling u. Sommer mit Liedern und allegor. Schauspielen gefeiert II 304.
Karrikatur, s. Carricatur.
Karsch, Anna Luise, III 292. IV 48. 219 f. 221 f. vgl. IV 72.
Kaspar, s. Caspar.
Kästner IV 73. 162. 254. Gottsched's Schüler IV 46. Gedicht über die Kometen IV 39. Epigrammatist IV 342.
Katholicismus, Eindringen desselb.

in die Poesie zu Ende des 18. und Anfang 19. Jahrh. V 597 ff.
Kayser V 101.
Kayser, Componist III 468 f.
Keil, Pagenhofmeister u. Schauspield. III 462.
Keimann, Christian, Liederdich. III 278. Schauspield. III 462.
Keller von Maur IV 54.
Kellner, Gottsched's Anhänger IV 50.
Kelyn II 32.
Kelten. Bei Völkern keltischen Ursprungs Spuren von hierarchischem Cultus, Sage und Geschichte, die mit asiatischen zusammenhängen II 46 ff. eigenthümlicher Styl ders. II 51.
Kemnat, Albr. von, I 489.
Kemnat, s. Mathis.
Kempe, Martin v., (Kleodor III 472), III 257. 305. 472. Madrigald. III 322. Prosodiker III 235.
Kempis, s. Thomas.
Kepler, Astronom III 227.
Keppensen's Lied aus dem niederl. Erbfolgestreit II 200.
Kerens, Joh. Heinr. von, IV 388.
Kettenbach II 455.
Khedr I 271.
Kiene III 487.
Kind, Fr., V 574.
Kind, Th., Uebers. V 634.
Kinderschriften und Volksbücher V 350 ff.
Kindermann (Kurandor v. Sittau), Romanschr. III 413 f.
Kinderroman, s. Roman.
Kinder v. Limburg, s. Johann von Soest.
Kirchbauer, s. Naogeorg.
Kirchberg, Ernst von, Reimchronik II 200.
Kirchengesang I 89.
Kirchenlieder, vulgare, II 198. Entwickelung des Kirchenliedes III 6 ff. Menge ders. III 6. Werth und Zweck desselben III 9 f. kathol. III 17. zu Luther's Zeit III 12. Anfänge III 14. latein. III 13. mit latein. Versen untermischt III 15 ff. aus Volksliedern gemachte III 16. liturgische III 36. im 17. Jahrh. III 355 ff. durch den dreißigjähr. Krieg gefördert III 198. im Anf. des 18. Jahrh. IV 28 ff. Verbesser. ders. im 18. Jahrh. IV 177 ff. Vgl. auch Geistliche Poesie.
Kircher, Athanas., III 355.
Kirchmeyer, s. Naogeorg.
Kirchner, lat. Dichter III 218.
Kistenmacher, Peter, Dichter III 251.
Kiurenberger, der, s. Kürenberger.
Klai, Klajus, Klay, s. Clajus.
Klassische Poesie, Nachahmung ders. im 16. Jahrh. III 169. — Klassische Studien in Deutschland, Italien und Frankreich im 16. Jahrh. III 172 ff. 175. — Klass. Literatur in Deutschl. unter den sächsischen Kaisern I 96 ff. Vgl. auch Alterthum.
Klefeker III 545.
Kleinjogg IV 554.
Kleist, Chr. Ew. von, IV 214. Tod IV 217. Landlust od. Frühling ebend. ff. vgl. IV 210. 387. 389.
Kleist, Fr. Alex. von, V 644.
Kleist, Heinrich von, Dramatiker V 674 f. Charakter. V 675 f. Novellist V 697. Familie Schroffenstein V 675. Penthesilea ebend. Käthchen von Heilbronn ebend. Prinz von Homburg ebend. V 662. Hermannsschlacht V 676 f.
Klemm, Komödienschr. IV 391.
Klener, Hartwig, geistlicher Dichter III 279.
Kleodor, s. Kempe.
Klerk, Jan de, II 68.
Klesch, Dan., geistl. Madrigald. III 323. vgl. III 284.
Klettenberg, Fräul. von, IV 511 f.
Klingemann, historischer Dramatiker V 693.
Klinger, Fr. Max. v., IV 567 ff. 572 f. 585. 587 ff. V 113. 386. in Weimar IV 541. Einfluß Schiller's auf ihn IV 586. mit Wieland vgl. V 3. sein Lieblingsschriftsteller Rousseau IV 591. seine Auffassung der Faustsage V 109.
Werke: Zwillinge IV 583 f. das leidende Weib, die frohe Frau, IV 584. Simson und Grisaldo ebend. Sturm und Drang IV 585. Stilpo IV 569. 585. Spieler ebend. der Günstling IV 586. Elfride IV 569. 586. Aristodemos ebend. Medea, Roderico, Damocles ebend. Otto IV 578. 589. Romane IV 586 ff. Bambino IV 569. 587. Sahir ebend. Geschichte vom goldnen Hahn ebend. Geschichte eines Deutschen IV 588. Gespräch eines Dichters und Weltmann's IV 589 ff.
Klinsor II 36.
Klopstock, Fr. Gottlieb, Leben IV 114. 176 f. charakterisirt IV 115 ff. 149. 189. 191. Sprache IV 120. 122 f. Freiheitssinn IV 122 ff. Vaterlandsliebe IV 124 f. verschwindet all-

mählig seit Herder und Wieland V 375. Verdienste um die deutsche Spr. IV 118 f. um die Bildung Deutschl. IV 318 f. sein Hexameter IV 118. Anschluß an die Alten IV 118 ff. Neigung zur Musik IV 127. Entwickelung seiner religiösen Richtung IV 125. 133 ff. 183 f. Haß gegen die franz. Dichter IV 119. 121. Vorliebe zu den Engländern ebend. Einfluß der Schweizer auf ihn IV 153 f. Stimmung bei der franz. Revol. V 383. Ansehn an den kleinern Höfen Deutschl. IV 538. Wirken in späterer Zeit IV 150. f. sein Umgang IV 152 f. seine Schule V 22 ff. und der göttinger Dichterbund ebend. Gegensatz zu Wieland IV 294 ff. — Vgl. noch IV 8. 12. 71. 74. 75. 77. 78. 81. 82. 113. 162. 289. 291. 505.

Werke: biblische Stücke II 366. IV 126. Tod Adam's IV 157. Salomo und David ebend. geistliche Lieder IV 180. Lessing's u. Cramer's Urtheil darüb. IV 180 f. Messias IV 125 f. 132 ff. 136 ff. mit Lavater's Messias vergl. IV 175. mit Milton's Paradies IV 141 f. Wichtigkeit desselb. in histor. Hinsicht IV 143 ff. Oden IV 117 f. 127. 130 f. unglücklich in Epigrammen IV 132. Gelehrtenrepublik V 27 f.

Klotz IV 90. 247. dessen Streit mit Lessing IV 350 f. von Herder bekämpft IV 459. 491.

Klug III 7.

Knabe, der elende, unbekannter Dichter II 234.

Knapp, Liederb. IV 32.

Knaust, s. Chnaustinus.

Knebel V 25.

Knigge, IV 424. V 200. dessen Peter Claus, humor. Roman V 170.

Knittel, Christian, Epigrammend. III 257. Kurzgedichte III 324.

Knobelauch, v., Freigeist, V 266 f.

Knobloch V 25.

Knoblochzer, Heinrich, III 22.

Knonau, Meyer von, s. Meyer.

Knorr von Rosenroth, geistl. Dichter III 353. vgl. III 205. Vertheidiger der Frauenschriftstellerei III 291. dess. chymisches Schauspiel III 435. allegorisches Lustspiel von der Vermählung Christi III 429.

Knust, s. Chnaustinus.

Koch, Schauspieler IV 358. 362. 364. 365. 393 f.

Koch in Braunschweig, dessen Briefe und Gedichte IV 247.

Kochanowski, poln. Dichter III 314. übers. III 204.

Kohlhardt, Schauspieler IV 362.

Komiker, altklass. übers. II 385 f.

Komische, das, II 375 f. komische und burleske Partieen in Mysterien II 373 f. komische Personen, Scenen und Intermezzos im Schauspiel, s. Schauspiel.

Komödien, latein., übersetzt III 80. Uebrigens s. Bauernkomödie. Intriguenlustspiel. Lustspiel.

Kongehl, Mich., (Prutenio), III 472. vgl. III 257. IV 49.

König, Joh. Ulrich v., Hofdichter III 512. dessen Verhältniß zu Besser III 510 f. Opernd. III 468. IV 65. 362.

Königsberg, geistl. Dichter das. im 16. Jahrh. III 44. Dichter das. im 17. Jahrh. III 254 f.

Königshofen, Jac. Twinger von, elsässische Chronik II 115.

Konrad's von Ammenhusen Schachzabelbuch II 163 ff.

Konrad's von Dangolsheim Reimkalender II 274.

Konrad Harder von Würzburg, Lobgedicht auf Maria II 156. vgl. II 41. 210. 233.

Konrad's von Megenberg (Magdeburg) Buch der Natur II 280.

Konrad der Pfaffe I 177. Rolandslied I 179 ff.

Konrad, Schenk von Landegge II 13.

Konrad v. Winterstetten, s. Winterstetten.

Konrad von Würzburg, Charakteristik I 501 ff. trojanischer Krieg I 502 ff. goldne Schmiede I 528 f. heil. Sylvester I 515. dessen kleine Erzählungen I 501. Alexius, Crescentia ebend. lyr. und erzählende Gedichte, Engelhart und Engeltrut, Herz, Otto mit dem Barte, Schwanritter I 501. zu Otto vgl. I 106.

Kopisch, Balthasar, schles. Dichter III 250.

Kormart, Uebers. III 438. 474.

Körner, Theod. V 678.

Kortum, Karl Arn., Jobsiade V 230.

Kosegarten, L. Theob., V 575. 640 f.

Kosmopolitismus in Deutschland V 375 ff.

Kőszeghi, s. Giseke.

Kotzebue, Aug. von, V 548 ff. Nachahmer Anderer V 551 ff. sein Ansehn V 552. vgl. mit Molière V 553. Verhältniß zu Schiller, Göthe, Schlegel

V 556. Veränderlichkeit in politisch. Ansichten ebend. s. Verbindung mit Meißner und Merkel ebend. literar. polit. Wirken V 557. Schauspiele V 692. vgl. V 200. 584.
Kramberg, Opernd. III 468.
Kramer, s. Cramer.
Krankheiten, poet. behandelt II 431.
Krantz, Gelegenheitsd. IV 50.
Krause, Theod., (Crusius), III 527.
Kretschmann, K. Fr., IV 107. 227.
Kreuzträger II 278.
Kreuzzüge, deren Einfluß auf Poesie I 162 ff. Geschichtschr. ders. I 203. haben fast jede Erinnerung an die Otton. Zeit vertilgt I 133.
Kreuzfahrten, poetisch behandelt II 191.
Kreytz, Josafat v., (Filidor), III 254.
Krieg, kein Hemmungsmittel der Cultur und Literatur III 199.
Kriegslieder, s. Siegeslieder.
Kriniß, Gottfried, schles. Dichter III 250.
Kritik, s. Polemik.
Krolewiz, Heinrich von, Vaterunser I 531.
Krüger, Joh. Christian, Schauspiel- und Lustspield. IV 368 f. 373.
Krüger, Kapellm., III 473.
Kruse, V 684. 695.
Kuefstein, Graf von, Uebersetzer III 188. 396.
Kuh, Ephr., IV 220. 374.
Kuhlmann III 205. dessen Quirinus III 363. ars magna poetica III 491.
Kühnert IV 75.
Kuhreigen II 304.
Kunhart, s. Stoffel.
Kurandor von Sittau, s. Kindermann.
Kunst, der Griechen und Deutschen verschieden I 115. Aufgabe derselben I 390 f. Bestimmung ders. IV 353.
Kunz von der Rosen, Hofnarr, II 343.
Kürenberger, der, I 321.
Kurtz, Felix v., III 476. IV 386.
Kyot I 408 f. II 50.

L.

Lafontaine, franz. Fabeld. I 149. IV 104.
Lafontaine, Romanschr. V 357. 574. 584. Schüler von Musäus V 200. seine ersten Schriften stehen mit der Zeit in Verbind. V 200.
Lahngegend, s. Maingegend.
Laiendoctrinal II 185.
Lalenbuch II 349 ff.
Lambech, Humanist III 279.
Lambert li Cors, I 273.
Lambrecht, kom. Epos IV 111.
Lampert's od. Lamprecht's Alexander I 272 ff. 425. vgl. I 120. 167. 193. 206. II 22 f. s. Wolfram.
Lamprecht's von Regensburg Tochter Syon II 150.
Lamprecht, niedersächsischer Dichter, III 545.
Landegge, s. Konrad.
Lang, David, Psalmenübers. III 46.
Lang, Frau, Pegnitzschäferin III 292.
Lange, Ernst, Liederd. IV 31.
Lange, Gotthold, IV 70. 199. horaz. Oden IV 200. 211. Briefe IV 247.
Lange, J., Liederd. IV 32.
Längefeld, Schauspield. IV 578.
Langenmann, Adelheid, Leben II 151.
Langenstein, s. Hugo.
Langeveldt = Macropedius III 554.
Lantsloot, niederl. Stück, II 368.
Lanzelot in Prosa II 256. s. Ulrich von Zatzichoven.
Lappe, K., Lyriker V 640. 678.
Laroche, Sophie, Romanschreiberin IV 186. 534.
Lassenius, Hofprediger, III 102.
Latein, Gebrauch dess. in den Wissenschaften erschüttert III 190.
Lateinische Poesie zur Zeit d. Ottone in Deutschland I 105. im 16. Jahrh. III 169.
Lateran, Ursprung dieses Wortes I 210. Anm.
Latinismen im Deutschen II 262.
Laudes IV 386.
Lauf der Welt, Gedicht, II 394.
Laufenberg, Heinrich von, II 276. Liederd. III 17.
Laun, s. Schulze, F. A.
Lauremberg, Joh. W., Satiriker III 325 ff. vgl. III 258. 275. mit Rachel vgl. III 329 f. Schauspield. III 424.
Lauremberg, Peter, latein. Dichter III 258.
Laurin II 99 f.
Lavater, Joh. Kasp., IV 171. Richtung und Charakteriſt. IV 173 ff. V 276 ff. 283 ff. vgl. V 286 ff. IV 152. 415. 416. 494. Leben V 279 ff. Verhältniß zu H. Füßli IV 576. physiognomische Studien V 291 f. Reise nach Bremen u. Kopenhagen V 308. mit Lichtenberg vgl. V 289. religiöse Grundſ. in der letzt. Zeit V 305 f. setzt sich mit den Wunderthätern seiner Zeit in Verbindung V 296 ff. Intoleranz

V 298 f. 304. in den Xenien charakterisirt V 455. verspottet V 289. Aehnlichkeit seiner Grundsätze mit Wieland's Theorie vom höchsten Gut V 306 f. Streit mit Nicolai V 302. Verbindung mit Sailer V 302 f.
Werke: V 281 ff. geheimes Tagebuch seiner selbst V 284 ff. Aussichten in die Ewigkeit IV 176. 414. Herzenserleichterungen V 303 f. Rechenschaft an seine Freunde V 304. Handbibliothek für Freunde ebend. Fragmente V 292 f. Anfechtungen ders. V 293 f. vermischte Schriften V 298. Nachdenken über mich ebend. vermischte Gedanken ebend. Pontius Pilatus V 299. Jesus Messias IV 175. christl. Lieder IV 174. vgl. III 8. Schweizerlieder IV 171. 218.
Leander, s. Stolle.
Lebensphilosophie III 411.
Lebenszweck V 307.
Lebenwaldt, Adam v., dess. Sprichwörter III 316.
Leberreime III 324.
Leckühner II 428.
Lee, dessen Sophonisbe III 455.
Legende I 192 ff. 510 ff. II 111. im 15. und 16. Jahrh. wieder hervorgesucht II 272 ff. durch Herder erneut IV 478. französische II 359.
Lehmann, Christoph, Sprichwörter III 71.
Lehms, Satir. III 409. vgl. III 290. Romane III 40.
Lehmus, J. A., Liederd. IV 186.
Lehranstalten, s. Erziehungsanstalten.
Lehrgedicht, s. Didaktische Poesie.
Leibnitz, dess. Ansicht von der deutschen Sprache III 191. 194. projectirt eine Akademie der deutschen Sprache III 489 f. über die Verderbung der letzt. durch die franz. III 189. Herder's Vorbild IV 484. mit dems. verglichen V 321 f.
Leiden Christi, Myster., II 368.
Leipzig, Schauspielhaus das. III 469. Wiege des deutschen Theaters IV 364. literar. Treiben das. in neuester Zeit V 574.
Leipziger acta eruditor. III 497. Leipziger Dichter III 271 f.
Leisen II 210.
Leisentritt, geistlich kathol. Dichter und Psalmenübers. III 47.
Leiser, Polykarp, III 47. 93.
Leisewitz, J. A., unter den Göttingern V 26. dessen Julius v. Tarent, Schausp. IV 583 f.
Lemnius, Simon, dessen Monachopornomachia II 427. lat. Epigramm. III 314.
Lenau, Lyriker V 573.
Lenz, J. M. Reinhold, Charakterist. IV 580 ff. vgl. IV 374. 567. in Weimar IV 541. Göthe's Anhänger u. Schüler IV 514. 516. dessen Stücke IV 582.
Leo Jud, Psalmenübers. III 43.
Lerche, Lieblingsthier der Lyriker des 17. Jahrh. III 315.
Lerse IV 514.
Lesage, dessen Schelmenromane III 385. übersetzt, Gil Blas.bes. III 405. V 169.
Lesch II 210.
Lessing, Gotth. Ephraim, IV 318 ff. Lebensgesch. IV 322 ff. vgl. IV 233. Charakterist. IV 331. vgl. IV 8 ff. 12. 300 f. Vorliebe für plastische Künste IV 332. Streben nach Wahrheit IV 333. männlich antikes Wesen IV 331 f. Feind der Regeltyrannei IV 339. der Schulmacherei und literar. Komplotte IV 350. der Sektenmacherei IV 411. Menschenkenntniß IV 319. vgl. IV 290. wohlthätige Wirkungen seines unsteten Lebens IV 334. polyhistorisches Wissen und Belesenheit IV 335. anscheinender Widerspruch in seinen Studien IV 336. verschiedenartige literarische Arbeiten IV 334 f.
Lessing's Spinozismus V 315. Aesthetiker u. Kritiker IV 344 f. 349. als solcher mit Herder vgl. IV 427. 460 ff. V 616. Dichter IV 348. — dessen Ansicht über Dichtkunst IV 354. über die Plastik IV 353 f. Urtheil über die philos. Dichter und Dichterphilosophen IV 340 f. bekämpft die poet. Schilderungssucht IV 341. Urtheil über Klopstock's Messias und Oden IV 337. Beobachtung Wieland's IV 343. Verhältniß zu Klopstock u. Wieland IV 319 f. 331. Gegensatz zu beiden in Beziehung auf Aesthetik IV 354. bekämpft die gew. Vergleichung der Malerei und Poesie IV 341. 354. Abfertigung Gottsched's und dessen Anhangs IV 338. vgl. IV 379. Auftreten g. Breitinger, Bodmer u. A. IV 339. vgl. IV 53. Streit mit Klotz IV 350 f. Feind der Sentimentalität IV 330. der Naturenthusiasten IV 331. — Ansicht vom Epos IV 556. von der Fabel IV 106. Untersuchung über das Epigramm IV 342. Lessing als Epigrammat. IV 342. seine Prosa und sein Styl IV 347.
Lessing wendet sich zum Schauspiel

IV 370 ff. vgl. IV 347. bekämpft das franz. Schauspiel und Gottsched IV 379. 399 ff. vgl. 346. 370. 376. bes. Voltaire IV 401 f. Angriffe auf Weise IV 379. Reform des deutschen Theaters IV 384 ff. persönlicher Einfluß auf Umbildung der Schauspielkunst IV 399. seine Regeln des Dramas IV 403 f. empfiehlt das englische Schauspiel IV 401.

Lessing als Theolog IV 409 ff. religiöse Grundsätze ebend. theolog. Streitigkeiten IV 407 ff.

Werke: Gedicht von der Mehrheit der Welten IV 39. Fabeln I 128 f. Fabeltheorie IV 342 ff. Uebersetz. Diderot's IV 381. — Dramen, Charakter. IV 382. 396 f. 479. erste Lustspiele IV 370. Minna v. Barnhelm IV 383. Wirkungen derf. ebend. Emilie Galotti IV 406. Nathan II 373. IV 397. 407. 413. Philotas IV 375. 380. Miß Sara Sampson IV 571 ff. — Dramaturgie IV 399 f. Entstehung derf. IV 394. Einfluß derf. auf die Gestaltung des deutschen Schauspiels IV 399 f. ins Französ. überf. IV 399. Beiträge zur Historie des Theaters IV 370. der Schauspieler, Fragm. IV 399. theatral. Bibliothek IV 371. — antiquar. Briefe u. Abhandl. über den Tod der Alten IV 351. Laokoon IV 352. vgl. IV 347. Einfluß desselben IV 413. — (Mitarbeiter an den) Literaturbriefen IV 234 f. 346. Abhandl.: Pope ein Metaphys. IV 340. — theologische und philosoph. Schriften IV 410. die Erzieh. des Menschengeschl. rührt von Lessing her IV 410. Fragmente V 311 f. — Nachlaß V 320.

Lettische Volkslieder überf. V 634.

Leu, s. Peter Leu von Hall.

Leuchsenring IV 530.

Leuschner III 271.

Lichnovsky, Gottschedianer IV 361.

Lichtenberg, Georg Christoph, Humorist V 174. Charakterist. ebend. ff. vgl. IV 254. 316. religiöse und philos. Ansichten und Widersprüche V 176 f. satirisches Talent V 181. wissenschaftliche Bestrebungen V 179. kleine satirische Aufsätze V 182. Ansichten über Poesie V 183. eifert gegen die Schreibseligkeit seiner Zeit V 183 f. Freund der Engländer V 184. seine Indolenz V 180. 184 f. Physiognom V 179. vgl. IV 397. Unterschied der Physiognomik u. Pathognomik V 295 f. sieht Lavater's Physiognomik an ebend. mit Lavater verglichen V 289. seine Erklärungen Hogarth's V 180. Briefe aus England ebend.

Lichtenstein, s. Ulrich.

Lichtwer, Magn. Gottfried, Fabeld. IV 39. 46. 50. 105.

Liebe des Deutschen und Griechen, Unterschied I 345 ff.

Liebenau, s. Zesen.

Lieberkühn, Fabeld. IV 107. Schauspield. IV 372.

Liebeslied, volksthümliches II 303. 313 ff. 319. der Engländer II 315.

Liebig, Melchior, geistlicher Dichter III 207.

Lieder, histor., auf die Schlachten v. Sempach II 196. 199. im Kloster v. Frauenbrunnen II 199. bei Näfels II 199. s. Volkslied. Uebrigens s. Geistliche Dichtungen. Hauslied. Kirchenlied. Parodieen.

Lied von den zehn Geboten II 278.

Lifort Gawanides I 385.

Lilienberg, Matth. v., Mitglied des Palmenordens III 189.

Limburger Chronik II 115. 218.

Limburger, Frau, Pegnitzschäferin III 292.

Limburger (Myrtillus), Pegnitzer III 307.

Lincoln, Robert von, III 399.

Lindau, Romanschr. V 574. Uebers. V 620.

Lindenberg, Siegfried von, Roman, s. Müller, J. Gottw.

Lindenbrog, Humanist III 279.

Lindenschmidt, Lied über denselben II 297.

Lindner, Gottlieb, III 529 f.

Lindtner, Damian, Uebers. III 87.

Linowe, s. Heinrich.

Liscov, Chr. L., (aus Wittenburg im Mecklenb.), Satiriker IV 57. 59 ff. vgl. IV 17. Lebensende IV 60. Charakter. IV 60 ff. Schreibart IV 59. Werke IV 59 f. Buch über die Unnöthigkeit guter Werke IV 60. üb. Mag. Sievers IV 61 f.

Literatur, altdeutsche, knüpft sich an den Sitz des Kaiserthums II 134 f. neuere deutsche verschieden nach Länd. u. Confessionen IV 22. neueste Deutschl. V 725 ff. s. Weltliteratur.

Literarische Bedeutung eines Volks abhängig von der politischen V 579.

Literaturbriefe, s. Nicolai.

Livländische Chronik II 71.

Löben, Gr. v, Romant. V 574.

Löber, Jacob, II 428.

Löber, Valentin, Epigrammat. und Uebers. des Owen III 315. 317.

Lobwasser, Psalmenübersetzer III 27. 44 ff.
Localposse V 536.
Locher, latein. Uebersetzer des Narrenschiffs II 406.
Lochner, Friedr., Pegnitzer, III 292. 293. Schauspiel. III 424. 432.
Löffelholz, geistl. Dichter III 307.
Logau, Fr. v., Epigrammat., Charakt. III 319 f. vgl. III 253. 290. 315. 317. 324. geistl. Epigramme III 323. Gnomen III 320 f. mit Wernicke vergl. III 538 f.
Lohausen III 188.
Lohengrin II 37. 57 ff. 76.
Lohenstein, Dan. Kasper v., Charakteristik III 453 ff. 458. vgl. III 253. 442. neigt sich Balde und den Italienern zu III 227. seine Sprache III 458 f. Bombast III 438. Einfluß auf Haller, Pyra u. A. III 459. begründet mit Gryph das gelehrte Schausp. III 424. Bodmer's Urtheil über ihn ebend. seine Ansicht über Poesie III 486. seine Verdienste III 439. Nachahmer Anton Ulrich's, Gryph's und Hoffmannswaldau's III 454. benutzt Homer zu seinen Romanen III 406. Urtheil über Gryph III 440. — Werke: lyrische Gedichte (Blumen) III 453. Trauerspiele III 419. Ibrahim Bassa III 454. vergl. III 434. Cleopatra III 455. Sophonisbe ebend. Agrippina III 456. vergl. III 455. Epicharis III 456. vgl. III 455. 460. Ibrahim Sultan III 457. Arminius, Roman, III 454. vgl. III 401. 420. Hermann und Thusnelde, Roman, III 402.
Lokman, arab. Fabeld. I 129. dessen Fabeln übers. III 238.
Longobarden, deren Sagengeschichten I 30 f.
Longus, griech. Romanschr. I 263.
Loosbücher II 281.
Lope de Vega II 372. mit Hans Sachs vgl. II 464. dessen Einfluß auf das Schausp. III 421. vgl. III 110. 381. verwirrter Hof übers. III 463. dessen arte nueva etc. III 479 f. dessen Gatomachie III 66. 67.
Loredano's Dianea übers. v. Harsdörfer III 398.
Lorenz v. Lauterbach, III 120.
Lorichius, Gerhard, von Hadamar, Latinist, III 122.
Lossius, Kinderschriftsteller V 352.
Lother u. Maller, Roman II 256. aus dem Latein. ins Wälsche und Deutsche übers. II 240.
Lotichius, Jac., III 170. latein. u. deutscher Dichter III 271.
Lotichius, Joh. Peter, III 170. 271. 290.
Lotter, Gottschedianer IV 50.
Löwe in den Thiersagen I 139.
Löwen, J. Fr., Theaterd. IV 394. 395. vgl. IV 224. moral. Lehrged. IV 39. zärtliche Lieder IV 200. Geschichte des deutschen Theaters III 474 f.
Löwenhalt, Elias Rompler Freiherr von, III 161 f. 247. 275. 341. Stifter der Tannengesellschaft III 195.
Löwenstern, Matthäus Apelles von, geistl. Dichter III 251. 357. und Musiker III 259.
Luarin, s. Laurin.
Lucian übers. II 385.
Lucianische und plautinische Dialogen im 16. Jahrh. beliebt II 451 f.
Lucidarius, s. Helbling.
Ludecus, Amalie, (A. von Berg), V 571.
Lüdemann, Lustspield. V 691. Uebers. V 632.
Lüders, Albert, Evangeliend. III 38.
Ludovici, Schauspielschr. III 483.
Ludus de nocte Paschae II 369.
Ludwig, dess. deutsche Poesie III 492.
Ludwig der Fromme, I 81.
Ludwig, Fürst von Anhalt, Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft III 181. Verdienste III 181 f. genannt der Nährende III 183. Werke III 188.
Ludwig, Landgraf v. Hessen, Psalmenübers. III 338.
Ludwig, Landgraf von Thüringen, Gedicht II 106 f.
Ludwig IV., die Minoriten an dessen Hof II 135. 138.
Ludwig, Uebers. IV 363.
Ludwigslied über die Normannen, I 93 f.
Luis III 545.
Lull III 354.
Lund, Zacharias, Uebers. III 72. 263.
Lustspiel II 375 f. Einführung des antiken Lustspiels II 383. Lustsp. und Epos II 376. im 17. Jahrh. III 418. 429 f. rührendes V 545. heutiges V 554. 689 ff. gedeiht in Deutschland nicht V 541. vergl. Bauernkomödie. Intriguenlustspiel. Komödie.
Luther, mit Hutten vergl. II 438 sein Kampf mit Emser II 456. Schöpfer des Kirchenliedes III 4 ff. vgl. III 226. Grundsätze der Liederd. III 11.

seine Lieder III 18 f. 23 ff. Compositionen III 18. Ueberſetzung latein. Hymnen III 17. deſſen Geſangbuch III 26. Anſehn III 19. Sprache ebend. Verdienſt um die deutſche Sprache ebend. ſ. Einfluß auf die Poeſie III 20. Beſchäftigung mit der Fabel III 50. regt das bibliſche Schauſpiel an III 92 f. — Deſſen Ehe angegriffen II 427.
Lütkemann III 261.
Lutold v. Regensburg II 38.
Lybeaus Desconus, Roman I 254.
Lykoſthenes Pſellionoros, ſ. Spangenberg.
Lymberger, Ueberſetzer des Terenz, III 80.
Lyrik, ritterliche I 302 f. provenzaliſche und deutſche I 308 ff. der Perſer I 315. nach Opitz III 245 ff. Verhältniß zum Drama und Epos IV 130. vgl. V 651. L. der neueren Zeit, Charakter V 639 f. vgl. auch Geiſtliche Lieder. Kirchenlied. Minneſänger.

M.

Maccaroni, luſtige Perſon III 108.
Macaroniſche Poeſie III 68 f.
Machiavelli III 411. 416. und Hutten vgl. II 437 f.
Macropedius (eigentl. Langeveldt), geiſtl. Schauſpielſchr. III 554. deſſen Hekaſtus III 89.
Madrigal III 322. geiſtl. III 323.
Maerlant, Jacob v., I 273. deſſen Alexander II 66. deſſen Geſchichtsſpiegel II 67 f.
Magdalene Sibylle, Landgräfin von Heſſen, Dicht. III 291.
Magdeburg, Joh., Pſalmenüberſetzer III 44.
Magdeburger Fehde, beſchrieben, ſ. Pfaffenfeind.
Magelone II 257.
Mahlmann, Nachahmer Tieck's V 661.
Mahomet I 172.
Mährchen, mileſiſche, ſybaritiſche I 215. Gegenſtand der Poeſie in neuerer Zeit V 658.
Mahu, Stephan, Componiſt II 329.
Maier Helmprecht, Gedicht II 179 f.
Maier, Jac., Schauſpielb. IV 578.
Main- und Lahngegend arm an Dicht. III 202.
Major, Elias, Epigrammat. III 314. 323. Opitzianer III 249.
Major, Joh., deſſen synodus avium III 61.
Malagis I 259. II 74 ff. analyſ. II 79 ff. vgl. II 347. niederl. II 74.
Malerei, deutſche, Anfänge derſ. II 360. Malerei und Dichtkunſt vergl. IV 63. V 64. mit einander bei den Pegnitzern verb. III 300.
Malesherbes III 178.
Malmesbury, Wilh. v., I 32. 206.
Maltitz, G. A. von, Luſtſpielb. V 691. deſſen Kohlhaas ebend.
Mandeville's Reiſen II 248.
Maneß, Heinrich, II 22.
Maneß, Rüdiger, II 22.
Mann, Tuisco's Sohn, in alten Ged. gefeiert I 20.
Mann und Weib, deren Verhältniſſe in alter und neuer Zeit I 317 f.
Mannheim, Theater daſ. V 149. zu Ende des 18. Jahrh. V 543 f. 546.
Mannlich, Eilgerus, Ueberſetzer des pastor fido III 95.
Männling III 502.
Manſo in den Xenien angegriffen V 454.
Manuel, Niclaus, Geſpräche u. Faſtnachtſpiele II 454 f. chriſtl Freiheit und päbſtliche Knechtſchaft II 454. deſſen ſterbende Beichte II 455. vgl. II 419.
Marco Polo's Reiſe II 249.
Margenis, projectirtes Gedicht von Flemming, III 243.
Margrete, Herzogin von Lothringen, Ueberſetzerin ins Wälſche II 240.
Maria, Jungfrau, deren Verehrung I 222. 512 ff. Verehrung derſ. im 15. Jahrh. II 278 f. verſchwindet aus der Poeſie II 426. Marien- und Heiligenleben II 158. Mariendichtungen I 512 ff. 527 f. II 155 f. 272 f. 278. III 16. Gedicht von Maria's Grüßen I 530. Mariä Himmelfahrt, Myſter II 369. Mariens Klage, Myſterium ebend. — Streit über die unbefleckte Empfängniß derſ. II 279.
Marie de France, couronnements Renart I 153.
Marini, Giovanni Ambroſio, deſſen Kalloander überſ. III 398.
Marino, Giambattiſta, Poſtel's und Klopſtock's Muſter III 532. König's und Brockes' III 512. Bethlehemiſcher Kindermord III 546.
Marionettentheater III 475.
Markolph, ſ. Salomon.
Marner, Konr., II 14. 17. 29. 30. charakt. II 18.
Marnix, Philipp, III 133.

Marot III 178.
Marquart von Stein, II 393.
Marſchalk, geiſtl. Liederd. III 358.
Martial III 314 f.
Martini, Luſtſpield. IV 369. 372. — Profeſſor IV 386.
Maskeraden im 17. Jahrh. III 466.
Maßmann I 273.
Matheſius, Liederd. III 34. Beförderer der Fabeld. III 50. vgl. III 22.
Mathis von Kemnat II 216.
Matthiſſon, Fr. v., V 575. Elegiker V 644.
Mauersberger III 502.
Maurer, Schauſpield. III 92.
Mauricius, Georg, der Aeltere, Komödienſchr. III 95.
Mauricius, Georg, der Jüngere, III 95.
Mauricius, hamburger Theolog, III 279.
Maurus, Rhabanus, I 87. 89.
Mauvillon, Jac., V 8 ff. Freigeiſt V 265 f.
Maximilian, Kaiſer, deſſ. Theuerdank II 235 ff. u. Weißkunig II 236. Gebetbuch II 238. fürſtl. ſoldatiſche Sittenlehre an ihn II 392.
Mayer, J. Fr., Theolog III 279.
Mecklenburg, Zuſtand der Poeſie daſ. im 17. Jahrh. III 258 f.
Meerfahrt, Wiener, I 315. 337.
Megenberg, ſ. Konrad.
Megerle, Ulr., ſ. Abraham a St. Clara.
Meier, Georg Fr., IV 70.
Meier, Joachim, deſſen Lesbia u. a. Romane III 404. Ueberſ. ebend.
Meier, Martin, Trimunitas II 252.
Meier, Simon, III 195.
Meiners V 365.
Meinhard V 8.
Meißner, ſ. Heinrich.
Meißner, A. G., V 21 f. deſſen Romane V 356. 584. vgl. Kotzebue.
Meiſter, ſ. Sieben weiſen.
Meiſter, H. und J., IV 54.
Meiſter, L., IV 26. in den Xenien verſpottet V 454.
Meiſter, Mich., Ueberſ. des Terenz III 80.
Meiſtergeſang, Entſtehen, Verbreitung, Charakteriſtik und Unterſchied vom Minnegeſang II 266 ff. Urſpr. II 288. 294. Einfluß der Reformat. auf denſ. II 288 f.
Meiſtergeſellſchaften II 23 f.
Meiſterſänger, Künſteleien derſ. im Versbaue II 284. deren Lieder nur für Geſang berechnet II 285. Tabulaturen, ſ. dieſe.
Meiſterſchulen, erſt ſeit Ende des 15. Jahrh. II 268.
Meletaon, ſ. Roſt.
Meliſſus, ſ. Schede.
Meluſine II 257.
Memorata, Anna, Dichterin III 290.
Menantes, ſ. Hunold.
Mencke, Burchard, (Philander von der Linde), Dichter und Ueberſ. III 495 ff. Fabeld. IV 99. Stifter der deutſchen Geſellſchaft III 499. vgl. III 489. 515.
Mendelsſohn, Moſes, IV 220. 236 ff. Streit mit Hamann V 312. deſſen Morgenſtunden V 315. Jeruſalem V 312. S. Nicolai.
Mendoza, deſſen Schelmenromane III 385. vgl. III 143.
Menius, Juſtus, Ueberſ. III 87.
Mennel, Jacob, II 428.
Merck IV 541. 543. Charakteriſt. IV 549 ff. deſſen Einfluß auf Göthe IV 517 f. Bruch mit dieſem IV 541. Mitarbeiter an Wieland's Merkur IV 550. Schriften ebend. Hans Sachſiſcher Styl IV 529 f.
Merckel, ſ. Kotzebue.
Mercau V 572.
Merigarto I 105.
Merker II 270. 287.
Merlin und Arthurſage I 247 ff.
Merſwin, Rulman, II 135.
Merz, Schauſpield. IV 393.
Mesmer V 297.
Meta IV 150.
Metrum, im Schauſpiel III 85. 88 f. ſpaniſche und italieniſche in deutſcher Poeſie V 646 ff.
Metzger, Ambroſ., Pſalmenüberſetzer III 46.
Meyer, deſſen Briefe IV 247.
Meyer, Fr. L. W., Schauſpieldichter V 537.
Meyer, Jochaim, III 467.
Meyer v. Knonau, Fabeld. IV 101.
Meyfart, Proſodiker III 234. Kirchenliederd. III 355.
Meynier, Kinderſchriftſt. V 352.
Michaelis, J. B., IV 248. 255 ff. 259. 377. vgl. IV 107. Anm.
Michaelis, Theolog, IV 189 f.
Michaud, Geſchichtsſchr. der Kreuzzüge, I 168. 175.
Michele Angelo Buonarotti, deſſen Tancia II 377.
Micrälius, Johann, deſſen Agathander, Schauſp. III 426.

Milag, Martin, deſſ. Jeſaias III 339. vgl. III 183. 187.
Miller, Johann Mart., V 26. 43 f. 200. deſſen Siegwart V 44.
Miltitz, von, Romant. V 574.
Milton IV 146. III 546. deſſ. Paradies IV 137. 141. Verhältniß zu Klopſtock's Meſſias ebend.
Minck, Stanislaus von Weinsheim = Joh. Juſtus Winckelmann, III 493.
Minne II 254 f. der Minne Orden u. Regel II 232. Geſellen von der alten Minne II 218.
Minneburg, Gedicht von der, II 37. 232. 233.
Minnegeſang I 302 ff. in engſter Verwandtſchaft mit Muſik I 363. u. Frauendienſt im 13. Jahrh. II 12 ff. vgl. II 217 ff. 285 f. neuer allegor. II 228. und Meiſtergeſ., Unterſchied II 267 f. Uebergang ins Volkslied u. Vergleich. mit demſ. II 303 ff. 311. 312.
Minnelehre, Gedicht von der, II 228.
Minnelied im 14. und 15. Jahrh. II 228 ff. S. Volkslied.
Minner, eines alten Minners Selbſtbekenntniſſe II 231.
Minnefänger I 418 f. Lyrik derſ. mit der der Schleſier vgl. III 239.
Minoriten am Hofe Ludwig's IV. II 135. 138.
Minſtrels in England II 296.
Mirifano, ſ. Terpo.
Mirnelle, ſ. Möller.
Misner, der, II 41. 47.
Mitternacht, Joh. Seb., Proſodik. III 235. Liederd. III 278. 346.
Mohrin, Ged., II 235 f. herausg. von Joh. Adolphus II 479.
Molière, deſſen Komödien charakter. V 553 f. proſ. Stücke überſ. III 474.
Moller, Alfred, Leberreimd. III 324.
Möller, Gertrud, (Mirnelle), Pegnitzſchäferin III 291. 292.
Möller, Schauſpield. V 525.
Molke, IV 153.
Monmouth, ſ. Gottfried.
Montaigne III 372.
Montano, ſ. Helwig.
Montemayor III 222. deſſen Diana überſ. III 396.
Monteville's Reiſe, ſ. Mandeville.
Montfort, ſ. Hugo. Wilhelm.
Montreux, deſſen bergeries überſ. III 396.
Moralitäten der Engländer u. Franzoſen II 372. vergl. auch III 92 f.
Morata, Fulvia, Dichterin III 290.
Morgener's Wallfahrten in St. Thomasland, Lied II 298.
Morhof, Dan. Ge., Kritiker, Theoret. und Polemiker III 489 ff. vgl. III 235. 259. 263. 485. 486. Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie III 490. Gedichte ebend. Scheidung der Poeſie III 491.
Möringer, Lieder von ihm II 298.
Moritz, C. Ph., Selbſtbiographie V 170 f.
Morolf, ſ. Salomon.
Morſinai, Eliſabeth, II 246.
Morsheim, Morshemius III 57. 87.
Morungen, Heinrich von, I 327. II 12.
Moſes, Bearbeitung der Bücher M. aus dem 12. Jahrh. I 196.
Moſcheroſch, Joh. Mich., Satiriker III 371 ff. 374 ff. vgl. III 60. 61. 147. 160. 198. 332. Weiſe's Vorbild III 477. lehrt ſich an Brandt III 372. Angriffe auf den Adel III 384. Anekdotenſchreiber III 54.
Werke: Philander von Sittewaldt charakteriſirt III 371 ff. 374 ff. vgl. III 299. ächte Stücke deſſelben III 382. Viſion von den Laſtern dieſer Welt III 383. von ſeltſamen Geſichtern ebend. ratio status, Rentkammer, peinlicher Proceß ebend. Zauberbecher, Kaufhaus ebend. Satire vom Todtenheer III 376. von der Hofſchule III 377. Hans hinüber, Gans herüber III 378. Viſion à la mode Kehraus III 377. Turnier, Pflaſter wider das Podagra III 380. Kapitel vom Soldatenleben III 412.
Möſel, Wolfg., Pſalmenüberſ. III 43.
Moſen, deſſen Rienzi V 695.
Moſer, Liederregiſter III 6.
Moſer, Fr. K. v., IV 188 f. Charakteriſt. IV 190 ff. Fabeln IV 107. 190. Daniel IV 158.
Moſer, J. J. von, IV 186. vergl. IV 32.
Möſer, Juſtus, III 475. IV 551 ff. deſſen Harlekin IV 380.
Mouskes, Philipp, Reimchronik II 68.
Müchler, Theaterd. V 546.
Müglin, ſ. Heinrich.
Muhl III 263.
Mühlpfort, Heinr., Lyriker III 459.
Müldener (Geander), IV 49. 103.
Müller, Adam, deſſen äſthet. Vorleſungen V 584. 591. Vgl. V 573. 608. 621. 659.
Müller, Ernſt, heſſ. Dichter III 202. Schauſpield. III 426. deſſen hohes Lied III 340.

Müller, Fr. Aug., aus Wien V 21.
Müller, Friedrich, Maler und Dichter IV 579. seine Auffassung der Faustsage V 109.
Müller, Heinr., Kirchenlieddichter III 544.
Müller, Joh. von, V 366 f. 683.
Müller, J. Gottw., Romanschr. V 201. Gedichte ebend. Siegfried von Lindenberg ebend. f. V 169. Papiere des braunen Mannes V 202.
Müller, Joh. Samuel, III 545.
Müller, K., (aus Näfels), Schauspieldichter IV 577.
Müller, Mich., Psalmenübersetzer III 329.
Müller, Schauspieler, Nachrichten u. Anzeigen vom Wiener Theater IV 387. Komödienschr. IV 391.
Müller, W., Uebers. V 634.
Müllner, Ad., Dramat. V 654. 687. dessen Schuld, schließt sich an Schiller's Braut von Messina an V 565.
Münchhausen, Karl v., V 673.
Muratori III 489.
Murner, Thomas, Charakteristik II 417. Nachahmer Brandt's und Vergleich Beider II 418. vgl. II 405. von Zeitgenossen und Späteren verhöhnt II 419. Streit mit Stiefel II 456. Schmähschrift gegen die Reformatoren II 418. dessen Narrenbeschwörung II 422 ff. Schelmenzunft ebend. II 424 f. Badefahrt II 425. Gauchmat ebend. f. vgl. II 420. 421. Mühle von Schwündelheim od. Gret Müllerin Jahreszeit II 426. Lied über Luther's Ehe II 427. vgl. II 341. 456.
Musäus, J. K., IV 424. dess. Gärtnermädchen IV 378. Grandison V 198 f. physiognomische Reisen V 199. Volksmährchen V 200.
Muscatblut II 223 f.
Muschler, Uebers. II 385.
Musenalmanach, Göttinger, V 23 f.
Musik, Vorläuferin der Poesie II 289. vgl. Volksmusik. Verbindung ders. mit der Poesie III 228 f. im Schauspiel III 102.
Muspilli I 85.
Mylius, Christlieb, IV 70. 75. 323. 371. 373. dessen Schäferinsel IV 369.
Mylius, G., III 255.
Myrtillus (Martin Limburger), III 295.
Mysterien II 364 f. im 15. Jahrh. II 370 f. in Frankreich II 374. Zwischenspiele in dens. von alttestamentl. Stoffen II 371. Lieblingsstoffe ders. II 372. komische Partieen in dens. II 373 f. protestant. Nachahmungen ders. III 92 ff.
Mystische Theologie im 13. und 14. Jahrh. II 134 ff. 141 ff. mystische Auslegungen, Entstehung II 169. Vgl. Katholicismus.

N.

Nachtigal, Rector, IV 268.
Nachtigall hist. Gedicht II 457.
Nachtigall, Lieblingsthier der Minnesänger III 315.
Nagel, Schauspield. IV 578.
Nährende, der, s. Ludwig v. Anhalt.
Naive Poesie IV 16. 17.
Naogeorg, Thomas, (Neogeorg, Kirchbauer, Kirchmeyer, Neubauer), lat. Stücke II 456. III 85 ff. dess. Pammachius, lat. Schauspiel III 86. andere Stücke ebend. Uebersetzungen ebend.
Narr, im Schauspiel III 102 f. 106. Hof- u. Volksnarren II 351 ff. III 106. 383.
Narrenbeschwörung, s. Murner.
Narrenfresser in Preußen II 405.
Narrenschiff II 391 ff.
Nasus, Joh., Franziskaner, Polemiker III 132.
Naubert, Benedicte, V 357.
Nauck, Fr., Lyriker V 678.
Naumann IV 323. dessen Nimrod IV 160.
Nauwach III 218.
Neander, Chr. Fr., Liederd. IV 179.
Neander, Joach., Liederd. IV 30 f.
Negelein, Adam, (Celadon), Pegnitzschäfer III 293. 349. Singspieldichter III 432.
Negelein, Frau, Pegnitzschäferin III 292.
Negelein, Joachim, Pegnitzschäfer u. geistl. Dichter III 307.
Neidhart Fuchs, wunderbare Gedichte und Historien von demselben II 333.
Nennius I 246. 247.
Neobulus, s. Hulbrich.
Neogeorg, s. Naogeorg.
Nessel, Martin, III 259.
Nestroy, Lustspield. V 688.
Neubauer, s. Naogeorg.
Neuber, Schauspiel. IV 50. 71 f. 362. 364. 369. 393. Truppe ders. III 475.
Neuenstadt, s. Heinrich.
Neugebauer IV 46.
Neugriechisches Volkslied, übers. V 634.

Neukirch, Benjam., III 503 f. Leben, Schickſale, Charakteriſt. III 516 ff. vgl. III 439. 489. weicht von den Schleſiern in der Dichtungsmanier ab III 489. Satiren III 508 f. 516 f. deſſ. geiſtl. Oden III 519. Epiſteln III 516. Hoffmannswaldau'ſche Gedichte III 498. 503. eigene Gedichte ebend. Ueberſ. des Telemach III 503.
Neukranz III 259. 338.
Neumann III 502.
Neumark, Georg, (der Sproſſende III 182.), Charakt. III 275 f. Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft III 183. Anſehn ebend. Puriſt III 194. Sprache III 275 f. 276 f. Proſodiker III 235. Lieder III 275. 359 f. Lehrſprüche III 276. hiſtoriſche Erzählungen ebend. Schäfereien III 183. 276. Geſprächſpiele III 462. Schauſpield. III 424.
Neumeiſter, Erdm., geiſtl. Dichter u. Theoretiker III 494. vgl. III 228. deſſen Diſſertation über die Dichter des Jahrh. ebend. allerneueſte Art zur reinen und gal. Poeſie zu gelangen ebend. III 531. Oratorien III 473.
Neunachbar III 254.
Nibelungenlied I 354 ff. Zeit der Sammlung deſſelben I 354. ältere Geſtalt deſſelben I 358. Lachmann's Verdienſt um daſſelbe I 356. Grundlage und Entſtehung deſſelb. I 41 f. 356 ff. volksthümliche Ausbildung deſſelben I 38. Charakter. und Vergleichung mit Homer und gleichzeitigen ritterl. Epen I 362 ff. vgl. I 113 ff. 396. poet. Werth in Vergleich zu Homer I 371. verringertes Anſehn in der Legendenzeit I 203. über das Geograph. darin I 64. ob in Schulen zu leſen I 369 f. — Nibelungen Klage I 358 ff. Nibelungenvers I 84. ins Niederdeutſche überſetzt II 67.
Niclas von Dünkelspühl, II 274.
Niclas v. Stadlar, II 108.
Niclas v. Wyle, ſ. Wyle.
Nicolai, Friedrich Chrph., IV 232 f. 424. Theaterkritiker IV 397. in den Xenien angegriffen V 454. deſſ. Streit mit Lavater V 294. 302. Reiſe durch Deutſchl. V 299 f. verfeindet ſich mit der ganzen Schriftſtellerwelt V 353 f. klein. fein. Alman. II 326 f. Biblioth. der ſchönen Wiſſenſchaften IV 232 ff. 372. deren Einfluß V 260. deſſen u. Mendelsſohn's Literaturbriefe IV 234 f. 379. 381. — Sebaldus Nothanker IV 560. V 170. 262 f. Geſchichte eines dicken Mannes V 353. Sempronius Gundibert ebend. Schrift über die Tempelherren V 301. Vgl. Göthe.
Nicolai, Phil., Liederd. III 41 f. mit Opitz vgl. III 209.
Nicolaus Decius, Liederd. III 28.
Nicolaus im Grunde II 250. deſſen Schwänke II 344.
Nicolaus v. Jeroſchin, Chronik des deutſchen Ordens II 72. 73.
Nicolaus v. Lyra II 274.
Nicolaus, Theolog, II 135.
Nicolay, Heinr. von, V 19 f. Fabeld. IV 107.
Niebuhr IV 42. V 62. 367.
Niederdeutſch in hochdeutſch. Schriften I 296 ff.
Niederlande und Oeſterreich in Bezug auf Ritterdichtung II 332 ff. Muſik daſ. im 15. Jahrh. II 289. ſ. Schweiz. — Niederl. u. Schweiz im 18. Jahrh. IV 23 ff.
Niederländiſche Sprache, Einfluß derſelben auf die deutſche III 171. 179. Poeſie, Eingang derſ. in Deutſchland II 73. Einfluß derſ. auf die deutſche III 178 f. Schauſpiel III 438. Siehe Holländiſch.
Niederrhein, Poeſie daſelbſt im 17. Jahrh. III 247.
Niederſächſiſche Dichter III 530 ff.
Niemeyer IV 158.
Niſen, Gottfr. v., I 321. 328 f.
Nithart I 321. 335 f. II 38. 333. III 273.
Nogent Guibert von, I 528.
Norddeutſchland, Volkschar. daſ. in Vergl. mit Süddeutſchl. V 62 f. literariſcher Zuſtand in neueſter Zeit V 575.
Norden, Sitz der Carricatur II 333.
Nordiſcher Aufſeher IV 183 f.
Nordiſche (ſkandinaviſche) Poeſie, verſchieden von der deutſchen, I 22. 29. 32 f. 68. Literatur V 632. Nordiſcher Urgeſang IV 121.
Normannen I 246. Siegeslied über dieſelben, ſ. Ludwigslied.
Notker I 78. III 14.
Novalis (Fr. v. Hardenberg), V 589 ff. 596. vgl. III 8. V 582. 583. 585.
Novelle, deren Verhältniß zum Roman V 697 f.
Novellenſammlungen des Mittelalters, deren Entſtehung II 167.
Nürnberg, Wohlſtand, Leben und Kulturzuſtand im 15. Jahrh. II 301. im 16. Jahrh. II 462. Poeſie daſelbſt im 17. Jahrh. III 278. 290. Wiege

des deutsch. Schauspiels II 382. 462. III 109 ff. Nürnberger poet. Gesellschaft, s. Pegnitzorden.
Nüßler, Opitz., III 218. 240. 249.
Nyder, Joh., dessen Formicarius II 169.
Nydhardt, Hans, Uebers. des Terenz, II 385. III 80.

O.

Oberg, s. Eilhardt.
Oberlin, Pfarrer, über Lenz IV 581.
Oberrhein, Poesie das. im 17. Jahrh. III 247.
Obrecht, Musiker II 289.
Ockenheim, Musiker II 289.
Octavia, Episoden der, Roman III 401.
Octavian, Kaiser, Volksbuch II 256.
Ode IV 128 f.
Odilo I 83.
Odo, lat. Gedicht über Herzog Ernst I 225.
Odyssee I 64.
Ofterdingen, s. Heinrich.
Ogier, der, II 74. im 16. Jahrh. wieder gedruckt II 264. s. Jan.
Oehlenschläger, Ad., V 667 f. 575. 576.
Oekelsamer, Grammat. III 235.
Olde IV 75.
Olearius, Adam, Reisebeschreiber u. Dichter III 237. Uebersetzer III 238. Sammler von Flemming's Gedichten III 238. Epigrammatiker III 317.
Olearius, Joh. Gottfried, III 278. Madrigaldichter III 322. Liederdichter III 278. Gesangbüchlein III 26. vgl. III 7. 263.
Olearius, Joh., Liederd. III 278.
Olearius, Paul, dess. Gedicht de fide concubinarum in sacerdotes II 427.
Oler, Ludwig, Psalmenübers. III 43.
Olivier und Arthus, Roman, II 255.
Olorinus, s. Sommer.
Omeis, Frau, Pegnitzschäferin III 292.
Omeis, Pegnitzer III 307 f. vgl. III 290. 306. 307. dess. Poesie III 491 f.
Omich, Franz, geistl. Schauspieldicht. III 94. dessen Damon III 97. 105.
Onesicrit I 270.
Oorlog van Grimbergen II 69.
Oper, Ursprung ders. III 228. Stoff III 470. Streit über die Zulässigkeit derselben III 469 f. im 16. und 17. Jahrh. III 465 ff. 420. im 18. Jahrh. IV 378. verschwindet im 18. Jahrh. IV 362. Hauptsitz ders. in Nürnberg III 432. in Hamburg III 469. ital. und franz. in Deutschland am Ende des 18. Jahrh. IV 558. und Idylle, Verhältniß IV 20. von Gottsched bekämpft, s. Gottsched. komische III 470. italienische in Dresden III 464.
Opitz v. Boberfeld, Martin, III 201 ff. Leben III 217 ff. bewirbt sich um Gönner III 219. Ansehn III 220. Angriffe auf sein Ansehn nach seinem Tode III 211. Verdienste III 206. Freundschaft mit Buchner III 218. — Charakter seiner Poesie III 224. 226 f. im Verhältniß zu Schlesiens Landesart III 253. bringt die weltl. Dichtung wieder zu Ansehn III 211 ff. befördert den deutschen Charakter III 216 f. Mangel an Originalität III 223. verändert den Charakter der Poesie und verbannt die Musik aus ders. III 228 f. seine Sprachänderungen III 163. 216 ff. Schreibart und Verskunst III 209. prosodisches Gesetz von dem Maß der Sylben nach Accent und Ton III 231. Studium und Benutzung der Alten in der Poesie III 315. Ansicht von Plato III 214. ahmt ausländische Gedichte und Dichtungsarten nach III 221. in Opposition mit den Elsassern u. Weckherlin III 161 ff. Einwirk. auf das Drama III 423 ff. mit Gryphius vgl. III 362. mit Flemming III 240. mit Ronsard III 177. mit Fischart III 136 f. Nachahmer von Heinsius und Grotius III 179. und Anderer III 121. Feind von Melissus III 160.
Werke: Uebersetzungen III 172. von Heinsius', Grotius' und Barclay's Werken III 218. 224. dramat. Stücke III 423. von Seneca's Trojanerinnen u. Sophokles' Antigone III 225. von Heinsius' Lobgesang III 210. der Argenis Barclay's III 397. der Oper Daphne III 466. u. anderer Gedichte III 221. Bearb. horazisch. Oden III 225. Theorie der neuen Poeterei III 230 ff. Aristarch III 216. Werk über Daciens Alterthümer III 218. Gedichte III 180. geistl. Poesien III 208 ff. weltliche III 211 ff. Jeremias III 210. Jonas ebend. alexandrin. Hymnen ebend. geistl. Hymnen III 347. Zlatna III 225. 226. Salomonische Lieder ebend. hohes Lied III 209. Psalmen III 208. Episteln III 208. 209. Gelegenheitsged. III 213. 242. Liebeslieder III 221. lyrische Gedichte u. Schäferpoesieen III 222. Schäferei von der Nymphe Hercynia III 222.

223 f. 295. 296. Epigramme III 317. deſſen Dichterſchule III 249 ff.
Opitzianer III 249 ff.
Oratorium III 473.
Orientaliſche Literatur, Ueberſ. aus derſ. in neuerer Zeit V 634.
Ortenſtein, Hans, II 202.
Oerthel, J. Paul's Freund V 226.
Ortleb, Karl, ſchleſ. Dichter III 250.
Oſiander's und Hans Sachs' Schrift gegen das Papſtthum II 462.
Oſſian I 244 ff. deſſen Einfluß auf die deutſche Dichtung IV 122. 224 f. 228. Ueberſ. V 633.
Oſterſpiele II 370 f. Oſterſpiel von Beſuchung des Grabes und der Auferſtehung II 370. 373.
Oſtfranken I 179.
Oſtgothen, deren Geiſtliche haben griech. Bildung I 59. deren Geſchichtſchreiber: Caſſiodor, Jornandes ebendaſ. f.
Oeſterreich, Zuſtand der Poeſie daſ. im 13. und 14. Jahrh. II 178 ff. im 17. Jahrh. III 247. ff. Land der Schwänke II 332. S. Niederlande.
Oswald, St., Gedicht, II 85.
Oswald v. Wolkenſtein II 220 ff.
Otfried I 81 ff. III 14. 22.
Otnit I 237. II 96 ff.
Otternwolf, von, Schauſpieldichter IV 390.
Otto IV. von Brandenburg II 13.
Otto v. Diemeringen, Ueberſ. II 248.
Otto der Fröhliche, Herzog v. Oeſterreich, II 332.
Otto, Meiſter, deſſen Kaiſer Eraclius I 531.
Otto von Paſſau II 274.
Otto der Rothe, Gedicht I 106.
Otto I., deſſen Ungarnkriege beſungen I 104. Schilderung der Zeit unter den Ottonen in Bezug auf Literatur I 96 ff.
Ottokar's von Hornek oder Steiermark Chroniken II 70 f. 72. vgl. II 9.
Overbeck, Lyriker V 575.
Owen III 318.

P.

Päan der Griechen I 36.
Pädagogen aus Baſedow's Schule V 345.
Pädagogik, ſ. Erziehungsweſen.
Paläſtrina III 21.
Pallavicini's Simſon überſ. III 393.
Palmorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.
Pamphil Gengenbach, ſ. Gengenbach.
Panſter, ſ. Jahn.
Pantke, Gelegenheitsd. IV 50.
Pappus, Joh., Liederd. III 33.
Parabel III 300 ff. IV 98. erſte Spur davon III 229.
Paracelſus III 227.
Paraſiten II 352.
Paris, Oper daſ. zu Ende des 17. und Anf. des 18. Jahrh. III 469.
Parodieen von Volksliedern als geiſtl. Geſänge III 30.
Partenopeus von Blois II 109.
Parzival, ſ. Wolfram von Eſchenbach. Erweitert und ergänzt II 65.
Pasquill, III 186. 407 f. Pasquille, Pamphlete, Flugſchriften gegen Rom und den Klerus im 16. Jahrh. II 453 f. 457.
Paſſional, das, ungedrucktes I 523 f. proſaiſche II 275.
Paſſionsaufführungen III 96. IV 359 f.
Paſſionsſpiele II 364 f. 368. vgl. Myſterien.
Paſſow V 623.
Pathognomik V 295.
Patriarchaden IV 165. 173.
Patriot, Zeitſchrift, III 545.
Patriotiſche Geſellſchaft III 499.
Pauersbach, v., Schauſpieldichter IV 390.
Paul, Warnefried's Sohn, I 30 ff.
Paul, Karl, deſſen Schauſpielertruppe III 474.
Pauli's Schimpf und Ernſt II 344 ff. vgl. II 470.
Paviaſchlacht, beſungen II 457.
Paullini, C. F., Entwurf zum belorbeerten Taubenorden III 498.
Pecke III 271.
Pegnitzorden (oder gekrönter Blumenorden III 293.) III 292 ff. Stiftung III 292. Tendenz ebend. f. Einrichtung III 293 f. — Pegnitzer, Art der Dicht. III 296 ff. Spielereien im Versbau ebend. III 324. muſikal. Spielereien derſelben III 431. Verdienſt um Drama III 418. Beförderer der Proſa, beſ. der Romanliteratur III 392. der geiſtl. Dichter III 293. vgl. III 396 f. Schäfernamen derſ., Veranlaſſung III 397. Aehnlichkeit derſ. mit Brockes III 547 f. vgl. III 222. 374.
Pegnitzſchäferinnen III 292.
Pelzel, Komödienſchr. IV 391.
Percy II 326.
Peri, Componiſt III 466.

Pernauer, Ferdinand Ad., Pegnitzer (Daphnis) III 392. Romanüberſetzer III 398.
Perſer, Lyrik derſ. I 315.
Pertrand III 506.
Peſtalozzi, F. H., V 345 f. deſſen Lienhard und Gertrud V 352. Chriſtoph und Elſe V 352 f.
Peter von Dresden III 16.
Peter von Duisburg II 72.
Peter Leu von Hall, Volksbuch, II 335.
Peter Tritonius II 472.
Petermann, Tobias, III 267. 268. Riſtianer III 278. Fabeld. IV 107.
Peterſen, Joh. Eleonore, Dichterin III 291.
Peterſen, Theodor, ſ. Zeſen.
Petersburg, deutſches Theater daſ. V 376.
Petrarca I 345 f. II 158 f. 258. Charakter., und deſſen Verdienſte um die Poeſie III 167 f. nachgeahmt in Deutſchland V 11.
Petri, Sprichwörterſamml. III 71.
Petrus Alphonſi, ſ. Alphonſi.
Peucer, Kaspar, III 181.
Peuker, Nicol., Opitzianer, III 250. 258.
Pexenfelder III 195.
Pfaffenfeind v. Aſchersleben, deſſen Gedicht über die Magdeburger Fehde II 198.
Pfalzgrafen III 195.
Pfeffel, Gottlieb Konr., IV 102. 106. 107. 262. 263.
Pfeffer, Paul, poetiſche Erquickungsſtunden, III 488.
Pfeil, Fabeld. IV 107. Schauſpield. IV 372.
Pfeilſchmidt, ein Buchbinder und Schauſpieler III 100.
Pfinzig, Melchior, II 236.
Pfiſter, Hans, Schauſpieldirig. III 100.
Phantaſie, Haupterforderniß zum Dichten IV 506.
Philalethes Parrhaſiaſtes, ſ. Anhorn.
Philander a. d. Linde, ſ. Mencke.
Philander v. Sittewald, ſ. Moſcheroſch.
Philarchus Groſſus v. Trommenheim, deſſen Trutzſimplex und Springinsfeld III 390.
Philipp, Bruder, poet. Biographie der Jungfrau Maria I 527. II 272.
Philipp, Landgraf v. Heſſen, Liederd. III 26.
Philipp von Elſaß, Graf v. Flandern I 193.
Philippi IV 62.
Philipps v. Winnenberg III 22
Philologie in den Schulen V 348 f. Vgl. auch Alterthum. Klaſſiſch.
Phyſiognomik IV 417. V 290 ff.
Piaſtus, Singſp., III 445.
Picander, ſ. Henrici.
Picariſche Romane III 113. 384 ff.
Pickelhäring, luſtige Perſon im Schauſpiel, III 108.
Pierre Cardinal I 313.
Pierres de St. Cloot I 146.
Pietismus und Freigeiſterei gegen Ende des 18. Jahrh. V 267 ff. Pietiſten im 18. Jahrh. IV 29.
Pietſch, Joh. Val., Hofpoet III 514 f. IV 49. 72.
Pilatus, Sage von Pil. und Judas I 201.
Pilgrin von Paſſau I 107.
Pirkheimer, Bilibald, II 440. deſſen Lobrede auf das Podagra III 127.
Pitſchel, Ueberſ. IV 363.
Planck, deſſen Geſch. des prot. Lehrbegriffs V 366.
Plaſtik, ſ. Schauſpiel. Beſtimmung derſ. IV 353.
Platen-Hallermünde, Graf von, III 519. V 575. 715. Satire V 661. Luſtſpield. V 691.
Plato, deſſen Phädo überſ. III 449. für einen Dichter gehalten III 214.
Plautus, ſ. Terenz. überſ. II 385. deſſen Einfluß auf das deutſche Schauſpiel III 77. Plautin. Dialog, ſ. Lucianiſcher.
Pleiäre I 488 f.
Pleningen, ſ. Dietrich.
Plimplamplasko, Satire V 181.
Plümicke, Theaterdichter V 546.
Plutarch zu Fiſchart's Zeit häufig ſtudirt III 128. deſſen Apophthegmata überſ. III 72.
Podagra, Lieblingsthema zu Gedichten ꝛc. in Fiſchart's Zeit III 123.
Poeſie, wahre V 650. Spuren der älteſten in Deutſchland I 20 ff. älteſte der Griechen und Deutſchen I 35 ff. fränkiſche Periode derſelben I 116 ff. chriſtliche, ſ. Chriſtliche. geiſtliche, ſ. Geiſtliche. höfiſche, Verfall derſ. im 13. Jahrh. II 8. 9 ff. im 13. Jahrh. Sitz derſ. am Rhein II 21. im 15. und 16. Jahrh. II 428. neuere Charakt. derſ. II 290. Anſicht von derſ. als lebendiger Malerei III 224. weltliche verachtet im 17. Jahrh. III 212. — Scheidung derſ. in epiſche, dramatiſche, lyriſche III 491. nicht

Lebensberuf, allgemeine Ansicht des 17. Jahrh. III 486 f. und Religion V 593 ff. und Wissenschaft, deren Verhältniß im 19. Jahrh. V 609 ff. orientalisirende in neuer Zeit V 612. in den Händen der Geistlichkeit I 75 ff. deutsche in Ländern außerhalb Deutschlands in neuester Zeit V 576. Vgl. auch Malerei.
Poetiken III 176 f. erste Versuche derf. von den Meistersängern II 290. Masse derf. im 17. Jahrh. III 234.
Poetische und prosaische Rede mit einander vermischt III 519.
Paullini, C. F., III 495.
Poggio II 258. 262.
Pohle, Christoph, schlesischer Dichter III 250.
Poiret IV 29.
Poitou, s. Wilhelm.
Polemik der Wolfram'schen Schule, s. Wolframsche Schule. Polemik, Kritik, Theorie im 17. Jahrh. III 484 ff.
Poleus, Zacharias, Trauerspieldichter, III 79.
Politian III 172.
Politik, Umbildung derf. in neuerer Zeit V 363 ff.
Polo, s. Marco.
Polus, Timotheus, III 237.
Polyander, s. Gramann.
Pona, Francesco, dess. Ormund übers. III 398.
Pönitenzwesen I 169.
Pontus und Sidonia, [Roman, II 254. 256.
Pope, dessen Nachahmung IV 112. Lockenraub IV 109.
Poslius, Uebers. III 87.
Possen III 112.
Possenspiel II 375 ff. III 424. Verfall dessen III 482 f. Verbannung dessen durch Gottsched III 476.
Postel, Opernd. III 467. 468. 470. 472 f. vgl. III 507. dessen Iphigenia, Oper, ebend. Mustapha, Oper, III 471. dessen Wittekind, Epos, III 532. vgl. III 248.
Posth, Evangelienübersetzer III 160. 247.
Prag, Universität das. III 203 f.
Prager Koch, dessen Monolog, Satire, III 310 f.
Praktiken II 281. III 129.
Prasch, Kritiker III 392. 492. dessen Entwurf zu einer deutschliebenden Gesellschaft III 498. psyche cretica, Roman III 406.
Prasch, Frau, III 392.
Prätorius, Benj., Liederd. III 278. 346.
Prätorius, Christophorus, Schauspield. III 426.
Prätorius, Joh., III 411.
Predigten, älteste deutsche I 472. im 13. Jahrh. II 113 f. 117 f.
Predigtfragment gegen Eckart II 145.
Prehauser, Hanswurst III 476. IV 386.
Preßbeschränkung durch Maximilian II., II 457.
Preußen, Dichter das. im 17. Jahrh. III 253 f. in literarhistor. Hinsicht IV 206 f. Preußische Dichtung im 18. Jahrh. IV 198 ff.
Priamel II 33 f. 380.
Priesterschaft bei den Deutschen I 24.
Prischuch's Gedicht von dem Costnitzer Concil II 213.
Pritschmeister II 290. deren Gedichte III 138 f.
Probst, Peter, Schauspield. III 108. dessen Fastnachtsspiele III 109.
Processe, Sujet alter Lustspiele II 380 ff.
Processionen der Kreuzfahrer II 363.
Prosa, erste, II 114. im 16. und 17. Jahrh. III 370 ff. von den Pegnitzern befördert III 392. im Drama V 528.
Prosaromane II 238 ff. in Frankreich und Spanien II 244. bes. von den Höfen gepflegt II 240 ff.
Prosodie, im 17. Jahrh. III 231 ff. s. Opitz.
Protestantisch-lutherische Lehre, Mittelpunkt des Meistergesanges II 287.
Protestantismus, Pfleger der Literatur III 197 f. Verdienst desselben um die Künste V 605.
Provence, Wiege der franz. Poesie II 48.
Provenzalische Dichter I 312.
Prutenio, s. Kongehl.
Prydain, Sage von, I 246.
Psalmen IV 129. französische III 45. Psalmenübersetzungen III 42 ff. kathol. III 46. Psalmendichter im 17. Jahrh. III 337 ff.
Psellionoros, s. Spangenberg.
Pseudisidor, Decretalen desselben I 212.
Pseudocallisthenes I 271.
Pufendorf, v., Schauspield. IV 390.
Pufendorf, Satir. III 408.
Pulci III 167.
Purismus der deutschen Sprache III 192 f.

Puschmann, Adam, II 287. 288. 291. III 85. 89.
Püterich, Jac., v. Reicherzhausen II 241 f.
Pyra, J. J., IV 70. 199.
Pyramus und Thisbe, deren Geschichte als Volkslied II 299.
Pyrker V 576. Schauspield. V 665.

Q.

Quandt IV 46.
Quevedo Villega III 143. nach dess. Werke Moscherosch's Philander gearbeitet III 372.
Quistorp, Uebers. IV 363.

R.

Rabelais, mit Cervantes vgl. III 144. 146. Sterne's Muster III 143. Prognostication III 129. Gargantua III 142 f. übers. V 169.
Rabener, G. W., IV 86 ff. vergl. IV 17. 74 f. 76 f. und Liscov vgl. IV 59.
Rabener, Just. Gottfried, Lehrgedicht IV 98.
Rachel, Joachim, Satir. III 329 ff. vgl. III 259. 263. mit Lauremberg vgl. ebend. Feind der Schriftstellerinnen III 299 f. Ansicht über Purismus III 194. Epigrammat. III 314.
Racine's Britannicus III 436.
Raimund, Ferd., Lustspield. V 688.
Rambach, dessen Gesangbuch III 7 f. IV 32.
Rambohr, Trauerspield. V 693.
Ramler, K. W., IV 210 f. 212 ff. vgl. IV 72. 122. 209. Kritiker IV 211 f. Oden IV 129. Nachahmer d. Horaz IV 213. Uebersetzer ebend. Gelegenheitsd. IV 214.
Randolph v. Duysburgk, Nachahmer Fischart's, III 126.
Rantzow III 267.
Rascher, Schauspield. III 109.
Räthsel III 323. der Wolfram'schen Schule II 31 f.
Rationalisten, in der Mitte des 18. Jahrh. V 259 ff.
Raoul de Caen I 204.
Raoul von Coggeshale I 204.
Rauch, Christoph, dessen Theatrophania III 470.
Raupach, Dramat. V 573. 691. 693. 695. dess. Fürsten Chawansky V 694.
Raupsch, Fabeld. IV 107. Anm.
Rausch, Bruder, Volksbuch II 274. 346.
Rauscher, Polemiker gegen den Katholicismus III 132.
Ravennaschlacht, Gedicht, II 95 f.
Raynald, s. Haimonskinder.
Razzi, Lustspiel dess. übers. III 438.
Reali di Francia I 207 f.
Rebenstock, Peter, III 89.
Rebhuhn, Paul, Verf. von Schulkomödien II 384. Schauspieldicht. III 87. 88. führt antike Metra in das Schauspiel ein III 88. dialogisirtes Werk III 89. projectirt eine Grammatik III 89.
Recitativ, Ursprung desselb. III 466.
Redeallegorien II 225.
Reformation I 163. Einfluß ders. auf Kunst und Wissenschaft III 20. 205 ff.
Reformationszeit I 97 f.
Regenbogen, Barthol., dessen Tenzone II 40 ff. Kampf mit Frauenlob II 42. Feindschaft mit Heinrich von Muglin II 154.
Regensburg I 82.
Regensburger, der, II 233.
Regis, Uebers. des Rabelais III 149.
Regnier III 178.
Rehberg V 315.
Rehfues, Uebers. V 632.
Reibehand III 475.
Reiceus dessen Klaggedicht III 250.
Reichard, H. A. O., dessen Romanenbibliothek V 12.
Reichard, J. Fr., V 454. Opernd. IV 378.
Reim, der, Urtheil über dens., I 69. fand sich in der früheſten Zeit nicht ebend. zuerst bei Otfried I 83 f. Reimreichthum bei den spätern Minnesängern II 13. angegriffen III 513 f.
Reimar von Zweter, charakterisirt II 18 ff. Nachahmer Walther's von der Vogelweide ebend. und I 330. Vgl. 14. 17. 21. 22. 26. 89.
Reimchroniken I 506. II 69 ff., niederl. II 68. franz. ebend.
Reimkalender II 274.
Reimkunst des Veldeke I 295.
Reinardus I 123. 140 ff.
Reinaert I 153 ff. II 410 ff. vergl. mit dem franz. Renart ebend. I 155 ff. Fortsetzung von Willam II 411 ff.
Reinald, s. Haimonskinder.
Reinbeck V 575. 689.
Reinbot von Dorn, s. Dorn.
Reineke Fuchs, der niedersächsische I 154. niederdeutsche II 409 ff. Bedeutsamkeit desselben II 417. Volksbuch III 59. 66. ungenannter Herausgeber desselben im 17. Jahrh. III

Digitized by Google

252. und Froschmäusler III 66 f. Vgl. IV 109.
Reinfried v. Braunschweig, Gedicht, II 107.
Reinhart Fuchs Entstehung, Ausbildung und in verschiedenen Ländern verschiedenartige Bearbeitung dieser Fabel I 123 — 162. hochdeutsch bearb. von Heinrich dem Glicheser I 143 f. der alte, unüberarbeitete I 532. Vgl. Reinardus, Reineke, Reinaert, Renart.
Reinhold, Hartmann, Satire Reimedich. III 120. 332.
Reinhold, Philos. V 571 f. u. Baggesen V 641 f.
Reinhold von Freienthal, s. Grob.
Reinig, Liederd. III 34.
Reinmann von Brennenberg II 38.
Reinmar der Alte I 327.
Reinmar von Zweter, s. Reimar v. Zw.
Reinold II 90 f. der flandrische II 81.
Reisebeschreibungen II 248 ff. im 17. Jahrh. III 404 f.
Reiser, Anton, Theol. III 279. dess. Theatromania III 469. gewissenloser Advocat III 470.
Religion und Poesie V 593 ff. — Freie Religionsansichten der größten Geister zu Ende des 18. Jahrh. V 329 ff.
Religionsphilosophen im 15. Jahrh. II 135 ff.
Renart I 145 ff. verglichen mit dem niederländ. Reinaert ebend. I 155 ff. II 411.
Renner, der, s. Hugo von Trimberg.
Renner, Casp. Fr., IV 100.
Resewitz IV 235.
Reuchlin's scenica progymnasmata II 383. III 77.
Reußner, Adam, Liederdicht. III 28. Psalmenübers. III 143.
Reuter, Georg, III 118. 139.
Revolution, französische, Einfluß ders. auf die deutsche Literatur V 385 f. Revolutionen als dramatische Gegenstände behandelt V 103.
Rhabanus Maurus, s. Maurus.
Rheinische Lieder II 304.
Rheinische Städte, Hauptsitz d. Poesie im 13. Jahrh. II 22.
Rhenius, Joh., Uebers. des Terenz III 80.
Rhoswitha, Moralitäten II 367. 383.
Ribeyro, Bernardin, Romanschreiber III 223.
Richardson, dess. Rom. aus Deutschland durch die neuen engl. Humoristen verdrängt V 172 f. seine Schilderung des weibl. Charakters V 186.
Richey, Mich., lyr. Dichter III 492. Epigrammend. III 539. Satiriker u. Gelegenheitsd. III 542 f. Vergl. III 511. IV 20. 104.
Richter, Anton, Lustspield. V 691.
Richter, Biograph III 7.
Richter, Daniel, Schauspieldichter III 429.
Richter, Fr., Liederd. IV 32.
Richter, Gottfried, schlesisch. Dichter III 250.
Richter, Jean Paul Friedr., s. Jean Paul.
Richter, Opernd. III 468.
Richter, Romanübers. III 396.
Riedel IV 374. Berufung nach Wien IV 388.
Riederer, Hymnolog III 7.
Riederer, J. Fr., Fabelübers. und Fabeld. IV 99.
Rieger, Fr., Liederd. IV 32. 188.
Riegger IV 386.
Riemer, Joh., (Albilithano), Satir. III 279. 332 ff. 409. Romanschr. III 417. Schauspieldichter III 482. Weise's Nachahmer III 492.
Riemschneider, Uebers. V 634.
Riesen, eigenthümlich der deutsch-nordischen Mythe II 97.
Rimicius II 338.
Rinckhart, Martin, III 271. Schauspield. III 86. 423. Kirchenliedd. III 356. dessen Eislebischer christl. Ritter III 91. 92.
Ringoltingen, s. Thüring.
Ringwaldt, Barthol., geistl. Dicht. III 36 ff. vgl. III 10. 61. 372. 374. Uebersetzer III 84. dessen Sage vom treuen Eckart III 123.
Rinuccini, dess. Daphne (Singspiel) übers. III 423.
Riquier I 314.
Rist, Joh., Charakt. III 263 ff. moralischer Charakter III 268. Ansehn III 266 f. theol. Eifer III 267. seine Verbindungen III 267 f. feindet Zesen an III 268. Gründer des Elbschwanenordens ebend. angefochten III 185 f. — Geistl. Gedichte III 264. 265 f. 347. 356. 358. 360. Liebesgedichte III 263. Galatea III 266. Schauspield. III 423 f. 426. Friedensstücke III 432. friedewünschendes Deutschland, Schausp., III 426 f. friedejauchzendes Deutschland, Schauspiel, III 427. Sprichwörter III 316. übers. Epigramme III 317. Vgl. III 228. 263.

Ritsch, Gregor, geistl. und Gelegenheitsdichter III 270.
Ritter vom Thurn II 393 f.
Ritter von Westerburg II 218.
Ritterepos im 15. und 16. Jahrh. III 143.
Ritterhold von Blauen, s. Zesen.
Ritterliche Lyrik u. Epopöe, Blüthe ders. I 302 ff. Verfall der ritterlichen Dichtung II 3 ff. in Italien II 16.
Ritterroman im 15. und 16. Jahrh. III 142. vergl. III 385. Endschaft desselben III 395. durch Frauen vermittelt V 186.
Ritter- oder histor. Schauspiel gegen Ende des 18. Jahrh. IV 577.
Ritterwesen bildet sich aus I 214. Sinken desselben im 14. Jahrh. II 15.
Rivander, Zachar., Schauspielschr. III 86.
Rivinus, s. Bachmann.
Röber, Paul, Liederd. III 34.
Roberdiere, franz. Novellist III 398.
Robert, Lustspield. V 690. 691.
Roberthin (Berintho) III 255.
Robinson und Robinsonaden III 405.
Robinson, Therese, Uebersetzerin V 634.
Rochlitz, Bapt. v., Uebers. III 81.
Rochlitz, Fr., V 685.
Rochow V 350. dessen Kinderfreund V 351.
Rodrigo Cota's Celestina übersetzt II 386.
Roland I 189 f.
Rolandsage I 408.
Rolandslied I 179 ff.
Röling, Liederd. III 254.
Roll, Georg, Schauspielschr. III 108.
Rollenhagen, Gabriel, (Angelius Lohrbere Liga), dessen Schausp. amantes amentes III 425. dessen Uebers. v. Lucian's wahrer Gesch. III 227.
Rollenhagen, Georg, Fabeld. III 54. dessen Froschmäusler III 59 ff. vgl. III 121. 125. mit Lope's Gatomachie vgl. III 66. 67.
Rollwagen, s. Wickram.
Roman I 224. V 569 ff. als Sittenspiegel III 415. epischer I 241. Einführung einer Art ders. aus England oder der Bretagne I 243. poet., über Gral und Tafelrunde II 65. niederl. II 74 f., s. Prosaroman. satirischer III 143. Schelmenroman III 385. ernster III 392 ff. des 17. Jahrh. Char. III 403 ff. später mit Epos vermischt III 415. dramatisch behandelt III 419. im 17. Jahrh. aus andern Sprachen übers. III 392 f. 396 ff. im 17. und Anf. des 18. Jahrh. III 467. Romane nach Göthe's Werther IV 522 f. gewöhnlicher Unterhaltungsroman V 359 ff. Beurtheilung desselben V 361. 362. religiöses Element in dems. V 595 ff. Verdrängung des Rom. durch die Novelle V 698 ff. in den Xenien angegriffen V 455. mittelalterlicher in neuerer Zeit V 612. — Historischer Roman III 398 ff. V 355 ff. 698. humoristischer, Entsteh. und Char. desselben V 157 ff. humoristischer in England V 172. Uebersetzung ders. ebend. s. Kinderroman V 351 ff. Ritter-, Räuber-, Zauberromane der neueren Zeit schließen sich an Göthe's Götz, Schiller's Räuber und Geisterseher an V 145. — Griechischer Roman, I 235. 263. III 405. neugriech.: Belisar I 208. Anm. britonische I 234. französische u. britische I 413. Unterschied der deutschen und englischen V 167. span. I 187. übers. V 169. picarische, s. Picarische Rom. vgl. V 262 f. — S. Ritterroman. Schäferroman. Schelmenroman. Studentenroman.
Roman von der Rose II 237.
Romanschreiber, allgem. Bemerk. über dieselben V 200. und Romanschreiber. der neueren Zeit V 359. 360.
Romantik, konnte von den Griechen nicht cultivirt werden I 64 f. des Mittelalters I 266. der neuen Zeit und die Ehe V 600 f.
Romantiker V 587 f. Einfluß ders. auf plastische Künste V 613. wenden sich zu Uebersetzungen V 627. zu Nachbildungen und Bearbeitungen älterer und fremder Werke V 635 ff. Lyrik derselben V 640 ff. Dramatik ders. V 651 ff. Lustspiel ders. V 688.
Romantische, das, Ursprung desselb. I 63. womit das räumlich Romantische aufhörte I 65.
Romanus, Alexand., wiedererrungene Freiheit, Heldenspiel III 421.
Romanus, K. Franz, Lustspield. IV 368.
Romanze und Ballade III 76. am Ende des 15., am Anfang des 16. Jahrh. II 297. 299. deutsche und englische, Unterschied II 315. spanische III 76.
Römische Dichter, s. Klassische.
Römische Geschichten II 246 f.
Roncevalschlacht I 180. 182. 189 f.
Rondeaux III 322.
Ronsard III 177 f. Ansehn und mit Opitz vgl. ebend.

Rose, Adolph R. von Creutzheim, dess. Eselskönig III 68.
Rose, Roman von der Rose II 228.
Rosengarten, der, II 101.
Rosenkranzorden II 278.
Rosenkreutz, Christ., dessen chymische Hochzeit III 373.
Rosenkreuzer V 274. 301.
Rosenplüt, Hans, der Schnepperer, dessen Lieder II 202 ff. 206. dessen Fastenspiele II 319. 378. 380. Fastenspiel vom Türken II 209. Gedicht vom Einsiedel und andere Gedichte II 208. dessen Handwerker II 317. Weinpreise und Weinsegen II 317 f.
Rosenroth, s. Knorr.
Rosenthal, Dorothee Eleonore von, Dichterin, III 289. 291.
Rost, J. Christoph, IV 60. 72. 103. 109. 205.
Rost, Kirchherr zu Sarnen I 321.
Rost, Leonhard, (Meletaon), Romanschreiber III 407.
Rostock, Zustand der Poesie das. im 17. Jahrh. III 258 f.
Roth, Albr. Chrstn., Poetik III 495.
Roth, Chrstn. Andr., Lehrged. IV 98.
Roth, Pastor, Liederbibel III 6.
Rothe's thüringische Chronik II 241. dessen Gedicht von der Keuschheit II 362. Leben der Elisabeth II 112.
Rother, König, Ged. I 231.
Rousseau, J. B., IV 26. 27.
Rousseau, J. J., IV 306. Herder'n gegenüber V 324.
Rowe, nachgeahmt von Wieland IV 196.
Rubin II 12.
Rückert, Fr., V 575. 678. 679. 715 ff. Uebers. V 634.
Rüdiger von Pechlarn I 108.
Rudolph, Graf, Gedicht, I 230.
Rudolf v. Habsburg, Verfall der Dichtung unter dessen Regierung II 8 ff. einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung ein Hofnarr II 332.
Rudolf von Ems (Montfort) I 253 f. 273. 486 ff. dessen Wilhelm von Orleans I 497 ff. II 250. der gute Gerhard I 500. trojanischer Krieg I 505. Alexander ebend. Weltchronik I 505 ff. Barlaam und Josaphat ebend. ff. I 508. 515 ff.
Ruef, Schauspield. III 92.
Ruhm-, Ehr- und Preislieder der Handwerker II 325.
Rühlmann, Trauerspielschr. III 456.
Rumeland der Sachse II 14. 20. 22. 26. dessen und des Meißners Fehde gegen die Schwaben II 23.
Ruodlieb I 102 ff.
Rupf, Musikus III 18.
Ruysbroek, Joh., II 135.

S.

Saadi's Gulistan übers. III 238.
Saben II 99.
Sacco, Schauspielerin IV 389.
Sacer, Liederd. III 361. IV 31.
Sachs, Hans, II 458 ff. vgl. II 348. mit Lope de Vega vgl. II 464. Schreibart II 466. eifert gegen Papstthum und Klerus II 467 f. gegen Tyrannei II 468. Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit II 477 f. Ausgabe seiner Werke II 477. — Seine und Osiander's Schrift gegen das Papstthum II 462. Hofgesinde der Venus II 466. Gedicht über die vertriebene Keuschheit II 466. Wittenberger Nachtigall II 467. Dichtungen polit. Inhalts II 469. Wolfsklage II 471. komische Legenden II 475. Gedichte und Erzählungen aus alten Schriftstellern II 473 ff. aus der Bibel II 473. Hekastus II 364. Liederd. und Componist III 18. Fabeld. III 51. hat Manches aus dem wälschen Gaste entlehnt I 462. Fastnachtsspäße und Schwänke II 474. 475. Dramen II 478 f. vgl. II 382. Verschiedenheit ders. II 476. Fastnachtsspiele u. weltl. und geistl. Schausp. III 77. 97. 100. 111. Stoffe derselben III 109 f. mit Ayrer vgl. III 110. 113. 114. Quellen der Stoffe III 110 f.
Sachsen, Poesie das. im 16. Jahrh. III 181. im 17. Jahrh. III 269. Kirchendichtung das. im 17. Jahrh. III 278. Polemik, Kritik und Theorie das. III 484. Pflanzschule des deutsch geschriebenen Schauspiels III 87.
Sachsen-Weimar, Herzog v., Beschützer der Wissensch. IV 539. 540.
Sachsenheim, s. Hermann.
Sächsische Kaiser, deren Verdienst um Kunst und Wissenschaft IV 96 ff.
Sage, deren Grund und Charakter I 48 ff. geschichtl., Interpretation ders. I 44. jüdische I 64. — Sagen von Städtegründungen I 240.
Sagengeschichte, Wichtigkeit ders. für die Geschichte der Poesie I 178.
Sagittarius, Schauspiel- u. Operndichter III 428. 462.
Sailer, (J. M.), Jesuit, V 302 f. dessen einziges Mährchen V 304.
Sailer, Sebast., schwäbische Poesieen V 74.

Salemindonis, pseudonymes Mitgl. des Schwanenordens III 419. dessen Dido, Schauspiel, ebend.
Salis, Freiherr von, Gründer einer Lehranstalt V 345.
Salis-Sewis, J. G. Freiherr v., Elegiker, V 645.
Salomon's Sprichwörter mit dem Freidank vgl. I 472.
Salomo und Morolf (Markolph), Roman I 235 ff. II 336 ff. lat. bearbeitet I 106.
Salzmann, in den Xenien angegriffen V 455. dessen Karl von Karlsberg V 352.
Sanctologien II 112.
Sander, Erneuerer des Rabelais III 143. V 169.
Sanders, geistl. Schauspield. III 94.
Sandrup, Lazar., dessen Schwänke und Fabeln III 70.
Sänger I 35 ff. wandernde bei den Deutschen nicht häufig I 37. Ansehn ders. bei den Achäern und Deutschen ebend.
Sangerhausen IV 248.
Sängersagen II 38.
Sangestage II 23.
Sannazar III 179. dessen Arkadien III 223.
Sarbievius, lat. Dichter III 204.
Sarnis, s. Faber.
Sartorius, Joh., Psalmenübers. III 207. mit Opitz vgl. III 209.
Satire, Zweck ders. V 661. der Name zuerst gebraucht von wem III 371. Ableit. ebend. im 16. Jahrh. II 386 ff. im 17. Jahrh. III 314 ff. 407 ff. poet. III 325 ff. prosaische III 370 ff. im 18. Jahrh. IV 91. V 230 f. in neuester Zeit V 691. deutsche Satire, allgem. Urtheil V 661.
Satyrn = Teufel im Schauspiel III 107.
Saubert, Adolph, Kirchenliedd. III 307. 355.
Sax, s. Eberhard.
Saxo Grammatikus I 32.
Saxones, de origine Saxonum Lib. II 250.
Scaliger, Jul. Cäs., Poetik III 176 f. 233.
Scarron's Schelmenromane III 382.
Schabab, der elende Knabe, pseudonymer Dichter II 234. dessen Lied von der Liebe und dem Pfennig II 234.
Schachspiel den Mönchen verboten II 163. poetisch behandelt II 428.
Schachzabelbuch, s. Konrad von Ammenhusen.
Schaden, Lyriker V 678.
Schäfergedicht III 222 f. bes. in Portugal und Neapel III 223. der Pegnitzer III 294 ff.
Schäferromane III 397.
Schäferscenen, s. Schauspiel.
Schäferschauspiele III 223. 419. mit Gesang III 466. im 18. Jahrh. IV 368.
Schäl's poet. Bibelwerk III 6.
Schall, Lustspield. V 690.
Schaller, von, II 428.
Schamelius III 7.
Schapler, s. Hug.
Scharfenberg I 340. II 13.
Scharff's Anthologie III 504.
Schaubühne, s. Bühne.
Schauspiel II 358 ff.; Entstehung desselben II 360 f. steht in einem Verhältniß zur Plastik II 360 f. Verhältniß zum Epos III 77. IV 20. vgl. IV 356. V 473 ff. 493 ff. im 16. Jahrh. III 73 ff. 87 ff. verschiedener Char. in verschiedenen Gegenden Deutschl. III 91. Ort der Aufführung III 99. span., ital., franz., englisches III 75. engl. und span., Unterschied III 76 f. Länge ders. III 99. in verschiedenen Sprachen II 384. III 97. darin Partieen im Volksdialekt III 105. und Schäferscenen III 105. im 17. Jahrh. III 417 ff. an welchen Orten III 461 ff. gelehrtes III 421 ff. Unterschied von dem des 16. Jahrh. 421 f. der schles. Dichter, s. Gryphius, Lohenstein, Hoffmannswaldau. Grausame Partien in dems. III 441 ff. s. bes. Lohenstein. kom. Personen in dems. III 102. 105. kom. Scenen und Intermezzos III 104 f. bibl. oder Moralitäten III 92 f. geistl. II 365. III 428 ff. Aufführung ders. III 99. 430. von Studenten aufgef. III 474. durch Knaben oder Handwerker III 422. von fürstlichen Personen aufgeführt III 466. in Holland und Italien III 437 f. französ. in Deutschland verbreitet III 474. Uebergang des geistl. in Singspiel, Oper und Oratorium III 430 ff. aus Romanen gemacht und in Romane eingerückt III 419. allegorisch. Schausp., s. Allegorie. Schauspiel im 18. Jahrh. IV 11. 13. 358. histor. V 664. nach Schiller V 692 f. über den histor. Stoff ders. V 693 f. — Franz. Schausp. für die deutsche Bühne bearbeitet V 560. Uebers. ital., franz. und span. zu Ende des 18. Jahrh. V 534. Uebr. s. Bauernkomödie.

Bürgerspiel. Fastnachtspiel. Gelegenheitsschauspiel. Komödie. Lustspiel. Possenspiel. Ritterschausp. Schäferschauspiel. Schulkomödie. Theater. Tragödie. Volksschauspiel.
Schauspieler, bürgerl. Verhältnisse im 17. Jahrh. III 437. holländische ebend. von Höfen bestallte III 101. Tracht bei der Aufführung III 99. im 18. Jahrh. IV 358.
Schauspielkunst cultivirt III 474. zu Ende des 18. Jahrh. V 524. 526 ff.
Schauspielergesellschaften III 99 f. im 16. Jahrh. III 101. englische III 95. aus Gelehrten besteh. III 475.
Schauspielhäuser, die ersten III 468.
Schäve, Leberreimd. III 324.
Schede, Paul, (Melissus), Psalmenübers. III 44. 45. 159.
Schefer, Novellist V 697.
Scheffler, s. Silesius.
Scheffner, J. G., V 25.
Scheidemann, David, Componist, III 41.
Schein, Herm., Poet und Componist III 271 f. Kirchenliedd. III 342.
Schelling, Martin, Liederd. III 33.
Schelmenromane III 384 ff.
Schelmufsky, Roman III 391. 482.
Schemel, Jeremias, dessen Gedicht über das Roßtummeln II 428.
Schenk v. Landegge I 340.
Schenk, Uebers. des Terenz III 80.
Schenkendorf, Max v., Lyrik. V 678.
Scherer's Waldkomödie III 424. vgl. III 279.
Scherertz III 261.
Scherffer von Scherfenstein, Wenzel, III 231 ff. preist die Musik III 229. Sprache III 192. Uebers. des Grobianus III 252. geistliche und weltl. Gedichte ebend. Uebers. von Hugo's desideria III 253. dessen Mons. Klotz III 148. Epigramme III 316.
Schernbeck's Spiel von Frau Jutten II 367.
Scheyb, v., Theresiade, IV 49.
Scheyd, Kasp., Uebers. III 148.
Schiebeler, Dan., Schauspield. IV 373. 377. 394. 395.
Schieferdecker, Componist III 468.
Schilcher, Jörg, II 233.
Schildberger II 249.
Schildtz, Herm. v., II 135.
Schiller, Fr. Jugendgesch. V 141 f. zur Lebensgesch. V 149 ff. läßt sich in Jena nieder V 151. erstes Zusammentreffen mit Göthe V 154. — Charakteristik V 501 ff. vergl. IV 426. gleichgültig gegen Plastik V 152. Beschäftig. mit dem Alterthum ebend. f. religiöse Ansichten V 153. 330. philosophische und geschichtl. Studien V 146. 156. Rückkehr von dens. zur Poesie u. Einfluß jener auf diese V 445. vgl. V 448. 449. — Verhältniß zu Göthe und Voß IV 331. Emporkommen neben Göthe V 398. Interesse an den polit. Ereignissen seiner Zeit V 422 f. betrachtet die Kunst als Mittel der polit. Bildung V 424 f.
Dichter, Lieblingsdichter der Deutschen V 446. allgem. Charakteristik V 446 ff. erste Periode V 136. Dramatiker V 501 ff. vergl. V 481 f. IV 572. glücklich in der Wahl dramat. Stoffe V 492 f. seine Dramen sowohl für Lectüre als für die Bühne IV 573. Schwierigkeiten bei der Aufführung V 558 f. Einfluß ders. auf die nachfolgende Dramatik Deutschlands V 563. auf Zeitgenossen u. Nachwelt V 567 f. rufen eine Unmasse Dramen hervor V 688 f. Balladendichter III 76. V 460. — Lyriker, Schwächen seiner Lyrik in Vergleich mit Göthe's V 450.
Aesthetiker V 405 ff. 412 ff. Uebereinstimmung mit Lessing V 418. Beurtheilung seiner ästhet. Grundsätze V 434 ff. bemüht sich um Einführ. Shakespeare's auf die deutsche Bühne V 561. über Klopstock's Bardiette IV 227.
Historiker V 368 ff.
Werke: Dichtungen: Jugendgedichte V 143 f. lyr. Ged.: Götter Griechenlands V 153. die Künstler ebend. Ideal und Leben V 447 f. der Genius ebend. Würde der Frauen V 448. Spaziergang ebend. — Didaktisch-lyrische Ged. V 449. die Glocke V 449 f. — Balladen V 460. — projectirte Epen V 459. 462. — Dramen: Jugendwerke IV 571 die Räuber V 144 f. Don Carlos V 154. Briefe über dens. ebend. f. ursprünglich in Prosa V 151. Fiesco V 146 ff. Kabale und Liebe V 148 f. Wallenstein V 477 f. 487 f. Ausstellungen an dems. V 485 f. Maria Stuart V 563 f. Jungfrau von Orleans ebend. Braut von Messina V 564 f. Tell V 566 f. Tell u. Jungfrau von Orleans vergl. mit ähnlichen Stücken Neuerer V 694 f. unvollendete Werke V 569. Malteser, projectirtes Drama V 477 f. — Xenien (mit Göthe) III 315 f.

V 451. persönliche Angriffe in dens. V 454 ff. antipatriot. und kosmopol. Tendenz ders. V 456. nächste Wirkungen ders. V 457. — Zeitschriften: Horen V 442. Musenalmanach ebenda s. Tendenz dieser Zeitschr. V 443. Einfluß ders. auf Bildung des deutschen Styls V 443 f. Ende ders. V 445. — Aesthetische Schriften: über naive und sentimentale Dichtkunst V 431 ff. ästhet. Aufsätze V 416. über die tragische Kunst V 417. über das Erhabene ebend. über Anmuth und Würde V 420. Briefe über die ästhet. Erzieh. des Menschen V 421 ff. — Geschichtswerke V 370 f. kleine histor. Schriften V 444. project. Geschichtswerke V 368. — Uebrigens siehe Göthe.

Schimmler, gereimter Katechismus, III 39.

Schink, Theaterd. V 525. 536.

Schirmer, Dav., Hofpoet III 274 f. Schauspielschr. III 424. 464.

Schirmer, Mich., Jesus Sirach III 339.

Schittensamen, Lied von demselben II 297.

Schlachtgesänge der Germanen I 26 f.

Schlayß, Joh., Schauspield. III 88. dessen Joseph, Schausp. III 100.

Schlegel, A. W., V 599. Schüler Bürger's V 35. dess. Uebers. u. Beurtheilung Shakspeare's V 625 f. 633 f. und Calderon's ebend. Jon, Drama V 560. 653. Vorlesungen über dramat. Kunst und Literat. V 621. über Poesie, Sylbenmaß und Sprache V 648 f. Schreibart V 617. 621. Ansichten über Uebersetzungskunst V 56.

Schlegel, Elias, didakt. Dichter IV 40. vgl. IV 75. 76. Schauspield. IV 73 f. 365 f. epische Dichtungen IV 366. Trauerspiele IV 367. Lustspiele ebend. vergleicht Gryphius mit Shakspeare III 436 f.

Schlegel, Fr., V 599 f. vgl. V 582. Uebertritt zum Katholicismus V 602. Ansicht über die Bibel V 604. Angriffe auf den Protestantismus ebend. polit. Grundsätze V 607. Lobsprecher der Passivität und des Quietismus V 637. Kritiker V 623 ff. Styl in neuerer Zeit V 607. — dessen Lyrik V 611. Sonette V 647 f. Alarcos, Drama V 560. 653. 654. Lucinde, Roman V 600 f. — Gespräche über Poesie V 603. Europa, Zeitschrift ebend. Sprache und Weisheit der Inder V 604. Geschichte der alten u. neuern Literatur ebend. 621 ff. Geschichte der alten Literatur V 622. Vorlesungen über Philosophie d. Geschichte V 310. 606. 609. Philosophie des Lebens V 607. Poesie der Griechen und Römer V 616 ff.

Schlegel, beide (Aug. W. u. Fr.), in Hannover V 575. zur Charakter. V 572. 573. Unterschied der klass. u. romant. Poesie V 435 f. Kampf gegen gemeine Denkart und Plattheit in der Dichtung V 384. 585. größtes Verdienst V 609. wissenschaftl. Leistungen V 611. ästhetische Kritik V 614. mit Herder vergl. ebend. s. Begründer der Literaturgesch. V 621. Ansichten über die Poesie V 618 f. empfehlen die italien. Literatur V 632. — Charakteristiken und Kritiken V 621.

Schlegel, J. Ad., IV 76. 78. 113. Liederd. IV 179.

Schlegel, J. Heinr., Uebersetz. des Thomson IV 372. 373. 374.

Schleifheim v. Sulsfort, s. Greifenfohn.

Schlenkert, Fr. Chr., Romanschr. IV 522. V 357.

Schlesien's polit. Lage und Culturzustand im 17. Jahrh. III 201. Poesie das. III 202. 249 ff. zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. III 500 f. Uebrigens s. Opitz. Cultur III 203. Schulen das. III 206. Einführung der Reformation III 204 f. Annahme des deutschen Charakters ebend. Volksbild. ebend.

Schlesische Poesie nach Polen und Liefland verpflanzt III 204. Schles. Lyrik III 239.

Schleswig-Holstein, Zustand d. Poesie das. im 17. Jahrh. III 262 f.

Schlosser, F. Ch., als Darsteller der Beziehungen zwischen Literatur und Leben V 257.

Schlosser, Johann Georg, IV 517. Charakteristik., Tendenz IV 554 ff. V 386. Schriften IV 555. Pädagog V 350.

Schlosser, J. L., Geh. Rath, Schauspieldichter IV 390.

Schlosser, J. L., Pastor in Bergedorf, Schauspield. IV 394.

Schlözer V 364 f.

Schmackhafte, der, s. Wilhelm IV.

Schmid, C. Arnold, IV 75. 78.

Schmid, Ch. H., Chronologie des deutschen Theaters III 474. IV 395.

Schmid, Thomas, Steinmetz und Komödienschr. III 92.

Schmidt, Euseb., Liederd. IV 32.
Schmidt, F. L., Schauspield. V 537.
Schmidt, J. C., IV 113.
Schmidt, Jac. Friedr., Idyllendichter IV 165.
Schmidt, österreich. Dicht. III 249.
Schmidt v. Lübeck, Lyriker V 678.
Schmidt, Klamer Eb. K., Charakter. IV 264 ff. vergl. IV 248. 249. 259. V 11. Dichtungen IV 265 ff. Fabeld. IV 107.
Schmiedelied II 324.
Schmieder, Hr., Romanschr. V 357.
Schmit, Fr., Dichter und Uebersetzer V 11 f.
Schmolck, Benj., Kirchenliedd. III 502. IV 30.
Schneider, Mich., Dichter III 251. Schäferspield. und Uebers. III 462.
Schneuber III 161. 247.
Schnurr, Balth., Uebers. der moschea des Folengo III 67.
Schoch, Opitzianer III 273. Schauspield. III 424. Schäferspield. III 462.
Schönaich, Frh. v., Gottschedianer IV 49. 363. dessen neologisches Wörterbuch IV 162. Hermann IV 161.
Schonäus, Uebers. III 89.
Schönberger III 255.
Schönborn, F. C., Klopstock's Anhänger IV 152. V 42.
Schöndoch, Minnes., II 210. 233.
Schonebeke, Bron v., s. Bron.
Schönemann, Schauspieldirektor IV 358. 364. 369. 384. 393 f.
Schopenhauer, Johanne, Romanschreiberin V 572.
Schopper, Hartmann, dessen Fabeln III 59.
Schott, Gerh., Gründer des Hamburger Opernhauses III 467.
Schott, J. G., Musiker III 18.
Schottel, geistl. Dichter III 261. 345. Grammat. III 235. 286. dess. Prosa und Poesie III 235. dessen Pantomimen und Ballete (im Lustgärtlein) III 433 f. Beziehung zur fruchtbringenden Gesellschaft III 181. zu den Pegnitzern III 302. vgl. III 433.
Schreckenberger, Johann, Uebers. III 89.
Schreiber (Sylvander), Liederd. III 429. vgl. III 275.
Schreyvogel (West), Dramaturg u. Theaterd. V 689.
Schröckh's Kirchengesch. V 366.
Schröder, Opernd. III 468.
Schröder, Schauspieler IV 390. 399. V 523. 531. und Schauspielübers. u. Schauspieldicht. V 534 ff. Leben und Charakteristik. V 539 f. Bearbeiter Shakspeare'scher Stücke V 537 f. andrer englischer Stücke V 539 f. Stücke: heiml. Heirath V 540. der Ring ebend. Stille Wasser sind tief ebend. Portrait der Mutter V 541. der Fähndrich ebend. der Vetter aus Lissabon ebend.
Schröpfer, Geisterbanner V 297.
Schubart, Benedict, latein. Dichter III 271.
Schubart, Chr. Fr. Dan., Charakterist. V 137 ff. vergl. IV 32. 188. dessen Chronik V 139. Todesgesänge ebend. Gedichte V 140.
Schubarth, Christoph, Barbier und Dichter III 270.
Schubert, Webersfrau und Naturdichterin IV 219.
Schuch, Franz, kom. Schausp. IV 358 f. 360. 384.
Schulaktus, Antheil ders. an der Ausbildung des Schauspiels II 384. Aufführungen III 95 ff.
Schulen V 348. s. Erziehungsanstalten.
Schulkomödien, latein. II 383 f. III 95 ff. mit deutschen Einschaltungen II 384. III 97. ins Deutsche übers. III 97 f. geistl. III 91.
Schulmeister von Esselingen II 10. 11.
Schultes, Mathäus, Umarbeiter des Theuerdank II 235.
Schultz, Simon, Uebers. von Epigrammen III 317.
Schulze, Ernst, Elegiker V 645.
Schulze, F. A., (Laun), Romanschr. V 574.
Schümler, Liederd. III 46.
Schummel V 353. empfindsame Reisen V 205.
Schupp, Balthasar, (Antenor), Theolog III 279. Satiriker III 408 ff. 411 f. vgl. III 279. Romanschr. III 405. eifert gegen pedantische Schulbildung III 190. und Purismus III 194. von Riemer benutzt III 332. dess. Morgen- und Abendlieder III 232. Vertheidiger des Gebrauchs der deutschen Sprache beim Unterricht III 190.
Schurmann, Dichterin III 290. 291.
Schurzfleisch III 492.
Schuster, Schauspielschr. III 461.
Schütz, W. von, Dramatiker V 653. dessen Lacrymas V 669. Romantiker V 573.
Schütze, Peter, von Erfurt III 120.
Schuwarth III 237.
Schwabe, Ernst von der Hayde, III 161. 180. dessen Prosodie III 233.

Schwabe, Joh. Joachim, Gottschedianer IV 46. 72. Uebers. IV 363.
Schwaben, Schausp. daselbst im 16. Jahrh. III 91. literar. Treiben das. in neuester Zeit V 575.
Schwäbische Lieder II 304.
Schwanmann, Christoph, geistlicher Epigrammend. III 34.
Schwanenorden, s. Elbschwanenorden.
Schwanenritter, Sage vom, II 57.
Schwanmann, Christophorus, geistl. Epigramm. III 39.
Schwänke II 329 ff. III 115. s. Fabel.
Schwartz, Sibylle, Dichterin III 291.
Schwarze, Gottschedianer IV 50. 58.
Schwarzburg, Fabeld. III 57.
Schwarzenberg, Hans v., Gedichte II 463. dessen Memorial der Tugend III 57. 61.
Schweinichen, Hans v., Memoiren III 185. 384 f.
Schweinitz, Dav. v., geistl. Liederd. III 25. 31. 357.
Schweizer, Componist IV 378.
Schweiz, Zustand der Poesie das. im 13. Jahrh. II 21. und Niederlande, Kontrast II 273. Poesie das. im 17. Jahrh. III 247 f. und Niederlande in literar. Hinsicht im 18. Jahrh. IV 23 f.
Schweizer, die, Principien der Poesie ders. IV 66. 153 f. Einfluß ders. auf Klopstock IV 154 f.
Schweizerische Siegeslieder II 199 ff. s. Suter.
Schwenker, Daniel, Lustspield. III 448.
Schwenkfeld III 349.
Schwieger, Jacob, (Filidor), Erotiker III 281. Schauspiel- u. Opernd. III 424. 463 f. angeregt durch Flemming III 200. — Stücke: die Wittekinde III 463. betrog. Betrug ebend. Intriguenlustspiel, vermeinter Prinz ebend. Ermelinde ebend. Novellenübers. III 449.
Scioppius, Casp., Pasquillant III 407 f.
Scipio, Roman III 401.
Scott, W., V 358. dess. Nachfolger in Deutschland V 696.
Scudery, Sophonisbe und Ibrahim III 398.
Sculpturwerke zur Zeit der Ottonen I 97.
Scultetus III 249. 251.
Sebaldus Nothanker, s. Nicolai.
Seebach V 26.
Seifried Helbling, s. Helbling.
Sekten, religiöse im 18. Jahrhundert V 267.
Seladon von der Donau, s. Greffinger.
Selbet, Peter, Uebersetz. des Valer. Maxim. II 159.
Selbig, s. Ahlefeld.
Selnecker, Psalmenübers. III 10. 43.
Semler, Theolog IV 189 f. V 260.
Sempacher Schlacht, Lieder über dies., s. Suter.
Seneca, Muster des Gryphius III 440 ff. und mit ihm vgl. III 443.
Sentimentale Poesie IV 16 ff.
Serbisches Volkslied übers. V 634.
Serenate im 17. Jahrh. III 466.
Serpilius, dessen Liederschatz III 6. 7.
Seume, Joh. Gottlieb, V 672 f. dess. Miltiades, Trauerspiel V 673.
Seussius III 218. 237.
Seven, Lutolt von, I 326.
Sextilius Hena I 245.
Seyfart III 271.
Seyfried, Bearbeiter der Alexandersage II 62. 108.
Seyler'sche Schauspielertr. IV 378.
Seysenegg, s. Greifenberg.
Shakspeare, Charakterist. IV 396 f. 571 ff. Koryphäe der volksmäßigen dram. Kunst der neueren Zeit II 372. Begründer dramatischer Motive und Wirkungen III 110. dessen Stücke für die Bühne geschr. IV 573. vergl. V 537. dessen Lear und Hamlet IV 573. Shakspeare und seine Zeitgenossen IV 571 ff. Hauptverdienst ebend. in Deutschland zuerst von Feind gekannt III 542. Vorbild deutscher Dramatik IV 572 ff. 576. Verkürzungen und Beschneidung seiner Stücke in Deutschland V 537 ff. S. Göthe. Schiller.
Sibyllen-Weissagung, Gedicht, II 152.
Sichamond, s. Dach.
Sickingen, Franz v., II 443.
Sidney's Arcadia, Uebers. III 396.
Sieben Freuden Mariä II 275.
Sieben Leiden Christi pros. II 275.
Siebenhaar III 283.
Siebenjähriger Krieg, Einfluß dess. auf deutsche Dicht. IV 217 f.
Sieben weisen Meister I 216. II 171. hebräische Bearbeitung ders. II 171. syrische ebend. latein. Uebers. II 172. poet. und pros. Bearbeitung ebend. Einkleidung ders. II 174. Entstehung II 176. wieder gedruckt II 256.
Sieber, Justus, III 268. 274. 277 278. Psalmenübers. III 338.

Siegeslied über die Normannen, s. Ludwigslied.
Siegelieder II 199 ff.
Siegfried, hörnerner, II 106.
Siegfriedsage I 45. 51 f. 367 f.
Sievers, Mag., IV 61. 62.
Sigeher II 22.
Sigenot II 99. 100. 102 f.
Sigmund's Abenteuer, Roman, II 254.
Sigurd, in der nordischen Dichtung ein anderer als in der deutschen I 68.
Sigurdsage I 30. Anm.
Silesius, Angelus, (Joh. Scheffler), geistlicher Dichter III 349 ff. dessen Psyche III 350 f. Jesus in der Krippe ebend. der cherubinische Wandersm. III 323. 351 ff. vgl. III 205. 253.
Simler, Joh. Wilhelm, Opitzianer III 247.
Simon Hessus II 419.
Simplicissimus, s. Greifenson.
Sinnbild III 299 f. s. Allegorie.
Sinngedicht, s. Epigramm.
Singauf II 34.
Singschulen, vorbereitet II 24.
Singspiel, Ursprung desselben III 228. italien., übersetzt III 423.
Sittenprediger des 14. Jahrhunderts II 179 ff.
Skalden, s. Barden.
Skandinavische Poesie, s. Nordische P.
Slavisches Volkslied übers. V 634.
Smollet, engl. Humorist V 172.
Soden, von, histor. Trauerspieldichter V 693.
Soest, s. Johann.
Sokrates I 468. Uebr. s. Fabel.
Solger, Uebers. V 621. 631.
Solms, Graf v., Uebers. des Horaz IV 49.
Soltau, Dietr. W., Uebers. V 12.
Soltau, Fr. L. v., dess. Volkslieder III 309.
Sommer, Joh., (Huldrich Therander. Olorinus Variscus), Uebers. III 84. 97. 115. dessen aenigmatographia u. hepatologia III 323 f. Sprichwörtersamml. III 71.
Sommer- und Wintertheil, Legendensammlung II 273.
Sommerhammer, dess. Schauspielertruppe III 474.
Sommersberg, (Theander), Epiker III 522.
Sonate IV 128.
Sonett I 343 f. III 167. V 646 f.
Songe II 226.
Sonnenberger III 195.
Sonnenburg, s. Friedrich.
Sonnenfels, Jos. v., Schauspield. IV 387. vgl. IV 386. 390. Theatercensor in Wien IV 389.
Sophia Eleonora, Herzogin v. Braunschweig, geistl. Liederd. III 261.
Sophokles, s. Euripides.
Spagnuolo, Baptista, Uebersetzer II 427.
Spalding, Theolog V 261.
Spangenberg, Cyriac., Liederdicht. III 39. Psalmenübers. III 27. 46. geistlicher Schauspieldicht. III 94. S. Fischart.
Spangenberg, Wolfhard, (Lycosthenes Pfellionoros), III 68 f. 227. Schauspield. und Uebers. III 80. 81. 91. 423. dessen Ganskönig III 68. 125.
Spanische Dramen in neuester Zeit deutsch bearbeitet V 689.
Spanische Literatur, Uebersetzungen aus ders. in neuerer Zeit V 630.
Spanische Romane III 384 f.
Speculum exemplorum II 169.
Spee, Fr. v., geistl. Dichter, III 341 ff. vgl. III 39. 41. mit Opitz vgl. III 209. dessen Prosodie III 231 f.
Spencer's Polymetis IV 64.
Spener IV 29. 31.
Spengler, geistl. Dichter und Componist III 18. 28.
Speratus, geistl. Dichter und Componist III 18. 28.
Spernbergk, s. Crüger v. Sp.
Spervogel I 329. II 34.
Spiegel, Fr. v, IV 248.
Spiegel menschlicher Behaltniß II 275 ff.
Spiegel des menschlichen Heils II 276.
Spiegel der Weisheit II 392.
Spiegel's Abenteuer, Gedicht II 229 f.
Spieß, Romanschr. IV 522. 584.
Spilker, v., IV 49.
Spindler, Romanschr. V 696.
Spittler, Geschichtsschr. I 3. V 366. 367 f.
Spott- und Hohnlieder der Handwerker II 325. Spottlieder im 17. Jahrh. III 309.
Spreng, geistl. und weltl. Gedichte IV 26. 27. 33. dessen Paraphrase des Homer und Virgil III 225.
Sprichwörter, älteste I 127. der Deutschen, Griechen, Hebräer I 471 ff. mit der Fabel verwandt II 162 f. III 70. 71. und Apophthegmen III 73. vgl. III 316.

Sprickmann, Schauspield. IV 577. V 26. 525.
Sprossende, der, s. Neumark.
Spruchgedicht II 186.
Spruchsprecher II 290. bei Freischießen III 138 f.
Staatswissenschaften, Entstehung ders. V 608.
Staël, Frau v., Werk über Deutschl. V 576 f.
Staffel, Johann, Evangeliendichter III 38.
Stägemann, Lyriker V 678.
Stamford IV 248 f.
Stammbuchblätter III 240.
Stänzel, Schauspieler IV 360.
Stapel, Ernst, dessen Tragiko-Komödie vom Frieden u. Krieg III 423.
Staphylus II 456.
Starke, G. W. C., Romanschr. V 584.
Staufenberg, Ritter v., Sage, II 109. bearbeitet von Fischart II 479.
Stechovius, Psalmenübers. III 339.
Steffens V 575. Romant. V 696 f.
Stegmann, Josua, Liederd. III 34.
Stegmayer, Lustspield. V 688.
Steigentesch, Dramat. V 688.
Stein, s. Marquart.
Steinel, Uebers. IV 365.
Steinhöwel, Heinr., Uebers. II 265 f. Uebers. des Aesop II 338. vgl. II 259. 262.
Steinler, Kasp. v., Lustspieldichter III 420.
Steinmar I 337. II 15.
Stender, David, Anagrammatiker III 324.
Stephanie der Aeltere, Lustspieldich. IV 370.
Stephanie der Jüngere, Lustspield. IV 383. 391. V 530. 536.
Stephanus, Heinrich und Robert, III 172.
Sterne V 166. 172. 173. Muster Jean Paul's III 143. dessen Nachahmer in Deutschland V 205. S. Rabelais.
Sternschütz, von, Schauspieldichter IV 390.
Steutlingen, Hans, Lied von ihm, II 297.
Stief, Schauspield. IV 361. Gelegenheitsd. IV 50.
Stiefel's und Murner's Streit II 456.
Stieler, Kasp. v., dessen Willmut und Bellemperie III 427.
Stilling, s. Jung.
Stobäus, Musiker III 254.
Stöckel, Gelegenheitsd. IV 50.
Stöcken, Christian v., Psalmenübers. III 338. dessen hohes Lied III 289. vgl. III 263.
Stockfleth, dessen Macarie III 415. vgl. III 420.
Stockfleth, Frau, III 393. Pegnitzschäferin III 292.
Stockmann, Ernst, Madrigaldichter III 322.
Stoffel, Kunhart v., I 488.
Stolberg, C. v., geistl. Schauspiele und Opern IV 158.
Stolberg, Fr. Leopold u. Christian Grafen v., Charakterist. und Leben V 45 ff. vgl. IV 152. 153. 537. V 26. Uebersetzungen ders. V 49 f. Schauspiele V 50.
— Friedr. Leop.: Jamben V 50. dessen Rath, Satire, ebend. Insel V 51. Gedanken über Schiller's Götter Griechenland V 51. Reise V 51 f. auserlesene Gespräche Platon's V 52. Büchlein der Liebe ebend. Geschichte der Religion V 52. 310. 606.
Stolle, Gottlieb, (Leander), III 503.
Stolle, Meister II 10. 11.
Stolterfoth III 347.
Stölzel,, Capellmeister, III 463.
Stolzer, Thomas, Comp. II 329.
Stoppe, Daniel, dessen Studentenlieder III 528 f. Fabeln III 529. vgl. III 516.
Stranitzky, Jos. Anton, dessen olla potrida und die lustige Reisebeschreib. III 476. dessen Schauspielertruppe III 475.
Straßburg, Sitz der Literatur und der gelehrten Bildung im 16. Jahrh. III 121. Schausp. das. im 17. Jahrh. III 91 f. 275.
Straube, Uebers. IV 75. 363.
Strauß, Joh., dessen Kleiderteufel III 372.
Streckfuß, Karl, Uebers. V 632.
Strephon, s. Harsdörfer.
Stricer's deutscher Schlemmer III 90. 107.
Stricker, der, Charakterist. I 478 ff. vgl. I 190. Frauenehre I 481. Daniel von Blumenthal I 478. die Klage I 482. die Welt 483. Pfaffe Amis II 331. 342. Umarbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Konrad I 478 f.
Strozzi II 354.
Stubenberg, Joh. Wilh. Frh. v., (der Unglückselige), Dichter u. Uebers. III 188 ff. Romanübers. III 398. 399. vgl. III 290. 392.

Stück, Wolfram, Verfasser von Passionsstücken II 370.
Studenten als Schausp. III 474.
Studentenleben II 354. zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. III 515 ff.
Studentenlieder II 325.
Studentenroman III 391 f.
Stupritz III 268.
Sturz, Helfr. Pet., IV 553. ficht Lavater's Physiognomik an V 294. Julie, Trauerspiel IV 554.
Stürzebecher, Lied von demselben II 297.
Stüven, Schauspield. IV 393.
Suchenwirt II 187 ff. vgl. II 182. 183. 196. 197. 207. 296. Minned. II 233. dessen sieben Freuden Maria's II 156. Gejaid II 227.
Sucro, Josias, didakt. Dicht. IV 39.
Sulzer, J. G., Aesthetiker IV 241 ff. Theorie desselben ebend. vergl. IV 26. 199.
Sunder, v., Klagegedicht III 250.
Sundereyter, Psalmenübers. III 44.
Suonenburg II 20. 22.
Surland III 545.
Suso, Heber., II 135. 274.
Suter's Sempacher Lieder II 196. 200. 203.
Swieten, van, IV 386.
Sylvander, s. Schreiber.
Sylvius, s. Aeneas.
Syntipas II 171.

T.

Tableaux bei Aufführungen v. Schauspielen im 17. Jahrh. III 430 f. aus den Niederlanden nach Deutschland verpflanzt III 438.
Tabulaturen der Meistersänger II 268. Gesetze ders. II 290 f.
Tacitus, Lieblingsschriftsteller des 17. Jahrh. III 440.
Tafelrunde, Sagenkreis derselben II 58 ff.
Talander, s. Bohse.
Tanhuser, Sage von dems. I 336. II 38. 298.
Tannengesellschaft, Stiftung ders. III 195.
Tantarios u. Flordibel II 110.
Tanzlieder II 321.
Tanzweisen I 315.
Tapfere, die, s. Greifenberg.
Tapp, Sprichwörtersamml. III 71.
Tasso, Bernardo, III 168.
Tasso, Torquato, I 114. III 168.
Taubmann III 170.
Taubmanniana II 344.
Tauler, Joh., II 135 f. vgl. II 117. 274. seine Lieder III 15.
Teichner, s. Heinrich.
Tenzone II 35. 268 f.
Telemach in Verse übers. III 406. 503.
Telemann, Componist III 548.
Teller, Theolog V 260.
Terenz, Einfluß desselben auf das deutsche Schauspiel II 383. III 77. Uebersetzungen desselben II 385. III 80. zu Schulaufführungen bearbeitet III 384. Stücke für die heutige Bühne bearbeitet V 560.
Terkelsen, Severin, dän. Dichter III 263.
Terpo Mirisano's Gyges III 391.
Teschler II 12.
Teufel im Schausp. III 103. 106 f.
Teutleben, Kasp. v., III 182.
Thaude III 254.
Theagenes und Charikleia, Roman II 265.
Theander, s. Sommersberg.
Theater, stehende, III 469. in den verschiedenen Hauptstädten Deutschlands im 18. Jahrh. IV 384 f. franz. im 18. Jahrh. IV 398. S. Schauspiel.
Theaterdichter V 524.
Theaterkritiken, die ersten, IV 365.
Thebel's Unverferden von Thym II 479.
Themar, Adam Werner von, Uebers. der Alda II 364. des Abraham II 367.
Theodorich I 61.
Theologie im 13. 14. und 15. Jahrh. II 134 ff. mystische, befördert den Purismus in der deutschen Sprache III 191. protestantische in der Mitte des 18. Jahrh. V 258 ff.
Theophilus, Gedicht von demselben I 513 f. Geschichte von dems. II 90. der dialogisirte Th. II 367.
Theophrastus Paracelsus II 452.
Theosophen des 15. Jahrhunderts II 135 ff.
Therander, s. Sommer.
Theudelinde I 83.
Theuerdank II 235 ff. Umarbeitungen desselben ebend.
Thiemich, Paul, Opernd. III 473.
Thierepos I 126 ff. 477. II 414. III 78. deutsches I 131 f. in Flandern entstanden I 136. zu welcher Zeit Allgemeingut I 137. bildet einen Gegensatz gegen die höheren Stände

und ihre Poesie ebend. S. Thierfabel.
Thierfabel I 126 ff. vom Thiermährchen verschieden I 126. orientalische I 133.
Thiermährchen I 131 f.
Thiersage I 50. 123 ff. II 48. 49. vom Isegrimm I 289.
Thilo, Valent., Kirchenlieddichter III 255. 355.
Thomä, Hieron., dessen Trauerspiele Titus und Tomyris III 457.
Thomas a Kempis II 274. veranlaßt die Aufnahme der Klassiker in Deutschland II 136. 158. poet. behandelt III 289.
Thomas von Kent I 271.
Thomas Cantipratensis, dessen Apiarius II 169.
Thomasin Tirkler (Zerclar), Charakterist. I 456 ff. 470 ff. vgl. I 253. 272. 402. 476. II 15. 30. 124. 127 f. mehr Philosoph als Dichter I 468. sein wälsches Buch I 460. Verf. des wälschen Gastes I 456 f. vgl. I 130. dass. charakterisirt und analysirt I 460 ff. Buch von der Höfischkeit I 470.
Thomasius III 497.
Thomson IV 18.
Thukydides I 6. V 402.
Thümmel, Mor. Aug. von, V 206 f. Reisen V 205. Gedichte V 22. dessen Wilhelmine IV 110. vgl. IV 424.
Thüring von Ringoltingen II 242. 257.
Thüringische Könige, deren Gesch. als Volksgesang behandelt I 40 f.
Tieck, L., V 572. 573. 575. 653. dess. Einfluß auf die Dramatik neuester Zeit V 654. Charakter seiner Dichtung V 657 f. Humoristik V 660. Abdallah V 655. William Lovell, Peter Lebrecht ebend. f. Ritter Blaubart V 659. 661. Vogelscheuche V 659. Phantasus ebend. Karl von Berneck V 662. Genoveva ebend. Geschichten von den Haimonskindern, der Magelone V 660. Volksmährchen V 656. 659. Sternbald ebend. f. Novellen in neuerer Zeit V 697 ff. Lyrische Gedichte und Sonette V 646. dramat. Versuche V 654. humoristische Dramen V 584. Uebers. V 633.
Tiedge, Chph. Aug., IV 248. V 575. 644.
Tietze, Christian, geistlicher Dichter III 307.
Timme V 181.
Tinctor, Musiker II 289.
Tirkler, s. Thomasin.
Tirolische Lieder II 298 f. tir. Volkslied II 304.
Titius aus Liegnitz, s. Titze.
Titius in Wittenberg, IV 49.
Titurel, der jüngere, I 429 f. II 14. s. Albrecht. Wolfram v. Eschenbach.
Titus Andronicus, Trauerspiel von dems. III 456.
Titus, Peter, geistl. Dichter III 207.
Titze, Joh. Peter, (Titius), III 253. vgl. III 234. 252. 255. 257.
Tochter von Syon, Gedicht, II 149 f.
Tod, Gespräch zwischen demselben und einem Bauern II 363 f.
Todtentanz II 363. Todtentänze II 282.
Tolle, Heinr., dessen allegor. Schauspiele III 427.
Töllner, Theolog V 260.
Tongern, Chronik von, s. Chronik.
Törring, Anton Clemens und Joseph Aug. Gr. von, IV 578.
Tragikomödie III 90.
Tragödie II 377. Charakter V 494 f. bedingt durch große polit. Begebenheiten V 487 f. des Alterthums und der neuern Zeit unterscheid. V 483 f. im 17. Jahrh. III 420 f. im 18. Jahrh. IV 362. der 70er Jahre des 18. Jahrh. IV 566 ff. 577. nach Göthe's Götz IV 523. S. Schauspiel.
Tralles IV 40. 50.
Trauerspiel, s. Tragödie.
Trautschel III 18.
Treitzsauerwein, Arbeiter am Weißkunig II 236.
Treu's Schauspielergesellschaft III 474.
Triewald III 545.
Triller IV 49. 159. poetische Betrachtungen IV 39. Fabeln IV 101. Schauspielübers. III 438.
Trimberg, s. Hugo.
Trimunitas II 298.
Trinklied, s. Weinlied.
Trissino III 168.
Tristan, s. Gottfried von Straßburg. Eilhart's von Oberg I 444. in Prosa II 255. 256.
Tristan und Emilie, Roman II 265
Tritheim II 431.
Trochäen im Schauspiel III 88.
Trojanersage I 267 ff.
Trojanische Geschichten II 246 f.
Trojanischer Krieg, Epos, II 64 f.
Tromlitz, v., s. Witzleben.
Trommer, Dichter und Componist

III 278. 429. 473. Epigrammatiker III 322.
Trotzendorf, Humaniſt u. Pädagog III 206.
Troubadours I 312 f.
Trouveres von Hennegau I 193.
Trutzſimpler, ſ. Philarchus.
Tſchammer, v., III 484. 530. IV 361.
Tſcharner, Ueberſ. V 632.
Tſcherning, Andreas, Muſiker und Opitzianer III 259 f. vgl. III 207. 252. Gelegenheitsd. III 213. geiſtl. Hymnen III 347. Schreib- u. Sprachkunſt III 259. Proſodie III 234. Anſicht von Plato III 213. Gelegenheitsd. III 209. Hymnend. III 344. deſſen Meinung von Plato III 211.
Tſchimmer, Gabr., III 464.
Tſchirnhaus IV 39.
Tucher, Hans, II 249.
Tundalus, die Geſchichte T. proſaiſch I 204. 532. Gedicht II 249.
Türkiß, Damian, III 270.
Turheim, Ulrich von, ſ. Ulrich.
Türlin, Heinrich von dem, der Abenteuer Krone, Gedicht, I 490 ff.
Türlin, Ulrich v. d., ſ. Ulrich v. d. T.
Turpin I 217.
Tyrolf, Joan, zu Cala, Ueberſ. latein. Schauſp. und Schauſpield. III 87.
Tzſcharner IV 40.

Ulrich von Turheim, Ergänzer des Willehalm von Wolfram von Eſchenbach I 432. 487.
Ulrich von dem Türlin, Ergänzer des Willehalm von Wolfram von Eſchenbach I 432. 487.
Ulrich von Winterſtetten, ſ. Winterſtetten.
Ulrich von Zatzichoven I 253. 382. deſſen Lanzelot I 253. 254. analyſirt I 255 ff.
Ungenähter Rock Chriſti, Legende II 273.
Unglückſelige, der, ſ. Stubenberg.
Unverdroſſene, der, ſ. Hille.
Unverzagte, der, II 10. 11.
Unzer, J. Auguſt, V 8.
Unzer, Joh. Charlotte, (geb. Ziegler), IV 48. V 8.
Unzer, J. Chriſtoph, V 8.
Unzer, L. A., V 8 ff. vgl. IV 248. Freigeiſt V 265 f.
Urbanus Regius II 427.
Urlſperger IV 32.
Uſteri, Joh. Mart., Maler u. Idyllend. V 75. 643.
Uz IV 23. 80. 109. 112. Horazianer IV 203 f. von Wieland angefeindet IV 197 f. 205. und den Schweizern IV 206. deſſen Theodicee IV 39. Lieder und Oden IV 129. 200. 204.

U.

Ueberſchrift = Epigramm III 318.
Ueberſetzungen, erſte Grundlage dazu III 224 f. Charakter derſ. im 16. u. 17. Jahrh. III 172. Ueberſ. griech. Dramen ins Deutſche III 80. fremder Dram. im 18. Jahrh. IV 381. in neuerer Zeit und Einfluß derſ. auf die Geſtaltung der Lit. V 622 f.
Ufenbach III 550. IV 361.
Uhland V 575. 678. 681. vgl. I 188. hiſtor. Schauſpield. V 693.
Uhlich, Gottfr. Adam, Schauſpieler und Luſtſpield. IV 369. 373. 374.
Ulenberg, Kasp., geiſtlicher Dichter III 47.
Ulfilas I 59. 76. 80 f.
Ulrich von Eſchenbach I 272. deſſen Alexander, charakteriſirt II 61.
Ulrich von Lichtenſtein I 339 ff. II 12. 37. Frauendienſt I 340 f. Frauenbuch (der Itwitz) I 342. angegriffen von Zweter II 18.
Ulrich von Singenberg, Walther's v. der Vogelweide Schüler I 333.

V.

Vagabund des 16. Jahrh. III 381.
Valentin und Namelos, Roman, niederdeutſch, II 90. 108 f. überſ. II 255.
Valerius Maximus ed. Mai I 271. überſetzt II 159.
Vanhall IV 389.
Variscus, Joh. Olorinus, ſ. Sommer.
Varnhagen von Enſe, Romantiker V 573.
Vega, ſ. Lope.
Vehe, Michael, Geſangbuch III 46.
Veit Weber's Lieder II 204.
Velde, Helene v., III 289.
Velde, van der, V 696.
Veldeke, Heinrich von, I 274. 322. 383. deſſen Aeneide (Eneit) I 105. Charakteriſtik, Vergleichung mit der Virgiliſchen u. Beurtheilung des poet. Werthes I 290 ff. moderniſirt das Antike III 163. irrthümlich für den Ueberarbeiter des Herzog Ernſt gehalten I 225. S. Reimkunſt.

Digitized by Google

Welser, Michael, Ueberſ. der Reiſen Mandeville's II 248.
Weltheimſche Schauſpielergeſellſchaft III 460. 474. 475.
Welthem, deſſen spiegel historiael II 68.
Vers, der urſprüngliche, epiſch I 83. Uebrigens ſ. Metrum.
Vespaſius, ändert profane Lieder in geiſtliche um III 30.
Victor, Hugo von St., ſ. Hugo v. St. Victor.
Vida, Hieron., III 233.
Viecke, Fr., ſchleſ. Dichter III 250.
Vielgekrönte, der, ſ. Werder.
Vilkinaſage I 29. 102. II 48. 49. 245.
Villani I 60. V 402.
Villaume, Kinderſchriftſt. V 352.
Vintler, Hans, deſſ. Buch der Tugend II 387 ff.
Vintler, Konrad, II 221.
Viſchering, Droſte Freiherr von, V 309 f.
Viſion III 372 f.
Vitae patrum II 275.
Vogel, Jak., Schauſpieldicht. III 85. 103. 118 f. 138. 269. 270. Gelegenheitsd. III 213.
Vogel, Joh., Pſalmendichter III 338. geiſtl. Dichter III 307. deſſ. allegor. Kupferſtiche III 300.
Vogel, Pfarrer, J. Paul's Freund V 227.
Vogel, Wilh., Dramat. V 688.
Vogler, Pſalmenüberſ. III 43.
Vohburg, Stephan, II 233.
Voigt, Valentin, Fabeld. III 51.
Voigtländer, Hoftrompeter u. Dichter III 249.
Völkerwanderung, Wirkung derſ. auf den hiſtor. Volksgeſang I 40 ff. 133.
Volkmar III 529.
Volksbücher, II 329 ff. aus Reiſen und Chroniken gemacht II 248 ff. Kinderſchriften V 350 ff.
Volksdichtung in latein. Bearbeit. und in den Händen der Geiſtlichen I 91 ff. Veränderungen in derſ. I 222 ff. durch den 30jährigen Krieg befördert III 198. S. Volksgeſang. Volkslied.
Volksepos, deutſches, deſſen Eigenthümlichkeiten I 108. 113 ff. II 48. deutſches und griechiſches, deſſ. Verſchiedenheit I 111 f. S. Franzöſiſches.
Volksgeſang, hiſtoriſcher, Wirkungen der Völkerwanderung auf denſ. I 40 ff. II 292. S. Volksdichtung. Volkslied.
Volkslied, hiſtoriſches II 177 ff. hiſtor. im 17. Jahrh. III 308 ff. mit nachhallenden Schallworten II 324. poet. Element in denſ. II 322 ff. Verbreitung derſ. II 313. über den Werth derſ. II 326. untergeordnete II 321 f. der ſpätern Zeit II 327 f. über die Sammlungen derſ. ebend. in kirchliche verwandelt III 16.
Volksmuſik II 315. 327 f.
Volksnarr, ſ. Narr.
Volksſchauſpiel III 80 ff. 425.
Volkmar III 529.
Voltaire IV 308.
Vondel, Joſt van der, III 178. 223. deſſ. Schauſpiele überſ. III 438.
Vortiger und Hengiſt, Sage von denſ. I 246.
Voß, J. H., Jugendgeſchichte u. Entwickelung V 60 f. perſönl. Charakter V 67 f. Streben ebend. körperlicher Zuſtand V 68. Glaube V 69. Sprache V 61. mit Hebel vgl. V 72 f. Verdienſte um Form und Versbau V 64. Lyrik V 65 f. II 310. Verbindung mit Componiſten V 65 f. Idyllendichter V 53. 69 f. plattdeutſche Idyllen V 74. vgl. IV 17. Ueberſetzung des Homer und Verdienſt derſelb. V 56 f. des Ariſtophanes und latein. Dichter V 631. Vergl. noch V 25 f. 29.
Voß, Julius von, V 585. 690 f.
Vriberg, Joh. von, I 145.
Vulpius, Romanſchr. V 357.

W.

Wächter, L., ſ. Weber, Veit.
Wächterlieder I 294 f.
Wackenroder V 595. Romantik. V 573.
Wagner, Heinr. Leop., Schauſp. IV 580. Göthe's Anhänger und Schüler IV 514. 516. deſſ. Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſ. IV 529.
Wagner, Ad., Ueberſ. V 620.
Wahrſagebücher II 281.
Wahrſagekalender II 281.
Waidſprüche II 322 ff.
Walch III 7.
Waldis, Burkard, Stand u. Schickſale III 51 f. Fabeld. III 51 ff. 121. Umarbeiter des Theuerdank II 235. 236. Kirchenliederd. III 27. Pſalmenüberſ. III 43 f. Ueberſ. lat. Schauſp. III 87.

Walisische Poesie I 243 ff.
Walram v. Gresten I 321.
Wälsche Gast, s. Gast.
Waltharius (Walther von Aquitanien) II 104. III 77. latein. ep. Gedichte von ihm I 98 ff. 180.
Walther v. Castiglione I 272. II 61.
Walther, Liedercomponist III 18.
Walther, Markgr., Volksbuch II 254.
Walther v. Metz II 12.
Walther v. Prisach II 12.
Walther v. Rheinau, Marienleben I 527. Anm.
Walther v. d. Vogelweide, Charakter. I 329 ff. 454. II 15. 30. dessen Leich I 528 f. Vorbild Zweter's II 18 f. u. der Gnomiker überhaupt II 30. mit Flemming zusammengestellt III 238. 239.
Wangenheim, v., III 506.
Wangenheim V 575.
Wappenbeschreibungen, poetische, II 186. 206.
Wartburgkrieg II 31. 35 ff.
Waser IV 54. dessen Briefe IV 247.
Weber, Georg Heinrich, (Hyphantes), dessen christl. Kreuzträger III 429. vgl. III 275.
Weber, s. Veit.
Weber, Veit, (Leonhard Wächter), Romanschr. V 357. 584.
Weberlieder II 324.
Weberschlacht, Beschreibung ders. II 198.
Wechseltritt III 354.
Weckherlin, Georg Rud., III 162 ff. vgl. III 160. dessen Sprache, Rhythmus und Metrum III 163 f. Psalmenparaphr. III 48. 49. Epigrammat. III 317.
Weckhrlin, W. Ludw., V 137 ff.
Wegkürzer, der, Fortsetzung des Rollwagens III 71. 122.
Wehrs V 26.
Weiber, s. Frau. Mann.
Weichmann, Gottsched's Anhänger V 50. dessen Poesie der Niedersachsen III 545.
Weidner, Leonhard, Fortsetzer von Zinkgreff's Apophthegmen III 72. nimmt Manches von Claus Narr auf II 343.
Weigel, Val., III 349.
Weihnachtsfeste II 367.
Weimar, Hauptsitz deutscher Bildung im 17. Jahrh. III 179. Weimar (und Jena) Mittelpunkt des literar. Lebens Deutschlands Ende des 18. Jahrh. V 571 f. vgl. IV 539 ff. Theater das. in der Mitte des 18 Jahrh. IV 378. unter Göthe V 557 ff.
Weinlied II 316 ff. 324.
Weinschwelg I 315 f. II 317.
Weinsheim, Stanislaus Minck v., s. Winkelmann, Joh. Just.
Weise, Christian, Romanschr., charakt. III 413 ff. 478. Lustspield., charakt. III 477 ff. vgl. III 424. Prosodiker III 235. geistl. Dichter III 477. Lyriker III 478. Kritiker, Polemiker u. Theoretiker III 486. Ansicht über die Poesie III 487 ff. über Lustspiel und bibl. Stücke, wo Jesus und Satan auf die Bühne kommt III 480. Lebensphilosophie III 414 ff. Urtheil der Zeitgenossen über ihn III 488. —
Werke: Ueberflüssige Gedanken III 478. nothwendige Gedanken ebend. Galatee, Sieg- und Satyrspiel III 481. Stück vom dreifachen Glück ebend. beschützte Unschuld ebend. triumphirende Keuschheit ebend. Possenspiele III 482. bäurischer Macchiavellus ebend. drei Hauptverderber III 414. drei klügsten Leute der Welt ebend. drei Erznarren ebend. politischer Näscher ebend. f.
Weisflog, Romanschr. V 684.
Weisianer III 489 ff.
Weiskern, Lustspield. IV 369. dessen Burlesken u. Hanswurstiaden IV 385.
Weiß, Mich., Liederd. und Uebersetzer III 28. und Componist III 18. geistl. Epigramm. III 323. Bibelreimerei III 36.
Weiße, Christian Felix, Schauspield. IV 374 f. letzter Vertreter des franz. Geschmackes IV 383. in den Xenien angegriffen V 454. Trauerspiele IV 375 ff. Opern und Vaudeville IV 377. Beiträge zum Theater IV 375. scherzhafte Lieder IV 200. Amazonenlieder IV 212. 218. Kinderschriften V 351. Kinderfreund IV 378.
Weißenthurn, Frau v., Dramat. V 688.
Weißer Ritter II 255.
Weißkunig II 236.
Welt, kluge und närrische, Roman III 417.
Weltliteratur V 577 f.
Wend III 502.
Wenzel, J. Christoph, Gelegenheitsd. III 492. Schauspield. III 462.
Werder, Dietr. von dem, (der Vielgekrönte), Mitglied des Palmordens III 183. 239. Dichter und Uebersetzer III 188. vgl. III 232. 267. 286. 392. 406. Romanschr. III 398.

Werdomar = Boie V 26.
Werner, s. Themar.
Werner, Georg, III 255. Uebersetzer III 148.
Werner, Zachar., Charakterist. und Leben V 595 ff. 607. Uebertritt zum Katholicismus V 598. Dramatiker V 668 ff. vgl. V 586. 589. 623. Romantiker V 573. dessen dram. Versuche V 654. Söhne des Thals, Drama, V 669. andere Dramen ebend.
Wernher, Bruder, vom Niederrhein I 201. 220.
Wernher, Bruder, der Oesterreicher, II 20.
Wernher der Gartenäre, dessen Maier Helmprecht II 179 f.
Wernher, Pfaffe, von Tegernsee, Leben der Maria I 200 f.
Wernicke, Christian, Charakterist. III 533 ff. vgl. IV 61. persönl. Charakt. III 537. Gegner Lohenstein's u. Hoffmanswaldau's III 535 f. Anhänger Boileau's und der franz. Literatur III 536. vgl. III 506. dessen Satire Hans Sachs III 535. Vergleich mit Logau III 538 f. Epigramme III 536 f. erste Ausgabe derf. III 533. Schäfergedicht III 536.
Werthes, Fr. A. Clem., Uebers. V 12.
Wessobrunner Gebet I 69. 86.
West, s. Schreyvogel.
Westenrieder IV 578.
Westohn, Hildegunde v., hochdeutsch dichtende Holländerin III 289.
Weston, engl. Dichterin III 290.
Westphal, G. H. F., IV 267.
Westphalen, Fabeld. IV 107.
Wetterbücher und Wetterkalender II 281.
Wetzel, Hymnopöographie und Analekten III 7.
Wetzel, Karl Friedr., Lyriker V 678. dessen Jeanne d'Arc V 694.
Wezel, Joh. Karl, Tragiker, Lustspield. und Romanschr. V 202. vgl. IV 424. V 164. dessen Tobias Knaut V 202. ff. Charakterist. V 204. Lustspieldicher V 204. Belphegor V 204. Kakerlak V 205. Wickham IV 577.
Wezell, Schauspieler und Komödiend. III 483.
Wichgrev, Uebers. III 89. dess. Cornelius relegatus III 97.
Wickgram, Peter, II 344.
Wickram, Georg, Satiriker III 121 f. Schauspield. III 92. Romanschr. III 123. dessen Rollwagen III 122. vgl. II 350. Ueberarbeiter von Murner's Narrenbeschwörung III 122. Bearbeit. der ovidischen Metamorph. Albrecht's von Halberstadt III 122. dess. Tobias, Schausp. III 99.
Widmann, dessen Geschichte des Peter Leu von Hall II 335 ff.
Wieben, Peter, Lied von demselben II 297.
Wiedemanns poet. Gefangenschaften III 452.
Wieland, Christoph Martin, Jugendgesch. und Entwickelung IV 193 ff. 292. zur Lebensgesch. IV 273. 300. 312 f. franz. Bildung IV 305. phil., histor. und philos. Studien IV 305 f. Beschäftigung mit Rousseau IV 306. Stellung zu dems. und zu Voltaire ebend. ff. moral. Lebenswandel IV 286. 287. Widerspruch seines Lebens mit seinen Schriften IV 288. Lebenszweck IV 291. Religionsansichten V 329. 332 ff. Antipapismus V 333. politische Ansichten IV 8. religiöse Richtung IV 196 f. verläßt dieselbe IV 270 ff. Uebergang zur Lebensphilosophie IV 273 ff. vergl. IV 83. 86. Uebergang zum Materialism. und zur Toleranz IV 284 ff. wird von allen Seiten angegriffen IV 285 f. seine Haltung zur Zeit der französ. Revolution V 386. seine Tendenz IV 289. 299. Lebensweisheit und Moral IV 300. 301 f. Gegensatz zu Klopstock IV 294 ff. 301. mit Klinger vgl. V 3. mit Ariost I 435. greift mit Bodmer Uz und Cronegk an IV 205. ist Hagedorns Lobredner IV 42. Verhältniß zu Alxinger, Blumauer und Fr. A. Müller in Wien V 21. zu Meißner V 22. greift die Xenien an V 458. wird von Göthe wegen seiner Uebers. des Shaksp. verspottet, s. Göthe. verspottet Gottsched IV 162. seine Principlosigkeit u. Passivität IV 301 f. Kosmopolitism. V 376. geringeschätzt I 120. Uebrigens s. Bodmer. Lavater. Wieland's poet. Werth IV 290. 297. Dichter der Liebe IV 290 f. Verdienst um deutsche Bildung IV 318 f. als Uebers. V 631. als Satiriker III 408. seine Schule V 3 ff. — Mittelalterliches Element seiner Dichtungen IV 305 f. vgl. IV 12. lasciver Charakter seiner Schriften IV 286 ff. seine Romane III 417. mit Jean Paul's Rom. vergl. V 221. Opern IV 378. Ritterdichtung IV 313. Schauspiele ebend. naturphilos. Schriften IV 39.

Werke: Abderiten IV 317. geprüfter Abraham IV 197. Agathodämon V 336. Agathon IV 278 ff. Alceste IV 313. neuer Amadis IV 284. Antiovid IV 196. Antworten und Gegenfragen V 332. Araspes und Panthea IV 272. Apristipp V 358. Briefe von Verstorbenen IV 196. Clementine und Porreta IV 272. Cyrus ebend. Diogenes IV 283. Don Sylvio IV 275. V 169. Dunsiade IV 162. Empfindungen eines Christen IV 197. moralische Erzählungen IV 196. scherzhafte Erzählungen IV 276. Frühling IV 196. Gandelin IV 314. Geron IV 313. Göttergespräche V 334. goldener Spiegel IV 310. Johanna Gray IV 272. Idris IV 280 f. Klelia und Sinnibald IV 314. Lucian, Uebers. V 333 f. Mercur, Zeitschrift IV 213. 527 f. Musarion IV 281 f. 414. Nadine IV 276. Oberon IV 305. 314 f. Peregrinus Proteus V 335. Pervonte IV 314. Rosamunde IV 313. Shakspeare, Uebers. IV 273. 381. Sommermährchen IV 314. Sympathieen IV 197. Theages IV 275. Unterredungen mit dem Pfarrer von ** V 286. 290. Ueber den freien Gebrauch der Vernunft V 333. Vogelsang IV 314. Wahl des Herkules IV 313. Wasserkufe IV 313 f. Wintermährchen IV 314. projectirtes Werk über die sokratische Schule IV 305.

Wieland, Joh. Sebald, dessen Held aus Mitternacht III 247.

Wien, Zustand der Literatur Ende des 18. Jahrh. IV 389 ff. in neuester Zeit V 574. Zustand der Musik im 18. Jahrh. IV 389. Bühne das. Mitte des 18. Jahrh. IV 384 ff. gegen Ende des 18. Jahrh. V 535. in neuester Zeit V 689. Posse das. III 476.

Wiener Magazin der Literat. u. Kunst V 385.

Wigalois, deutscher und englischer I 397. in Prosa II 255. Uebrigens s. Wirnt.

Wigamur I 488.

Wild, Seb., Schauspield. III 111.

Wilhelm IV., Herzog v. Sachsen-Weimar (der Schmackhafte) III 183.

Wilhem, Josua, dess. Andachten III 279.

Wilhelm Malmesbury I 32.

Wilhelm v. Montfort, Abt, dessen Lieder II 21.

Wilhelm v. Nassau, dessen Supplication der Pferde an Apollo III 126.

Wilhelm v. der Normandie I 509.

Wilhelm's, Herzogs von Oesterreich, Abenteuer bei seiner Werb. um Hedwig II 254 f.

Wilhelm, Herz. v. Oester., Gedicht, II 107. 255.

Wilhelm v. Orleans, Roman, II 256.

Wilkens, Jurist IV 42.

Wilkow, Christoph., III 255.

Will, Gottschedianer IV 50.

Willam's Fortsetzung des Reinaert II 411 ff.

Willamov, J. Gottfr., Charakterist. IV 222. Fabeldicht. IV 107. russische Kriegslieder IV 218.

Willebrant, geistlicher Hymnendicht. III 347.

Willeram I 121.

Willmar, s. Gensicken.

Wilmsen IV 166.

Wimmer III 7.

Wimpfeling II 393. 408. 419.

Winancko V 25.

Windischgrätz, Gottl. v., III 188. 304.

Winckelmann, Joach. W., Charakterist. IV 427 f. Lebensgesch. IV 429 f. Uebertritt zum Katholicism. IV 430 f. Schwärmerei f. Freundschaft IV 431 f. Verhältniß zu Lessing IV 433. 434. vgl. IV 353. Franzosenhaß IV 433. Grundsätze in Bezug auf Malerei IV 434. Urtheil über verschiedene Malerwerke IV 435. über alte Kunst IV 353. Verachtung des gothisch. Styls. ebend. Hauptwerke IV 435. Wirkungen dess. ebend. f. Einfluß seiner Kunstgeschichte auf den Stand der Künste IV 413. — Von Göthe charakt. IV 432.

Winkelmann, Joh. Just., (Stanislaus Minck von Weinsheim), dessen Proteus, Poetik III 490.

Winkelstein, österreichischer Dichter III 249.

Winkler, Paul v., Sprichwörters. III 71. dess. Edelmann, Roman III 384.

Winkler (Theod. Hell) V 359. 574.

Winnenberg, Philipp v., christliche Reiterlieder III 22 f.

Winsbeke, Gedicht, charakterisirt I 402 f. 470.

Winsheim, Veit Ortel v., III 60.

Winterstetten, Konr. v., I 488.

Winterstetten, Ulrich v., I 329.

Wippo, Kanzler I 105 f.

Wirnt v. Gravenberg, Charakterist. I 381 ff. 398. 400 ff. 405 f. dichter. Werth I 384 f. dessen Wigalois I 397 ff. analysirt I 399.

Wissenschaft und Kunst unter den

fränk. Kaisern, nur Geistl. in Besitz derſ. I 116 f. S. Dichtung.
Withof, didakt. Dichter IV 39.
Wittel, Joh. v. Erfurt, geistl. Schauspielb. III 89. 90.
Wittenberg, Sitz der Poesie im 17. Jahrh. III 250.
Wituchind I 98.
Witzel, Ueberſ. latein. Oden III 46.
Witzleben, v., (A. v. Tromlitz), Romant. V 574. Novelliſt V 697.
Witzſtädt, Liederd. III 35.
Wizlau II 32.
Wochenſchriften, gelehrte IV 21 ff.
Wohlgerathene, der, ſ. Auguſt.
Wolckenſtein, Ueberſ. III 92.
Wolf, Liederd. IV 32.
Wolf, P. A., Schauſpieler V 559.
Wolf, der, in den Thierſagen I 138 ff.
Wolfdietrich II 96 ff. und Saben II 99.
Wolfhart, Schauſpielb. III 89.
Wolfram von Eſchenbach I 406 ff. Charakteriſt. I 435 ff. vergl. I 293. mit Jean Paul vgl. I 436. ſein Anflug von Humor III 167. Vorbild Reinbot's von Dorn I 517. Wolfram's Anſehen und Einfluß auf die Poeſie des 14. und 15. Jahrh. II 16. deſſ. Schule II 11 ff. 16 ff. Polemik derſ. II 29 f. 34. Wolfram'ſche Strophe II 51. — Sein Parzival, über die Quellen deſſelben I 407. 409. charakteriſirt I 418. 423 ff. vergl. I 176. 255. 256. 257. II 49. 50. Trefflichkeit des Plans und Größe der Ideen I 418 ff. Analyſe I 420 ff. Verhältniß zu Lamprecht's Alexander und Vergleich mit Dante's Hölle I 425 ff. vgl. I 289. Vergleichung mit Gottfried's Triſtan, ſ. Triſtan. erweitert und ergänzt II 65. nicht in Proſa bearbeitet im 14. Jahrh. II 251. gedruckt II 251. — Sein Titurel I 429 ff. II 49. 50. 57. Trefflichkeit deſſ. I 430 f. Charakteriſt. I 431. Annäherung a. d. Styl der Gudrun I 373. gedruckt II 251 f. Anſehen deſſelb. im 15. Jahrh. II 16. 17. — Sein Willehalm, Charakteriſt. I 432 ff. vgl. I 423. 438.
Wolfsklagen II 394.
Wolgemuth, Huldrich, deſſ. neuer Aeſop III 70.
Wolkenſtein, Oswald v., oder der Wolkenſteiner, ſ. Oswald.
Woltereck, Chriſtoph, III 542.
Woltmann, Geſchichtſchr. V 368.
Wolzogen, Frau v., V 571.
Wortſpiel III 324.
Wulfer, geiſtl. Dichter III 306.
Wunderer, ſ. Etzel's Hofhalt.
Würtemberg, Zuſtand deſſelben in literarhiſtor. Hinſicht im 18. Jahrh. IV 185.
Wyle, Niclas v., II 241. 258 ff. eigene Werke II 259. Ueberſ. des Aeneas Sylvius ebend. II 238. 262. des Lucian II 383.
Wyß IV 53.

X.

Xenien, ſ. unter Schiller.
Xyſtus Betulejus, ſ. Birken, Sixtus v.

Y.

Yair, proſ. Bearbeitung des trojan. Kriegs II 246.
Yorick, ſ. Sterne.
Young IV 132. 136. deſſen Einfluß auf Klopſtock und deſſen Schule IV 183 f. Gedanken über Originalität und Nachahmung IV 418 f.

Z.

Zachariä, Fr. W., Fabeld. u. Verfaſſer kom. Epopöen IV 108 ff. nur Nachahmer IV 112 f. vergl. IV 74. 76. 78. 107. ſeine Fabeln in Waldis' Manier und mit dieſen vgl. III 56. deſſ. Phaethon IV 109 f. Verwandlungen IV 111. Lagoſiade ebend. Schnupftuch ebend. ſ. Renommiſt ebend. Schöpfung der Hölle IV 158.
Zahlhaas, deſſen Karl von Bourbon V 694.
Zatzichoven, ſ. Ulrich.
Zaupſer IV 578.
Zedlitz, Joh. Chriſtian v., Nachbildner ſpan. Dramen V 689. Stücke v. ihm ebend.
Zeidler, Pasquillant III 408. Schauſpielb. III 462.
Zeitſchriften, ſ. Journale.
Zell III 550.
Zell, Katharina, deren Geſangbuch III 22.
Zellweger IV 52. 54.
Zeno und Theophilus, Legende II 109.
Zerclar, ſ. Thomaſin.
Zeſen, Philipp v., (Cäſius, Ritterhold von Blauen III 284.), Schauſpielb. III 282 ff. 424. Charakter III 285. Puriſt III 283. 286. Grammatiker III 283. Romanſchr. III 285. Proſodiker III 234. Romanüberſ. III 398. ſtiftet mit Peterſen und v. Liebenau

die deutschgesinnte Genossenschaft III 283. angeregt durch Flemming II 200. angefeindet vom Harsdörfer, von Rist verleumdet III 284 ff. 428. orthogr. und etymologische Eigenheiten und Spielereien III 286. Deutschthümelei III 287. Vertheidiger der Frauenschriftstellerei III 291. von den Frauen besond. geschätzt III 289. dichtet auch holländisch III 179. Schreibart III 399 f. — Menge seiner Werke III 287. Gedichte III 287 f. geistl. Gedichte III 289. gekreuzigte Liebesflammen III 289. Romane, adriatische Rosamunde, Assenat, Simson, letzter Wille der Erzväter III 399.
Zernitz, didakt. Dichter IV 39.
Ziegler, Kaspar, Madrigalend. III 322. geistl. Elegieen III 322. 347. geistl. Hymnen eb end. erotische Briefe III 452. Ansicht über Purismus III 192. Uebers. III 273. 274. Nachahmer Hoffmannswaldau's III 452. vgl. III 507.
Ziegler u. Klipphausen, Heinr. Anselm v., dessen asiat. Banise, Roman III 404. Nachahmer Hoffmannswaldau's III 452.
Ziegler, Charlotte v., geb. Romanus IV 48.
Ziely, Wilh., Uebers. II 255.
Zimmermann, Daniel, Liederd. III 278. Psalmenübers. III 338. dessen Schreibart III 545. vgl. IV 42.
Zimmermann, Joh. Georg, IV 374. 536. V 386.
Zimmermann, Jos. Ign., Schauspielschr. IV 577.
Zinkgref, Jul. Wilh., Apophthegm. III 71 f. vergl. II 343. Liederd. III 159. 160. schließt sich an Opitz an III 218. vgl. III 299.
Zinzendorf, Gr. v., Liederd. IV 32.
Zopf, Schauspield. III 462.
Zschokke, Heinr., V 673. dess. Dramen V 674. Romantiker V 696.
Zürich, Sitz der Poesie in der Schweiz im 13. Jahrhundert II 22. Hauptort schweizerischer Bildung im 18. Jahrh. IV 52 f.
Zwerge, s. Riesen.
Zweter, s. Reimar.
Zwickau und Umgegend, Pflanzschule des deutschen Schauspiels III 87 f.
Zyel, Schauspielschr. III 100.

Bei C. F. Dörffling in Leipzig ist erschienen:

Geschichte des Preußischen Staates

vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft

von

J. C. F. Manso.

Dritte verbesserte Auflage.

3 Bände. gr. 8. 1840. geh. 4 Thlr.

Bekanntlich ist diese Schilderung der wichtigsten Epoche der neueren Geschichte Preußens das vorzüglichste unter Manso's historischen Werken, sowohl durch die große historische Treue und die Freimüthigkeit, mit welcher diese behauptet ist, als durch die herrliche Darstellung, die es zu einem der vortrefflichsten Muster deutscher Geschichtschreibung macht. Verdient es schon als solches besonders allen jungen Leuten, die eine wissenschaftliche Bildung erlangen sollen, in die Hände gegeben zu werden, so dürfte das Studium desselben für diejenigen unter ihnen, welche sich dem Staatsdienste widmen wollen, noch besonders deshalb höchst wünschenswerth sein, weil gewiß keine Schrift so viel beigetragen hat und ferner beitragen kann, das Unglück, welches Preußen in der geschilderten Zeit traf, fruchtbar für die Folgezeit fortwirken zu machen, wie diese, worin die begangenen Fehler streng geprüft und der Rath und die Warnungen, welche darin liegen, klar hervorgehoben sind.

Außer der Treue, Freimüthigkeit und schönen Darstellung giebt noch das dem Werke ein besonderes Interesse, daß die Zeit, welche es schildert, gerade in dem Geiste, welcher in ihr herrschte, und von einem Zeitgenossen, der ganz von diesem Geiste, im bessern Sinne, durchdrungen war, dargestellt wird, und es daher nicht bloß den Werth einer guten Schrift über jene Zeit, sondern auch den eines Erzeugnisses derselben, in welchem sich der Zeitgeist in reinster Form und höherer Potenz selbst ausspricht, also den Werth einer Geschichtsquelle, eines Monuments hat.

Dante Alighieri's göttliche Komödie, in's Deutsche übertragen und historisch, ästhetisch und vornehmlich theologisch erläutert von Karl Graul. Erster Theil: Die Hölle. gr. 8. 1843. geh. 2 Thlr.

Daß eine neue Erklärung der göttlichen Komödie noch nichts Ueberflüssiges sei, obgleich wir deren schon vier besitzen, weiß Jeder, der die eigenthümlichen Schwierigkeiten dieser Arbeit kennt, die es am Ende nie zu einer vollkommenen Erreichung des vorliegenden Zieles kommen lassen, und der bedenkt, daß die göttliche Komödie, weil auf dem Buche der Bücher ruhend, gerade so wie die Bibel ihren tiefern Sinn nur dem erschließt, der, wie Dante sagt, von dem Brote der Engel gekostet, oder, wie das Wort Gottes sich ausdrückt, die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt hat, und daß mithin alle Gelehrsamkeit und aller poetische Sinn es allein nicht machen können, indem sie an der Schale der göttlichen Komödie hangen bleiben und auch die gründlich zu durchdringen und zu würdigen schwerlich im Stande sein möchten, da ja das Wort Goethe's:

„Natur ist weder Kern noch Schale", von jedem wahrhaften Kunstwerke auch gilt.

Dante ist ein poetisch-prophetischer Vorläufer der Reformation; sein Werk, das wesentlich ein Werk der Weissagung ist, kann daher nur vom Standpunkte der Erfüllung aus gehörig verstanden und gewürdigt werden. So liegt es klar am Tage, daß, wer es einigermaßen genügend erklären und beleuchten will, im Worte Gottes und in den Bekenntnißschriften unserer protestantischen Kirche wurzeln muß. Einen solchen Erklärer hat Dante bis jetzt noch nicht gefunden.

Bei der Uebersetzung hat der Verfasser vornehmlich auf zwei Stücke geachtet: das eine, daß seine Uebersetzung bei aller geistigen Treue doch so viel als möglich den Eindruck eines Originals machen möchte; das andere, daß dieses Streben ihn nicht etwa verleiten möchte, es den Leuten mundrecht zu machen durch Modernisirung des Inhalts oder der Form.

Hammerschläge in Dreizeilern, von Karl Graul. 8. 1843. geh. 5 Ngr.

„Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" Jerem. 23, 29.

Diese Gedichte wollen die Alles-auflösende Richtung der Zeit gegen die Kirche, vornehmlich aber das schlaffe, kranke Wesen in der Kirche selbst, so viel an ihnen ist, bekämpfen helfen. Denjenigen, die den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche aufrichtig beklagen, werden diese evangelischen Straf-, Zeugen- und Mahnstimmen hoffentlich nicht unwillkommen sein.

Bei Ferd. Hirt in Breslau ist erschienen:

Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

Dr. G. E. Guhrauer.

2 Thle. Mit dem Bildnisse und einem Frausimile von Leibnitz. 8. Brosch. 4 Thlr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

93
71 486 AA A30

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00494 0378

Digitized by Google